5.11.
V 199

BIBLIOTECA NAZIONALE VITT. EMANUELE ROMA
1
4 -G
23

Digitized by Google

4/734 bis

Vorleſungen

über

die alte Geſchichte.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Vorleſungen

über

die alte Geſchichte

von

Friedrich von Raumer.

In zwei Bänden.

Zweite umgearbeitete Auflage.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1847.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Zweiundzwanzigſte Vorleſung.
Von dem Ende des peloponneſiſchen Krieges, bis auf den Frieden des Antaleidas 1

Dreiundzwanzigſte Vorleſung.
Vom Frieden des Antalcidas bis auf den Tod des Epaminondas 38

Vierundzwanzigſte Vorleſung.
Vom Tode des Epaminondas bis zum Tode Philipps von Macedonien 68

Fünfundzwanzigſte Vorleſung.
Geſchichte Siciliens, von der Niederlage der Athener bis auf den Tod des Timoleon 101

Sechsundzwanzigſte Vorleſung.
Die Finanzen und der Handel 133

Siebenundzwanzigſte Vorleſung.
Die Literatur 161

Achtundzwanzigſte Vorleſung.
Die Religion und die Kunſt 201

Neunundzwanzigſte Vorleſung.
Die Philoſophen bis auf Ariſtoteles 228

Dreißigſte Vorleſung.
Die Philoſophie von Ariſtoteles bis zu den Neuplatonikern 288

Seite

Einunddreißigſte Vorleſung.
Die Geſchichte der Perſer, von der Schlacht bei Kunaxa bis auf Darius Kodomannus 322

Zweiunddreißigſte Vorleſung.
Geſchichte Alexanders bis auf die Schlacht bei Arbela 332

Dreiunddreißigſte Vorleſung.
Von der Schlacht bei Arbela bis auf den Tod Alexanders 369

Vierunddreißigſte Vorleſung.
Vom Tode Alexanders bis auf den Tod des Eumenes 408

Fünfunddreißigſte Vorleſung.
Vom Tode des Eumenes bis auf den Tod aller unmittelbaren Nachfolger Alexanders 444

Erſte Beilage.
Randgloſſen zum Euripides 472

Zweite Beilage.
Zur Geſchichte des weiblichen Geſchlechts bei den alten Völkern 546

Zweiundzwanzigste Vorlesung.

Von dem Ende des peloponneſiſchen Krieges, bis auf den Frieden des Antalcidas.

Es iſt eine in der Weltgeſchichte unzählige Male wiederkehrende Erſcheinung daß den Siegern übertriebenes Lob geſpendet wird, während man die Beſiegten, zur Vermehrung ihrer Leiden, mit Vorwürfen überhäuft. Nicht blos Fremde, ſondern viele der eigenen Mitbürger (und unter ihnen höchſt ausgezeichnete Männer) ſchmähten beim unglücklichen Ausgange des peloponneſiſchen Krieges auf Athen, und verzweifelten an Vaterland und Volk; während ſie Sparta als einen Muſterſtaat erhoben und ſich ſelbſt nach deſſen Einrichtungen ſehnten[1]. Dieſe, von der Nachwelt meiſt wiederholten Urtheile, machen eine Prüfung derſelben keineswegs überflüſſig; vielmehr ſteigern ſich die Bedenken

1 Ganz anders Euripides; er läßt Andromache (444) ausrufen:
Weh euch, ihr aller Sterblichen verhaßteſte
Bewohner Lacedämons, falſchen Rathes voll,
Der Lügen Meiſter, Mißgeſchick erſinnende,
Geſchmeidige, unwahrhafte, doppelzüngige
Unholde! Fälſchlich ehret euch das Griechenvolk.
Denn weſſen ſeyd ihr rein? Befleckt nicht Mord auf Mord,
Nicht ſchändlicher Gewinn euch? Sprach nicht anders ſtets
Die Zung' und anders dachte das Verrätherherz?

und Einreden welche wir ſchon bei der Darſtellung der urſprünglichen Verfaſſung von Sparta erhuben, nach Betrachtung ihrer weiteren Entwickelung, und der eingetretenen Thatſachen.

Zuförderſt hat man es außerordentlich geprieſen daß Lykurgus ſeine Einrichtungen für alle Zeiten getroffen habe, und daß ſie wirklich durch Jahrhunderte unverändert erhalten worden. Hat Lykurgus wirklich jene Abſicht gehabt, ſo muß man ſie einſeitig und irrig nennen; denn die höchſte Aufgabe des Geſetzgebers iſt: die geſetzliche Möglichkeit nothwendiger Veränderungen zu begründen und keineswegs nach umgeſtalteten Verhältniſſen unpaſſend Gewordenes zu verewigen. In Kleinigkeiten (z. B. wenn man von Staatswegen vorſchreibt wie viel Saiten eine Leyer haben ſoll [1]) wird ſolch ein Hyperconſervatismus, ſolch Beharren kindiſch und lächerlich; in großen und wichtigen Beziehungen aber gefährlich und ſinnlos. Ueberhaupt iſt Unveränderlichkeit, Ruhe und Dauer nicht das höchſte Lob, und die Zeit nicht Maß und Beweis der Wahrheit und Vortrefflichkeit. Das Trefflichſte und Schönſte hat oft nur kurze, das Schlechte und Geſchmackloſe hingegen lange Dauer. Sobald jener Aberglaube an die unbedingte Vortrefflichkeit einmal Wurzel gefaßt hat, iſt von beſonnenem Beſſermachen gar nicht mehr die Rede, und die Bezugnahme auf irgend ein Geſetz gilt für den rechten Brunnquell des Lebens, während es ſich oft ſchon längſt in eine Zauberformel für bloßes Verſteinern verwandelt hat, oder in einen bloßen Vorwand Unterdrückte zu tyranniſiren.

Zuletzt ſind aber die Verhältniſſe immer ſtärker, als künſtliche Grundſätze; und wo man es verſäumt die geſelligen Einrichtungen in förmlichem Wege zu erziehen und das Staatsrecht zu berichtigen, ſchlägt Alles nicht ſelten in das Entgegengeſetzte um. So wirkte Lykurgus durch kühne

1 Chishull antiq. Asiat. 128. Tittmann Verf. 99. Schömann de ecclesiis Lacedaemoniorum.

Maßregeln auf eine Gleichſtellung aller Bürger, und doch entwickelte ſich aus ſeinen ſcheinbar demokratiſchen Einrichtungen die ſtrengſte Oligarchie, das Königthum ward geſchwächt, und aus angeblichen Beſchützern des Volkes verwandelten ſich die Ephoren in Tyrannen Aller. Solch eine Tyrannei wird, ohne Widerſtand zu finden, nur da möglich wo die Maſſen des Volkes an Bildung zurückſtehen, und wo ſie mit Kriegen oder Nichtsthun können abgefunden und zufrieden geſtellt werden. Ueberhaupt kann ungeſelliger Egoismus in keiner Richtung das wahrhaft Höchſte und Vollkommene erzeugen.

Selbſt für ſpätere Zeiten iſt noch von ſpartaniſchen Volksverſammlungen die Rede; ſie verloren aber ihre Bedeutung, ſeitdem der Senat und die Ephoren Volksbeſchlüſſe vernichten durften. Viele Sachen wurden nunmehr gar nicht an das Volk, oder höchſtens an eine kleinere Verſammlung, an einen Ausſchuß der Vornehmern gebracht, wo wahrſcheinlich nur Beamte ſprechen oder Anträge machen durften[1]. Niemals haben die römiſchen Comitien, den Tribunen gegenüber ſo ihren Einfluß eingebüßt, wie die ſpartaniſchen Volksverſammlungen den Ephoren gegenüber. Anſtatt ſich durch Erweiterung des Bürgerrechts und Staatsrechts zu ſtärken, blieben die Landbewohner, die Periöken, davon ausgeſchloſſen; ja anſtatt 2000 Heloten die ſich während des peloponneſiſchen Krieges ausgezeichnet hatten[2], mit größeren Rechten zu belohnen, ſchaffte man ſie auf die Seite, und Iſokrates konnte mit Recht behaupten[3]: die Spartaner hätten mehr Hellenen ohne Urtheil und Recht ums Leben gebracht, als jemals in Athen zur gebührenden Unterſuchung vor Gericht geſtellt worden.

Ungeachtet jener Mißhandlungen und der geringen Zahl freier Bürger ſtürzte ſich Sparta, ſeit Beſiegung

1 Hermann Alterthümer I, 68; Müller Dorer II, 89.

2 Thucyd. IV, 80.

3 Panathenaic. 24, p. 412 ed. Lange.

Athens, immer wilder in Bahnen zu deren Ausfüllung jener kleine ſpartaniſche Kern nicht hinreichte. Daher konnte eine verlorene Schlacht (bei Leuktra) des Staates Macht brechen, und zur Zeit des Ariſtoteles waren nur wenige Bürger im Stande auf eigene Koſten ins Feld zu ziehen.

Gegen alle Erwartung trat allmälig in Sparta der Gegenſatz zwiſchen Reichthum und Armuth ſchroffer hervor, als faſt in irgend einem Staate. Schon die erſte Ackertheilung hinderte eine freie Entwickelung, lohnte weder Fleiß noch Sparſamkeit, verſchloß geiſtigere Bahnen und Richtungen; bis die Vorſchriften durchbrochen wurden und eine beſchränkte Zahl von Reichen die Herrſchaft an ſich brachte, ohne daß eine genügende Erweiterung des Geſichtskreiſes, zu rechter und vielſeitiger Verwendung des Geldes, eintrat. Deshalb ertönen Klagen, daß Sparta alles Gold und Silber aus Hellas an ſich ziehe, aber nie wieder etwas in Umlauf ſetze[1]. Höchſt ſchädlicher Weiſe wirkten alſo durcheinander Geldgier und Abneigung gegen jede erwerbende Thätigkeit[2], Fremdenhaß und Eroberungsluſt, Reichthum Einzelner und Armuth des Staates und des Volkes.

Wie natürlich war der Gedanke des Kinadon, die drückende Oligarchie aufzuheben und allen Lacedämoniern Bürgerrechte zu verleihen; wie wichtige Folgen mußten für ganz Hellas eintreten, wenn auf dieſem Wege (dem der dreißig Tyrannen völlig entgegengeſetzt) Sparta und Athen innerlichſt und wahrhaft wären verſöhnt worden. Jetzt heißt Kinadon ein verdammlicher Verſchwörer, und der alte Dorismus wird bis auf den heutigen Tag ſelbſt von ſcharfſinnigen und gelehrten Männern in glänzendes Licht, alles Atheniſche dagegen in finſteren Schatten geſtellt. Daß wir hiemit nicht einverſtanden ſind, ergiebt ſich ſchon aus dem Bemerkten, doch ſcheint es zweckmäßig noch Einiges hinzuzufügen.

1 Plato Alcib. I, 122.

2 Selbſt Könige ließen ſich beſtechen, ſo Pauſanias und Leotychides.

Sparta, berichtet man, half in älteren Zeiten die Tyrannen aus Griechenland vertreiben: ein Lobſpruch[1] den die Geſchichte keineswegs überall beſtätigt. Viele Befreiungen erfolgten nämlich wider Willen oder ohne Zuthun der Spartaner; auch leiſteten ſie etwanige Hülfe nicht ſowol aus Erkenntniß und Liebe wahrer Freiheit, als im Sinne ſpartaniſcher und nicht ſpartaniſcher Ariſtokraten, welche in jenen Tyrannen nur die Beſchützer der Volksmaſſen ſahen und haßten. Auch verwandelten die Spartaner gleichzeitig freie Meſſenier in Heloten!

Es heißt ferner: die Dorer beharrten auf dem alten, wahren und naturgemäßen Sinne, um Einheit und Beſtändigkeit ins Leben zu bringen. Jener alte Sinn erſcheint aber oft unwahr, naturwidrig, unbeholfen, ſtarr und tyranniſch. Auch war überhaupt da keine Einheit vorhanden, wo das Helotenthum weſentlich zum Staatsleben gehörte, und da keine würdige Beſtändigkeit, wo ſie nur die geiſtige Entwickelung beſchränkt und lähmt.

In uralter Zeit (fahren jene Lobredner Spartas fort) waren Religion und Politik verſchmolzen, der preiswürdige Zweck war, Ehre, Sitte, Mäßigung und religiöſes Herkommen zu erhalten. Statt, Religion und Politik, könnte man aber eben ſo oft ſchreiben: Aberglaube und Willkür. Mäßigung gegen Andere (ſelbſt gegen meſſeniſche Stammgenoſſen) fehlte in der Regel ganz, und die Ehre und Sitte bezog ſich zuletzt immer nur auf eine Tugend, die Tapferkeit, welche in ſolcher Vereinzelung den Tapfern nur einſeitig und zum Schaden ſeiner Nebenmenſchen ausbildet. Daher kam es auch daß die herrſchenden Spartaner den Landbau, ja jede andere friedliche und nützliche Thätigkeit verſäumten und verachteten; weshalb Iſokrates mit Recht ausruft: wollten wir Alle das lacedämoniſche Nichtsthun nachahmen, würden wir bald verloren ſeyn[2].

1 Wachsmuth n. A. I, 185.

2 Isocr. Panathen. Busiris 372.

Der doriſche Sinn, ſagt man, fordert Freiheit von jedem Nahrungsgeſchäft; das heißt in Wahrheit von jeder Arbeit: welche Neigung aller Faulen, überall die Fleißigen unter ſchlechten Vorwänden bedrückt. Mit Recht ſagte ſchon deshalb Perikles: Athen iſt eine Demokratie, weil Jegliches nicht das Wohl Weniger, ſondern Aller bezweckt[1].

Gegen die Perſer (wer wird dies läugnen) haben die Spartaner bewundernswürdig gefochten; doch ſtänden die Athener in dieſer Beziehung keineswegs hinter ihnen zurück. Nach den Siegen von Salamis und Platää begriffen aber allein die Athener die Größe der weltgeſchichtlichen Aufgabe, helleniſche Freiheit und Bildung über die barbariſche Welt zu verbreiten; während die Spartaner neidiſch hemmten und ſtörten, und eigennützig über den Peloponnes nicht hinausblicken wollten. Will aber jemand hierin nur löbliche Beſcheidenheit ſehen, ſo muß er auch einräumen daß Sparta ſpäter mit ungenügenden Kräften ehrſüchtig das unternahm, was es im Einverſtändniſſe mit Athen in größerer, wohlthätiger Weiſe wohl hätte zu Stande bringen können. Des Perikles großartiger, im höchſten Grade preiswürdiger Vorſchlag: eine allgemeine Volksverſammlung für alle europäiſchen und aſiatiſchen Griechen zu begründen, und den Abgeordneten jeder großen oder kleinen Stadt, Zutritt und Stimmrecht zu bewilligen, ſcheiterte an dem beſchränkten Widerſpruch und dem Neide der Spartaner[2]. Die Spartaner, erzählt man, wünſchten in edler Weiſe, daß ihnen die Götter das Schöne zu dem Guten geben möchten; aber ihr Gutes war immerdar einſeitig und das Schöne bezog ſich ſehr ſelten auf die Kunſt. Auch iſt Todesverachtung nicht die einzige und höchſte ſittliche Größe; ſie bekommt erſt Bedeutung, wo das Leben Werth und reichen Inhalt hat.

Die doriſche oder vielmehr ſpartaniſche Vorausſetzung:

1 Thucyd. II, 37.

2 Plut. Pericles 17.

das Volk ſey blind und von den Vornehmen zu regieren; hat die Dinge nicht ſo weit gebracht als die entgegengeſetzte ioniſche. Neben allen Fehlern und Verbrechen des atheniſchen Demos, welcher Adel, welche Größe, Geiſteskraft und Begeiſterung! Freilich ergriff beide Stämme, Dorer und Joner, gleichmäßig eine bedauernswerthe Ausartung [1], aber die ioniſche ging hervor aus der vielſeitigſten umfaſſendſten Thätigkeit, und deshalb iſt Athen (und nicht Sparta) noch nach Jahrtauſenden die Lehrerinn in aller Kunſt und Wiſſenſchaft [2].

Die ganze Aufgabe des ſogenannten doriſchen Staates war einſeitig, ſchief, tyranniſch, und in den mangelhaften, die Perſönlichkeit und Familie unterdrückenden Formen, konnte ſich der Geiſt der Menſchheit nicht zu höherem Daſeyn ausbilden. Wenn die Geſchichte der Völker eine fortſchreitende Freiwerdung der Individualität iſt [3], ſo hat Sparta gewiß dieſe Aufgabe nicht gelöſet.

Der peloponneſiſche Krieg war das größte Unglück für Hellas und keine Partei kann ganz von der Schuld freigeſprochen werden, ihn herbeigeführt und mit Unrecht verlängert zu haben. Der Sieg wäre den Athenern zu Theil geworden, hätten ſie des Perikles weiſen Rath befolgt. Er ſagte ihnen: ich habe Hoffnung auf glücklichen Erfolg; vorausgeſetzt daß ihr während des Krieges nicht auf neue Eroberungen und Unternehmungen denkt [4], und nicht euch ſelbſt neue Gefahren bereitet. Denn ich fürchte mehr unſere eigenen Fehlgriffe, als die Beſchlüſſe der Feinde.

1 Die ſpartaniſchen Weiber arteten noch mehr aus, als jemals die atheniſchen.

2 Athenienses unde humanitas, doctrina, religio, fruges, jura, leges ortae, atque in omnes terras distributae putantur. Cicero pro Flacco 26. — Die ſpätere Schattenſeite der Griechen ebendaſelbſt c. 4. Athen (noch zu Ciceros Zeit, de Offic. III, 2) mercatura bonarum artium.

3 Müller Dorer II, 219, der an vielen Stellen parteiiſch iſt für die Dorer, und unbillig gegen die Athener.

4 Thucyd. I, 144.

Auf erſtaunenswerthe Weiſe erholten ſie ſich jedoch von der ſchrecklichen Peſt und den Niederlagen in Sicilien; und die endlich entſcheidende Seeſchlacht bei Aegospotamoi war nicht Folge geiſtiger Erſchlaffung, oder ſachlicher Erſchöpfung, ſondern Folge bloßer Läſſigkeit, oder Verrath einzelner Perſonen. Die Weltgeſchichte zeigt aber mehrere und ähnliche Beiſpiele, daß die Würfel des Zufalls, oder Schickſals, oft alle Wünſche, Berechnungen und Wahrſcheinlichkeiten zu Schanden machen.

Mit dem Falle Athens kam Sparta wiederum an die Spitze der helleniſchen Angelegenheiten; aber die Hegemonie oder die Oberanführung der Aermern und Rohern, wurde bald drückender als die der Reichen und Gebildeten. Zwar erhob ſich jetzt in Sparta ein eiteler Streit über die Einführung des Goldes und Silbers, denn man wußte ſehr wohl daß die neue Rolle nicht in früherer Dürftigkeit behauptet werden könne; faßte indeß den ſcheinbar vermittelnden, in Wahrheit unausführbaren Beſchluß: „jeder Einzelne, welcher Gold oder Silber beſitze, ſolle die Todesſtrafe erleiden, der Staat aber einen Schatz haben, weil auf perſiſche Hülfsgelder, welche hauptſächlich den Krieg entſchieden und an 5000 Talente betragen hatten, nicht immer mit Sicherheit zu rechnen ſey[1]." Zur Bildung dieſes Schatzes mußten die Bundesgenoſſen ſeitdem nicht weniger an Sparta, als früher an Athen ſteuern. Wie wenig indeſſen durch jenes Geſetz die Begierde der Einzelnen unterdrückt war, bewies der Umſtand: daß der berühmte Feldherr Gylippus, welcher die großen, durch Lyſander von den Städten erpreßten Summen, nach Sparta bringen ſollte, die Beutel auftrennte und einen Theil des Geldes entwendete.

Lyſander erhielt nunmehr Gewalt in ganz Griechenland, wie noch Keiner: er veränderte die Verfaſſung aller

1 Andocid. 103. Isocratis συμμαχικ. 285. Athen. V, 234. Plato, Hippias maj. 283.

Städte, und was dabei in Athen geſchah, mag anderwärts unter ähnlichen Verhältniſſen nicht ausgeblieben ſeyn. Ihm wurden — lange vor Alexander dem Macedonier — Altäre errichtet, Opfer gebracht, Loblieder geſungen, aber dies Alles konnte den ſtolzen, harten Sinn des neuen Helden nicht beugen; nur auf Verweiſungen, Hinrichtungen und ſtrenge Regierung, glaubte er Gehorſam und einen löblichen Zuſtand der Dinge gründen zu können.

Unter dem Schutze Lyſanders, der ſpartaniſchen Flotte und ſpartaniſcher Landſoldaten, berief Theramenes eine Volksverſammlung und ſchlug in befehlenden Ausdrücken vor: „dreiſſig Männern die Regierung in Athen anzuvertrauen, von denen das gegenwärtige Volk zehn, die damaligen Ephoren zehn, und er, Theramenes (im Einverſtändniſſe mit Lacedämon), zehn erwählen ſollten." Als gegen dieſen Antrag heftige Widerſprüche entſtanden, erhob ſich Lyſander und verſicherte drohend: „nur durch das, von Theramenes Vorgeſchlagene, ſey Rettung möglich." Man gehorchte ſeiner Weiſung, worauf er ſelbſt den Kallibios zum Befehlshaber einſetzte, und durch die Dreiſſig [1] einen neuen Rath von ſichern Perſonen wählen ließ, welche größtentheils ſchon zur Zeit der Vierhundert den Vornehmen zugethan waren.

Bedenken erregte es: daß die Dreiſſig und der neue Rath, ohne Rückſicht auf andere Behörden, ausſchließlich die Gerichtsbarkeit übten [2] und mit Entwerfung zweckmäßiger Geſetze zögerten; doch beruhigte man ſich, als ſie

1 Die meiſten unter den Erwählten waren früher ſchon Mitglieder des oligarchiſchen Rathes der Vierhundert geweſen. Scheibe die oligarchiſche Umwälzung Athens 58.

2 Isocr. Paneg. 87, in Euthyn. Lys. 701 in Eratosth. 385. Nach Platon ep. VII, p. 324 hatten die Dreiſſig die höchſte Gewalt; außerdem aber waren in der Stadt mit Bezug auf ihren alten Wirkungskreis elf, im Piräus aber zehn Magiſtratsperſonen, hauptſächlich, wie es ſcheint, über den Verkehr und ähnliche Gegenſtände. Scheibe 68.

anfangs nur anerkannt untaugliche Perſonen verbannten. Sobald ſie aber, auf ihr Verlangen, von Lyſander eine lakoniſche Beſatzung erhalten und ſich durch dieſe geſichert hatten, entwaffneten ſie, alle Schaam bei Seite ſetzend, zuförderſt die Bürger bis auf 3000 ihrer Anhänger, dann wählte jeder der Tyrannen (unter irgend einem edel klingenden Vorwande) angeſehene Bürger oder reiche Schutzverwandte, um ſie ſeiner Rache oder ſeiner Habſucht zu opfern. Sie urtelten ohne Verhör, ohne irgend eine rechtliche Form; nur geſellte man zu mehreren Reichen[1], in der Regel gleich unſchuldige Arme, und ließ ſie mit jenen hinrichten, um den Schein zu vermeiden als gelte Wohlhabenheit allein für ein Verbrechen. Zu ſpät widerſprach Theramenes laut dieſen Freveln und bewies gegen Kritias, den heftigſten der Tyrannen: daß eine ſolche Herrſchaft weniger Häupter, welche ärger ſey als jede Volkstyrannei, durchaus nicht beſtehen könne. In der nächſten Verſammlung ſtellte Kritias Jünglinge, mit Dolchen bewaffnet, vor den Thüren auf und äußerte: „jede Veränderung einer Verfaſſung mache ein gewaltſames blutiges Verfahren nothwendig, am meiſten in einer ſtark bevölkerten, uneinig geſinnten Stadt. Sie und die Ihrigen wären von den Spartanern gerettet, und die Oligarchie eingeführt worden; deswegen müſſe man dieſe auf jede Weiſe erhalten, und das demokratiſch geſinnte Volk unterdrücken. Theramenes, der eigentliche Urheber der lakoniſchen Freundſchaft und der neuen Regierungsform, erſcheine jetzt unerwartet als Verräther, und ein Verräther ſey ſchlimmer, als ein offenbarer Feind. So untreues Sinnes habe er ſchon früher die Herrſchaft der Vierhundert eingeführt, und dieſe, zum Volke übertretend, nächſtdem geſtürzt. Er müſſe geſtraft werden zu ihrer eigenen Sicherheit, und da-

[1] Unter dieſen war auch Niceratus, des Nicias Sohn, ein ſo reicher, als milder, menſchenfreundlicher und geliebter Mann. Diod. XIV, 5.

Digitized by Google

mit Keinem die Hoffnung bleibe, durch ihn nochmals eine Regierungsveränderung durchzuſetzen."

Theramenes erwiederte: „Ich habe die Herrſchaft der Vierhundert gefördert, weil davon der Friede abzuhängen ſchien; ich habe mich gegen ſie erklärt, als die erwarteten Vortheile ausblieben und nur Nachtheile eintraten. Man kann mir nicht beweiſen, daß ich je einem rechtlichen Bürger zu nahe trat, und ich bin nicht, wie Kritias, ſowol dem Volke als auch den Edeln verhaßt. Nur den Gewaltthaten, der fremden Beſatzung, der Entwaffnung und Verweiſung guter und angeſehener Bürger, habe ich mich widerſetzt, und die Behauptung aufgeſtellt: daß weder durch Zuziehung der beſtechbaren Aermſten eine tüchtige Volksherrſchaft, noch durch die willkürliche Gewalt Weniger, eine nützliche Adelsherrſchaft entſtehen könne."

Als Kritias ſah, daß der Rath geneigt war den Angeklagten loszuſprechen, eilte er hinaus, ſtellte die Bewaffneten zum Angriff, ſtrich kühn den Namen des Theramenes von der Liſte derjenigen aus, welche die Dreißig nicht ohne Unterſuchung tödten ſollten, und rief die Schergen herzu. Vergeblich trat Theramenes zum Altar, flehte Götter und Menſchen um Hülfe an, bewies, daß Allen gleiche Gefahr drohe, — der Rath blieb ſtumm in ſchändlicher Furcht! Da nahm Theramenes den Giftbecher, trank ihn weiſſagend dem Kritias zu, und ſtarb [1].

Nunmehr waren alle Schranken der Ungerechtigkeit aufgehoben, und die Hinrichtungen nahmen furchtbar überhand; aber ſehr Viele flohen nach Argos, Megara und Theben, und wurden, ungeachtet des von den Spartanern ertheilten verwerflichen Gegenbefehls, freundſchaftlich aufgenommen. Es fehlte aber dieſen Vertriebenen an einem Mittelpunkte, an einem Führer, und da hoffte Mancher,

1 Cicero Tuscul. I, 40. Daß Kritias (wie Robespierre) nach ſeiner Ueberzeugung handelte, hat Niemand bezweifelt; daß er ſie aber über Recht und Geſetz hinausſetzte und die ſchändlichſten Maßregeln nicht ſcheute, bleibt die gerechte nie zu widerlegende Anklage.

Digitized by Google

in zu ſpäter Reue über die Behandlung des Alcibiades, von dieſem Rettung des Vaterlandes. Nach der Schlacht bei Aegospotamoi hatte ſich Alcibiades aus Furcht vor den Lacedämoniern mit großen Reichthümern nach Bithynien gerettet, die Freundſchaft des Pharnabazus gewonnen und von ihm ſicheres Geleit zum Könige Artaxerxes verlangt, um bei dieſem vielleicht, nach Offenbarung der Plane des jüngern Cyrus, eine neue wichtige Rolle zu übernehmen. Als ihm dieſe Bitte nicht gewährt ward, wollte er in Hoffnung beſſeren Erfolgs, nach Paphlagonien entfliehen; aber Pharnabazus (von Lyſander, der den talentvollen Nebenbuhler haßte, und von den Lacedämoniern nachdrücklich aufgefordert) ließ ſeine Wohnung in einem phrygiſchen Dorfe umringen, um ihn gefangen zu nehmen. Keiner wagte ſich jedoch hinein, und erſt die Flammen des angezündeten Gebäudes trieben den Alcibiades, in ſeinen Mantel gehüllt und mit dem Degen bewaffnet, heraus. Furchtſam flohen jene Söldner, aber aus der Ferne trafen ihre Pfeile: Alcibiades fiel, und Timandra begrub ihren Geliebten. Seinen Kindern hinterließ er weniger als er von ſeinen Aeltern geerbt hatte, und von dem reichen Heirathsgute ſeiner Frau war wol auch Nichts übrig geblieben[1], oder von den Tyrannen eingezogen worden.

Thraſybulus der Steiriäer ſtellte ſich jetzt muthig und großgeſinnt an die Spitze von ſiebenzig Vertriebenen und eroberte Phylä, ein wunderſchön liegendes Bergſchloß[2] an der Gränze von Attika und Böotien. Die Tyrannen, welche ihn hier mit unzureichender Macht angriffen, wurden geſchlagen, und gleich vergeblich blieb die, unzeitig im harten Winter unternommene Belagerung von Phylä; wogegen es den Vertriebenen gelang, die zur Deckung des übrigen Landes aufgeſtellten lakoniſchen Soldaten, zu überfallen und auseinander zu ſprengen. Mit jedem Tage er-

1 Lys. pro Aristoph. 655. Isocr. de bigis 618, 621.

2 Aristoph. Plutus 550. Bartholdy Bruchſtücke I, 214.

höhte ſich nunmehr ihre Zahl, ſo daß die bange werdenden Dreißig dem Thraſybul Antheil an der Regierung und die Rückführung von zehn Vertriebenen anboten; allein ihr Vorſchlag ward mit Verachtung zurückgewieſen. Sie beſchloſſen hierauf Eleuſis, als Zufluchtsort, ganz in ihre Gewalt zu bringen und ließen, unter dem Vorwande daß man die Zahl der erforderlichen Beſatzung ermitteln müſſe[1], Liſten der daſigen Bürger aufnehmen. Diejenigen unter den Verzeichneten aber, gegen welche ſie irgend Verdacht hegten, wurden durch ein Thor nach dem Meere zu hinausgelaſſen, hier von Reitern unerwartet gefangen genommen und gebunden den elf peinlichen Richtern übergeben. Des folgenden Tages tödtete man die Meiſten, unter dem Schutze der 3000 Anhänger der Tyrannen und der lakoniſchen Beſatzung. An 5000, unter ihnen viele Schutzverwandte, waren allmälig ſchon entflohen; an funfzehnhundert, unter ihnen faſt alle noch vorhandenen Glieder alter Familien, widerrechtlich hingerichtet worden[2]. Nunmehr glaubte Thraſybulus, er dürfe ſelbſt gegen eine ſcheinbar überlegene Macht den Kampf nicht länger vermeiden. Deshalb beſetzte er eiligſt Munychia, ordnete die Seinen den tiefer geſtellten Feinden gegenüber, geſchickt am Abhange eines Berges, und ſagte ihnen: „Vaterland, Freiheit, Ehre, Güter, Weiber und Kinder ſtänden jetzt auf dem Spiele und wären der Preis des Sieges. So müſſe Jeder kämpfen, als wenn die Entſcheidung ganz allein auf ihm beruhe, und bedenken daß in ſolchen Verhältniſſen ſelbſt der Tod ein Glück ſey. Auf ihrer Seite wären ja aber die Götter und das Recht; denen könne Niemand widerſtehen.“ Durch dieſe Worte noch mehr befeuert, ſiegten die Verbündeten über ihre angreifenden Gegner, Kritias ward getödtet und der Piräus genommen.

1 Lysias in Eratosth. 418.

2 Isocr. de pace 281, Areopag. 240. Lys. apol. 777, in Philon. 887.

Vergeblich hofften die Dreißig, daß die Vertriebenen ſich im neuen Glücke grauſam bezeigen und dadurch verhaßt machen würden: dieſe forderten vielmehr alle Athener laut auf, nicht zu fliehen oder einen neuen Kampf zu beginnen, denn ſie wären ja ihre Mitbürger und gleiches Sinnes in Jeglichem, bei gleichen Göttern, Feſten, gleicher Erziehung und Sitte; nur die Tyrannen, welche in acht Monaten mehr Athener umgebracht hätten, als die Lacedämonier in zehn Jahren, erſchienen als grauſame Feinde. Dieſe Milde, dieſe Aufforderung verfehlte ihre Abſicht nicht: die Dreißig wurden am andern Tage verlaſſen und flohen nach Eleuſis, und nur die Ungerechten unter den Dreitauſend widerſprachen noch einer Ausſöhnung, ſtellten Wachen gegen den Piräus, beſetzten die Mauern und verſammelten die Reiterei beim Odeion[1]. Deßungeachtet ging jetzt in Athen die Wahl von zehn, den Dreißig früher feindlich geſinnten Männern durch (einer aus jedem Stamme), und man vertraute ihnen in der natürlichen Hoffnung den Oberbefehl an, daß ſie den Vertriebenen günſtig ſeyn und eine Ausſöhnung bewirken würden. Allein es ergab ſich unerwartet, daß nicht innere Tugend, ſondern übertriebene Herrſchſucht jene zu Widerſachern der Dreißig gemacht hatte: denn ſie verfuhren gleich feindlich gegen die Letzten und gegen die Vertriebenen, ſie wollten, ohne Rückſicht auf Recht oder Unrecht, ohne Schaam über den Widerſpruch in ihrem Betragen, die Herrſchaft für ſich gewinnen; — ja Pheidon, einer von ihnen eilte ſogar nach Sparta und bat dringend um Unterſtützung, damit, wie er ſagte, die Böoter Athen nicht in ihre Gewalt bekämen. Die Spartaner zögerten indeſſen, entweder weil die Opfer nicht günſtig fielen, oder weil ſchon verſchiedene Anſichten über die Behandlung Athens laut geworden waren. Erſt als Pheidon mit angeliehenem Gelde Mannſchaft zuſammengebracht und auch Manche der Bundesgenoſſen Spartas ſich

1 403 v. Chr.

wirklich in Bewegung geſetzt hatten, entſchloſſen ſich jene am Feldzuge ſelbſt Theil zu nehmen, und ernannten, dem ausdrücklichen Verlangen der atheniſchen Häupter gemäß, Lyſandern zum Anführer.

Dieſer hatte ſich, nachdem ihn Pharnabazus und mehrere Andere in Sparta angeklagt hatten, unter dem Vorwande eines Gelübdes nach Ammonium begeben; in Wahrheit politiſcher Abſichten halber,[1] und um der weiteren Unterſuchung zu entgehen. Auf die Nachricht von den atheniſchen Unruhen kehrte er aber eiligſt zurück, ſprach lebhaft für die Unterſtützung der Dreißig, erhielt für ſie hundert Talente und ſperrte den Piräus mit der ſpartaniſchen Flotte, wodurch unter den Vertriebenen drückender Mangel an Lebensmitteln entſtand. Ihre Gegner in Athen und in Eleuſis erhielten dadurch neuen Muth, und die Unternehmung Thraſybuls ſchien wirklich zu ſcheitern: als auf einmal, gegen Lyſanders Erwartung, auch Pauſanias mit Heeresmacht und zwei ihm günſtig geſinnten Ephoren anlangte, und gegen die Vertriebenen auf eine ſolche Weiſe focht, daß man wol ſah, er wolle ihren Untergang nicht. Lyſanders Stolz hatte die Könige beleidigt, ſie ſahen ein daß er ihre Macht vernichte, und durch ſeine Verbindungen ganz Hellas willkürlich beherrſche. Deshalb nahm Pauſanias die Geſandten der Bürger und der Vertriebenen günſtig auf, überzeugte ſich von den Freveln der Dreißig, hörte mit Theilnahme die klagende Darſtellung der Familie des, zu ſeiner Zeit ſtets für die Einigkeit mit Sparta ſprechenden Nicias, ſah daß man die Einrichtungen Lyſanders nicht ohne großen Kampf und nur zu ſeinem, des Königs Schaden, aufrecht erhalten könne, und vermittelte aus allen dieſen Gründen den Frieden dahin[2]: die Regierung der Dreißig und der zehn Männer wird abgeſchafft

[1] Diod. XIV, 13.

[2] Pausan. Lacon. c. 5. Pauſanias ward deshalb in Sparta angeklagt, aber losgeſprochen.

und die Volksherrſchaft wieder eingeführt, die Vertriebenen dürfen zurückkehren, jeder mit den neuen Verhältniſſen Unzufriedene aber freiwillig auswandern. Ferner ward (unter Mitwirkung des Thraſybulus, Archinus und anderer trefflicher Männer) eine allgemeine Verzeihung und Vergeſſenheit alles Geſchehenen ausgeſprochen, und ſo gewiſſenhaft gehalten, daß ſelbſt die Führer der Siegenden, Thraſybulus und Anytus, deren Güter während der Tyrannei der Dreißig großentheils waren eingezogen worden, deshalb Niemand in Anſpruch nahmen; daß alle Bürger, zum Zeichen aufrichtiger Einigkeit und zur Vermeidung jedes Scheins von Wortbrüchigkeit, das Geld aufbrachten und zurückzahlten, welches die Dreißig von Sparta, dem Namen nach für den Staat angeliehen, aber zu ihren eigenen willkürlichen Zwecken verwandt hatten [1].

Zwanzig Männer beſorgten unter dem Archon Eukleides die zunächſt nothwendigen Einrichtungen, dann machte man den Rath vollzählig, beſetzte die obrigkeitlichen Aemter von Neuem, und hob diejenigen Geſetze auf, welche im Widerſpruch mit der bewilligten Vergeſſenheit des Geſchehenen ſtanden. Dieſe ſchlug auch alle früheren Anſprüche wegen Abgaben, Rechnungen, Klagen u. ſ. w. nieder; ſelbſt den Dreißig und den Zehn ward Verzeihung angeboten, wenn ſie von ihrer Verwaltung Rechenſchaft abzulegen bereit wären. Künftig ſolle jedes Geſetz alle Bürger, und nicht blos Einzelne, betreffen, und wenigſtens durch 6000 Stimmen beſtätigt werden. Alle ſchwuren: einen neuen Verſuch, die Volksherrſchaft aufzulöſen, mit dem Tode zu beſtrafen [2]. Nur diejenigen, welche wirkſamen Antheil an der Tyrannei genommen hatten, mußten ſich vor Uebernahme eines öffentlichen Amtes, einer Prüfung ihres Wandels unterwerfen. Freilich zeigte ſich im Einzelnen

1 Isocr. Aerop. 27, 28.

2 Aristoph. Plutus 1147. Andocid. 39. Demosth. Lept. 10 Isocr. in Callimach. 657. Areopag. 240. Lysias in Poliouch. 605, in Evandr. 794, 804 in Ergocl.

Uebermuth unter den aus Phylä Zurückgekehrten, und Sokrates erlag der Parteiſucht ſelbſt nach der Vertreibung der dreißig Tyrannen; doch wurden im Ganzen die Ruheſtörer von der Mehrzahl der billig Geſinnten gezügelt, und Solons Einrichtungen ſo weit als möglich wieder anerkannt, wenn auch nicht immer verehrt und angewandt[1]. Ueberhaupt blieben, trotz aller löblichen Bemühungen, die Zuſtände und Richtungen ſchwankend, und die alte Einheit, Kraft und Begeiſterung kehrte nicht wieder; denn der peloponneſiſche Krieg war für ganz Hellas eine zu lange verderbliche Krankheit. Zwar folgte aus ihm glücklicherweiſe noch nicht Alleinherrſchaft einer Partei und Untergang der freien Verfaſſungen; aber die wachſende Armuth erzeugte Eigennutz und Gleichgültigkeit gegen das Gemeinſame, und wenn der Staat früher in Hellas zu viel in Anſpruch nahm, ſo wollte man ihm jetzt zu wenig opfern, und für die damaligen Verhältniſſe zu viel von ihm empfangen. Sehen wir jetzt, welche Bewegungen gleichzeitig in Perſien ſtattfanden und verurſachten, daß dieſe Macht nicht entſcheidender auftreten konnte.

Artaxerxes Langhand ſtarb um die Zeit als Braſidas Amphipolis eroberte[2], und den Krieg nach dem Norden Griechenlands zu verſetzen ſuchte. Xerxes der zweite, ſein einziger ächter Sohn, ward ſchon nach fünfundvierzig Tagen von ſeinem Halbbruder Sogdianus umgebracht; dieſer aber ſechs Monate ſpäter von einem andern Halbbruder, Darius dem zweiten, geſtürzt. Neunzehn Jahre lang war dieſer König, aber nur dem Namen nach; denn es mangelte ihm eigene Kraft, und Paryſatis ſeine Gemahlinn, und einige Verſchnittene welche an ſeiner Statt herrſchten, wußten nicht eine ächte Regierung von loſer Willkür zu unterſcheiden. Daher mehrte ſich das innere Verderben, ein großer Theil des königlichen Hauſes ward ausgerottet[3],

1 Plat. ep. VII, p. 325.

2 425 v. Chr.

3 Kteſias bei Photius S. 125.

und die Vereinigung der bürgerlichen und Kriegsgewalt, ja ſelbſt mehrerer Landſchaften in der Hand eines Statthalters gab Gelegenheit zu vielfachen Empörungen, deren Unterdrückung nicht durch ächte Macht, ſondern gewöhnlich nur durch verächtliche Hinterliſt gelang. So wollte Arſites, ein Bruder des Königs, ihn durch Hülfe griechiſcher Söldner ſtürzen, ward aber gefangen und in Aſche erſtickt. Piſſuthnes, der Statthalter von Lydien, erlag auf ähnliche Weiſe dem Tiſſaphernes. Der Verſchnittene Artoxares, des Darius Liebling, durfte es, wenn gleich ohne Erfolg, doch ſchon wagen nach Reich und Krone zu trachten. Eine andere Empörung brach in Medien aus und ward unterdrückt; Amyrtäus dagegen, verjagte die Perſer aus Aegypten. Und dieſe Beiſpiele arger Uebel ließen ſich noch ſehr vermehren.

Wäre der perſiſche Hof kräftig, oder die griechiſchen Staaten einig geweſen in dieſem Zeitabſchnitte, ſo würde der Fall des Erſten oder der Andern, unausbleiblich eingetreten ſeyn; ſie erhielten ſich gegenſeitig nur durch ihre Schwächung. Aber trotz des, beſonders von Tiſſaphernes eine geraume Zeit hindurch glücklich angewandten Grundſatzes, die Griechen durch innern Zwiſt zu ſchwächen und keiner Partei entſcheidend die Oberhand zu verſchaffen; hatte man nach Cyrus des jüngern Ankunft im vordern Aſien, die Lacedämonier zu nachdrücklich unterſtützt und in den Stand geſetzt, Athen in dem Jahre zu erobern [1], in welchem Darius der zweite ſtarb. Er hinterließ zwei bemerkenswerthe Söhne: *Artaxerxes* Mnemon und *Cyrus*. Paryſatis verlangte den Thron für den Letzten, weil er zu der Zeit geboren ſey, wo Darius ſchon König war; erlangte aber nur, daß ihn dieſer als Statthalter der, an das Meer gränzenden Landſchaften beſtätigte. Um jedoch ſeine zweifelhaft gewordene Treue zu erproben, berief ihn König Artaxerxes nach Paſargada, und in der That ergaben

1 404 v. Chr.

Digitized by Google

ſich hier ſo viele erhebliche Anzeigen von Nachſtellungen des Cyrus gegen den König, daß nur die Bitten der Paryſatis dieſen vermochten, ſeinem Bruder das Leben zu ſchenken und die Rückkehr in das vordere Aſien zu erlauben. Kaum war aber Cyrus in ſeiner Statthalterſchaft angelangt, ſo rüſtete er ſich insgeheim auf alle Weiſe zum Kriege und ſchrieb, an ſeine frühere Unterſtützung erinnernd, nach Sparta: „Er könne mehr ungemiſchten Wein trinken und vertragen als ſein Bruder, der ihm an Muth nachſtehe und ſich bei der Jagd kaum auf dem Pferde, viel weniger in gefährlichen Zeiten auf dem Throne zu erhalten im Stande ſey[1]. Den Fußgängern, welche ihm die Spartaner zu Hülfe ſenden würden, wolle er Pferde, den Reitern Wagen, Allen Aecker und Dörfer geben, und den Sold nicht zählen, ſondern meſſen.“

Die Lacedämonier mochten ſich nicht laut wider Artaxerxes erklären, ſchickten jedoch dem Cyrus Schiffe und Mannſchaft, unter dem Scheine als ſey es ein Unternehmen einzelner Bürger und alter Freunde. Auf 70,000 Mann wuchs des Cyrus Heer. Klearchos, ein finſterer, nie geliebter, aber höchſt tapferer und von Allen geehrter Spartaner, welcher früher in Byzanz ſtreng geherrſcht hatte, führte ihm an 13,000 griechiſche Söldner zu. Glücklich gelangten Alle von Sardes durch die unbeſetzten ciliciſchen Thore bis nach Tarſus, und der Syenneſis von Cilicien erklärte ſich für Cyrus; aber zu gleicher Zeit benachrichtigte er und Tiſſaphernes, auch den König von der bevorſtehenden Gefahr. Große Unruhe und Zwiſt entſtand jetzt an Artaxerxes Hofe: denn Statira, ſeine Gemahlinn, beſchuldigte laut und wol nicht mit Unrecht, Paryſatis der Mitwiſſenſchaft und Beförderung des Aufſtandes. Endlich rüſtete man, weil Cyrus nach manchem vergeblichen Verſuche die, anfangs über Richtung und Zweck des Zuges klüglich getäuſchten Soldaten, durch Geſchenke und Ver-

1 Plut. Apophth. VI, 663.

ſprechungen dahin gebracht hatte, ihm in das Innere von Aſien und ſogar gegen den König zu folgen. Er erreichte Thapſakus am Euphrat, und viele von den Anhängern ſeines Bruders traten zu ihm, keiner der Seinigen zum Könige über[1]. Vierhundert Jahre vor Chriſtus, vier Jahre nach der Eroberung Athens durch die Spartaner, trafen die Heere bei Kunaxa aufeinander. Artaxerxes wollte anfänglich keine entſcheidende Schlacht wagen; allein ſie war gegen Cyrus (der es unköniglich nannte ſeine Perſon zu ſchonen) nicht zu vermeiden, und Tiribazus nannte es auf der andern Seite Feigheit, das Land bei größerer Uebermacht preiszugeben. Die Griechen, beſſer bewaffnet und der Kriege gewohnt, warfen überall die Barbaren, und ſchon war die Schlacht für Cyrus faſt gewonnen, als er gegen ſeinen Bruder ſelbſt anſprengte, und dieſen zwar ſo verwundete, daß er hinweggetragen werden mußte, dann aber im Auge getroffen niederſtürzte, und wahrſcheinlich von einem gemeinen Soldaten getödtet wurde. Das nahm den Seinen den Muth, ſie flohen und die Königlichen erbeuteten das Lager. Unglücklich war dieſer Ausgang für Perſien, denn Artaxerxes zeigte ſich zwar freigebig, herablaſſend und milde, zugleich aber auch langſam, unkräftig und weichlich: Cyrus dagegen verſöhnte mit ſeinem Ehrgeize, weil er ſich der Herrſchaft würdig, großherzig und thätig benahm. Niemand hatte mehr Geſchicklichkeit, Menſchen zu gewinnen; doch übte er ungeachtet dieſes einnehmenden Weſens, nie eine falſche Nachſicht gegen Miſſethäter. Keiner übertraf ihn in ritterlichen und körperlichen Uebungen, er erinnerte in vielen Beziehungen an den erſten großen Cyrus.

Unterdeſſen hatten die Griechen nicht allein in der Schlacht geſiegt, ſondern auch einen ſpäteren Angriff zurückgeſchlagen. Als ſie endlich zu ihrem Erſtaunen den unglücklichen Ausgang erfuhren, wollten ſie ſich deßunge-

1 Xenoph. Oecon. IV, 18.

achtet nicht unterwerfen, ſondern erzwangen einen Vertrag, welcher ihnen freien Markt und freien Abzug geſtattete. Allein Tiſſaphernes (welcher jetzt im höchſten Anſehen ſtand und die Statthalterſchaft des Cyrus erhielt, weil er, wie geſagt, zuerſt über deſſen Unternehmung Nachrichten gegeben[1] und vorzüglich zum Siege mitgewirkt hatte) verſprach dem Könige, jene Griechen zu vertilgen. Er lud, unter dem Scheine der Freundſchaft, alle ihre Führer ins Lager und ließ ſie auf eine verrätheriſche, eidbrüchige, nichtswürdige Weiſe gefangen nehmen, ja aus eigener Macht, oder mit königlicher Zuſtimmung ermorden. Dieſer Frevel und die wachſende Bedrängniß erhöhte aber nur den Muth der Zehntauſend. Sie waren auf das linke Ufer des Tigris gelockt worden und konnten weder über den Fluß zurückſetzen, noch, wenn dies gelang, durch die Wüſte bis zum Euphrat kommen. Deshalb führte ſie Xenophon, zwar nicht ohne Verluſt, doch auf bewundernswerthe Weiſe, den Strom aufwärts, bei den Quellen des Tigris und Euphrats[2] vorüber, durch wilde Bergſchluchten und Engthäler, unter ſteten Kämpfen erſt mit Perſern, dann mit Karduchern und andern wilden Völkern, bis in das hohe Armenien. Ueber Eis- und Schneefelder, durch Kälte und Hunger bedrängt, aber dennoch unverzagt, zogen ſie vorwärts bis zum Phaſis, hierauf links zum Meere. Als ſie dies erblickten, entſtand die höchſte Freude, denn das Schwerſte war nun allerdings überſtanden. Den griechiſchen Anſiedlungen, Trapezunt, Sinope, Heraklea, Chalcedon folgend, kamen ſie zum Hellespont und ſetzten nach Thracien über. Unter Thimbron, dem lacedämoniſchen Feldherrn, ward einem Theile von ihnen Gelegenheit, ſich ſpäter an den Perſern zu rächen.

Denn in der Natur der Dinge lag es, daß der Staat, welcher die Oberleitung der helleniſchen Angelegenheiten

1 Kteſias bei Photius 129.

2 Xenophon kannte nur den Oſtphrat, oder Murad. Ritter, II, 758.

BIBLIOTECA NAZ. ROMA VITTORIO EMANUELE

führte, in eine feindliche Stellung gegen Perſien gerathen mußte; und zwar jetzt mehr als ſeit langer Zeit, weil Tiſſaphernes, ungeachtet der offenbar gewordenen Schwäche des Reichs, mit Gewalt die helleniſchen Städte in Aſien zu unterwerfen ſuchte. Dieſe ſandten deshalb um Hülfe nach Sparta, und erhielten ſie (399 vor Chriſtus) unter Thimbrons Leitung. Manche Städte gewann dieſer durch Vertrag oder Gewalt, Lariſſa nur belagerte er vergeblich, und ward bald nachher abgerufen und aus Sparta verwieſen, weil er den Soldaten Plünderungen der Bundesgenoſſen verſtattet hatte. Sein Nachfolger Derkyllidas, ſöhnte ſich mit Tiſſaphernes aus und ward von dieſem vermocht Aeolis dem Pharnabazus zu entreißen; was ihm auch, ungeachtet ſeiner äußerſt geringen nur auf 1000 Schwerbewaffnete angegebenen Macht gelang: —[1] ſo haßten und verfolgten ſich damals die Statthalter Königs Artaxerxes! Pharnabazus wußte aber auch wiederum ſeinerſeits einen Waffenſtillſtand zu gewinnen, und die Thätigkeit der Spartaner gegen die Bithyner zu lenken, welche ihm öfter feindlich als freundlich geſinnt waren. Im folgenden Sommer, wo der Friede mit Pharnabazus verlängert ward, zog Derkyllidas zum Cherſoneſos, führte hier eine Mauer gegen die Thracier auf, kehrte dann zurück und eroberte Atarne, welches raubſüchtige Flüchtlinge aus Chios inne hatten.

Um dieſe Zeit langten ſpartaniſche Beamte in Aſien an, waren erfreut daß die helleniſchen Städte in Einigkeit und Freiheit lebten, und verlängerten dem Derkyllidas den Oberbefehl auf ein Jahr; jedoch mit der Weiſung, er ſolle nach Karien, dem eigentlichen Sitze des Hauptfeindes Tiſſaphernes ziehen. Da erſchrak dieſer und ſöhnte ſich ſchnell mit Pharnabazus aus, ſo daß Derkyllidas, als er über den Mäander ſetzte, unerwartet ein großes perſiſch-kariſches Heer erblickte. Pharnabazus wünſchte eine Schlacht; aber

[1] Isocr. Paneg. 96. ed. Lange.

Tiſſaphernes, eingedenk des Heldenmuths der 10,000 Griechen, rieth davon ab, und Derkyllidas wußte daß er ſich nur auf die Peloponneſier verlaſſen dürfe. Daher kam es (397 vor Chriſtus) zum Geſpräch zwiſchen den Feldherrn: ſie ſchloſſen einen Waffenſtillſtand und ſchickten Geſandte an den König und nach Sparta, um über einen allgemeinen Frieden zu unterhandeln.

Schon früher hatten die Lacedämonier alle Meſſenier aus Naupaktus und Cephalonien vertrieben, und gezwungen theils nach Sicilien zu Dionyſius, theils nach Cyrene auszuwandern; ſie hatten ferner von den Eleern Freilaſſung der Städte, und Tragung eines Theils von den Koſten des peloponneſiſchen Krieges verlangt. Als dieſe die Zahlung verweigerten[1], zog Agis mit Heeresmacht in ihr Gebiet und verwüſtete ſelbſt das heilige Land, ward aber dann von den Eleern mit Hülfe der Aetoler zurückgeworfen. Man ſchloß hierauf die Spartaner für jenen Frevel von den olympiſchen Spielen aus, ja einer der ihrigen, welcher unter dem Namen eines Thebaners daran Theil genommen hatte, ward ſogar geſchlagen. Hierauf führte König Agis ein mächtigeres Heer herzu, und manche von den abhängigen Städten traten geſchreckt auf ſpartaniſche Seite. Dadurch, und durch die nochmalige Verwüſtung[2] ihres, in früheren Kriegen ſtets heilig gehaltenen Landes (denn Nichts außer Olympia ward jetzt verſchont), wurden die Eleer gezwungen, den von ihnen abhängigen Städten die Freiheit zu geben, Bundesgenoſſen der Lacedämonier zu werden, und ſich mit der Aufſicht über die olympiſchen Spiele zu begnügen.

Bald nach dieſem Feldzuge, im Jahre 397 vor Chriſtus, ſtarb König Agis. Das Orakel hatte vor einer lahmen Regierung gewarnt, und man glaubte anfangs ſeinen Bruder

1 Ueber die Verſchiedenheit der Nachrichten bei Xenophon (III, 2), Diodor (XIV, 17, 34) und Pauſanias (III, 8), ſiehe Sievers genaue Geſchichte dieſer Zeiten.

2 Diod. fragm. lib. 7.

Ageſilaos, welcher hinkte, ausſchließen zu müſſen; jetzt deutete man aber den Ausſpruch angemeſſener auf ſeinen Sohn Leotychides [1], weil dieſer nicht vollbürtig, ſondern höchſt wahrſcheinlich ein Sohn des Alcibiades war. — Kein Geringerer, als Ageſilaos, durfte es wagen nicht allein die, faſt nur zufällig begründete Obermacht von Sparta, ohne Perſien im europäiſchen Hellas erhalten, ſondern auch dieſe Obermacht ſelbſt gegen Perſien behaupten zu wollen. Aber eben deshalb, weil Ageſilaos gleichzeitig die Perſer beſiegen, in Hellas die Vertriebenen in ihre Städte zurückführen und neue Verfaſſungen einrichten wollte [2], mehrte ſich der Haß und der Widerſtand gegen Sparta, bis zum gänzlichen Mißlingen jener Plane.

Eine ſtrenge Erziehung zum Privatmanne hatte den Ageſilaos herablaſſend und geſchickt gemacht, ſich in ſeine Untergebenen zu finden. Wenige zeigten ſolche Gewandtheit für das thätige Leben, und wenn er einerſeits zwar ehrgeizig, empfindlich, gegen Tadel heftig, kühn und gewaltig erſchien; ſo war er auf der andern Seite auch ſanft, leicht durch Güte zu lenken, ausdauernd in allen Arbeiten, bis ins hohe Alter guter Laune, und dadurch — eine ſeltene Eigenſchaft bei Spartanern — immer liebenswürdig. Gegen die Art vieler ſpartaniſchen Könige, hielt er treu an der einfachen Lebensweiſe, und ſtellte ſich nicht den Ephoren und dem Rathe feindlich gegenüber; ſondern ehrte ſie auf alle Weiſe, gewann dadurch ihre Gemüther, und erhielt freiwillig mehr Macht und Einfluß, als er auf umgekehrtem Wege je erzwungen hätte. Nur von dem Vorwurfe können ihn ſelbſt parteiiſche Verehrer nicht freiſprechen: daß Schlauheit des Verſtandes oft die Stelle ächter Größe des Gemüths einnahm, und daß ſelbſt verwerfliche Mittel und Thaten von ihm, um des augenblicklichen Nutzens willen, gebilligt und vertheidigt wurden, ohne

1 Pausan. III, 8.

2 Isocr. ad Phil. 144. Epist. ad. Archid. 763.

Rückſicht auf Recht und Menſchlichkeit, und ohne daß er mit größerer Vorausſicht ahnete, welche Gefahren und Verwirrungen ſich nothwendig ſpäter daran knüpfen mußten. Wenn wir ihn auch nicht tadeln wollen, daß er die Furchtſamkeit ſeiner Soldaten vertrieb, indem er ihren Aberglauben benutzte[1], ſo hätte doch ein Mann, der das große Wort ausſprach: „Alle Tapferkeit habe ohne Gerechtigkeit keinen Werth", niemals beide Tugenden zurückſetzen und ſchlechteren Künſten vertrauen ſollen.

Kaum hatte Ageſilaos die Regierung angetreten, als ihm (396 vor Chriſtus) angezeigt wurde, daß Kinadon an der Spitze einer Verſchwörung ſtehe, welche den Sturz der Verfaſſung, der Könige, des Raths und der Ephoren beabſichtige. Niemand kannte die Größe ſeines Anhangs, Niemand wußte welche Maßregeln am zweckmäßigſten zu ergreifen wären. Deshalb gaben Ageſilaos und die Ephoren, dem Kinadon, als ſey nichts verrathen, einen Auftrag außerhalb der Stadt, und ließen ihn daſelbſt einzeln gefangen nehmen. Hiedurch wurden alle Theilnehmer geſchreckt und rathlos; Kinadon ſelbſt bekannte ſein Vorhaben und gab, als man ihn nach dem eigentlichen Grunde ſeiner Unternehmung fragte, zur Antwort: „Ich wollte nicht geringer in Lacedämon ſeyn, als irgend ein Anderer." Dieſe Aeußerung, ſo wie der ganze Plan, beweiſen augenſcheinlich daß der Antheil des Volks an der Regierung verſchwunden, und alle Gewalt in die Hände Weniger gekommen war, welche, wie Xenophon[2] ſagt, „ſo von den Zurückgeſetzten und den Heloten gehaßt wurden, daß ſie dieſelben wol roh aufgegeſſen hätten!" — Nachdem die Häupter der Verſchwornen hingerichtet waren, dachte niemand an eine Beſſerung der oligarchiſchen, ſich ſelbſt zerſtörenden Verfaſſung. Wie Vieles (wir wiederholen es) würde ſich anders in Hellas geſtaltet haben, wenn das

1 Plut. Apophth. Lacon. 800, 805.

2 Xenoph. Hellenic. III, 3, 6.

demokratiſirte Sparta aufrichtig den Athenern die Hand gereicht hätte!

Mittlerweile trafen Nachrichten ein, von großen perſiſchen Seerüſtungen. **Konon** der Athener, welcher zeither bei dem Könige Evagoras auf Cypern lebte, war nach deſſen Rathe und nach dem Rathe des, auf Tiſſaphernes eiferſüchtigen Pharnabazus[1], zum Feldherrn der ganzen perſiſchen Flotte ernannt worden; weshalb die aſiatiſchen Städte in Sparta um Hülfe baten, und den Ageſilaos zum Feldherrn verlangten. So hatte Lyſander es eingeleitet, weil er ihn ganz zu lenken hoffte.

Im Frühlinge des Jahres dreihundertſechsundneunzig vor Chriſtus[2] ſegelte **Ageſilaos** mit etwa 6000 Soldaten, und dreißig ihm beigeſellten Räthen von Aulis nach Epheſus. Die Athener und Thebaner hatten nicht allein keine Hülfsvölker geſtellt, ſondern die letzten ſtörten auch mit Gewalt die Opfer des Königs in Aulis. Nach ſeiner Ankunft in Aſien befragte ihn Tiſſaphernes über den Zweck des Zuges, und erhielt die Antwort: „er ſey unternommen für die Freiheit der aſiatiſchen Griechen.“ Darauf ſchwur jener, er wolle den Frieden mit Sparta befördern, bat aber (wie er meinte vorſichtig, wie die Griechen behaupteten, wortbrüchig) insgeheim den König um ein größeres Heer.

Um dieſe Zeit herrſchte in den helleniſchen Städten die größte Verwirrung, denn die früheren, auf atheniſche Weiſe eingerichteten Volksregierungen waren aufgelöſet, die Herrſchaften der zehn Männer, die Dekarchien des Lyſander, aber theils noch nicht im Gange, theils von den Ephoren auf den Grund bitterer Beſchwerden ſchon wieder aufgehoben. Deßungeachtet wandten ſich alle Städte und alle Einzelnen an Lyſander, den Berühmten, früher Gekannten; er ſchien von einer Hofhaltung umgeben zu ſeyn,

1 Kteſias bei Photius 133. Pausan. Att. c. 3.

2 Pausan. Lacon c 9.

wie ein König, wogegen Ageſilaos vernachläſſigt ward, wie ein unbedeutender Privatmann. Das verdroß dieſen, es verdroß die Dreißig, welche mehr Lyſanders Diener als des Königs Räthe zu ſeyn ſchienen. Deshalb wies Ageſilaos alle von Lyſander Begünſtigten zurück, bis dieſer, ſolches bemerkend jenen ſelbſt rieth, ſie möchten ſich nicht mehr an ihn wenden; dem Ageſilaos aber vorwarf, er ſuche ſeine Freunde zu erniedrigen. Nur diejenigen, antwortete der König, welche größer ſeyn wollen, als ich. Mit ſeiner Genehmigung ging jetzt Lyſander zum Hellespont und erregte durch Spithridrates dem Pharnabazus Unruhen; er wollte da nicht länger der Zweite ſeyn, wo er einſt der Erſte geweſen war.

Tiſſaphernes hatte mittlerweile Verſtärkung erhalten, und kündigte dem Ageſilaos den Krieg an, wenn er Aſien nicht verlaſſe. Die Lacedämonier und Bundesgenoſſen erſchraken hierüber ſehr, denn zu groß dünkte ihnen die perſiſche Uebermacht; Ageſilaos aber erklärte freudig: „Tiſſaphernes werde untergehen, denn er habe durch Meineid den Beiſtand der Götter verloren.“ Das helleniſche Heer zählte etwa 20,000 Fußgänger, aber nur vier bis achthundert Reiter, weshalb Ageſilaos verkündete: „er werde damit nach Karien ziehen, wo der Berge halber, Reiterei unbrauchbar ſey.“ Tiſſaphernes wartete ſeiner hierauf am Mäander, bis er erſtaunt vernahm: ſchnell habe jener ſich nach Phrygien gewandt, ohne Widerſtand Daskylium erreicht und hier in einem Gefecht die, von Pharnabazus dem Tiſſaphernes zu Hülfe geſandten Reiter zerſtreut. Der Winter unterbrach zwar die Fortſchritte im Felde, nicht aber die Thätigkeit des in Epheſus verweilenden Ageſilaos. Er befreite die Kriegsdienſtpflichtigen gegen Einſtellung eines Reiters von perſönlicher Theilnahme; er hielt ununterbrochen die größten kriegeriſchen Uebungen, bereitete raſtlos Alles was zum Kriege erforderlich war, und begeiſterte endlich durch ſeine perſönliche Größe alle Untergebenen. Wie, ſprach er, ſollten Männer nicht voll der

beſten Hoffnungen ſeyn, welche die Götter ehren, jegliches Kriegeriſche üben, und Zucht und Gehorſam kennen?

Mit dem Frühjahre, nachdem Lyſander nebſt den dreißig Räthen abgelöſet war, machte Ageſilaos bekannt: „er werde auf dem kürzeſten Wege in die fruchtbarſte Landſchaft einfallen." Tiſſaphernes, die frühere Liſt fürchtend, deckte deßungeachtet das unfruchtbare Karien, ward aber wiederum getäuſcht. Denn diesmal hielt Ageſilaos ſein Wort, zog ſchnell gen Sardes und ſchlug die, vom Fußvolke noch getrennte perſiſche Reiterei, unfern des Paktolus mit Hülfe eines geſchickt gelegten Hinterhalts. Viele wurden getödtet, Viele gefangen; man eroberte das Lager und machte große Beute. Darunter auch Kameele, welche Ageſilaos nach Griechenland führte.

Jene Niederlage erſchreckte den Artaxerxes gewaltig und gab der Paryſatis Gelegenheit, Tiſſaphernes, den ſie wegen ſeiner frühern Feindſchaft gegen Cyrus haßte, von Neuem ſo anzuſchwärzen daß Titrauſtes den Befehl erhielt, er ſolle jenen tödten und den Oberbefehl übernehmen. Dem Ageſilaos erklärte Titrauſtes hierauf: „er möge Aſien verlaſſen, weil ihr gemeinſchaftlicher Feind geſtürzt ſey, und man den griechiſchen Städten gegen die frühere Zinszahlung an den König, verſtatten wolle nach ihren Geſetzen zu leben." Ageſilaos gab zur Antwort: Er werde den Befehlen der ſpartaniſchen Obrigkeiten gemäß verfahren; nahm indeſſen Geld und Lebensmittel, deren er bedurfte, von Titrauſtes, und ſchloß ſogar mit ihm einen Waffenſtillſtand; denn es ſchien ihm nicht minder vortheilhaft, abwechſelnd einmal nach Phrygien in die Statthalterſchaft des Pharnabazus zu ziehen, um auch dieſen zu brandſchatzen.

Immer deutlicher entwickelte ſich die Einſicht in die Schwäche des perſiſchen Staats, und mit jener Einſicht entſtand der Vorſatz, Perſien ganz zu ſtürzen. Auch überzeugte ſich Titrauſtes allmälig: daß Ageſilaos nie freiwillig Aſien verlaſſen werde, daß die vorhandenen Mittel nicht hinreichten, ihn mit Gewalt zu vertreiben, und keine Rettung

für Perſien möglich ſey, wenn nicht in Hellas ſelbſt ein neuer Krieg gegen Sparta ausbreche. Um einen ſolchen Krieg zu erzeugen, ſandte er den Rhodier Timokrates mit funfzig Talenten nach Griechenland: in Theben, Argos und Korinth nahm man Geld; Athen wies es zwar zurück [1], war aber dennoch heimlich dem Kriege geneigt, in der Hoffnung die Oberanführung zu erhalten.

Bei dieſen Geſinnungen, bei dem Haſſe gegen ſpartaniſche Willkür, fand ſich bald Gelegenheit zu offener Fehde. Die Thebaner beredeten nämlich die opuntiſchen Lokrer, eine Gegend zu verheeren, welche zwiſchen ihnen und den Phociern ſtreitig war, und leiſteten jenen Beiſtand: die Phocier dagegen fielen in Lokris ein und ſuchten Hülfe bei Sparta.

Hier war man den Thebanern abgeneigt, weil ſie herriſch einen Antheil von der durch Lyſander nach Lacedämon geſandten atheniſchen Beute verlangt, weil ſie dem Thraſybulus gegen die dreißig Tyrannen Beiſtand geleiſtet, und endlich ſich geweigert hatten, mit Ageſilaos wider die Perſer zu ziehen. Jetzt ſchien der Zeitpunkt, ſie zu demüthigen, günſtig; denn in Aſien begleitete das Glück die Spartaner, und in Hellas ſahen ſie noch keinen bedeutenden Feind.

Ihrerſeits ſchickten die Thebaner Geſandte nach Athen und ſtellten vor: „nur ein Mann, Erianthus, nicht ihre Stadt, habe am Schluſſe des peloponneſiſchen Krieges hart gegen Athen geſtimmt; bei des Thraſybulus Unternehmen ſey dagegen die allgemeine, den Athenern günſtige Geſinnung, offenbar geworden. Alle Bundesgenoſſen wären jetzt mehr gegen die Spartaner, als ſonſt gegen die Athener erzürnt; ſie hätten es alſo ſelbſt in ihrer Gewalt, nicht allein das alte Anſehen, ſondern eine Macht zu gewinnen, größer als jemals in früherer Zeit."

Die Athener bewilligten hierauf, zum Theil durch

1 Nach Pausan. III, 9, nahmen auch einige Athener Geld

Thraſybulus überredet, den Thebanern die verlangte Hülfe, und alle Verbündete rüſteten ſich; aber nicht minder thätig waren die, davon unterrichteten Lacedämonier. Von einer Seite wollte der König Pauſanias, von der zweiten Lyſander, mit Heeresmacht bei Haliartus eintreffen; weil indeſſen die Boten, welche den Tag der Vereinigung genauer beſtimmen ſollten, den Thebanern in die Hände fielen, ſo kam Lyſander zu früh, ward von den Feinden angegriffen, und obgleich der eigentliche Ausgang des Gefechts nicht entſcheidend unglücklich für die Spartaner war, ſo erlitten ſie doch einen Verluſt, bedeutender als eine Niederlage: Lyſander nämlich verlor ſein Leben [1]. Pauſanias, welcher erſt jetzt anlangte, wollte keine zweite Schlacht wagen, weil die Feinde bedeutende Verſtärkungen erhalten hatten, und die Nachricht eintraf, Thraſybulus nahe an der Spitze der feindlich geſinnten Athener. Er ſchloß alſo einen Vergleich, wonach er zwar die Todten zurückerhielt, Böotien aber verlaſſen mußte. Dafür ward er in Sparta angeklagt, zum Tode verurtheilt, und gezwungen, nach Tegea zu entfliehen.

Lyſanders Uneigennützigkeit beſtätigte ſich übrigens nach ſeinem Tode von Neuem, denn er hinterließ ſo wenig, daß, ſehr unſpartaniſch, die Freier ſeiner Töchter zurücktraten: aber es fanden ſich auch neue Beweiſe daß er längſt damit umgegangen war, das Anrecht zur Königswürde von den zwei herrſchenden Familien, den Euryſtheniden und Agiden, auf alle Herakliden, ja vielleicht auf alle Spartaner überzutragen, damit der Würdigſte, das hieß zunächſt er, herrſchen könne [2]. Die Beſorgniß vor Ageſilaos, den Ephoren, und vor der noch ſehr großen Anhänglichkeit vieler Bürger an die alte Verfaſſung, mag ihn jedoch von einer ſchnelleren Ausführung des Plans zurückgeſchreckt haben.

1 395 v. Chr. Sievers 403. Pausan. III, 5.

2 Aelian. var. histor. III, 20; VI, 4. Pausan. Lacon. c. 5. Diod. XIV, 13.

Den lacedämoniſchen Obrigkeiten erſchien nach Lyſanders Tode die feindliche Verbindung der Böoter, Athener, Argiver und Korinther ſo gefährlich[1], daß ſie (394 vor Chriſtus) Ageſilaos zurückberiefen, welcher die Paphlagonier gewonnen hatte und im Pallaſte des Pharnabazus zu Daskylium wohnte. Groß war ſein Schmerz daß er eine ſolche Siegeslaufbahn unterbrechen ſolle, laut klagten die verlaſſenen aſiatiſchen Bundesgenoſſen; dennoch gehorchte er den Geſetzen, eilte über den Hellespont nach Amphipolis, beſiegte die Theſſaler welche ſich ihm widerſetzten, und erhielt die Nachricht, daß die Lacedämonier einen Theil ihrer Feinde bereits zwiſchen Sycion und Nemea geſchlagen hätten. Unglücklich waren ſie dagegen auf dem Meere. Konon, der Flottenführer des Königs von Perſien und der über Sparta mißvergnügten Hellenen, entkam aus Kaunus in Karien, wo ihn der Spartaner Pharax eingeſchloſſen hatte, nach Rhodus, machte dieſe Inſel von den Lacedämoniern abwendig und eroberte große Vorräthe an Getraide, welche der König Nephreus von Aegypten jenen zu Hülfe geſandt hatte. Lange beunruhigte er hierauf den Cherſoneſos, reiſete dann nochmals zu Artaxerxes um von ihm Geld, von Pharnabazus Beiſtand, und überhaupt die Erlaubniß zu erhalten, mit der feindlichen Flotte endlich den Kampf zu wagen. Dieſe befehligte Piſander, Ageſilaos' Schwäher, ein kluger, tapferer, aber des Seeweſens wenig kundiger Mann; bei Knidus ward er von Konon angegriffen, beſiegt, getödtet, — und damit war die ſpartaniſche Seeherrſchaft wiederum zerſtört.

Ageſilaos erhielt dieſe unglückliche Nachricht zu einer Zeit, wo Alles darauf ankam den Muth ſeines Heeres aufrecht zu erhalten; deshalb machte er bekannt: Piſander ſey zwar getödtet, die Schlacht aber gewonnen. Freudig erreichten die Spartaner hierauf die böotiſche Gränze, ſtießen bei Koronea auf die Verbündeten, und ſchlugen

[1] Diod. XIV. 82.

ſie (394 Jahre vor Chriſtus) in einer ſchweren Schlacht aufs Haupt.

Dieſe Niederlage erzeugte unter den Gegnern Spartas zwar eine friedliche Partei, aber noch nicht den Frieden; ſondern von Sicyon aus erhoben die Lacedämonier, von Korinth aus die Verbündeten, manchen Streif- und Plünderungszug. Eine ſolche Art den Krieg zu führen, war doppelt drückend, weshalb die friedlich Geſinnten in Korinth immer lauter wurden. Ihre Gegner, unterſtützt von Argivern und Böotern, fürchteten dagegen die Erneuung der unbedingten lakoniſchen Herrſchaft, mehr als jeden Unfall, mehr als jede Unthat: — ſie verſchwuren ſich, ermordeten am Feſte der Diana viele ihrer Mitbürger, und zwangen eine noch größere Zahl nach Sparta zu entfliehen. Hiemit war indeſſen Ruhe und Einigkeit in Korinth nicht hergeſtellt, ſondern ein bedeutender Theil der Bürger bezeigte ſich unzufrieden, weil die jetzige Abhängigkeit von Argos nicht geringer erſchien, als die frühere von Sparta. Um alſo einen neuen, erwünſchten Wechſel der Verhältniſſe herbeizuführen, ließen einige Korinther lakoniſche und ſicyoniſche Bewaffnete in ihre Stadt, welche auch über die Mehrzahl in einem faſt wunderbaren Kampfe ſiegten; aber ungeachtet dieſes Sieges und trotz zahlreicher ſpäterer Gefechte, vermochten weder die Spartaner unter Ageſilaos, noch die Athener unter dem kriegeskundigen Iphikrates, das durch ſolche Fehden und Frevel allmälig verwüſtete Korinth, dauernd in ihre Gewalt zu bringen.

Der Krieg zog ſich vielmehr in eine andere Gegend; die Thebaner und Athener ſtanden nämlich in einer Fehde den Akarnanern, Sparta hingegen den Achäern bei. Langſam rückte anfangs Ageſilaos vor, und machte die Akarnaner hiedurch ſicher; dann überraſchte er ſie durch einen ungewöhnlich ſtarken Marſch, erbeutete ihre Heerden und führte viele Gefangene mit ſich hinweg. Auf dem Rückwege jedoch ſah er ſich plötzlich in einem engen Thale von den Feinden umringt: nur durch ſchnellen Entſchluß und

große Tapferkeit, gewann er eine Anhöhe und entging auf dieſe Weiſe der ſchrecklichſten Gefahr. Dennoch tadelten ihn die Achäer, daß er nicht die Städte der Akarnaner gewonnen und ſie am Säen verhindert habe; er antwortete aber: zur Aerntezeit wolle er wieder hinziehen und dann den Frieden deſto leichter erzwingen. Es gelang; und die Akarnaner wurden Bundesgenoſſen der Lacedämonier. Auch die Argiver hatte Ageſipolis, durch einen kühnen Zug bis unter ihre Mauern, bereits hinreichend geſchreckt, als von der Seeſeite den Spartanern neue Gefahren entſtanden. Denn Derkyllidas befeſtigte und rettete zwar Seſtos und Abydos, aber faſt von allen Inſeln vertrieb Konon mit perſiſcher Hülfe die ſpartaniſchen Befehlshaber, und errichtete Denkſäulen, daß er die Bundesgenoſſen der Athener befreit habe. Cythere kam ferner in ſeine Hände, es gelangen ihm mehrere Einfälle in den Peloponneſos und er bewog den Dionyſius (durch die Ausſicht auf eine Verſchwägerung mit Evagoras von Cypern) den Spartanern keine Schiffe zu Hülfe zu ſenden [1]. Nunmehr wagte er endlich das Größte, lang Gewünſchte: er ſegelte zum Piräus, beſetzte Athen, und erbaute von perſiſchem Gelde und mit Hülfe der Thebaner die langen Mauern wieder, im elften Jahre nachdem ſie zerſtört worden [2]. Durch die größten Opfer und Feſte, legten die Athener ihre Freude hierüber an den Tag.

Dieſer Ereigniſſe halber höchlich beſorgt, ſandten die Lacedämonier den Antalcidas nach Aſien, um einen Frieden abzuſchließen oder doch den Tiribates zu gewinnen; und wirklich wuchs ihr Einfluß ſo ſehr, daß Konon, der den Neid jenes Perſers längſt erregt hatte, von ihm wegen Herſtellung der atheniſchen Mauern beim Könige verläumdet, gefangen geſetzt und nachher wahrſcheinlich getödtet wurde [3].

1 Lyſias über den Ariſtoph. 625. Athen. I, c. 4, p. 4.

2 393 v. Chr.

3 Isocr. Paneg. 101. Diod. XV, 43. Nach Anderen entkam er ein zweites Mal zu Evagoras und ſtarb an einer Krankheit. Sievers 113.

Unterdeſſen raſteten die Athener ihrerſeits auch nicht: mit vierzig Schiffen ſegelte Thraſybulus zum Helleſpont, führte (nachdem er Amadokus, den König der Odryſen und Seuthes, den Beherrſcher der thraciſchen Küſte ausgeſöhnt hatte) in Byzanz die Volksherrſchaft ein; gewann Thaſos, Chalcedon, ja durch ſeine Uebermacht faſt alle Städte auf Lesbos, bedrohte endlich Rhodus und lagerte ſich beim Eurymedon. Schon zahlte ihm hier Aspendus Steuern; als aber die Soldaten dennoch widerrechtlich plünderten, wurden ſie von den Bewohnern jener Stadt überfallen und — dies war der größte Verluſt — Thraſybulus (390 vor Chriſtus) im Gefechte getödtet. Bei allen unläugbaren, ſehr großen Verdienſten um ſein Vaterland, iſt Thraſybulus doch dem Vorwurfe nicht entgangen, die Bundesgenoſſen gedrückt und manchem ſeiner Untergebenen zu großen Freveln freie Hand gelaſſen zu haben; wofür unter andern Ergokles ſpäter hingerichtet ward, nachdem ihm der Verſuch, die Richter zu beſtechen, fehl geſchlagen war[1]. In jenen Gegenden folgte Agyrius auf Thraſybulus; im Cherſoneſos überfiel und tödtete Iphikrates den ſpartaniſchen Befehlshaber Anaxibios unfern Abydos; bei Aegina beſiegte Chabrias den ſpartaniſchen Flottenführer Gergopas. — So hatte Athen wiederum die freie Herrſchaft des Meeres errungen und der Mangel an Gelde behinderte die Spartaner, ſelbſt diejenigen Schiffe zu gebrauchen, welche ſie noch beſaßen. In dieſer Bedrängniß ernannten ſie Teleutias zum Anführer, welcher auch ihre Hoffnungen nicht täuſchte, ſondern das Heer befeuerte, die Athener im Piräus überraſchte, ihnen Kriegsſchiffe, Handelsſchiffe und Fiſcherkähne unbrauchbar machte, und ſo viel Beute gewann, daß den Soldaten und Matroſen der Lohn auf einen Monat gezahlt werden konnte.

Immer ſonderbarer geſtalteten ſich indeſſen die Ver-

1 Demosth. adv. Lept. 48. Lys. in Ergocl. et Philocr. Xen. Hell. IV, 8, 25; Diod. XIV, 99.

hältniſſe, immer verwickelter; ſo daß z. B. die Lakonier ſelbſt diejenigen atheniſchen Schiffe aufbrachten, welche dem König Evagoras von Cypern, gegen Artaxerxes zu Hülfe eilten, ob ſie gleich mit dieſem ebenfalls im Kriege waren. Alle Parteien wünſchten eigentlich den Frieden, theils um der allgemein ſtattfindenden Erſchöpfung willen, theils aus Gründen, die ihnen einzeln wichtig erſchienen. Die Athener fürchteten ihre Flotte im Cherſoneſos unter Iphikrates zu verlieren, weil Antalcidas mit lakoniſchen, perſiſchen und ioniſchen Schiffen, dort ſchon die Ueberhand gewonnen und acht einzelne Schiffe erobert, weil König Artaxerxes ihnen endlich offen den Krieg erklärt hatte: die Argiver und ihre Genoſſen wurden von Ageſilaos und Ageſipolis äußerſt bedrängt: die Lacedämonier litten an Gelde Mangel, und mußten in vielen verdächtigen Orten Beſatzungen halten, wozu ihre Mannſchaft nicht zureichte: des Artaxerxes Reich endlich war in Unruhe, und er trachtete vor Allem danach, freie Hände gegen das aufrühreriſche Aegypten zu gewinnen.

Wenige aber hatten ſich bei dieſen, aus verſchiedenen Gründen entſtehenden Friedenswünſchen, wol klar die Friedensbedingungen ſo gedacht, wie ſie die Verhältniſſe nothwendig mit ſich führen mußten. So lange die Hellenen Aſien erhalten wollten, war die Seemacht bedeutender als die Landmacht, und Athen mußte dem, ohne fremde Unterſtützung ärmlichen Sparta, den Vorrang abgewinnen; ſobald ſie ſich dagegen auf Europa beſchränkten[1], ward die Seemacht unbedeutend und Sparta bekam das Uebergewicht: ſo lange endlich Athen und Sparta uneinig waren, hatten die Perſer, wenn auch nicht durch ſich, doch durch dieſe Uneinigkeit, auf jeden längeren Zeitraum den größeren Einfluß in Aſien. Unter ſolchen Verhältniſſen kam Antalcidas nach Perſien um zu unterhandeln, ſpottete anfangs ſelbſt über Leonidas und Kallikratidas, in der Hoff-

1 Isocr. ad Phil. 135. Athen. II, 49.

nung hiedurch etwas auszurichten; und beförderte dann, als dies vergeblich blieb, den Frieden auf eine weder sehr kluge noch sehr schickliche Weise; — vielleicht aus Neid, weil des Agesilaos Heldenruhm im Kriege stets höher stieg, oder weil ihn Artaxerxes durch große Geschenke bestochen hatte. Einem solchen Abgesandten durfte Tiribazus folgende Friedensbedingungen seines Königs fast in befehlendem Tone bekannt machen:

„Alle in Asien belegenen hellenischen Städte, Klazomenä und Cypern, erhält Artaxerxes.

Alle hellenischen Städte und Inseln in Europa, sollen frei seyn; mit Ausnahme von Lemnos, Imbros und Scyros, welche den Athenern gehören.

Jedem wird der Krieg angekündigt, der diese Bedingungen verwirft."

Und auf diese Bedingungen kam der antalcidische Friede, welcher die asiatischen Hellenen den Persern preisgab, im Jahre 387 vor Christus[1], zu Stande; zweiundsechzig Jahre nach dem angeblichen cimonischen Frieden, welcher ihnen durch Athens Anstrengungen die Freiheit gegeben hatte. Deßungeachtet rühmten sich die Laedämonier ihrer Kämpfe und der neuen Freiheit des europäischen Hellas; während ihre geheime Absicht dahin ging, dies (des sie erschöpfenden persischen Krieges ledig) nun desto leichter und desto strenger zu beherrschen![2] Und die einzelnen Städte freuten sich der versprochenen Selbständigkeit und Unabhängigkeit, als sey diese für jedes Dorf möglich, wenn ein vereinender Mittelpunkt fehlt; als würden sie das immerdar behaupten können, was sie aus eigener Kraft zu gewinnen nicht im Stande waren; als lasse sich im europäischen Hellas die Freiheit begründen, während man ohnmächtig und habersüchtig die Mitbrüder in Asien aufgebe! Wenn aber diese Ohnmacht, diese Ver-

1 390 v. Ch. ward Rom durch die Gallier erobert.

2 Isocr. de pace. Paneg. 89.

einzelung nicht aufhörte, wenn die Herſtellung der Einigkeit und allgemeiner Volksanſichten mißlang, ſo traf die Schuld nicht allein die Spartaner, ſondern Alle; — und die Schuld erklärt ſich geſchichtlich hinreichend, aus der Eigenthümlichkeit der Stämme, den Verhältniſſen der Staaten, und den Leidenſchaften der Häupter.

Digitized by Google

Dreiundzwanzigſte Vorleſung.

Vom Frieden des Antalcidas, bis auf den Tod des Epaminondas.

Weder Perſien noch Hellas genoß der Ruhe nach dem Frieden des Antalcidas; zunächſt rüſtete Artaxerxes gegen König Evagoras den zweiten von Cypern[1]. Dieſer leitete ſein Geſchlecht von Teucer, Telamons Sohn ab, und lange beherrſchten ſeine Vorfahren Salamis, die wichtigſte Stadt jener Inſel; dann aber wurden ſie von einem durch die Perſer begünſtigten Phönicier vertrieben. Obgleich im Privatſtande geboren, gewann Evagoras, mit Hülfe weniger Genoſſen, durch Geſchicklichkeit und Entſchloſſenheit erſt Salamis wieder, und dann allmälig auch den größten Theil der Inſel. Er herrſchte durchaus löblich und wird von den Hellenen einſtimmig laut geprieſen; denn während dieſe durch republikaniſche Verwirrungen litten, ſahen ſie hier ein ſchönes Beiſpiel monarchiſcher Regierung. Zu ihm floh Konon nach der Schlacht bei Aegospotamoi, und ward durch ſein Fürwort Anführer der perſiſchen Flotte; überdies gab Evagoras ſelbſt ſo viel Schiffe, daß ohne dieſe der Sieg bei Knidos ſchwerlich wäre erfochten worden.

[1] Isocr. Evagoras. Nicocl. 40. Paneg. 95.

Athen ſetzte ihm aus Dankbarkeit Bildſäulen[1], und er gedachte mit Hülfe dieſes Staats größere Zwecke zu erreichen; wodurch ſich aber natürlich ſeine Verhältniſſe zu Perſien ſo änderten, daß Artaxerxes nicht ohne allen Grund argwöhniſch und undankbar ward. Deshalb fiel Evagoras öffentlich von ihm ab, blieb aber jetzt, nach dem Abſchluſſe des antaleidiſchen Friedens, vereinzelt im Kriege mit der großen von Tiribazus und Orontes befehligten perſiſchen Macht. Dennoch verlor er den Muth nicht, ſondern verbündete ſich mit Akoris, dem Beherrſcher Aegyptens, und Hekatomnus, dem Beherrſcher Kariens; er plünderte die Küſte von Phönicien, ſetzte ſich mit Gewalt in den Beſitz von Tyrus, brachte eine Zeitlang Cilicien zum Abfall, und ließ alle Schiffe auffangen, welche dem perſiſchen Heere auf Cypern Lebensmittel zuführten. Hiedurch gerieth daſſelbe in Noth und die ganze perſiſche Flotte ward gezwungen, nach dem wieder beruhigten Cilicien zu ſegeln, um neue Vorräthe zu holen. Als aber die Perſer dennoch endlich in einer ſehr hartnäckigen Seeſchlacht ſiegten, und die Belagerung von Salamis begannen; als die neue Unterſtützung, welche Evagoras perſönlich in Aegypten faſt erzwang, ihn nicht hinlänglich gegen die große perſiſche Macht verſtärkte, ſo bemühte er ſich durch einen Vergleich dem Kriege ein Ende zu machen. Tiribazus aber verlangte unbedingte Unterwerfung und Entſagung auf alle Städte Cyperns, Salamis ausgenommen. Während des Aufenthalts, welchen die Härte dieſer Forderungen herbeiführte, ward Tiribazus von Orontes beim Könige wegen aufrühreriſcher Anſchläge verläumdet, und gefangen zu ihm geſandt; und Orontes ſah ſich nach ſechs- oder gar zehnjährigem Kriege[2] genöthigt, mit Evagoras den Frieden dahin abzuſchließen: „Daß er König von Salamis bleibe, und ſeine Abhängigkeit von Artaxerxes nur durch eine geringe

1 Pausan. I, 3, 2.

2 386—377 v. Chr.

Zinszahlung zu erkennen gebe." So viel hatte des Evagoras perſönliche Größe gegen ein ungeheures, ſeiner Auflöſung entgegengehendes Reich vermocht. Ihm folgte ſpäter ſein Sohn Nikokles, welcher ebenfalls tüchtig regierte[1], und ſich mit Geſchicklichkeit während der mannigfaltigen Parteiungen jener Zeit benahm.

Noch war der Krieg gegen Evagoras nicht einmal beſeitigt, viel weniger ſiegreich beendet, als Gaos, der perſiſche Flottenführer, erzürnt über die Behandlung ſeines Schwiegervaters Tiribazus, von Artaxerxes abfiel; und erſt als jener losgeſprochen und freigelaſſen, und Gaos ſelbſt ermordet wurde, nahm der Aufſtand in dieſen Gegenden des perſiſchen Reiches, wirklich ein Ende.

Bald darauf zog Artaxerxes mit einem großen Heere gegen die Kaduſier in die unfruchtbaren kaukaſiſchen Gebirge, gerieth aber aus Mangel an Geſchicklichkeit und Vorſicht, in arge Bedrängniß, und es entſtand eine ſolche Hungersnoth, daß ein Eſelskopf mit ſechzig Drachmen bezahlt wurde. Nur die Liſt des Tiribazus, welcher jedem der beiden feindlichen Könige glauben machte, man unterhandle einſeitig mit ihm auf ſehr günſtige Bedingungen, täuſchte beide und rettete die Perſer.

Noch weniger glücklich war die Unternehmung gegen Nektanebus in Aegypten; ungeachtet man ſehr große Vorbereitungen getroffen, und griechiſche Söldner unter Iphikrates, zu dem perſiſchen Heere des Titrauſtes und Pharnabazus geſellt hatte. Denn obgleich die Befeſtigung der peluſiſchen Mündung des Nils, dem Nektanebus Nichts half (weil die Perſer bei der mendeſiſchen landeten, und die daſelbſt vorgefundene Beſatzung ſchlugen), ſo entzweiten ſich doch hier der griechiſche und der perſiſche Feldherr. Jener wollte ſchnell das unbeſetzte Memphis angreifen, dieſer die ganze Macht der Perſer erwarten. Wäh=

1 Isocrates p. 322, 595 ed. Lange, Theopomp bei Photius 392. Nachtheilige Zeugniſſe über Nikokles hat dagegen Athen. XII, 532.

rend der, hieraus entſtandenen Zögerungen ward Memphis befeſtigt, der Nil wuchs, die Perſer mußten ohne Erfolg abziehen und Iphikrates eilte, Verläumdung und Strafe befürchtend, nach Hellas zurück.

Hier hatte die Hoffnung getäuſcht, daß der Friede bei den Schwächern willigen Gehorſam, bei den Mächtigern Mäßigung erzeugen werde: ſo wollten z. B. die Argiver ihre Beſatzung nicht aus Korinth ziehen, und die Thebaner die böotiſchen Städte nicht frei geben; beide wurden durch Ageſilaos dazu gezwungen. Ferner beſchloſſen die Spartaner (ohne Rückſicht auf die Bedingungen und Verſprechungen des antalkidiſchen Friedens) alle Bundesgenoſſen zu ſtrafen, welche ſich gegen ſie nachläſſig, und den Feinden geneigt bewieſen hatten. So wurde den Phliaſiern zugemuthet ihre Vertriebenen wieder aufzunehmen, und eine ariſtokratiſche Verfaſſung einzuführen; ſo verlangte man von den Mantineern, daß ſie die Mauern ihrer Stadt niederreißen ſollten, weil ſie früher den Argivern Lebensmittel zugeführt und das Glück der Spartaner beneidet hätten. Die Mantineer weigerten ſich deſſen, und ſuchten Hülfe in Athen; aber die Athener wollten den Frieden nicht brechen und Ageſilaos die Spartaner nicht anführen, weil Mantinea einſt ſeinem Vater große Freundſchaft erwieſen habe. Deshalb erhielt Ageſipolis den Oberbefehl und umlagerte die Stadt, jedoch vergeblich; bis er endlich den Fluß ſo eindämmte daß deſſen Waſſer bis zu den Mauern ſtieg, dieſe erweichte und die Bewohner zu einem Vergleiche zwang, wonach ſie ihre Stadt verlaſſen, und vertheilt in vier Flecken wohnen mußten. Das Größte, ihre Unabhängigkeit, ging allerdings verloren, aber die Parteiungen hörten auf und — vielleicht das älteſte ausgeſprochene Beiſpiel der, freilich einſeitigen Folge des Abbaus — die Einzelnen wurden, wie wenigſtens Xenophon behauptet, ſchnell wohlhabend, weil ſie ihren Aeckern näher wohnten.

Ueber den Peloponneſos möchte Sparta ſeine Herr-

ſchaft, ſelbſt auf gewaltſame Weiſe, nicht allein haben verbreiten, ſondern auch erhalten können; jetzt aber ſuchte es zu kühn, auch über den Norden von Griechenland, einen ähnlichen Einfluß auszuüben.

Es kamen nämlich um dieſe Zeit Geſandte von Akanthus und Apollonia nach Lacedämon, und ſtellten vor: Olynthus habe bereits die mehreſten Städte Thraciens von ſich abhängig gemacht und den, durch die Illyrier geſchwächten, König Amyntas von Macedonien gezwungen manche Theile ſeines Reichs, ja ſelbſt Pella abzutreten. Jetzt ſey jenen Städten eine ähnliche, Abhängigkeit erzeugende Bundesgenoſſenſchaft angetragen worden, und ohne fremde Hülfe müßten ſie darin willigen: Sparta aber möge bedenken, daß die Olynthier im Begriff wären ſich mit Athen und Theben zu verbinden, daß ſie ihrer ſchon bedeutenden Landmacht (bei der günſtigen Lage und den Vorräthen von Schiffsbauholz) leicht eine Flotte zugeſellen dürften; und daß ſich endlich mit dem Können, allemal die Neigung und das Bemühen einfinde, die Herrſchaft in jeder Richtung auszudehnen.

Nach reiflicher Erwägung dieſer Gründe erklärten die Spartaner: ſie würden die Bewohner von Akanthus und Apollonia, mit einem Heere von 10,000 Mann unterſtützen. Zweitauſend führte Eudamidas eiligſt voraus, beſetzte mehrere thraciſche Städte, und bewegte Potidäa, welches ſchon mit Olynth im Bunde ſtand, zu einer freiwilligen Uebergabe.

Die zweite Abtheilung des ſpartaniſchen Heeres, welche Phöbidas nach Thracien führen ſollte, lagerte ſchon bei Theben, als ein unvorhergeſehenes Ereigniß den Dingen eine andere Wendung gab. Es waren nämlich damals in Theben zwei Parteien, eine demokratiſche gegen, eine ariſtokratiſche für Sparta; jene leitete Ismenias, dieſe Leontiades. Der letzte ſtellte dem Phöbidas vor: wenn er ihn und ſeine Anhänger gehörig unterſtütze, ſo würde Theben, anſtatt ſich feindlich zu bezeigen, Hülfsmannſchaft wider

Olynth ſtellen müſſen; ja wenn er Theben ſelbſt beſetze, ſo leiſte er ſeinem Vaterlande einen weit wichtigeren Dienſt, als wenn er das entferntere, minder bedeutende, Olynth erobere. Dieſe Darlegung fand Eingang bei Phöbidas.

An einem ſchwülen Sommermittage, als die Weiber das Feſt des Ceres feierten, die Männer im Rathe verſammelt und die Straßen leer waren, führte Leontiades den Phöbidas ſchnell in die Burg[1], und ſchreckte mit deſſen Hülfe den Rath ſo ſehr, daß man ungeſtört den Ismenias gefangen nehmen, und andere Obrigkeiten erwählen konnte. An vierhundert, unter ihnen Pelopidas[2], entflohen aus der Stadt, meiſt nach Athen; Leontiades dagegen eilte nach Sparta, verkündete das Geſchehene, und pries die daraus entſtehenden Vortheile. Die Ephoren und das Volk zürnten, daß Phöbidas ohne Auftrag gehandelt habe, und er ſchwebte ſchon in Gefahr ſchwer verurtheilt zu werden; da behauptete Ageſilaos: nicht wenn er Nutzen, ſondern nur wenn er dem Vaterlande Schaden geſtiftet habe, ſey er ſtrafbar. Als dem Phöbidas ſpäter ſogar die auferlegte Geldſtrafe durch des Ageſilaos Vermittelung erlaſſen wurde, als die Spartaner beſchloſſen, die Burg von Theben, die Kadmeia beſetzt zu behalten, entſtand die ſehr nahe liegende Vermuthung[3], jener möge doch nicht ganz ohne Auftrag vorgeſchritten ſeyn. Leontiades kehrte nach Theben zurück, und es begleiteten ihn Richter aus Lacedämon und den verbündeten Städten, um den Ismenias zur Unterſuchung zu ziehen, weil er von den Perſern, ſeinen Gaſtfreunden, Geld genommen und mit ihrer Hülfe Unruhen in Hellas angezettelt habe. Heftiger als die Feinde, zeigten ſich in dieſer Unterſuchung die Thebaner, — eine ſtete Folge innerer Parteiung —; Ismenias ward zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

1 383 vor Chriſtus.

2 Epaminondas blieb als ein armer, unbedeutender, philoſophiſch geſinnter Mann, unbemerkt in Theben.

3 Diod. XV, 20 erzählt dies gerade heraus.

Unterdeſſen hatte Teleutias, des Ageſilaos Bruder, eine neue Heeresabtheilung gegen Olynth geführt, den König Amyntas von Macedonien faſt ganz gewonnen, und durch große Ordnung und Entfernung jeder Willkür, alle Gemüther beruhigt. Dennoch wechſelte das Kriegsglück noch immer. Zuförderſt nämlich wurden die Olynthier nach heftigen Kämpfen in ihre Stadt zurückgedrängt, ſiegten aber mit dem nächſten Frühjahre in einer hartnäckigen Schlacht, und tödteten den Teleutias. Kaum hatte Ageſipolis, deſſen Nachfolger, Verſtärkungen herzugeführt und die Ueberreſte des, nach Akanthus, Apollonia und Potidäa zerſtreuten Heeres, wieder geſammelt, ſo ſtarb er an einer Krankheit, und erſt Polybiades — denn feſt beharrten die Spartaner auf ihrem Plane — zwang Olynth durch Hunger, Bundesgenoſſin[1], das hieß abhängig von Lacedämon zu werden.

Im Vertrauen, daß die ſpartaniſche Hauptmacht in Thracien abweſend ſey, brach eine andere Fehde gleichzeitig im Peloponnes aus. Die Bewohner von Phlius weigerten ſich nicht allein, ihre Vertriebenen aufzunehmen, ſondern verjagten auch Alle, die ſich öffentlicher Angelegenheiten halber nach Sparta gewandt hatten. Ageſilaos zog deshalb gegen dieſe Stadt, und verlangte die Uebergabe der Burg. Vergeblich: denn die Phliaſier, an deren Spitze Delphion ſtand, vertheidigten ſich heldenmüthig, obgleich Jeder während der ganzen Zeit der Belagerung nur die Hälfte des gewöhnlichen Bedarfs an Lebensmitteln erhielt. Zuletzt wurden indeſſen die Vorräthe erſchöpft, und jene wandten ſich wegen des Friedens nach Sparta. Ageſilaos aber, welcher zürnte daß er hiebei vorſätzlich übergangen ſey, brachte es dahin daß man ihm die Feſtſtellung der Friedensbedingungen überließ: er legte lakoniſche Soldaten in die Stadt, und befahl funfzig Vertriebenen und funfzig alten Bürgern, ſie

1 380 vor Chriſtus.

ſollten die nöthigen Geſetze entwerfen und entſcheiden, wer Strafe und wer den Tod verdient habe[1].

So hatten alſo um dieſe Zeit die Spartaner mehr erreicht, als ſelbſt die Muthigern früher zu hoffen wagten. Olynth war gedemüthigt, Theben unterworfen, Argos und die widerſpenſtigen Bundesgenoſſen geſchwächt, Korinth treu, Athen vereinzelt, Perſien keineswegs gefährlich: — mit einem Worte, die lakoniſche Herrſchaft ſchien auf das Feſteſte gegründet. Aber die Götter, ſagt Xenophon, vergeſſen der Frevler nicht, und die Ungerechtigkeit untergrub das ganze Gebäude. — Sieben thebaniſche Flüchtlinge, unter ihnen Pelopidas und Mellon, unterſtützt von Phyllidas, dem unzufriedenen Geheimſchreiber der neuen Polemarchen Leontiades, Archias und Philippos, beſchloſſen ihre Vaterſtadt von der Tyrannei zu befreien. Heimlich, jedoch mit Dolchen unter den Kleidern, ſchlichen ſie ſich Abends als verſpätete Landleute nach Theben, und übernachteten bei Charon. Am andern Tage blieben ſie ruhig, jedoch nicht unthätig; denn allmälig ſtieg die Zahl der theilnehmenden Verbündeten bis über vierzig.

Unterdeſſen feierten die Polemarchen Archias und Philippos die Aphrodiſien ſo unbekümmert und übermüthig, daß Phyllidas ſogar hatte verſprechen müſſen, er wolle ihnen gutwillige Mädchen zuführen. In dem Augenblicke aber, wo die Verſchwornen als verkleidete Mädchen hineilen und ihren Anſchlag ausführen wollten, forderte ein Bote ihren Wirth zum Archias. Charon ging gefaßt, Alle hielten ſich indeß für verrathen und dachten nur daran, ihr Leben nicht ohne Widerſtand aufzuopfern; da kehrte jener zurück und erzählte: „ein unbeſtimmtes Gerücht ſey zwar den ſchon halb trunkenen Polemarchen zu Ohren gekommen, allein er habe ſie beruhigt.“ Kaum war dieſe Gefahr beſeitigt, ſo zeigte ſich eine neue, größere. Der Polemarch Archias empfing nämlich vom Hierophanten

1 379 vor Chriſtus.

Archias in Athen einen Brief, welcher genaue Nachrichten über das Vorhaben der Vertriebenen enthielt; anſtatt ihn aber zu eröffnen, legte er ihn zur Seite und ſprach: „ernſthafte Dinge auf morgen!“ Wenige Augenblicke nachher drangen die Verſchwornen verkleidet in den Saal, aus welchem Archias, um unbeobachtet mit ſeinen Genoſſen zu ſchwelgen, alle Diener entfernt hatte; ſie tödteten ihn, den Philippos, und noch Einige welche ſich widerſetzten. Gleichzeitig war Pelopidas mit Andern zur Wohnung des Leontiades gegangen, ſie wurden eingelaſſen und erſchlugen nach einigem Widerſtande auch dieſen. Hierauf ließ Phyllidas die Gefängniſſe öffnen und bewaffnete die befreiten Bürger[1]; ferner eilten, nachdem der Untergang der Tyrannen bekannt ward, die übrigen Vertriebenen zur Unterſtützung herbei, und nach einer kurzen, aber angeſtrengten Belagerung, ſah ſich die lakoniſche Beſatzung genöthigt die Burg, die Kadmeia, gegen Bewilligung freies Abzuges zu übergeben. Deßungeachtet tödteten die Thebaner beim Abmarſche diejenigen, welche ſie für beſonders feindlich geſinnt hielten, und verſchonten auch die Kinder derer nicht, welche als Feinde des Vaterlandes bereits umgekommen waren.

Dieſer glückliche Ausgang konnte nur als der erſte Anfang größerer Unternehmungen betrachtet werden; denn die Spartaner verurtheilten den Befehlshaber der Kadmeia zum Tode, weil er hätte Hülfe abwarten ſollen, und ſchickten den König Kleombrotus mit Heeresmacht in das thebaniſche Gebiet, welcher zwar nach einigen Verwüſtungen ſelbſt umkehrte, jedoch den Sphodrias mit einer bedeutenden Abtheilung zurückließ. Gern hätten die Thebaner Frieden geſchloſſen, aber die ihnen vorgelegte ſtrenge Forderung: „alle Vertriebenen aufzunehmen, und die Urheber der Befreiung ihrer Vaterſtadt ſogar zu beſtrafen[2],“ zwang ſie zum Kriege.

1 379 Jahre vor Chriſtus.
2 Isocr. Plataic. 523.

Alles ſchien hiebei davon abzuhängen, welche Partei die Athener nehmen würden; ſo weit waren dieſe aber im erſten Augenblicke davon entfernt ſich öffentlich für Theben zu erklären, daß ſie vielmehr einen ihrer Beamten, welcher um die Verſchwörung der Vertriebenen gewußt hatte, hinrichten ließen, und einen zweiten zur Flucht zwangen. Anſtatt nun dieſe günſtige Geſinnung auf milde und kluge Weiſe zu befördern, ließ ſich der ſpartaniſche Anführer Sphodrias, uneingedenk der nahen belehrenden Beiſpiele, vielleicht ſelbſt von Pelopidas zu dem Verſuche überreden, Athen durch Ueberraſchung einzunehmen[1]. Dieſer Verſuch mißlang, und Sphodrias würde ſchwerlich der Verurtheilung in Sparta entgangen ſeyn, wenn nicht ſein Sohn Kleonymos ein genauer Freund des Archidamus geweſen wäre, welcher ſeinen Vater, den König Ageſilaos zu der Erklärung vermochte: Sphodrias habe diesmal zwar unrecht gehandelt, ſey jedoch ſonſt ein trefflicher Mann, und Sparta könne ſolcher Männer nicht entbehren.

Um jenes Anfalls willen erklärte ſich Athen jetzt laut für Theben; auch die Chier, Byzantier, Rhodier, und Mitylenäer fielen von Sparta ab, und ſiebenzig Städte vereinten ſich auf einer großen Verſammlung in Athen, gegen die verhaßte Herrſchaft der Lacedämonier[2]. In dem neuen Bunde hatte jede Stadt eine ſelbſtändige Stimme, und aus verhältnißmäßigen Beiträgen ſollten die gemeinſamen Koſten des Krieges beſtritten werden. — Bei dieſer anwachſenden Gefahr blieb Sparta nicht unthätig, vielmehr drang Ageſilaos zweimal bis zu den Thoren von Theben und zerſtörte zwei Aernten; allein die Thebaner erhielten Getraide aus Theſſalien, übten ihre Mannſchaft unabläſſig im Vertheidigungskriege, und der Glaube an die Unüberwindlichkeit der Spartaner verſchwand, als eine geringere

1 Laut Diodor XV, 29 trieb ihn der König Kleombrotos zu dem ungerechten Anfall. — 378 vor Chr.

2 Isocr. Plataic. 520. Areop. 219.

Zahl Thebaner eine größere Zahl jener bei Orchomenos beſiegte: — ein bis dahin unerhörtes Ereigniß.

Eben ſo mißlang der Plan, Athen von der Seeſeite auszuhungern: denn Chabrias ſchlug die ſpartaniſche, von Pollis geführte Flotte, bei Naxos[1], und eroberte neunundvierzig Schiffe, er machte an 3000 Gefangene und große Beute. Sein Nachfolger, Timotheus (der Sohn des Konon, ein ſehr kluger und gebildeter Mann[2]), konnte mit ſechzig Schiffen die Küſten des Peloponneſos ſchon ſo ſehr beunruhigen, daß die Spartaner ihr Land nicht zu verlaſſen wagten, und die Thebaner Zeit gewannen die benachbarten Städte zu unterwerfen. Hierauf ſegelte Timotheus nach Korcyra, brauchte aber daſelbſt keine Gewalt, unternahm keine Abänderung der Verfaſſung, und gewann dadurch ſo allgemeines Zutrauen daß jene Inſel, daß auch Akarnanien atheniſche Partei ergriff, und die lakoniſche Flotte unter Nikolochos nachmals bei Leukas von ihm geſchlagen wurde. Durch dieſe großen Siege hätte Athen ſich nicht allein erhalten, ſondern auch wol dauernd die Oberhand gewinnen können, hätte ſich zu der erneuten Macht, auch Einigkeit und Beſonnenheit eingefunden.

Während dieſer Verwirrungen entwickelte dagegen der Theſſaler Jaſon von Pherä — vorbedeutend für Hellas — ſeine großen monarchiſchen Anlagen. Er überſah klar die Verhältniſſe der Griechen und der Perſer, und faßte ſchon damals den Gedanken auf, jene mit Gewalt zu einigen und dieſe zu beſiegen. Ihm gehorchten bereits 8000 Reiter und 20,000 ſchwerbewaffnete Fußgänger, weil kein helleniſcher Staat damals Muße und Kraft gehabt hatte, der gefährlichen Gründung einer ſolchen Macht entgegenzutreten. Sich ſelbſt beherrſchte Jaſon aufs Strengſte in Hinſicht der Vergnügungen des Körpers, er ruhte nie, ehe er das ausgeführt hatte, was er ſich vorgeſetzt, Tag und

1 Demosth. in Lept. 62. 376 v. Chr.

2 Cic. de Offic. I, 32.

Nacht galt ihm dabei gleich, und die Anſtrengung ſelbſt war ihm Genuß. Er gewöhnte die Soldaten nur auf ihn zu blicken, ſein Wille war ihr alleiniges Geſetz, ſein Beifall ihr höchſter Lohn; ſie kämpften, wofür er wollte, nicht für ein ſelbſtgewähltes Ziel, oder für eine Idee. Damit wäre die Alleinherrſchaft in Hellas gegründet, ja ausgeführt geweſen; aber noch war Jaſon (welcher den Grundſatz aufſtellte: „man müſſe im Kleinen ungerecht ſeyn, um das Größere zu erlangen") nicht der erſte Mann ſeiner Zeit: Theben zeugte die größeren, Pelopidas und Epaminondas[1].

Beide ſtammten aus angeſehenen Häuſern, aber jener war reich, dieſer arm. In der Freigebigkeit und der edeln Verwendung ſeines Vermögens ſuchte jener, in der Uneigennützigkeit und Genügſamkeit dieſer ſeinen Ruhm. Leibesübungen und Jagd gewährten dem Pelopidas[2], Künſte, Wiſſenſchaften und Philoſophie dem Epaminondas Erholung. Faſt niemals war, wie bei ihm, die Größe des Bürgers mit der Größe des Menſchen in ſo hohem Grade und ſolchem Ebenmaß, zur Erzeugung der reinſten und bewundernswertheſten Erſcheinungen vereinigt. Durch das ganze Leben hindurch, in allen Verwickelungen, blieben Pelopidas und Epaminondas Freunde, ohne Neid oder Eiferſucht[3]; und obgleich dieſer an der gewaltſamen Befreiung Thebens durch die Verſchwornen keinen Theil nehmen wollte, weil man ſie nicht ohne Blutvergießen vollführen, weil Niemand Maß und Ziel im Voraus bezeichnen könne; ſo begehrte er doch auch nicht, daß ſeine Anſicht, ſeine Bahn, die Andern gewaltſam beſchränke: nach der That griff er indeſſen mit ſeinem Anſehen ſogleich ein, damit Ruhe und Mäßigung ſchnell wieder eintrete. Heldenmuth und Milde, Ausdauer und Beſcheidenheit, Wahr-

1 Plut. praecepta reipubl. gerend. IX, 256.

2 Athen. IV, 184. Cic. Tuscul. I, 2. Pausan. Boeot. c. 12.

3 Wie viel Zwiſt war dagegen um dieſe Zeit unter atheniſchen Anführern.

heitsliebe und Gewandtheit ſtanden bei ihm in ſeltenem Bunde; er ſprach ſo trefflich, als er handelte, und nicht Er ſchien durch öffentliche Aemter Ruhm zu erhalten, ſondern dieſe ſchienen dadurch neue Bedeutung und Würde zu bekommen, daß Epaminondas ſie annahm.

Die Athener, welche Thebens Größe vorahneten, und zugleich mißvergnügt waren, daß ſie bei der Läſſigkeit ihrer Verbündeten die Koſten der Flotte allein tragen mußten, ſchloſſen jetzt Frieden mit Sparta, und befahlen dem Timotheus mit allen Schiffen zurückzukehren. Auf dieſer Rückkehr ſetzte indeß jener Vertriebene in Zakynthos wieder ein, was den Lacedämoniern als ein neuer Bruch erſchien, und ſie zum Anfall des trefflich angebauten Korcyra vermochte. Die Bewohner vertheidigten ſich jedoch aufs Aeußerſte, und die lakoniſchen Soldaten, welche ihren Feldherrn Mnaſippus ſeiner Strenge halber nicht liebten, fochten ungern, und wurden nachläſſig als der Sold ausblieb —; daher ſiegten die Korcyräer, und Mnaſippus kam ums Leben. Ja als Iphikrates, berühmt durch tüchtige Kriegszucht, mit der atheniſchen Flotte nahte, ſo eilten die Spartaner unter Zurücklaſſung der Lebensmittel, der Kranken und vieler Beute in ihre Heimath. Auch die den Spartanern zu Hülfe kommenden ſyrakuſaniſchen Schiffe, wurden von Iphikrates genommen, und er ordnete in Akarnanien und Cephalonien Jegliches zu Gunſten Athens.

Durch dieſe Ereigniſſe wurden die Spartaner geſchreckt, die Thebaner hingegen fürchteten, daß Athen wieder feindlich gegen ſie auftreten werde, weil die von ihnen hart bedrängten Platäer dort Hülfe geſucht hatten. In Athen war man aber des Krieges, vielleicht ſchon um deswillen am Meiſten überdrüßig, weil hier die Künſte und Genüſſe des Friedens, eine viel höhere Bedeutung hatten. So kam es erſt zu einer allgemeinen Friedensberathung in Sparta, und endlich im Jahre 371 vor Chriſtus zum Frieden des Inhalts: daß alle Städte frei ſeyn ſollten, und wechſelſeitige Hülfe gegen Widerſpenſtige geleiſtet werde.

Am folgenden Tage verlangten aber die Thebaner, ob ſie gleich den Frieden mit beſchworen und unterzeichnet hatten, daß man ſtatt Thebaner, Böoter ſchreiben ſolle. Denn ſo wie Lakonien, wie Attika ein Staat ſey, wie die lakoniſchen und die atheniſchen Städte, von Sparta und Athen abhängig wären und blieben; ſo ſey auch Böotien ein Staat, und die böotiſchen Städte von Theben abhängig. Dem widerſprachen die Uebrigen, und insbeſondere erklärte Ageſilaos (welcher Kränklichkeit halber lange an den Geſchäften wenig Theil genommen hatte) daß ſie wol vom Frieden ausgeſchloſſen, nicht aber die Friedensbedingungen geändert werden könnten; — wogegen die Thebaner behaupteten: „da ſie ſich nicht um Lakonien bekümmerten, ſo dürften die Spartaner ſich auch nicht in böotiſche Angelegenheiten miſchen.“

Dieſe Forderungen der Thebaner ſcheinen der vollkommenen Wechſelſeitigkeit, welche zwiſchen unabhängigen Staaten immer Statt finden ſoll, zwar angemeſſen zu ſeyn, doch müſſen wir bemerken: daß die Spartaner wol mit Recht den uralten Beſitz Meſſeniens, nicht wie eine neue Eroberung betrachtet und behandelt wiſſen wollten. Zur Zeit des Untergangs von Meſſene, war die Anſicht von der Selbſtändigkeit und dem Gleichgewichte der helleniſchen Staaten, keineswegs ſchon vollſtändig ausgebildet; jetzt mußte aber doch ein feſter, und ein ſpäterer Zeitpunkt angenommen werden, bis zu welchem ſich die Herſtellung des alten Zuſtandes nur erſtrecken ſolle: weil man ſonſt ins Unendliche hätte zurückgehen, alle helleniſchen Staaten auflöſen, und die Bewohner nach den unbekannten, uranfänglichen Wohnſitzen zurückweiſen müſſen. Als nun die Thebaner, dieſer und ähnlicher Gründe halber, ihre Forderung nicht durchſetzen konnten, ſo kehrten ſie, im Gefühle ihrer Kraft, ohne Annahme des Friedens nach Hauſe zurück; jedoch nicht ohne alle Sorge, weil ſich auch die Athener hart gegen ſie äußerten.

Ihrerſeits erfüllten Athen und Sparta jetzt alle Be-

dingungen des Friedens, gaben das, nach dem Abſchluſſe deſſelben Genommene zurück, und zogen die Beſatzungen aus den Städten: kaum aber war dies geſchehen, ſo brachen innere Unruhen in Korinth, Megara, Sicyon u. ſ. w. aus, zum deutlichen Beweiſe daß Hellas leider einer ſtrengeren Oberleitung, einer Hegemonie bedürfe, wenn es nicht in Aufruhr und Bürgerkrieg verſinken ſolle.

Wichtiger jedoch, als daß die Ordnung in jenen minder bedeutenden Städten hergeſtellt werde, erſchien es den Spartanern, daß die Thebaner zur Befreiung der böotiſchen Städte gezwungen würden. Als König Kleombrotus, welcher deshalb mit Heeresmacht anrückte, die Engpäſſe bei Koronea von Epaminondas beſetzt fand, wandte er ſich geſchickt zur Seite, gen Thisbe, und erreichte auf einem Bergpfade und dem Meere entlang, den Flecken Leuktra. Sogleich ſtellten ſich ihm auf einem Hügel die Thebaner gegenüber, allein, ohne andere Bundesgenoſſen. In dieſer Lage drangen die Freunde und die Feinde des Königs Kleombrotus gleichmäßig auf eine Schlacht: jene, weil ihn ſchwere Vorwürfe treffen würden, wenn er eine ſo günſtige Gelegenheit verſäume; dieſe, weil ſie den König heimlich für thebaniſch geſinnt hielten. Von den Böotarchen waren drei gegen eine Schlacht, weil ihnen die örtlichen Verhältniſſe nicht günſtig genug ſchienen; drei andere, unter ihnen Epaminondas, behaupteten dagegen: wohlgewählte Stellungen und Tapferkeit würden den Sieg verleihen, längere Zögerung aber erzeuge Mangel an Lebensmitteln, und bringe die Städte zum Abfall. Pelopidas, als Führer der heiligen, auf Leben und Tod unzertrennlich verbundenen Schaar[1], trat der letzten Meinung bei, und noch hielt Kleombrotus in der Mittagsſtunde den letzten Kriegsrath, als die Thebaner ſchon in Schlachtordnung anrückten. Ganz ungewöhnlich war dieſe Schlacht-

1 Sie ward auf öffentliche Koſten erhalten, und bildete einen Stamm für das Heer. Plut. Pelopidas 18.

ordnung: in tiefer Stellung, keilförmig zugeſpitzt, drang der linke aus den Tapferſten des Heeres gebildete, Flügel vorwärts, während der rechte, ſchwächere, ſcheinbar wich oder verſagte. Die Spartaner wollten ihre, nur zwölf Mann tiefe Stellung ſogleich ändern, um den gewaltigen Wirkungen dieſer ſchrägen Schlachtordnung zu begegnen; aber die Zeit war zu kurz, ihre Linien wurden durchbrochen, ihre ſchlechtgeübte Reiterei aufs Fußvolk geworfen, und während der hieraus entſtehenden Verwirrung, gingen endlich manche von ihren Bundesgenoſſen und die Söldner des Hiero, zu den Thebanern über. Dennoch entſchied ſich erſt der Sieg[1], als viele Anführer, als Kleombrotus heldenmüthig fechtend gefallen waren; 1000 Lakonier, darunter vierhundert Spartiaten, blieben auf dem Platze, und wurden nach Abſchließung eines Stillſtandes — dem Anerkenntniß der Niederlage — vom Schlachtfelde abgeholt. Dieſe Schlacht bei **Leuktra** ward von den Thebanern gewonnen 371 Jahre vor Chriſtus, 33 Jahre nach der Einnahme Athens durch Lyſander. Des Epaminondas hoher Ruhm: die ſpartaniſche, zeither unüberwundene Macht gebrochen zu haben; erhöhte ſich mit Recht als ihm das faſt noch Schwerere gelang, den Mißbrauch der neu entſtandenen Gewalt zu behindern. Er hatte einleuchtend erwieſen was die Kriegskunſt vermöge, und aus ſeiner Grundlage bildete ſich die macedoniſche Phalanx, unüberwindlich in der ganzen Welt, bis die beweglichere römiſche Legion ihr den Sieg abgewann. In der neueſten Zeit, unter ſo veränderten Verhältniſſen, iſt Epaminondas noch dem großen Könige Preußens in der künſtlichſten ſeiner Schlachten, in der Schlacht bei Leuthen, Vorbild geweſen. Krieg ohne Kriegskunſt und Feldherrengaben, artet aus in bloße Schlägereien und Raufereien.

An dem letzten Tage des Feſtes der Gymnopädien, während der feierlichen Aufzüge, erhielten die Ephoren

1 Pausan. Boeot. c. 13; Lacon. c. 6.

die erſte Nachricht von der Niederlage bei Leuktra; aber ſie unterbrachen die Tänze nicht, ſondern warteten ruhig deren Schluß ab. Hierauf ward alle Klage, alles Geſchrei der Weiber unterſagt, dann die Trauerbotſchaft und der Name jedes Gebliebenen verleſen; in tiefer Stille hörten Alle zu, und gingen ſchweigend nach Hauſe. Am andern Morgen erſchienen freudig und geſchmückt, deren Kinder oder Verwandte getödtet worden; niedergeſchlagen und in Trauer die, deren Kinder und Verwandte am Leben geblieben waren: — ſolche Kraft zeigte Sparta noch in dieſer Zeit. Schwer aber erſchien die Löſung der Frage: wie die ſtrengen Geſetze gegen die, vor dem Feinde Fliehenden, ohne den größten Verluſt für den Staat zur Anwendung gebracht werden könnten? Ageſilaos, obgleich noch immer krank, ſollte entſcheiden, und er ſprach: „die Geſetze mögen dieſen einen Tag ſchlafen, dann wiederum ewig wachen.“

Archidamas ſammelte mit aller Anſtrengung ein neues Heer aus Spartanern und Bundesgenoſſen; zu dieſen gehörten die Tegeaten, Mantineer, Korinther, Sikyonier, Phliaſier und Achaier: die Thebaner dagegen verkündeten ihren großen Sieg den Athenern, und forderten ſie auf dieſen Zeitpunkt zu nutzen, um ſich an Sparta für früheres Uebel zu rächen. Dieſe aber, beſorgt über den Anwachs einer neuen gefährlichen Macht, entließen die Geſandten ohne Antwort und Geſchenke. Hierüber beſorgt, ſuchten die Thebaner nunmehr Hülfe bei Jaſon von Pherä, aber ſchneller und mächtiger erſchien dieſer, als ſie hofften und wünſchten: er rieth (ſeinen Vortheil dabei wol nicht vergeſſend), die Thebaner von neuem Kampfe ab, weil die Lacedämonier in der Verzweiflung wahrſcheinlich ſiegen würden, und bei fernerem Glücke größere Verbindungen gegen Theben entſtehen müßten; er ermahnte die Spartaner zum Frieden, denn die Macht ihrer Gegner ſey groß, und ihren eigenen Bundesgenoſſen könnten ſie wenig trauen. Bewegt durch dieſe Vorſtellungen, mehr noch beſorgt vor Jaſons Macht, ſchloſſen Sparta und Theben auch wirklich

Frieden, und jener Fürſt erſchien alſo ſchon als Schiedsrichter von Hellas. Auf dem Rückwege nach Theſſalien zerſtörte er die Mauern von Heraklea, damit ihm ſtets der Eingang nach Griechenland offen ſtehe; er wollte, zum Schrecken der Delphier, welche für ihre Tempelſchätze fürchteten, die pythiſchen Spiele anordnen und abhalten. Der Gott antwortete aber ruhig den fragenden Delphiern: er werde für ſich zu ſorgen wiſſen; und bald nachher — obgleich davon wol unabhängig — ward Jaſon von ſieben Jünglingen ermordet[1], deren einige in Hellas mit großen Ehren aufgenommen wurden, weil ſie das Vaterland von der nahen Gefahr fremder Oberherrſchaft befreit hätten.

Ermuthigt durch die lacedämoniſche Schwäche, forderten die Athener jetzt nochmals alle griechiſchen Städte auf, den antalcidiſchen Frieden zu erneuern, wonach alle großen und kleinen helleniſchen Städte unabhängig ſeyn ſollten. Die Meiſten willigten auch ein; aber bei der allgemeinen Abneigung etwas aufzuopfern, und bei dem gänzlichen Mangel an vollziehender Gewalt, ward dieſer Beſchluß zuletzt nur das Zeichen und der Vorwand neuer Unruhen. In Argos kämpften und mordeten ariſtokratiſche und demokratiſche Parteien; die Mantineer mußten die Herſtellung ihrer Stadt der Spartanern mit Gewalt abgewinnen; die Tegeaten beſchloſſen aus Arkadien einen Bundesſtaat zu bilden, wurden aber von Ageſilaos und einem ſpartaniſchen Heere daran gehindert. Deshalb ſuchten ſie Hülfe; zuerſt vergeblich bei den Athenern, dann mit Erfolg bei den Thebanern. In dem zahlreichen, von Epaminondas herbeigeführten Heere, befanden ſich: Phoceer, Lokrer, Herakleoten, Akarnaner, Malieer, und Theſſaler. Als man die Spartaner nicht mehr in Arkadien fand, wollten die Meiſten umkehren, aus Beſorgniß mit ihnen auf väterlichem Boden und in ungünſtiger Gegend kämpfen zu müſſen: endlich aber ſetzte es Epaminondas durch, daß die Arkader

[1] Cic. de nat. Deor. III, 28. 370 Jahre vor Chriſtus.

auf einem, die Thebaner auf dem zweiten Wege in Lakonien einbrachen[1]. Seit ſechshundert Jahren hatte kein Feind dies Land betreten!

Nachdem Iſcholaus, welcher die engen Päſſe deckte, mit allen Begleitern heldenmüthig fechtend, nach Weiſe des großen Leonidas, gefallen war, drangen die Thebaner vor bis Sellaſia, dann bei Amyklä über den Eurotas, weiter zum Tempel des Neptun; — und gleichzeitig entdeckte man in Sparta ſelbſt eine Verſchwörung. Aus dieſen entſetzlichen, unerwartet gehäuſten Gefahren, errettete vor Allem der, durch Alter und Schmerz gebeugte, aber nicht zur Verzweiflung hinabgedrückte Ageſilaos. Er beſeitigte die Verſchwörung ſchnell durch Strenge und Geiſtesgegenwart, er ließ 6000 Heloten unter dem Verſprechen künftiger Freiheit ins Heer treten, er überfiel den Vortrab der Thebaner und warf ihn aufs Hauptheer zurück; und gleichzeitig eilten Phliaſier, Korinther, Epidaurier und Pellenäer, den Spartanern zu Hülfe. Da ergriff die Thebaner jene alte Bangigkeit vor der lacedämoniſchen Größe, ſie zogen nicht weiter vorwärts gen Sparta, ſondern wandten ſich über Helos nach Gythium, und zerſtörten hier die feindlichen Schiffswerfte.

Mittlerweile waren Geſandte der Lacedämonier und ihrer Verbündeten nach Athen geeilt: ſie erinnerten hier an frühere Freundſchaft, an gemeinſame Feldzüge, an die Ungerechtigkeit des thebaniſchen Angriffs; ſie zeigten, daß Athen nach Spartas Fall vereinzelt ſtehe und eine Beute fremder Uebermacht werden müſſe, wogegen ein jetzt geleiſteter Beiſtand, die Lacedämonier zu ſteter Dankbarkeit verpflichte. Von jeher ſey ja Athen ein Zufluchtsort der Bedrängten und Unterdrückten geweſen, nie aber eine ſchönere und dringendere Veranlaſſung, zu edler und nützlicher Hülfsleiſtung dargeboten worden. Die Athener, eingedenk der alten Größe von Sparta und der Wichtigkeit dieſes

1 370 Jahre vor Chriſtus.

Staates für Hellas, uneingedenk dagegen des alten Haſſes und der thebaniſchen, furchtbaren Ueberlegenheit, beſchloſſen dem jetzt ſchwächeren und bedrängten Sparta mit aller Macht beizuſtehen[1]. Zwölftauſend Mann eilten unter Anführung des Iphikrates, zum Peloponneſos[2]. Hier hatten ſich die Arkader, Argiver und Eleer zum Theil mit der gemachten Beute nach Hauſe begeben; das Land war verwüſtet, es entſtand Mangel an Lebensmitteln während der rauhen Jahreszeit, und vom Iſthmus her zeigte ſich die Gefahr einer völligen Einſchließung. Deshalb traten die Thebaner den Rückzug an, und erreichten glücklich ihre Heimath; denn Iphikrates konnte, oder wollte ſie bei Kenchrea nicht aufhalten. Vorher hatten ſie jedoch die unterdrückten oder vertriebenen Meſſenier geſammelt, eine neue Stadt Meſſene gegründet und Mannſchaft zu ihrer Sicherung eingelegt. Nichts war den Spartanern ſo ſchmerzhaft, als dieſes Ereigniß; denn ein ſicherer Friede ſchien ihnen bei einer ſo nahen und ſtets fortdauernden Gefahr faſt unmöglich, und Meſſene natürlich ein Zufluchtsort für alle unzufriedenen Unterthanen und Heloten[3].

Als Epaminondas und Pelopidas nach Theben zurückkamen (369 v. Chr.), wurden ſie von Feinden und Neidern, den Geſetzen gemäß, auf den Tod angeklagt: weil ſie die Böotarchenwürde nicht mit Ablauf des vorgeſchriebenen Zeitraums niedergelegt hatten. Epaminondas läugnete das Vergehen nicht, ja er nahm allein die Schuld über ſich, verlangte aber daß man ihm folgende Grabſchrift ſetze: „Epaminondas iſt von den Thebanern mit dem Tode beſtraft worden, weil er ſie gezwungen bei Leuktra die Spartaner zu beſiegen, Hellas in Freiheit zu ſetzen, und Meſſene wieder herzuſtellen.“ Beſchämt über dieſe Wendung der Sache, ſprachen die Thebaner den Helden frei.

1 Isocr. ad Phil. c. 17.

2 Justin. VI, 5.

3 Isocr. Archid. 196. Diog. Laert. Pherecydes c. 2. Pausan. Messen. c. 27.

Unterdeſſen ward in Athen über die Art des Bündniſſes mit Sparta verhandelt und vorgeſchlagen, daß die Athener den Oberbefehl zu Waſſer, die Lacedämonier zu Lande, erhalten ſollten. Kephiſodoros aber erinnerte: daß jene dann nur über ſpartaniſche Heloten, dieſe dagegen über atheniſche Bürger gebieten würden; und noch war das Gefühl gegenſeitigen Bedürfniſſes nicht ſtark, Eitelkeit und Argwohn nicht ſchwach genug, um den nachtheiligen Beſchluß zu verhindern, daß der Oberbefehl von fünf zu fünf Tagen abwechſeln ſolle. Trotz aller Mängel erſchien dieſer Beſchluß den Thebanern doch ſehr bedenklich, und ſie ſahen es alſo gern daß die Arkader, Argiver und Eleer von Neuem in Zwiſt mit Sparta geriethen, und um Hülfe baten. Epaminondas überfiel die ſpartaniſchen Anführer, und drang durch die, vergeblich von Kenchrea bis Lechäum befeſtigte Landenge, in den Peloponneſos ein. Er beſetzte Sicyon, Pellene und Epidaurus, und nur ſein Anfall auf Korinth, ward durch des Chabrias Geſchicklichkeit mit Verluſt abgeſchlagen. Hiedurch kam zwar neuer Muth in das Heer der Spartaner und ihrer Verbündeten, aber die Thebaner behaupteten dennoch das Feld, bis ſie in ihre Heimat zurückkehrten; und zu dieſer Rückkehr bewog ſie wol die Ankunft ſiciliſcher Hülfsvölker für Sparta, das ſtolze Betragen der an Macht wachſenden Arkader, und die, durch neue Verhältniſſe in Theſſalien, herbeigeführte Theilung ihrer Macht.

Polyphron nämlich, der Bruder des ermordeten Jaſon, herrſchte, nachdem er ſeinen zweiten Bruder Polydoros umgebracht hatte, willkürlich in Theſſalien, bis er wiederum durch ſeinen Neffen getödtet ward. Grauſamer noch als jene Beiden, behandelte dieſer ſeine Unterthanen, ließ ſie in Thierhäute einnähen und zerreißen, ließ Bürger befreundeter Städte niederhauen, ging aber aus dem Trauerſpiele des Euripides „Die Troaden“ hinweg, damit man ihn, der bei keines Menſchen Tode geweint, nicht hier weinen ſehe! Gegen dieſen Alexander ſuchten die Theſſaler

Hülfe in Theben, und Pelopidas erbot ſich, ein Heer dahin zu führen, weil Epaminondas in Peloponneſos beſchäftigt ſey. Auch eroberte er Lariſſa, und brachte Alexandern durch Furcht dahin, wenigſtens äußerlich milder zu ſeyn; er legte in Macedonien die Fehden des königlichen Hauſes als Schiedsrichter bei, und führte dreißig vornehme Geißeln, unter ihnen Philippos, des Amyntas Sohn, nach Theben. Dennoch erneuerten ſich nicht lange nachher die Unruhen ſowol in Macedonien, als in Theſſalien. Jene beſeitigten Pelopidas und Ismenias glücklich zum zweiten Male, wurden aber während der, mit Alexander eingeleiteten Unterhandlungen, hinterrücks gefangen genommen. Anfänglich war Jedem der Zutritt zu Pelopidas erlaubt; als er aber die Bürger ermuthigte ihre Freiheit wieder zu gewinnen, als er der Gemahlinn Alexanders, Thebe, welche ihn beklagte zur Antwort gab: „er beklage ſie weit mehr, weil ſie ungefeſſelt eine Sklavinn ſey;" ſo hielt Alexander aus Furcht jene Gefangenen in ſtrengerer Haft. Auch nahte bereits ein thebaniſches Heer zu ihrer Befreiung, gerieth aber durch die Ungeſchicklichkeit ſeiner Anführer, bei den Thermopylen in die höchſte Gefahr[1]; da ſtellte ſich Epaminondas, der in dieſem Augenblicke als gemeiner Soldat diente, an die Spitze, und rettete Alle. Der ungegründete, ſonderbare Vorwurf, er neige ſich heimlich zu Sparta hin und habe früher vorſätzlich den Kampf bei Korinth nicht entſcheidender geführt, fiel jetzt dahin, und neuer Ruhm ward dem Beſcheidenen zu Theil. Den Freund aus den Händen des grauſamen Tyrannen lebendig zu erretten, war ihm Hauptzweck, und er erreichte dieſen Zweck indem er, außer der Löſung, keine läſtigen Bedingungen auflegte.

Bis jetzt hatte die größte Einigkeit zwiſchen den Thebanern und ihren Bundesgenoſſen geherrſcht, nachdem aber die Furcht vor Sparta verſchwunden war, traten die ver-

1 Pausan. Boeot. c. 15.

ſchiedenen Zwecke und Vortheile der Theilnehmenden hervor, es entſtand gegründete Beſorgniß vor einer nicht minder ſtrengen Herrſchaft der Thebaner[1]; es zeigte ſich endlich ein kleinlicher Neid gegen das perſönliche Uebergewicht des Epaminondas, welcher ſich jedes Mal, aber nicht immer mit Erfolg, allen grauſamen Beſchlüſſen widerſetzte. Aus ſolchen Stimmungen ging der Rath des Arkaders Lykomedes hervor: ſeine Landsleute ſollten den Peloponneſos nicht Fremden preisgeben, ſondern zuſammenhalten und ſich auf ihre eigene Macht verlaſſen, welche größer ſey, als die aller Andern. Umgekehrt nahmen es die Eleer ſehr übel, daß einige, früher ihnen unterworfenen Städte, hiebei als arkadiſche genannt wurden.

In dieſer Zeit erſchien Philiskus, als Abgeſandter des Artaxerxes, mit großen Geldſummen und berief (dem im antalcidiſchen Frieden den Perſern eingeräumten Rechte gemäß), eine Verſammlung der Hellenen nach Delphi. Dem Könige ſchien Griechenland in ſich geſchwächt genug, und er wünſchte den Frieden, damit er mit griechiſchen Söldnern ſeine Kriege führen könne: aber die Thebaner wollten den Lacedämoniern noch immer nicht die Herrſchaft über Meſſenien geſtatten, noch immer nicht die Herrſchaft über ganz Böotien aufgeben. Da erklärte ſich Philiskus für die Spartaner, und warb ihnen 2000 Söldner, und aus Sicilien ſandte Dionyſius nochmals eine Hülfsmacht. Nunmehr überwand Archidamas die Arkader und Argiver in einer großen Schlacht (368 v. Chr.), zur unendlichen Freude Spartas; es war der erſte Sieg, nach einer langen Reihe von Unfällen.

Hiedurch geriethen die Thebaner in eine mißliche Lage: denn es war für ihre Freiheit zwar Nichts zu beſorgen, aber wo der Kampf für die Freiheit ſich endet, beginnt der Kampf für die Herrſchaft; und darauf kam es an, wie dieſer letzte, als nothwendige Folge des er-

1 Pausan. Boeot. 15.

ſten, glücklich zu führen ſey. In dem urſprünglichen Plane des Epaminondas lag wol kein Bündniß mit den Perſern, weil dieſe aber jetzt nicht mehr ganz aus dem Spiele bleiben konnten, ſchien es doch von der größten Wichtigkeit, daß ſie ſich nicht für Sparta erklärten. Deshalb ging Pelopidas ſelbſt an den Hof des Artaxerxes, ſprach von der alten Freundſchaft der Thebaner im erſten perſiſchen Kriege, und zeigte: wie der Haß der Spartaner wider Theben nur daher rühre, daß durch dieſe Stadt die Eroberungsplane jener gegen Perſien unterbrochen worden. Der König ehrte den Mann überaus, welcher die nach Suſa und Ecbatana trachtenden Spartaner, hinter den Eurotas gedrängt hatte, und erklärte ſich bereit zu verlangen: daß ganz Hellas, auch Meſſenien, frei bleibe und die Athener ihre Schiffe abtakeln ſollten. Vergeblich machte der atheniſche Geſandte Leon Gegenvorſtellungen, er erhielt zur Antwort: „ſeine Vaterſtadt möge durch andere Geſandte ihre Vorſchläge darlegen laſſen.“ Vergeblich ſuchte Antalcidas (welcher früher dem Könige niedrig geſchmeichelt hatte, und um ſeiner Friedensunterhandlungen willen damals auf alle Weiſe ausgezeichnet worden), jetzt für Sparta günſtige Bedingungen zu erhalten; er ward vorſätzlich vernachläſſigt und zurückgeſetzt, ſo daß er von Scham, innerer Unruhe und Furcht vor den Ephoren geängſtigt, ſich zu Tode hungerte. Am wenigſten endlich ehrten die Perſer den arkadiſchen Geſandten, der aber auch erzürnt nach der Rückkehr berichtete: „Köche, Weinſchenker und Thürhüter, habe der König im Ueberfluß, aber nicht Männer zum Kampfe gegen Hellas, und der allberühmte goldene Platanus biete kaum Schatten für eine Heuſchrecke.“

Die Thebaner beriefen nach der Rückkehr ihrer Geſandten aus Perſien, eine Verſammlung der Hellenen nach Theben und verlangten, daß die Vorſchriften des Königs ausgeführt und beſchworen würden; einſtimmig erklärten indeß die Gegenwärtigen: „nur zum Hören, aber nicht um Verpflichtungen ſolcher Art einzugehen, wäre ihnen

Vollmacht ertheilt worden; — ja Lykomedes und die Arkader gingen ohne Hehl zornig davon. Hierauf ſandten die Thebaner Boten in die Städte, hoffend von den Vereinzelten den Schwur zu erhalten, aber vergeblich; denn Korinth erklärte zuerſt, es verwerfe jede Gemeinſchaft mit Perſien, und dieſem Beiſpiele folgten faſt Alle; ſo daß des Pelopidas Verſuch, die thebaniſche Herrſchaft durch unhelleniſche Hülfe zu gründen, an der Abneigung des Volks gegen die Barbaren gänzlich ſcheiterte, und nur Argwohn und Vorſichtsmaßregeln gegen die Macht der Thebaner erzeugte. Auch mehrten ſich in der That die Veranlaſſungen zu dieſem Argwohn. Sie ſuchten mit Gewalt demokratiſche Verfaſſungen in einigen achäiſchen Städten einzuführen, und traten in nähere Verbindungen mit Argos; ſie ſchützten Flüchtlinge in Oropus gegen die Athener, bedrohten die Megarer, drückten die Theſſaler, und zerſtörten auf eine wild-grauſame Weiſe das alte, ehrwürdige Orchomenos. Ueberhaupt läßt ſich Alles zu Allem gerechnet nicht läugnen, daß den Böotern ſowol der folgerecht vorſchreitende Ernſt Spartas, als die große Vielſeitigkeit Athens fehlte, und daß ſie leider weit weniger im Böſen, als im Bewundernswerthen hinter dieſen Staaten zurückblieben.

Jetzt ſchloß, aus den eben angegebenen Gründen, Lykomedes für Arkadien einen Bund mit Athen gegen die thebaniſchen Anmaßungen, und obgleich Sparta oft mit den Arkadern in Fehde war, ſo hatte es doch mittelbar bedeutenden Gewinn aus dieſer neuen Stellung der Parteien. Die Korinther endlich, welche in der Mitte zwiſchen Attika und Arkadien wohnten und hinreichende Gründe zu neuen Beſorgniſſen erhielten, befeſtigten den Frieden ſowol mit Theben als mit Sparta, wodurch der Iſthmus unzugänglich und für dieſen Augenblick der Krieg faſt unmöglich ward, obgleich zwiſchen Theben und Sparta wol kein ausdrücklicher Friede zu Stande kam.

Digitized by Google

Epaminondas überredete die Thebaner, während dieſer Ruhe hundert Schiffe zu bauen, und gewann Rhodos und Byzanz für ſeine Vaterſtadt: aber bald fand ſich gegen ſeine Wünſche die Erfahrung beſtätigt, daß die Landherrſchaft nicht ſogleich die Seeherrſchaft erzeuge; denn die Athener behielten ſchon ihrer größern, nicht zu erſetzenden Uebung halber, die Oberhand. Um dieſelbe Zeit zog Pelopidas nochmals auf Bitten der Theſſaler gegen ihren grauſamen Tyrannen Alexander, und wollte den Hellenen zeigen, daß die Thebaner allein für Freiheit und Recht kämpften, während Athen von Alexander Gelder ziehe, und Sparta ſich von Dionyſius unterſtützen laſſe; — ſeine eigenen Verhandlungen mit Artaxerxes, mochte Pelopidas in anderem Lichte betrachten! Nach heftigem Kampfe ſiegte er bei Kynoskephalä über Alexander[1], ward aber, da er ſich zu ſehr perſönlichen Gefahren ausſetzte, in der Schlacht getödtet, worüber nicht blos die Thebaner, ſondern ebenfalls die Theſſaler, einmüthig die äußerſte Trauer, die höchſte Theilnahme bezeigten. Auch zwang ein neues thebaniſches Heer endlich Alexandern, alle theſſaliſchen Städte frei zu laſſen, und den ertheilten Befehlen zu gehorſamen.

Unterdeſſen wuchſen von Neuem die leider unaustilgbaren Unruhen in Hellas. Die Thebaner erbitterten Viele durch das ſchon erzählte Verfahren, und im Peloponneſos entſtand aus kleinern Fehden größerer Krieg zwiſchen den Arkadern und Eleern, über den Vorſitz bei den olympiſchen Spielen. Schwerlich hätten die Letzten obgeſiegt, wenn es ihren Gegnern ſelbſt nicht gottlos erſchienen wäre, ſich an dem geheiligten Olympia zu vergreifen. Einige arkadiſche Häupter, welche indeſſen vor dem Herausgeben der Beute und vor der Rechnungsablage bange wurden, meldeten nach Theben: „daß Arkadien wieder zu den Spartanern übertreten werde, wenn jene Stadt

1 364 vor Chriſtus.

kein Heer nach dem Peloponneſos ſende.“ Die Thebaner waren ſogleich dazu bereitwillig, aber die friedlicher geſinnten Arkader widerſprachen dem, jetzt kund werdenden Plane, und behaupteten: „man bedürfe keines fremden Beiſtandes, und ohne neue allgemeine Aufforderung möchten jene die Grenze nicht betreten.“ Bei der gegründeten Beſorgniß, daß die Thebaner ſich jedoch an dieſe Weiſung nicht kehren würden, ſchloſſen die Arkader in Tegea Frieden mit den Eleern, und ſelbſt der thebaniſche Anführer, welcher mit dreihundert Reitern in Tegea ſtand, beſchwur die Bedingungen. Allein während des, zur Feier dieſer Einigung angeſtellten Gaſtmahles, ließ der Thebaner, von einigen Arkadern der Gegenpartei beredet, plötzlich die Thore ſchließen, und die Häupter der Arkader und Tegeaten gefangen nehmen. Viele entkamen jedoch, und mit ſolchem Nachdrucke verlangten alle übrigen Arkader, und insbeſondere die Mantineer, eine Freilaſſung der Gefangenen, daß jener Anführer erſchreckt nachgab, und behauptete: „es ſey ihm betrüglich hinterbracht worden, daß man Tegea habe an die Spartaner verrathen wollen.“ Mit dieſer Entſchuldigung begnügten ſich die Arkader nicht, ſondern klagten ihn in Theben auf den Tod an, und da ſoll Epaminondas geſagt haben: „der einſeitige Friedensſchluß der Arkader ſey der erſte Verrath, und die Gefangennehmung der Urheber deſſelben, ſey gerechter geweſen als ihre Loslaſſung; deshalb würden die Thebaner nach Arkadien ziehen, und mit denen, welche ihrem Bunde treu geblieben wären, den Krieg fortſetzen.“

Eine ſolche Sprache erſchien im Peloponneſos rein gebieteriſch, weshalb ſich Lacedämonier, Arkader, Athener, Eleer und Achaier, gegen die Thebaner verbanden. Dieſe nahten von Epaminondas geführt, und mit ihnen Böoter, Euböer und Theſſaler; faſt in allen Städten des Peloponneſos waren ihnen Viele heimlich zugethan, ja die Argiver und Meſſener traten öffentlich auf ihre

Seite. Epaminondas eilte zuerſt nach Nemea, um die Athener abzuſchneiden und zu ſchlagen, aber dieſe gingen zu Schiffe und vereinigten ſich mit den Lacedämoniern; er wollte jetzt Sparta, welches von allen Truppen entblößt war, von Tegea aus überraſchen und hatte ſchon einen Marſch voraus gewonnen, als, wie Xenophon ſagt, ein Kreter durch göttliche Fügung dem Ageſilaos bei Mantinea die Gefahr meldete. Mit der höchſten Schnelligkeit, obgleich nur geringer Macht, eilte dieſer nach Sparta und kam an, als eben Epaminondas von einer gewonnenen Anhöhe in die Stadt hinabzog. Alte und Junge, Männer und Weiber, hatten ſich aber ſchon zur Gegenwehr gerüſtet, und Archidamas kämpfte mit Wenigen heldenmüthig gegen die ungleich zahlreichern, auf günſtigerem Boden ſtehenden, durch frühere Siege ermuthigten Feinde. Als Epaminondas dieſen Kampf der Verzweiflung ſah, als er gewahrte daß der Anſchlag verrathen worden, als gegen Abend der größere Theil des lakoniſchen Heeres anlangte; zog er ſich nach Tegea zurück, damit er nicht an dieſer Stelle gegen alle Arkader und Spartaner fechten müſſe. Raſch ſandte er hierauf ſeine Reiterei nach Mantinea, um dieſe Stadt zu gewinnen, allein die atheniſche war ſchon früher über den Iſthmus her angelangt und eingerückt[1].

In dieſer Lage beſchloß Epaminondas eine entſcheidende Schlacht zu wagen: denn nach jenem doppelten Mißlingen, ſchien ihm die Herſtellung ſeines Ruhms und der Obermacht ſeines Vaterlandes um ſo nothwendiger, weil der Zeitpunkt heranrückte wo geſetzlich der Feldzug beendet ſeyn ſollte, und weil alle Peloponneſier ſich zu deſſen Vereitelung geeinigt hatten, ohne daß dieſe Einigung bis jetzt wäre geſchwächt oder gelöſet worden. Das ſo mannigfach zuſammengeſetzte Heer folgte willig dem großen Feldherrn, zeigte ſich zu allen Anſtrengungen be-

1 Plut. de gloria Athen. VII, 363.

reit, ſelbſt im Mangel zufrieden, und hoch erfreut als es hörte: der Kampf ſolle beginnen. Etwa 30,000 Fußgänger und 3000 Reiter führte Epaminondas; ſeine Gegner waren faſt um ein Drittel ſchwächer. Seitwärts bewegte ſich anfangs das thebaniſche Heer zu den Bergen hin, als wolle man nicht kämpfen, ſondern blos das Lager verändern; dann zog Epaminondas ſchnell die Flügel an ſich, bildete eine keilförmige Phalanx und rückte ſo raſch gegen die Feinde an, daß dieſe kaum Zeit hatten ſich zu ordnen. Mit Reitergefechten begann die Schlacht: die Mantineer auf dem rechten Flügel wichen vor den Böotern und Theſſalern, die Athener auf dem linken vor der Ueberzahl ihrer Gegner und den, ſie beunruhigenden leichten Soldaten. Doch ward auf dieſer Seite durch eleiſche Hülfe die Ordnung wieder hergeſtellt. Weit anhaltender und heftiger war dagegen der Kampf des Fußvolks, denn nirgends konnten die Thebaner, welche den Spartanern gegenüber ſtanden, günſtige Entſcheidung erringen, und die Athener hatten ſogar die Euböer und Lohnſoldaten bereits zurückgetrieben. Da drang Epaminondas mit einer auserwählten Schaar unter die Feinde, ſie wichen überall, aber ſchwer verwundet ſank der Held zu Boden. Nach einem hierauf erneuten, heftigen, aber unentſcheidenden Kampfe, ließen beide Theile zum Rückzuge blaſen. Als Epaminondas vernahm, ſein Tod ſey unausbleiblich ſobald der Schaft aus der Wunde gezogen werde, fragte er, ob ſein Schild gerettet worden? Man bejahte es, und er fragte weiter, ob die Thebaner geſiegt hätten? Auch dies wurde bejaht. Nun, ſprach er, iſt es Zeit zu ſterben, und zog den Schaft aus der Wunde. Da wehklagte Einer laut, daß Epaminondas keine Kinder habe! er aber antwortete: „ich hinterlaſſe zwei unſterbliche Töchter, die Schlachten bei Leuktra und Mantinea!“ Nach dieſen Worten ſtarb er; und in mehr als 2000 Jahren ſind nur zwei Helden mit einem gleich herrlichen Ausgange beſeligt worden: Guſtav Adolph, der Sie-

ger bei Leipzig und Lützen, und Nelſon, der Sieger bei Abukir und Trafalgar[1].

[1] Imperantem patriam relinquebat, quam acceperat servientem. Haec sunt solatia, haec fomenta summorum dolorum. Cic. Tuscul. II, 24. — Pausan. VIII, 11.

5 *

Vierundzwanzigste Vorlesung.

Vom Tode des Epaminondas, bis zum Tode Philipps von Macedonien.

Dreihundert zweiundſechzig Jahre vor Chriſtus, zweiundvierzig Jahre nach Eroberung Athens durch die Spartaner[1], einundzwanzig Jahre nach der Beſetzung der Kadmeia durch Phöbidas, ſiegte und ſtarb Epaminondas bei Mantinea. Schon ſiebenzig Jahre lang wüthete in Hellas faſt ununterbrochen innerer Krieg, und dieſe Schlacht brachte der Ruhe und Einigkeit nicht näher: denn die drei ordnenden Hauptſtaaten waren gleich geſchwächt, es belebte kein gemeinſamer Zweck die Thätigkeit nach außen, und die ſtaatsrechtlichen Geſetzgebungen wurden allmälig immer wandelbarer, immer weniger erregend oder zuſammenhaltend. Deßungeachtet hatten noch nie ſo viele Bürger, politiſcher Parteiungen halber, in Hellas ihre Vaterſtädte verlaſſen müſſen, als um dieſe Zeit. Bei ſolchen Verhältniſſen[2], und verführt durch das gefährliche, oft wiederholte Verſprechen des antalcidiſchen Friedens, dran-

1 366 vor Chriſtus, erſter plebejiſcher Conſul in Rom.

2 Isocr. Archid. 198.

gen alle einzelnen Städte mehr als je auf unbedingte Freiheit und Unabhängigkeit, und an die Stelle der frühern zweifachen Theilung nach Sitte und Verfaſſung, für das demokratiſche Athen und das oligarchiſche Sparta, entſtanden zahlloſe Theilungen und Vereinzelungen, nach perſönlichen Anſichten und Abſichten. Obgleich die einzelnen Städte jetzt hülfloſer waren als in irgend einem früheren Zeitraume, ſo glaubte doch jede ſie ſey ein Ganzes, welches für ſich leben und beſtehen könne und ſolle, unbekümmert um Macht oder Schwäche der Nachbarn; und jeder Einzelne — das Grundübel des Verderbens — betrachtete ſich wiederum auf gleiche Weiſe, als ſelbſtändigen Mittelpunkt ſeiner Thätigkeit und Wünſche. Daher entſprang gränzenloſe Eigenliebe, Habſucht und Verkäuflichkeit; jeder ſprach und wirkte im Staate nur ſo, wie ſein nächſter Vortheil es verlangte. Hätten die Hellenen nach dem Kampfe der Jugend für die Freiheit, ſich im Mannesalter eine tüchtige Bundesverfaſſung gegeben, hätte Perikles ſeinen Wunſch ausführen können, Athen an die Spitze dieſes freiwilligen Bundes zu ſtellen; — auf Jahrhunderte würden die Begebenheiten ſich anders ereignet haben. Jetzt fehlte beides: das Gleichgewicht durch Bündniß, und die Oberleitung durch überlegene Kraft. Auch beruhte die Hegemonie der Spartaner und Thebaner, faſt allein auf Krieg und Sieg; der belebende Geiſt Athens fehlte beiden Staaten. Deßungeachtet, wie Wenige ahneten daß das Alter über Hellas hereinbreche, und war die Täuſchung nicht verzeihlich, wenn die Zeitgenoſſen, wenn ein Geſchlecht — mancher anderen Männer nicht zu gedenken — Chabrias, Iphikrates, Timotheos, Ageſilaos, Dion, Timoleon, Pelopidas, Epaminondas in öffentlicher Wirkſamkeit ſah? Allein gerade deshalb, weil die Bedeutſamkeit des Volkes abnahm, und nur da ſich das regſamſte Leben und die merkwürdigſten Erſcheinungen entwickelten, wo ſich die größte Perſönlichkeit der Einzelnen befand, weil ſich die geſchichtliche Größe ausſchließend an Einzelne knüpfte,

mußte dem geſellſchaftlichen Zuſtande eine gänzliche Umwandelung nahe bevorſtehen.

Die meiſten Staaten gedachten zwar jetzt des Friedens; weil aber dieſe Friedensluſt nur verneinend war und blos aus der allgemeinen Erſchöpfung hervorging, keineswegs aber einen tüchtigen Friedenszuſtand herbeiführte, ſo konnte die bloße Vollziehung eines Friedensſchluſſes wenig helfen: und die Lacedämonier, welche demſelben (da er auch Meſſene befreite), auf Ageſilaos Antrieb allein nicht beitraten, mochten am deutlichſten deſſen Unhaltbarkeit und die Nothwendigkeit einſehen, daß ein Staat ſich an die Spitze der helleniſchen Angelegenheiten ſtelle. Der Tadel, ſie nur wären die ſteten Urheber der Kriege, erſcheint in dieſem Zeitraume jedoch nicht gegründet, da im nächſten Jahre auch ſchon in Arkadien Unruhen über die Frage ausbrachen: ob man Megalopolis, welches Epaminondas angelegt hatte, allein bewohnen, oder ſich wieder in die alten Städte vertheilen ſolle; und da ferner Ageſilaos, welcher den Krieg liebte, um dieſelbe Zeit mit vielen Spartanern nach Aegypten zog, dem Tachos mit Erfolg gegen Artaxerxes beiſtand, auf der Rückkehr aber in Cyrene ſtarb[1]. Dieſe, aus altem Haſſe gegen die Perſer und aus Geldnoth herbeigeführte Unternehmung, beweiſe hier nur: daß die Spartaner nicht zu gleicher Zeit in Hellas viel wirken wollten und konnten, daß ſie aber auch keineswegs viel von Theben zu befürchten hatten.

Die Athener endlich, welche der für Megalopolis ſprechenden Partei, in Arkadien die Oberhand verſchaffen wollten, geriethen nicht ohne eigene Schuld und höchſt unzeitig in einen ſchweren erſchöpfenden Krieg mit ihren, willkürlich und eigennützig behandelten Bundesgenoſſen. Denn kaum hatte man bedeutende Zwiſtigkeiten in Euböa beigelegt, als Chios, Kos, Rhodos und Byzanz ſich gegen Athen verbanden, und die im antalcidiſchen Frieden

1 Diod. XV, 93; Pausan. III, 10.

verſprochene Unabhängigkeit für ſich verlangten[1]. Vergeblich ward Chios von Chares und Chabrias belagert; der Letzte kam in einem Seegefecht ums Leben, und die Verbündeten verheerten Lemnos und Imbros, ſie umlagerten Samos. Iphikrates, Timotheos der beredte Verehrer des Platon und Chares, ſegelten hierauf mit der atheniſchen Flotte gen Byzanz; aber auf den Grund der Verläumdungen des weichlichen, alle Zucht und Ordnung auflöſenden Chares[2], wurden die beiden beſonnenen, einſichtsvollen und glücklichen Feldherrn unter dem Vorwande abgeſetzt[3]: daß ſie eine Schlacht in jenen Gewäſſern, ungeachtet eines ſehr ungünſtigen Sturmes, nicht hätten vermeiden ſollen. Ohne Ueberlegung unterſtützte Chares jetzt einen Statthalter, welcher ſich gegen Artaxerxes empörte, und erhielt dafür große Summen zur Bezahlung der Matroſen; allein die Furcht, daß der König den Verbündeten mächtige Unterſtützung zukommen laſſen werde, und die Unzulänglichkeit der atheniſchen Macht ſelbſt, erzwangen endlich, nach faſt dreijährigem Kriege, im Jahr 356 vor Chriſtus einen Frieden, in welchem die Athener ihren Bundesgenoſſen die Freiheit zugeſtehen mußten. Es fehlte in dieſem Augenblicke nicht an Perſonen, welche den Kräften Athens und Griechenlands (das aber leider in ſich nicht einig war), vertrauten und einen offenen Krieg gegen Perſien verlangten; allein die verſtändigere Partei drang durch[4], welche nicht unnütz angreifen, ſondern nur gegen entfernte und *nähere* Feinde rüſten und auf der Hut ſeyn wollte. Wer dieſer nähere Feind ſey, blieb nicht verborgen, es war *Philippos von Macedonien*.

1 Isocr. de pace 256.

2 Athen. XII, 539.

3 Insbeſondere hatte Timotheus, nicht blos durch Tapferkeit, ſondern noch mehr durch Milde, Mäßigung und Zucht, viele Städte den Athenern bereits wieder zugewandt. Iſokrates (de antid. p. 68) nennt Korcyra, Samos, Seſtos, Potidäa u. ſ. w.

4 Demosth. de Symmor.

Schon achthundert Jahre vor Chriſtus ſiedelten ſich (unſicheren Berichten zu Folge) Hellenen unter Anführung des Karanus, eines Herakliden[1] aus Argos, in Emathia nordweſtlich vom thermäiſchen Meerbuſen an, und behaupteten dieſe Pflanzung nicht allein gegen die Eingebornen, ſondern vergrößerten auch allmälig ihr Gebiet[2]. Dennoch iſt, bis auf die helleniſch-perſiſchen Kriege, wenig von dem, auf dieſe Weiſe gegründeten Königreiche Macedonien bekannt; in jenen Zeiten aber folgte auf die Abhängigkeit von den Perſern, die Abhängigkeit von den Hellenen. Insbeſondere ward Athen den Macedoniern durch die Herrſchaft auf den Küſten gefährlich, und nach dem Inneren des Landes, hinderte das Reich der Odryſen eine weitere Ausbreitung. Die Schwächung der Hellenen durch den peloponneſiſchen Krieg, und die Perſönlichkeit des Königs Archelaos, welcher vom Jahre 413 bis 400 vor Chriſtus, zwar ſehr tyranniſch, ſonſt aber nicht ohne Einſicht regierte[3], mehrte ſchnell die Macht Macedoniens. Auch der Anbau des Bodens nahm zu, Heerſtraßen und feſte Plätze wurden angelegt, und der, ſonſt barbariſche Hof, ſchien ſich ſogar in einen Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften zu verwandeln: — ſo lebte Euripides lange dort, und gern hätte der König auch den weiſen Sokrates in ſeiner Nähe gehabt. Aber nach der Ermordung des Archelaos folgten innere zerſtörende Kriege, und kaum hatte deſſen Vetter Amyntas (welcher einſt ſo bedrängt war, daß er ſein Reich verlaſſen wollte) die Ruhe wieder hergeſtellt, ſo ſtarb er und hinterließ von Euridice drei eheliche Söhne, Alexander, Perdikkas und Philippos;

1 Justin. VII, 1. Vellejus I, 6. Andere Sagen nennen Temenos, einen Herakliden, als erſten Stifter. Mannert Erdbeſchreibung VII, 422.

2 An den Küſten überwog das Helleniſche, im Innern erhielten ſich barbariſche Beſtandtheile. Wachsmuth n. A. I, 11; Mannert VII, 444.

3 Plato Gorgias p. 53 ed. Bekk.

ferner einen unehelichen Sohn Ptolemäus Alorites[1]. Alexander ward von dem Letzten angegriffen, durch Pelopidas aber auf dem Throne befeſtigt; der jüngſte Bruder Philippos mußte als Geißel nach Theben folgen. Dennoch erneuerte Ptolemäus, ſelbſt von Eurydice unterſtützt, ſeine Nachſtellungen; wodurch Alexander ums Leben kam und die Thebaner ſich veranlaßt ſahen dem Ptolemäus die einſtweilige Regierung unter der Bedingniß zu beſtätigen, das Reich ſeinen beiden Brüdern zu bewahren. Perdikkas, erzürnt über dieſe längere Zurückſetzung, ermordete hierauf den Ptolemäus, konnte ſich jedoch nur mit Hülfe des Iphikrates, gegen einen von den Thraciern begünſtigten Nebenbuhler erhalten. Noch unglücklicher war ein Feldzug gegen die Illyrer, welche ſein Heer gänzlich ſchlugen, und ihn ſelbſt in der Schlacht tödteten; er hinterließ nur einen unmündigen Sohn Amyntas.

Um dieſe Zeit, zwei Jahre nach der Schlacht bei Mantinea[2], entkam Philippos aus Theben nach Macedonien. Von einer Seite waren die Illyrer, von der andern die Päoner ſiegreich in das Land eingefallen; über den geringen Reſt des Reichs ſtritten zwei Kronbewerber, Pauſanias aus dem königlichen Hauſe von einem thraciſchen Könige unterſtützt, und Argäus, dem die Athener 3000 Mann zu Hülfe geſandt hatten. Der eigenen Mutter Eurydice durfte Philippos nicht vertrauen, von allen Seiten drohten heimliche Nachſtellungen, die Kräfte des Reichs waren erſchöpft und überall herrſchte Muthloſigkeit; es ſchien unvermeidlich, daß Macedonien untergehe und eine Beute ſeiner Nachbaren werde! — Es wäre geſchehen ohne Philippos! Dieſer (obgleich erzogen in der Nähe und unter den Augen des Epaminondas), konnte in ſeiner Lage kein Held der Freiheit werden; aber ſein Daſeyn, dem gewöhn-

1 Aelian. var. hist. IV, 8. Isocr. Archid. 189. Justinus.

2 360 Jahre vor Chriſtus. Oder man hielt ihn, bei den obwaltenden Verhältniſſen, in Theben für unbedeutend. Flathe Geſchichte von Macedonien 48. Brückner König Philipp 21.

lichen Wechſel der Dinge hingegeben, zu vergeuden, mußte dem verſtand- und willensreichen Jüngling bei ſolchen Umgebungen, bei dringenden Aufregungen als das Schrecklichſte erſcheinen. Schon jetzt hatte er ſich die Bahn vorgezeichnet, welche er mit Muth im Unglück, mit Beſonnenheit im Glück, faſt beiſpiellos planmäßig das ganze Leben hindurch verfolgte. Sein Vaterland um jeden Preis zu erheben, die ſich innerlich zerſtörenden Hellenen durch Liſt und Gewalt von Macedonien abhängig zu machen, dann als der Erſte in dem erſten Volke das durchzuführen gegen die übrige Welt, was Redner und Dichter zwar beſprochen und beſungen hatten, was aber durch Willkür der bisherigen Vereinzelungen immer behindert worden; — das war das Ziel des Philippos! Keine Mittel ſchienen dem Hülfsbedürftigen zu Gebote zu ſtehen, allſeitig ſeinem monarchiſchen Streben Hinderniſſe jeder Art entgegen zu wachſen; aber niemand berechnete, was die Größe ſeines Verſtandes und die Kraft ſeines Willens ihm bot. Dadurch, und weil ihm jedes Mittel recht und willkommen war, ſeine Gegner aber keines ergriffen, erreichte er dieſes, nur dem Scheine nach unerreichbare Ziel. Durch Gewandtheit, Leichtigkeit und Schmuck der Rede, wußte er die Gemüther zu gewinnen und zu täuſchen[1]; ſie bemerkten nicht, wie er im einſchmeichelnden Geſpräche ſie aushorchte, wie er ſich verſtellen konnte in Ernſt und Scherz, wie der augenblickliche Uebermuth im Genießen und in luſtigen Erholungen, ihm nie die höheren Zwecke aus den Augen rückte, ihn nie ermatten ließ. Erhaben über alle gewöhnlichen Laſter der Könige, entging er nicht dem Laſter von manchem der Beſſern unter ihnen[2]: er opferte Recht und

1 Des Theopompus Beſchreibung von Philipps ſinnloſer Verſchwendung und unthätig wollüſtiger Lebensweiſe, ſteht mit der ganzen Geſchichte im Widerſpruch. Athen. IV, 167. VI, 260. X, 435.

2 Princeps prudentissimus juxta et felicissimus, et in quo nihil merito desideres, praeter fidem. Thuanus I. p. 13, von Ferdinand dem Katholiſchen.

Treue, dem Ehrgeize ein mächtiges Reich zu gründen und dadurch einen unſterblichen Namen zu gewinnen. Durch den Zwieſpalt welchen er unter Einträchtigen erregte, durch die Verwendung ſeiner Schätze[1], durch zeitgemäße ſeine Plane fördernde Heirathen, ſiegte er nicht weniger als durch die Waffen; nur die Stadt nannte er feſt, über deren Mauern das Gold keinen Weg finden könne[2]. Ueberall hatte er Männer im Solde, deren Anlagen ſo groß waren, als ihre Verderbtheit, und unter dem zierlichen Namen von Freunden und Gaſtgenoſſen ward das Verbrechen verdeckt und ſelbſt in der Sprache das geheiligt, was ſonſt Mancher (ſchon um der ſcharfen Benennung willen) nicht zu thun gewagt hätte. Zuerſt ergreift das Verderben die Sitten, und die Sprache nur erinnert an größere und reinere Zeiten, dann bequemt ſich auch die Sprache und wird eine Dienerin des Laſters; von hier aus giebt es keine Wiedergeburt mehr!

Philippos, der folgerecht alle Mittel anwandte, begann alſo ſein Werk gegen die, welche uneinig waren und blieben, und alle Mittel auf ſich anwenden ließen: ſeine Anreden an die Macedonier wirkten wie die Worte eines wahren Königs, der Muth kehrte ihnen zurück und ſie unterwarfen ſich willig jeder Uebung und jeder Anſtrengung; denn Philippos ging mit eigenem Beiſpiele vor, und der gelehrige Schüler des Epaminondas, bildete die macedoniſche Phalanx. Durch Geſchenke und Verſprechungen beruhigte er die Päoner und Thracier, Mantias dagegen der Athener, und Argäos wurden mit den Waffen bezwungen, und Athen ſchloß gern Frieden[3] da es Amphipolis zurückerhielt um deſſentwillen es hauptſächlich den Krieg unternommen hatte. Jetzt ſtarb Agis, der König der Päoner,

1 Athen. XIII, 557. Pausan. Messen. c. 28. Achaia c. 10. Arcad. c. 7.

2 Cic. ad Attic. I, 16.

3 Theopomp. ap. Suid. III, 467.

und raſch griff Philippos die gefährlichen Nachbarn an und gewann ihr Land. Hierdurch kühner geworden, verweigerte er nicht allein den Illyrern den bisher gezahlten Zins, ſondern verlangte auch die Herausgabe aller von ihnen beſetzten macedoniſchen Städte: vergebens drang ihr König Bardilis auf Beibehaltung des Beſitzſtandes, er ward in einer ſchweren Schlacht beſiegt, und im Frieden erhielt Philippos jene Städte zurück; ja er dehnte ſeine Herrſchaft aus, bis an den illyriſchen See Lychnidos.

Um dieſe Zeit, 358 Jahre vor Chriſtus waren die Athener noch in den Krieg mit ihren Bundesgenoſſen verwickelt; Philippos benutzte ihre Bedrängniß, nahm Amphipolis und Pydna ein, und ſchickte die atheniſche Beſatzung aus Potidäa mit höflichen Worten nach Hauſe. Damit aber das mächtige Olynth ſich nicht zu Athen wende und ein Wechſel der Verhältniſſe ihm gefährlich werde[1], überließ er Pydna und Potidäa jener Stadt, und behielt jetzt nur Amphipolis für ſich. Hiefür hinderten ihn die Olynthier nicht, das Land zwiſchen dem Strymon und Neſtos einzunehmen, und bei Krenidä Goldbergwerke anzulegen, die ihm jährlich an tauſend Talente brachten.

Der Aufforderung der Alevaden gemäß, wandte ſich Philippos hierauf nach Theſſalien. Durch häuslichen Zwiſt hatte Alexander von Pherä den Untergang gefunden: ſein Weib, Jaſons Tochter, haßte ihn ſeiner Frevelthaten halber, oder weil er einen Jüngling getödtet hatte der ihr lieb war, oder weil er ſie als unfruchtbar verſtoßen, oder weil er ihre Halbbrüder tödten wollte[2]; oder endlich aus allen dieſen Gründen zuſammengenommen. Sie führte ihn trunken eines Abends ins Schlafgemach und trug heimlich ſein Schwert hinweg, dann nahten ihre Brüder leiſe auf der mit wollenen Decken belegten Treppe; aber vor Alexanders Thüre lag ein ungeheurer Wächter-

1 Demosth. in Aristocr.

2 Konon bei Photius, 457.

hund, der keines Menſchen ſchonte, einen einzigen Diener ausgenommen. Dieſer ließ ſich endlich unter dem Vorwande, der Hund könne Alexandern aufwecken, bereden ihn hinwegzulocken. Nunmehr ging das Weib hinein und fand den Mann ſchlafend, ihre Brüder folgten, aber ſie fürchteten ſich und zögerten mit der That. Da ſchwur jene, dem Alexander Alles zu verkünden und ſie zu verderben, und dieſe größere Furcht überwog die geringere; der Tyrann ward von ihnen getödtet und ſein Leichnam durch die Straßen geſchleppt[1]. Die Herrſchaft ging auf die Brüder des Weibes, Tiſiphonos, Lykophron und Pitholaos über, ward aber von ihnen mißbraucht, bis Philippos als Befreier Theſſaliens auftrat, jene vertrieb und dadurch die Zuneigung des Volkes gewann.

Thracier, Päoner und Illyrer gedachten um dieſe Zeit, ihn anzugreifen; er aber kam ihnen zuvor, ſchlug die erſten, beruhigte die zweiten, und beſiegte durch einen ſeiner Feldherrn die letzten. Ungeachtet ſo vielfachen günſtigen Erfolgs wäre es möglich geweſen, von Hellas aus den Anwachs der Macht des Philippos zu hemmen; da brach aber 356 Jahre vor Chriſtus, der verwüſtendſte aller inneren helleniſchen Kriege, der eilfjährige **heilige Krieg** aus, erſchöpfte alle bis dahin noch vorhandenen Kräfte, und verderbte furchtbar die Sitten.

Die **Phocier** hatten ſeit langer Zeit einen Theil des dem Apollo geweihten Ackers bebaut; worauf die Thebaner, durch alten Haß und neue Beleidigungen angetrieben, einzelne Mächtige aber durch noch unedlere Leidenſchaften beſtimmt, es dahin brachten[2] daß die Amphiktionen nach der herkömmlichen, aber mangelhaften Stimmenzählung, gegen die Uebertreter eine Strafe erkannten, welche ſie zu bezahlen außer Stande waren. Hierüber in gerechter Verzweiflung, wählten jene den ſie ermuthigenden **Philo-**

1 Cic. de divin. I, 25.

2 Athen. XIII, 560. Strabo Phocis.

melos zu ihrem Anführer, brachten Mannſchaft zuſammen, ſchlugen ihre Gegner, beſetzten Delphi, und nahmen die Strafbeſchlüſſe der Amphiktionen von den Säulen hinweg. Zugleich erklärten ſie öffentlich: nur um des letzten Zweckes willen hätten ſie den Zug unternommen; ſie zeigten aus dem Homer, daß den Phociern ein Anrecht auf den Tempel in Delphi zuſtehe, und erboten ſich (zum Beweiſe, daß nicht Luſt zur Plünderung und Gewalt ſie verleitet habe), Rechnung über alles etwa Genommene oder Zerſtörte abzulegen. Die Böoter dagegen, über den Friedensbruch und die Verletzung des apolloniſchen Heiligthums hoch erzürnt, beſchloſſen wider Philomelos zu ziehen; aber dieſer hatte ſich des Beiſtandes der Lacedämonier und Athener verſichert, denn beide waren den Thebanern abgeneigt, und die erſten mit den Phociern in gleicher Lage, weil ſie wegen Beſetzung der Kadmeia von den Amphiktionen ebenfalls in große Strafe verurtheilt worden. Zweimal ſiegte Philomelos über ſeine Gegner, da beſchloſſen die Amphiktionen den Krieg gegen Phocis. Härter hiedurch bedrängt, ſcheuten ſich die Phocier nicht länger den Tempelſchatz anzugreifen und Söldner zu werben; ſie ſchlugen mit ihrer hiedurch verſtärkten Macht die Theſſaler und Böoter, wurden aber dann in ungünſtiger Gegend eingeſchloſſen und beſiegt. Philomelos ſtürzte ſich in der Verzweiflung von einem Felſen hinab[1], und ſtarb.

Die Thebaner hielten den Krieg jetzt für beendigt und gingen nach Hauſe, Onomarchos aber ſammelte den Ueberreſt der Phocier, ließ aus den Tempelſchätzen neue Waffen ſchmieden und Münzen ſchlagen; und indem er die Theſſaler durch Geſchenke zur Parteiloſigkeit bewegte, gelang es ihm mehrere doriſche Städte, unter andern Orchomenos, einzunehmen. Erſt bei Chäronea ward er von den Thebanern zurückgedrängt. — Dieſe, das Nächſte nicht wichtig genug achtend, hatten nämlich unter Pam-

[1] 353 vor Chriſtus.

menes den Artabazes fünftauſend Mann zur Hülfe gegen den Artaxerxes geſandt, Sparta war im Kriege mit Argos, die Athener gedachten nur wie ſie unter Chares ihre Macht an den nördlichen Küſten und im Cherſoneſos mehren und befeſtigen könnten, Philippos endlich hatte ungeſtört Methone (am thermäiſchen Meerbuſen) belagert und erobert, dabei aber ein Auge verloren. Alle dieſe Gründe wirkten dahin, daß der Krieg ſowol für, als gegen die Phocier läſſiger geführt wurde; doch konnten dieſe dem Lykophron von Pherä, unter Phayllos dem Bruder des Onomarchos, ſo viel Hülfsmannſchaft ſenden daß er neue Gewalt in Theſſalien erhielt. Philippos, welcher zur Abwendung dieſer wiederkehrenden Gefahr herbeigerufen ward, focht anfangs glücklich; dann aber beſiegte ihn Onomarchos, der mit ſeiner ganzen Macht vorgerückt war, in zwei Schlachten, ſo daß das macedoniſche Heer in größter Niedergeſchlagenheit nach der Heimat zurückkehren mußte. Dieſes Feindes entledigt, wandte ſich Onomarchos nach Böotien und eroberte Koroneia; unvermuthet aber ſtand Philippos ſchon wieder mit einem neuen Heere in Theſſalien, griff jenen, beſonders im Vertrauen auf theſſaliſche Reiterei an, ſchlug und tödtete ihn und befahl, daß er als ein Frevler gegen die Heiligthümer der Götter, ans Kreuz geſchlagen werde. Macedoniſche Beſatzungen blieben in Pherä, Pagaſä und der Landſchaft Magneſia, damit kein anderer den Theſſalern ihre Freiheit raube!

Aber noch immer gaben die Phocier nicht nach. Vielmehr erneuerte Phayllos mit Hülfe der Tempelſchätze das Heer, Lykophron ſtieß mit zweitauſend Mann zu ihm, und Athen und Sparta ſandten ihm Hülfe; deßungeachtet ward er dreimal von den Böotern geſchlagen und hätte ganz untergelegen, wäre nicht Philipps Plan in Phocis einzudringen von den Athenern vereitelt worden. Hiedurch ermattete der Krieg, er beſchränkte ſich faſt auf gegenſeitige Verwüſtungen in Böotien und Phocis. Phayllos ſtarb an einer Krankheit, Mnaſeas, der Vormund ſeines

Nachfolgers und Neffen Phaläkos, ward in einem Gefecht erſchlagen, und Phaläkos ſelbſt von Chäronea hinweggedrängt. Die Spartaner ſuchten zu gleicher Zeit unter Archidamas ihre Macht wieder zu erhöhen, griffen Megalopolis an und bedrohten Meſſene. In Athen betrachtete man dies zwar als ungerecht, hielt es aber für ſtaatsklug daß Spartas und Thebens Macht im Gleichgewichte bleibe; und ſo führte nun abwechſelndes Glück und Unglück bei den Befehdungen, zu gar keinem äußern erheblichen Ziele.

Leider ſchwächte dies Alles die Hellenen, es mehrte ſchon durch Rückwirkung Philipps Macht; und überdies war er ſelbſt nichts weniger als müßig; ſondern unterwarf ſich mehrere chalcidiſche Städte, verjagte Pytholaos, der ſich in Pherä feſtſetzen wollte, und nahm durch Verrath und Beſtechung erſt Torone, dann Mecyberna ein: endlich griff er auch Olynthos an, nachdem er dieſer Stadt geſchmeichelt hatte, ſo lange er ihrer bedurfte. Da erſtand ihm unerwartet in einem einzelnen Manne ein Feind, größer und mächtiger als ein Volk.

Demoſthenes, der Sohn eines wohlhabenden Degenſchmidts, verlor ſeinen Vater ſchon im ſiebenten Jahre[1]; nur langſam, nur durch eine ſtreng mäßige Lebensweiſe, die Manchem bisweilen in zu große Sorgfalt für das Aeußere überzugehen ſchien, befeſtigte ſich ſeine ſchwache Geſundheit und erlaubte ihm die Anſtrengung, welcher ſein regſamer Geiſt bedurfte. Im ſechzehnten Jahre hörte er den berühmten Redner Kalliſtratos, und ward durch den Beifall und die bewundernswerthe Kraft ſeiner Reden beſtimmt, ſich dem gleichen Berufe zu weihen. Iſäos war ſein Lehrer, und auch aus Platons Unterricht mag er Nutzen gezogen haben[2], obwol er als Schriftſteller und

1 Gellius I, 5. III, 13. Athen. II, 45. Diog. Laert. Plat. c. 31.

2 Quinctil. inst. XII, 2, 22; Cicero de Orat. I, 20. Orator 4; de Divin. II, 46; de Offic. I, 1.

Staatsmann von ihm durchaus verſchieden iſt. Weniger hörte er wol den Iſokrates, vielleicht weil ihm das Lehrgeld zu theuer war, oder deſſen Behandlungsart ſeiner eigenen Natur nicht angemeſſen erſchien. Zweimal mißlang ihm aber der Verſuch öffentlich zu reden, zweimal ward er ausgelacht, und nur des Eunomos Troſtwort: daß ſeine Art der Perikleiſchen ähnlich ſey, und des Schauſpielers Satyros Rath und Belehrung, trieben ihn zu neuen Anſtrengungen. Seine Perioden waren zu verwickelt, ſein Athem zu kurz, ſeine Ausſprache mangelhaft, Anſtand, Bewegung und Vortrag fehlten größtentheils. Das Alles verſchaffte ihm raſtloſe Uebung, und nun war der ungetheilte Beifall gewiß: denn er beſaß von Natur in unerreichtem Grade dasjenige, was keine Uebung verſchaffen kann. Verlange man von ihm nur nicht das Geſchick des Feldherrn, nicht die biegſame Nachgiebigkeit des verſchmitzten Unterhändlers; ſonſt findet ſich jegliche Größe in ſeinen Werken! Einfache Klarheit und kurze Beſtimmtheit in den Reden über bürgerliche Streitigkeiten, Gewandtheit und ſchöngehaltenes Maß in den mittleren, endlich ſittliche Allgewalt und politiſcher Sehergeiſt, in denen über die großen öffentlichen Angelegenheiten[1]. Niemals ſind größere Gedanken vollendeter ausgeſprochen worden; bloße Thorheit aber iſt es, Demoſthenes' Reden von ſeinem öffentlichen Leben zu ſondern, oder ihm gar entgegenzuſetzen! Eines ſolchen Mannes Rede iſt ſein Thun, und ſein Thun iſt ſeine Rede; und durch das ganze Daſeyn hindurch bis zu ſeinem Opfertode, offenbaret ſich folgerecht, unwandelbar, ungetrübt, die Hoheit des Gemüths und die Würde der Geſinnung, welche Alles daran ſetzt ſich und das Vaterland frei zu halten, von fremder Sklaverei und von innerer Verderbniß. Demoſthenes hat ge-

1 And of all human productions, the orations of Demosthenes present us the models, which approach the nearest to perfection. Hume essay on eloquence. — Admirabile est, quantum inter omnes unus excellat. Cicero Orator. 2.

gen das monarchiſche und ſittliche Veralten, welches die ganze Lage der Welt damals unabwendbar herbeiführte, wie ein Held angeſtrebt und gekämpft: er iſt verkannt und geſchmäht worden, nicht etwa weil man Philippos und Alexander ohne Haß oder Vorliebe begriff; ſondern weil der, welcher einen großen Mann recht verſtehen will, ſelbſt groß ſeyn muß, weil ſeine Größe die Abgeſchwächten drückte und verdroß, weil es leichter iſt unbewieſene Kleinlichkeiten über ihn zu behalten und nachzuſchwatzen, als ſeine Werke zu faſſen, und Erneuung des Geiſtes und Willens daraus zu ſchöpfen[1]. Keiner würdigte Philipps Eigenſchaften ſo richtig, als Demoſthenes, und Philippos achtete wiederum dieſen Gegner höher, als alle feilen Schmeichler. Zur tüchtigen Gegenwirkung gehört ſo wenig blinder Haß, als zur Mitwirkung alberne Vorliebe; und die Größe und Kraft eines Helden der Geſchichte, mißt und beſtimmt ſich ja erſt, durch die Größe und Kraft des ihm entgegenſtehenden.

Das öffentliche Leben in Athen, und der Einfluß des Volkes auf die Entſcheidung aller Angelegenheiten, hatten überhaupt der Redekunſt eine Wichtigkeit und eine Vollendung verſchafft, welche in der Geſchichte beiſpiellos iſt. Redner und Staatsmänner galten für gleich; allein ſehr ſelten waren Anlage, Einſicht und Charakter ſo zu einem Ganzen vereinigt, wie wir es an Demoſthenes bewundern. So mag Aeſchines[2], ſein Gegner, zwar nächſt ihm vielleicht der größte Redner Athens ſeyn; aber er hat ſich nicht von dem Vorwurfe befreien können, welcher ihn gleich manchem Anderen traf, nämlich: den wahren Vortheil ſeines Vaterlandes, wo nicht vorſätzlich preisgegeben, doch in ſo weit verkannt zu haben daß er für die Macedonier ſprach, und den Anwachs ihrer Macht für gleichgültig, oder

1 Quinctil. instit. orat. XII, 1, 15. XII, 10, 24.

2 Aeſchines bei Photius Seite 59. Demoſthenes ebendaſelbſt Seite 1473.

gar für vortheilhaft hielt. Ueberhaupt war die ſittliche Bedeutung der, gegen Demoſthenes auftretenden Redner, verhältnißmäßig wol noch geringer als ihre Anlagen, und es fand von dieſer Seite für ihn ein noch größeres Uebergewicht ſtatt, als in Hinſicht auf die Beredſamkeit.

Nur Phocion machte hievon eine Ausnahme: denn trotz mancher Sonderbarkeiten, welche mehr als irgendwo in dem hochgebildeten Athen Anſtoß geben mußten, hatte er den Beinamen des Beſten erhalten, und dieſer ſittliche Beiname iſt in einer Zeit faſt allgemeinen Verderbniſſes, doppelt ehrwürdig. Dagegen iſt es aber auch doppelt nachtheilig, wenn ſolche Männer in ihrem öffentlichen Leben ein falſches Syſtem vertheidigen, und dieſes um ihrer Perſönlichkeit willen Eingang findet. Phocion war von nicht ganz niederer Herkunft, er hörte Platon und Xenokrates[1], zugleich aber auch, und wie es ſcheint mit zu vielem Beifall, die einſeitigen Cyniker. In der Kriegskunſt war Chabrias ſein Lehrer. Er lachte oder weinte faſt nie, ging ſtets anſtändig in den Mantel gehüllt und barfuß. Einſt erklärte das delphiſche Orakel: „ein Mann ſey dem einſtimmigen Beſchluſſe der Athener entgegen," worauf Phocion den Forſchenden ſagte: ſie möchten ſich beruhigen, denn ihm mißfiele Alles, was ſie thäten. Als umgekehrt einer von ſeinen Vorſchlägen allgemeinen Beifall fand, fragte er: wie, ich habe doch nicht unwiſſend etwas Nachtheiliges geſagt? Eines Tages weigerte er ſich, Beiträge zu einem Opferfeſte zu geben, weil ihm noch andere Schulden zu bezahlen blieben, und erzählte, als man heftiger in ihn drang, eine Fabel von Raben, die um einen in den Krieg ziehenden feigen Mann gekrächzet hätten, zu denen dieſer aber geſprochen: krächzet immerhin, mich ſollt ihr doch nicht verzehren. Der dicke Polyeuktes rieth zum Kriege, und ſchwitzte während ſeiner Rede, da ſprach Phocion: folgt ſeinem Rathe, denn was wird er nicht unter Schild

1 Diog. Laert. Diog. c. 10.

und Harniſch leiſten, da er jetzt ſchon erſticken will. Einſt tadelten ihn ſeine Freunde, daß er einen nichtswürdigen Menſchen vertheidigte: die Guten, erwiederte er, bedürfen keines Anwalts.

Dieſe und andere zahlreiche Anekdoten, welche von Phocion aufbewahrt worden ſind — und die Zeit, welche am fruchtbarſten iſt für Anekdoten, iſt ſelten am fruchtbarſten in großen Thaten — zeigen zwar von einer ſcharfen, feſten Natur: allein abgeſehen davon daß einige nicht tief eingreifen, ſondern mehr äußerlich witzeln; ſo ergiebt ſich daraus der bedeutende Mangel jenes großen Sinnes, welcher höher ſteht als äußere Beſchränkung, und dieſe lenkt und bildet, ſtatt blos zu ſpotten und zu tadeln. Phocion erkannte die Schädlichkeit der Trennung redneriſcher und kriegeriſcher Thätigkeit, und wollte beides, wie einſt Perikles, in ſich vereinigen; aber er verkannte das Größere, nämlich: daß es beſtimmtes Zeichen der Auflöſung und des Verfalls iſt, daß nichts Großes geſchehen kann, ſobald das gemeine Weſen und der Einzelne nicht einig und gleichgeſtimmt mit einander gehen. Er that ſich etwas darauf zu Gute überall das Gegentheil deſſen zu wollen und zu thun, was das Volk wollte, und vergaß, wie eine ſolche Spaltung zwiſchen Führern und Geführten nothwendig höchſt unheilſam wirken muß. Wenn Demoſthenes mit aller Kraft ſeines Geiſtes dahin arbeitete, daß das Volk ſich ſtählen, daß es das Große ſich zutrauen, das Preiswürdige beginnen ſollte; ſo fand Phocion ſeinen Beruf darin, des Volkes Erbärmlichkeit und Nichtigkeit recht augenfällig zu beweiſen. Was halfen Phocions Feldzüge? ſeine Anſichten ſchwächten mehr, als ſeine Thaten ſtärkten, und auf ſeine Redlichkeit beriefen ſich Alle die da Luſt hatten über die böſen Zeiten zu klagen, aber nicht Luſt, Gut und Blut zu einem großen Zweck einzuſetzen. In allen und jeden Fällen rieth Phocion zum Frieden, als ſey nicht Krieg zuweilen das Nothwendige und Rechtliche; er vernichtete die Begeiſterung, welche Demoſthenes angefacht

hatte, zu kalter, ſich duldend hingebender Beſonnenheit; — Alles dies freilich in ſeiner Weiſe ehrlich und redlich; aber dieſe Eigenſchaften reichen nicht aus zur Einſicht und Leitung der Verhältniſſe von Staaten! Der Mangel an höherer Ueberſicht, an Vorausſicht in Phocion, dieſer Widerſpruch gegen Demoſthenes, hat nicht minder als Philipps Macht, Athen ins Verderben geſtürzt. Wie, wenn beide Männer einig geweſen wären? welche herrliche Eigenſchaft hätte dann gefehlt, wer würde ſolchem Bunde widerſtanden haben! Aber die Zeit mußte ſo verſchiedene, ſo entgegengeſetzte Naturen erzeugen, und das Geſchick konnte ſie ſo wenig verſöhnen, als ſpäter des Marcus Kato ſittliche Beſchränktheit, mit dem göttlichen Genius der Scipionen.

Philippos alſo griff Olynthos an[1], welche Stadt früher von Sparta abhängig, nach der Schlacht bei Leuktra aber wiederum ſelbſtändig geworden war. Sie hatte, wie geſagt, die Abſicht gehegt ſich bei dem Regierungsantritte Philipps mit Athen gegen dieſen zu verbinden; allein künſtliche Darſtellungen des letzten von den gleichen Vortheilen und Zwecken der Macedonier und Olynthier, gegen die fernen, herrſchſüchtigen, ſeemächtigen Athener, und einſtweilige Ueberlaſſung von Städten, verwirrten ihre Anſichten und gaben dem nächſten Eigennutze das Uebergewicht. Jetzt ſchien es dem Könige die rechte Zeit ſich von ſo beſchwerlichen Nachbarn zu befreien, und leicht fand ſich nun ein genügender Vorwand: denn drei natürliche Söhne Philipps hatten ſich gegen ihn verſchworen, von denen nur einer ergriffen und beſtraft ward, die beiden andern dagegen, fanden bei den Olynthiern eine günſtige Aufnahme. Als dieſe jetzt in Athen um Hülfe wider Philippos baten, zeigte Demoſthenes augenfällig die Gefahr der planmäßigen Fortſchritte des Macedoniers. Dreißig Schiffe und zweitauſend Söldner unter Chares wurden bewilligt, landeten

1 Demoſthenes olynth. Reden.

und ſchlugen einige hundert Macedonier. Aber anſtatt dieſen Erfolg zu benutzen und Größeres zu unternehmen, zeigten ſich Feldherr und Untergebene nur habſüchtig, ungeſchickt, und kehrten mit unnützer Prahlerei zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Der beharrlichere und thätigere König, eilte dagegen mit einer bedeutenden Macht hinzu und erklärte: die Olynthier müßten aus ihrer Stadt, oder er aus Macedonien weichen.

Demoſthenes bewirkte jetzt eine zweite Sendung von viertauſend Söldnern unter Charidemos; Philippos hatte aber ſchon die Olynthier geſchlagen, ehe jene ankamen, und nach ihrer Ankunft überließen ſie ſich nur ſchamloſen Ausſchweifungen. Eine dritte Geſandtſchaft eilte mit dringenden Bitten nach Athen, und Demoſthenes verlangte laut: nicht blos Söldner ohne Kriegszucht müſſe man in ſolcher Gefahr ausſenden, ſondern Bürger auf welche Verlaß ſey. Wirklich ſollten zweitauſend Bürger und dreihundert Reiter aufbrechen; allein es war dieſen gar unbehaglich, das genußreiche Athen mit dem Feldlager zu vertauſchen, und während der hieraus entſpringenden Zögerungen, wirkten Philipps anderweitige Eroberungsmittel. Seine Partei wußte nämlich die Beſſern in Olynthos zu verläumden, und zwei Verräther Laſthenes und Euthykrates[1], an die Spitze zu bringen. Nun war die Eroberung der Stadt ſehr leicht, die Häuſer wurden zerſtört und die Bürger als Sklaven verkauft.

Dieſer erſte Akt aus dem großen Trauerſpiele des Unterganges helleniſcher Unabhängigkeit, erſchreckte bis zur Furcht, nicht bis zur Thätigkeit. Philippos gab Vielen Geſchenke, dafür wurden ſie ſeines Sinnes; er ſtellte große Spiele und Gaſtmahle an, da meinten Andere, er werde ſich der Ruhe und äußeren Genüſſen ergeben, mithin ſey die Gefahr vorüber. Unerwartet aber drang er auf einer

1 Plut. de fortuna VI, 368. — 348 vor Chriſtus. In demſelben Jahre ſtarb Platon an ſeinem einundachtzigſten Geburtstage.

Digitized by Google

Seite zum Cherſoneſos, auf der andern nach den Thermopylen, und mit einer neugebildeten Flotte — denn er ſah die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit derſelben wohl ein — erſchien er bei Marathon! Die unvorbereiteten Athener ſchloſſen in dieſer Bedrängniß einen, ihrer Meinung nach vortheilhaften Frieden, und ihre getäuſchten oder beſtochenen Geſandten wußten noch Wunderdinge von Philipps Zuneigung und ſeinen Verſprechungen zu erzählen. Vergeblich bewies Demoſthenes die Unzuverläſſigkeit ſolcher mündlichen Reden und äußeren Höflichkeiten; man glaubte ihm nicht, bis ſich der König ſpäter auf den Buchſtaben des Friedens bezog und behauptete, er habe den Athenern Nichts verſprochen. Freilich ließ ſich ſelbſt der Buchſtabe des Friedens günſtig für Athen deuten, ſobald man den Hauptgewinn überſehen wollte, welchen Philippos aus demſelben zog: nämlich, daß jede Stadt unthätig blieb und bleiben mußte, während er freie Hände gegen Phocis erhielt.

Hier hatte Phaläkos, welcher eine Zeitlang wegen untreuer Verwaltung der Tempelſchätze war entfernt worden, den Oberbefehl wieder erhalten, und mit lacedämoniſcher Hülfe die Böoter hart bedrängt. Die abgeſchwächten Parteien ſuchten jetzt König Philipps Vermittelung, und dieſer beruhigte und ſchläferte erſt Alle mit der Hoffnung ein, es werde ſich Alles und Jedes ohne Macht und Gewalt beſeitigen und vergleichen laſſen: dann erſchien er ſchnell mit ſolcher Uebermacht daß die Phocier aufs Aeußerſte gebracht wurden, ſich ergaben, und Phaläkos zufrieden ſeyn mußte, für ſich und ſiebentauſend Söldner freien Abzug nach dem Peloponneſos zu erhalten. Von den Macedoniern umdrängt, oder durch alten Haß verleitet, beſchloſſen jetzt die Amphiktionen: die Phocier ſind vom Orakel ausgeſchloſſen; Philippos, die Thebaner und Theſſaler ſtellen es wieder her, und halten gemeinſchaftlich mit den Korinthern die pythiſchen Spiele. Die Städte der Phocier werden zerſtört; ſie ſollen künftig in Dörfern

von höchſtens funfzig Häuſern wohnen, und jedes Dorf wenigſtens ein Stadium von dem andern entfernt ſeyn. Pferde und Waffen werden ihnen genommen, bis ſie den Tempelraub erſetzt haben, und jährlich zahlen ſie zu dieſem Zweck ſechzig Talente; ihre Flüchtlinge ſind vogelfrei. Philippos erhält im Rathe der Amphiktionen die beiden Stimmen, welche den Phociern zuſtanden.

So endete (346 Jahre vor Chriſtus) der letzte Krieg, welchen Hellas gegen ſich ſelbſt führte; und ſo wie die Verderblichkeit der Kriege in dem Maße wächſt, als die Völker veralten, ſo war auch dieſer Krieg unheilbringender als die früheren. Denn abgeſehen von der gegenſeitigen Schwächung und Aufreibung der Kräfte, gründete ſich die ganze Macht der Phocier auf den Tempelraub und die Verachtung aller, bisher für heilig und religiös gehaltenen Grundſätze und Anſichten. Freilich geſchah dieſe Umwandlung nicht plötzlich, ſondern allmälig, und von Tag zu Tage nahm die Verehrung der Götter ab, bis endlich Phocier den Raub des Volksheiligthums wagten, und Spartaner und Athener gern an der Beute Theil nahmen. Ja ſchon früher hatten die letzten dem Iphikrates, welcher Geſchenke des Dionyſius an den delphiſchen Apollon auffing, eine Anfrage was zu thun ſey, mit leichtſinniger Zweideutigkeit dahin beantwortet: „Er möge ſich nicht um das bekümmern, was die Götter angehe, ſondern darauf denken, wie er die Soldaten zu erhalten im Stande ſey.“ Die plötzliche Verbreitung der Tempelſchätze erzeugte nicht allein eine ſchädliche Verwirrung in den Preiſen aller Dinge, ſondern auch eine gewaltige Geldgier, und den Dienſt ſittenloſer[1], nicht zu zügelnder Söldner für jede Willkür, an die Stelle des Kampfes der Bürger für Freiheit und Recht. Nur das furchtbare Schickſal der Tempelräuber ſchreckte auf aus dem Taumel, und erſchien als Zeichen göttlicher Obermacht

1 Isocr. de pace. 259, 266. Pausan. Phocis c. 2.

und Rache. Philomelos ſtürzte ſich in der Verzweiflung von einem Felſen, Onomarchos ward entweder in der Schlacht, oder von den Seinen getödtet, oder er ward gefangen und gekreuzigt. Bald nach ihm ſtarb Phayllos an ſchwerer Krankheit; Phaläkos endlich ward vom Blitze erſchlagen, nachdem ſeine Soldaten ſich gegen ihn empört hatten. Dieſe gingen jetzt theils bei den Arkadern, theils bei den Eleern in Dienſte, wurden aber, da beide Frieden ſchloſſen, von jenen als Tempelräuber zu Sklaven verkauft, und von dieſen getödtet. Das Weib eines phociſchen Anführers, welche ſich das Halsband der Helena zugeeignet, ſah man nachher als Hure; und eine andere, die das Halsband der Eriphyle getragen, verbrannte in einem Hauſe, welches ihr Sohn in der Wuth angezündet hatte.

Gewiß aber waren die Gegner der Phocier eben nicht ſittlicher und gottesfürchtiger als ſie; und obgleich Philippos den Ruhm davontrug den Krieg wider die angeblich Ungerechteren beendet zu haben, ſo blieb doch den Thebanern, ungeachtet der anfänglichen Vortheile in Abſicht des Landbeſitzes, ſchon jetzt nur Schaden und Gefahr[1]. Die Athener erſchraken und gedachten des Krieges; aber Demoſthenes bewies ihnen, daß ſie dazu den Augenblick verſäumt und der jetzige durchaus unzeitig ſey: weil alle Amphiktionen den König aufgenommen hätten und der Streit über den Titel unerheblich ſcheine, weil ſich Philippos ferner für größere Unternehmungen nicht allein beſſer vorbereitet habe als ſie, ſondern auch auf den Beiſtand der meiſten Hellenen rechnen könne. Iſokrates ſandte eine Rede an Philippos, worin er ihn zum Zuge gegen Perſien aufforderte; dazu war die Zeit zwar noch nicht gekommen, allein man hörte doch die erſten Aeußerungen über einen Oberfeldherrn aller Hellenen, gegen die Perſer.

Klüglich erweckte Philippos den Schein, als verlange

1 Demoſth. für den Frieden.

er jetzt Nichts von den Hellenen, als verliere er ihre Angelegenheiten aus dem Geſichte; er wandte ſeine Macht mit Erfolg gegen die Illyrer und Thracier, und vertrieb zu allgemeiner Zufriedenheit mehrere kleine Tyrannen aus den theſſaliſchen Städten; — der nächſte Druck war für dieſe der härteſte geweſen.

Bald entſtanden jedoch neue Zwiſtigkeiten mit Athen. Philippos entriß Halonesos, eine kleine Inſel öſtlich von Magneſia, den Seeräubern und behauptete hiedurch ein vollkommenes Recht auf ihren Beſitz erhalten zu haben; die Athener dagegen behaupteten, er habe kein Recht ſich das zuzueignen, was früher ihr Eigenthum geweſen ſey und ein Dritter nur eine Zeitlang widerrechtlich beſeſſen habe. Philippos gab nach, und wollte die Inſel freiwillig zurückgeben, ohne jedoch das Anrecht der Athener anzuerkennen[1]; dies erſchien aber den letzten unwürdig, ſie wollten nicht Geſchenke ſtatt eines Rechtes nehmen, welches ſie glaubten im Felde vertheidigen zu können. — Bisher hatten ferner in ſtreitigen Handelsſachen Athener und Macedonier da Recht geſucht, wo ſich der Gegenſtand des Streites befand; Philippos aber entwarf eine neue Handelsordnung, und verlangte, daß man ihm die höhere Beſtätigung der atheniſchen Rechtsſprüche über ſeine Unterthanen einräume. Dem widerſprachen die Athener, weil ihnen umgekehrt dann ein gleiches Recht zugeſtanden werden müſſe, was mit dem inneren Weſen und den Bedürfniſſen eines ausgebreiteten Verkehrs überhaupt nicht vereinbar ſey. Weiter verlangte der König: er wolle zugleich mit Athen die Sicherheit des Meeres bewachen; dieſer Staat ſah aber darin nur einen Vorwand, um an der, ihm ausſchließlich und eigenthümlich zuſtehenden Seeherrſchaft, allmälig Theil nehmen und überall hinſchiffen zu können. Nach den Worten des Friedens ſollte endlich je-

1 Demoſth. über die Angelegenheiten im Cherſoneſos und die philippiſchen Reden; Hegeſippus über Haloneſos.

der behalten, was er hatte; die Athener wollten dies jedoch nicht auf Amphipolis ausgedehnt wiſſen, weil Philippos dies unrechtmäßig in Beſitz genommen habe, wogegen dieſer meinte: es komme lediglich auf den Beſitz, und nicht auf den Rechtstitel des Beſitzes an. Er widerſprach überhaupt allen Beſſerungen und künſtlichen Auslegungen des Friedensſchluſſes, und wies jedes Verlangen zurück, irgend etwas zu thun oder zu laſſen, was außerdem beiläufig beſprochen oder verſprochen ſeyn möchte; durch den Frieden ſey Alles und Jegliches abgethan.

Wenn aber dieſer Friede auch den Beſitzſtand in einen Rechtsſtand verwandelt hätte, ſo entſtand doch bald die Frage: ob jener Beſitzſtand nicht von Neuem könnte geändert, hiedurch die Machtverhältniſſe beider Staaten verſchieden geſtellt, und darin Gründe zu anderweiten Beſchwerden gefunden werden? So mehrten die Athener ihre Macht im Cherſoneſos, legten neue Pflanzſtädte an, und ſchlugen die Macedonier zurück welche der Stadt Kardia zu Hülfe kamen. Philippos verklagte hierauf den Feldherrn Diopeithes in Athen, aber Demoſthenes behauptete: es komme nicht ſowol darauf an, feſtzuſtellen ob dieſer gefehlt habe, als ob es räthlich ſey in jenen Gegenden die atheniſche Macht zu verringern, und dem Philippos — welcher den König Kerſobleptes von Thracien, den Bundesgenoſſen Athens, widerrechtlich angegriffen, beſiegt und zinsbar gemacht habe — freie Hand zu laſſen. Philippos wollte ſich jetzt über das, nach dem Frieden Eingenommene, Rechtsſprüchen unterwerfen; Demoſthenes aber zeigte, wie die Sache an ſich klar und zu Rechtsermittelungen kein Grund, kein Richter, keine Vollziehungsmittel vorhanden ſeyen; er bewies aus den nächſten Erſcheinungen und aus der Natur der Dinge ſelbſt, daß der raſtlos thätige Philippos übermächtig werden, ſeine Kraft gegen Athen richten und dieſen Staat zerſtören müſſe. Wenn ſich (ſo ſprach er) irgend ein Gott bei euch

verbürgte[1] — denn ein Menſch vermöchte dieſe Bürgſchaft nicht zu leiſten — daß wenn ihr euch der Ruhe ergäbet und Alles geſchehen ließet, Philippos nicht endlich auch euch anfallen würde, ſo wäre dies zwar, bei Zeus und allen Göttern, ſchimpflich und der Macht des Staats und der Thaten eurer Vorfahren höchſt unwürdig, aus bloßer Trägheit die anderen Hellenen der Knechtſchaft preiszugeben (und ich möchte bei Gott lieber ſterben, als ſo etwas rathen): aber wenn ein Anderer es riethe und euch beredete, ſo ſey es; hindert ihn nicht, gebt Alles preis. Wenn aber niemand ſo etwas glauben kann, wenn wir vielmehr Alle überzeugt ſind daß jede Eroberung die wir ihm verſtatten den Feind mächtiger und gefährlicher macht; wie können wir zaudern, oder wann werden wir uns entſchließen, unſere Pflicht zu thun?[2] Welchen Zeitpunkt erwartet ihr noch? Bis euch die dringende Noth zwingt? Und wie ſoll man das nennen, was jetzt geſchieht? Ich wenigſtens glaube, daß es für freie Männer keine dringendere Nothwendigkeit geben kann, als die ihnen die Scham über ihr eigenes Betragen auflegt[3]. Hütet euch alſo, euch einen Herrn zu geben, in dem ihr einen Krieg vermeiden wollt und nur zeigt daß ihr den Muth verloren habt und doch in der Hauptſache unterzuliegen glaubt.

Nur dadurch iſt Philippos ſo hoch emporgewachſen, daß er immer den Unverſtand derer die ihn noch nicht kannten, betrog und zu Hülfe nahm[4]. Seitdem Sprecher aufgekommen ſind, die bei euch umherfragen: was wünſcht ihr? Was ſoll ich in Vorſchlag bringen? Womit kann ich euch einen Gefallen erweiſen? — ſeitdem wird dem

1 Ich habe wichtige Stellen aus verſchiedenen Reden aneinandergereiht, und davon vor Jahren in Bezug auf Preußen, einen damals nur zu nahe liegenden Gebrauch gemacht. Siehe Heidelberger Jahrbücher 1809, II, 204.

2 Demoſth. über den Cherſoneſos.

3 1, 2, 3. Philipp.

4 1, 3. Olynth.

Genuſſe des Augenblicks, das Wohl der Stadt zum Opfer gebracht, und der Erfolg iſt daß bei jenem Alles vortrefflich, eure Sache aber ſchmachvoll ſteht. Wir zaudern und leben in ſchwacher Unthätigkeit und blicken auf die Nachbarn; voll Mißtrauen gegeneinander, nicht gegen den der uns Allen Unrecht thut! Denn er, Philippos, ſah ein daß alle vorliegenden Plätze gleichſam Preiſe ſind, die für den Sieger bereit liegen, und daß der Natur nach die Güter der Entfernten den Anweſenden, die Beſitzungen der Sorgloſen den Thätigen und Kühnen zufallen müſſen. Dieſen Geſinnungen gemäß hat er ſie alle in ſeine Gewalt bekommen, und beſitzt ſie zum Theil nach Kriegsrecht, als Sieger; zum Theil hat er ſie ſich als Freunde und Bundesgenoſſen zugeeignet[1]. Wir aber ſitzen ſtill und unthätig, ohne daran zu denken, daß der Träge nicht einmal ſeinen Freunden zumuthen kann etwas für ihn zu thun, geſchweige denn den Göttern. Es iſt alſo kein Wunder, daß ein Mann welcher ſelbſt zu Felde zieht und arbeitet, überall zugegen iſt und keinen günſtigen Augenblick verſäumt, daß der uns übermeiſtert da wir nichts thun als zögern, Beſchlüſſe abfaſſen und nach Neuigkeiten fragen[2]. Der Krieg wird bald von dorther zu uns kommen, und wir werden das Schickſal derer haben die auf hohe Zinſen leihen, eine kurze Zeit in Gemächlichkeit leben[3], und am Ende ihr ganzes Vermögen verloren ſehen. Wir ſollen vielmehr vor allen Dingen darauf bedacht ſeyn, daß wir nicht hinter unſerem Glücke zurückbleiben: denn es iſt ſchimpflich, ja die höchſte Schande, nicht nur die Städte und Plätze welche wir vormals beſaßen, ſondern auch die günſtigen Verhältniſſe und die Bundesgenoſſen welche das Glück uns anbietet, zu verſchmähen[4]. Der Wohlſtand ei-

1 I. Philipp.
2 I. Olynth.
3 3. Olynth.
4 I. Olynth.

nes Staats liegt meines Bedünkens in der Treue, in dem Wohlwollen, in der Menge ſeiner Bundesgenoſſen; und daran ſeyd ihr ausnehmend arm. Dadurch daß ihr Alles ſo leichtſinnig nehmt und um euch her preisgebt, iſt er glücklich, groß und allen Griechen und Nichtgriechen furchtbar geworden: ihr aber ſeht euch verlaſſen und herabgewürdigt; reich zwar an Allem was man kaufen kann, aber in den Anſtalten zur Erreichung nothwendiger Zwecke, ein Gegenſtand des Gelächters[1]. Denn wenn die That fehlt, ſcheinen alle Worte eitel und leer, vornämlich wenn ſie von uns kommen; und je rüſtiger wir ſie gebrauchen, deſto weniger finden ſie bei den Menſchen Glauben[2]. Reicher an Menſchen, an Einkünften, an Vorräthen als je, wird Alles unnütz weil ihr es nicht gebraucht, wie es einem Staate von unſerem Range gebührt. Selbſt nur gerettet zu werden, iſt Alles was kleinere Staaten wünſchen können; euch aber liegt ob, dieſes zu thun. Euch haben die Vorfahren mit vielen ſchönen und großen Gefahren dies Ehrenamt errungen, auf euch haben ſie es fortgeerbt. Wenn aber jeder müßig ſitzt und nur darauf ſinnt wie er die Arbeit vermeide, ſo fürchte ich daß ſich niemand finde der ſie übernehme, und daß wir in die Noth gerathen Alles thun zu müſſen, was wir nicht wünſchen[3]!

Selbſt der ruhige Iſokrates ſagte: wir rühmen uns der Thaten unſerer Vorfahren, und thun doch das Gegentheil von dem was jene thaten[4]. Sie trugen kein Bedenken für das Wohl der Hellenen ihr Vaterland zu verlaſſen und ſchlugen im Land- und Seekriege die Barbaren: wir aber wollen nicht einmal zur Befriedigung unſerer Habſucht ſtreiten, ſondern begehren zwar über Alle zu herrſchen, aber ohne die Waffen zu führen. Wir unternehmen

1 Ueber den Cherſon.

2 I. Olynth.

3 3. Philipp.

4 Vom Frieden 16, 17.

faſt gegen alle Menſchen Krieg, rüſten aber nicht uns ſelbſt, ſondern Leute ohne Vaterland und Ehre, die, wenn man ihnen irgendwo größeren Sold böte, die Waffen gegen uns kehren würden. Wir geben viele Geſetze, kümmern uns aber nicht darum ob ſie gehalten werden. Wir rühmen uns einer beſonderen Kunde der Beredſamkeit und der Geſchäfte, zeigen aber ſo viel Unbeſonnenheit, daß wir oft an einem Tage unſere Meinung mehrere Male ändern.

Ehe nun aber Demoſthenes die Athener überzeugen konnte, daß Angelegenheiten, welche das Daſeyn eines ganzen Volks betreffen, ſich nicht wie Streitigkeiten unter den Bürgern eines Staates, dauernd feſtſtellen und entſcheiden laſſen, daß halbe Mittel nicht genügen und großer Thätigkeit, Macht und Planmäßigkeit, nur durch gleiche Thätigkeit, Macht und folgerechtes Verfahren zu widerſtehen ſey; erregte ihnen Philippos mit Hülfe der kleinen Tyrannen Unruhen in Euböa, und belagerte Perinthos, am Propontis. Phocion eilte mit einem Heere nach jener Inſel, und vereitelte die Abſichten des Macedoniers; während die Perinthier ſich aufs äußerſte vertheidigten und endlich Hülfe aus Byzanz, ja ſelbſt von den Statthaltern der aſiatiſchen Küſtenländer erhielten: denn dem Könige von Perſien waren die Nachrichten von dem Anwachſe der macedoniſchen Macht bedenklich erſchienen. Philippos ſandte die Hälfte ſeines Heeres nach Byzanz, um die von Vertheidigern entblößte Stadt zu überraſchen, aber der Plan mißlang, und ſelbſt aus Athen langte Hülfsmannſchaft unter Chares an; deſſen Willkür ſetzte jedoch die Bundesgenoſſen ſo in Furcht, daß man ihn und ſeine Söldner nicht in die Städte aufnahm. Erſt als Phocion die Befehlshaberſtelle erhielt, geſellten ſich Chier, Koer und Rhodier zu ihm, welche nicht dulden wollten daß Byzanz, die blühende freie Handelsſtadt, in die Gewalt eines Königs komme, und dieſer in den Stand geſetzt werde den Eingang des ſchwarzen Meeres zu verſperren. So tüchtig ward auch die Vertheidigung geführt daß Philippos, unter dem Vorwande er

müſſe Beleidigungen rächen welche ihm die Scythen erwieſen hätten, die Belagerung von Perinthos und Byzanz aufhob; die vereinigten Hellenen drangen jetzt ſelbſt in ſein Land, und thaten dem macedoniſchen Handel großen Schaden.

In dieſer Lage ſchloß der König von Neuem einen Frieden, welchen Phocion auf alle Weiſe zu erhalten rieth, weil jede Gefahr beſeitigt und Philippos für immer geſchreckt ſey. Hierin irrte aber Phocion ganz gewaltig, denn dem Könige war vielmehr die feſte Ueberzeugung entſtanden: er müſſe unmittelbar gegen die Athener einen entſcheidenden Schlag wagen, um alle Behinderungen ſeiner Plane auf einmal zu vernichten. Nach ſchnell geendeten Rüſtungen fehlte ihm nur der Vorwand, mit Heeresmacht in Hellas einzubrechen. Dazu halfen ihm die verblendeten und beſtochenen Redner, insbeſondere Aeſchines, indem ſie die Amphiktionen vermochten ihn zur Beſtrafung des vorgeblichen Frevels der Lokrer von Amphiſſa herbeizurufen, welche ein dem Apollo geheiligtes Feld bebauet hatten. Anfangs ließ er ſich, damit kein Argwohn entſtehe, bitten dieſen Auftrag anzunehmen, dann beſetzte er plötzlich das feſte Elateia in Phocis, am Fuße des Parnaſſes. Nichts war deutlicher, als daß dies keineswegs um Apollons willen geſchehen ſey. Die Athener, des Friedens halber leider unvorbereitet, waren über die Nähe und die Macht der Feinde in der höchſten Beſorgniß; kein Redner wollte in ſo ratheloſem Zuſtande ſprechen. Endlich trat Demoſthenes auf und behauptete: man müſſe gegen den gemeinſamen Feind der Freiheit, das Bündniß der Thebaner ſuchen; alle andere Hülfe ſey zu entfernt, aber durch Böotien gehe ſein Weg nach Athen. In Theben ſprach Python für Philippos: die Furcht vor dieſem Könige, der alte Haß gegen Athen, und die große Geſchicklichkeit Pythons waren dem Demoſtheues zuwider; dennoch drang die Macht ſeiner wahrhaften Beredſamkeit durch, und er leitete die böotiſche, gleich der atheniſchen Volksverſammlung. Der

Bund mit Athen kam zu Stande, wie es Klugheit, Recht und Sitte verlangte.

Das hatte Philippos nicht erwartet, er bot den Frieden; allein die Sachen waren ſchon zu weit gediehen, und für dieſen Scheinfrieden, welcher ihm nur die Gefahr zertheilen ſollte, gab es keine Gewähr. Bei Chäronea ſtießen die Heere auf einander; das des Philippos zahlreicher, geübter und von einem großen Feldherrn geführt; das der Verbündeten unter Chares und Lyſikles, Männern ohne Einſicht. Der Muth in beiden Heeren war gleich, daher der Kampf heftig. Alexander, Philipps achtzehnjähriger Sohn, brach auf dem rechten Flügel zuerſt die Reihen, und die heilige Schaar der Thebaner lag Mann an Mann von den Macedoniern hingeſtreckt. Tauſend Athener, und nicht weniger Thebaner wurden getödtet, viele gefangen[1]. Dreihundert achtunddreißig Jahre vor Chriſtus, achtundſechzig Jahre nach der Einnahme Athens durch Lyſander, dreiunddreißig Jahre nach der Schlacht bei Leuktra, ging die Unabhängigkeit Griechenlands verloren: — die Einheit war längſt dahin, und König Archidamas[2], welcher mit ſeinen Spartanern gegen Philippos hätte den Ausſchlag geben können, fiel an dem Tage der Schlacht von Chäronea, indem er den Tarentinern gegen die Lukaner beiſtand!

Philipps Freude war groß, aber ſeines Charakters halber müſſen wir, bei dem Zwieſpalte der Geſchichtſchreiber, denen beitreten welche behaupten, daß er ſie auf keine unanſtändige Weiſe geäußert habe. Deſto größer erſchien die Niedergeſchlagenheit in Athen, denn alle Täuſchungen und Hoffnungen waren verſchwunden; doch erkennen wir den großen Sinn glücklicherer Zeiten noch darin: daß das

1 Um dieſelbe Zeit ward der Aufſtand der Lateiner gegen die Römer unterdrückt.

2 Pausan. III, 10. Theopomp bei Athen. XII, 536, ſchilt Archidamas weichlich und den ſpartaniſchen Sitten entfremdet. Vergl. Cic. Tuscul. V, 14. Auch die Arkader nahmen keinen Theil am Kriege wider Philipp. Pausan. VIII, 6.

Volk den Demoſthenes vor Allen erwählte, um über die Gebliebenen die Standrede zu ſprechen, ja daß deren Väter und Brüder das Todtenmahl, welches gewöhnlich die nächſten Anverwandten gaben, bei Demoſthenes hielten. „Mit Recht thaten ſie dies — fügt dieſer ſeiner Erzählung hinzu — denn dem Geſchlechte nach war jeder Einzelne zwar dem Einzelnen näher verwandt, aber Allen insgeſammt war keiner näher als ich; und der, welchem am meiſten daran lag daß jene glücklich wären und gerettet würden, empfand auch, als unerwünſchte Unfälle ſie trafen, wegen Aller den größten Schmerz! — Wäre nur, ſo wie ich auf meiner Stelle unter euch war, in jeder helleniſchen Stadt ein Mann geweſen; ja hätte nur Theſſalien einen, hätte nur Arkadien den zweiten Mann beſeſſen, ſo geſinnt wie ich; — keiner der Hellenen, weder innerhalb noch außerhalb der Pylen, hätte wol die gegenwärtigen Uebel erfahren; ſondern alle würden frei und ſelbſtändig, ohne Furcht, in aller Sicherheit und Glückſeligkeit leben, und für ſo viele und große Güter, euch und allen andern Athenern Dank wiſſen!"

Man erwartete die Macedonier in Athen, und ergriff die tüchtigſten Maßregeln zur ernſtlichen Vertheidigung der Stadt[1]; aber Philippos — war es auch Staatsklugheit und Vorſicht, dann doch edler, als das Gegentheil — entließ die atheniſchen Gefangenen, ſandte die Gebeine der Gebliebenen in ihre Vaterſtadt, und bewilligte den Athenern wahrſcheinlich noch einen Theil von Böotien[2]. Doch verloren ſie in Wahrheit faſt alle Macht über ihre Gränzen hinaus; und noch viel ſtrenger behandelte Philipp die Thebaner. Manche wurden verwieſen, ja hingerichtet, das Vermögen vieler eingezogen, und eine macedoniſche Beſatzung ſicherte gegen neue Unruhen. Hätte man aber all dies Unglück auch voraus gewußt, man mußte doch kämpfen

1 Polyb. V, 10. Lycurg. in Leocrat. 147.

2 Plut. apophth. VI, 677. Pausan. Att c. 34.

und Demoſthenes rieth was Ehre, Ruhm, Würde, Stellung und Geſchichte Athens unläugbar verlangten.

Eine ganz einfache, beſtimmte Abhängigkeit von Macedonien, hätten aber die Hellenen trotz aller Macht, Freundlichkeit und Herablaſſung Philipps, noch nicht auf die Dauer ertragen; deshalb brachte dieſer, in einer nach Korinth berufenen allgemeinen Verſammlung, den, wie erzählt worden, ſchon früher angeregten Gedanken öffentlich zur Sprache, welcher ſeinen Vortheil mit den alten helleniſchen Volksanſichten vereinigte: er ließ ſich, 337 Jahre v. Chr., zum Feldherrn aller Hellenen gegen Perſien ernennen. Viele, welche gern Mannſchaft gegen Macedonien geſtellt hätten, vergaßen jetzt alle Noth und begeiſterten ſich mit Hoffnungen von großen Thaten; andere, wie die Athener (denen Phocion den unzeitigen und unausführbaren Rath gab, keinen Theil an der Verbindung zu nehmen), ehrten wenigſtens die feine Wendung, wodurch ihre Schiffe und Mannſchaft nicht für Macedonien zu kämpfen ſchienen; — man könnte endlich behaupten: daß eine von Manchem (z. B. von Iſokrates) gewünſchte freiwillige Einigung aller Hellenen wider die Barbaren, leider nie eingetreten ſeyn würde, und daß Philippos gegen Perſien nicht mit Nachdruck zu wirken im Stande war, ohne jene beſiegt zu haben[1]; ja bei der geſchichtlichen Ueberzeugung, daß die freien Verfaſſungen ſich in Hellas überlebt hatten, und Abhängigkeit und Umgeſtaltung nicht zu vermeiden war, ließe ſich ein Glück darin ſehen daß Macedonier die Hellenen beſiegten, und nicht europäiſche oder aſiatiſche Barbaren, Macedonien und Hellas unterjochten. Doch hatten weder Macedonier, noch Römer, noch Araber, noch Türken, oder Kreuzfahrer bis jetzt Kraft, Willen und Geſchicklichkeit, in Kleinaſien und Hellas eine wahre Wiedergeburt und Auferſtehung herbeizuführen.

Während Parmenion und Attalus ſchon Mannſchaft nach Aſien führten, feierte Philippos in Aegä gymniſche

1 Isocr. ad Philip.

und muſikaliſche Spiele; er vernachläſſigte kein Mittel um die Erſten unter den Griechen zu gewinnen und bei ſich zu verſammeln. Auf der Hochzeit ſeiner Tochter Kleopatra mit dem Könige von Epirus Alexander, dem Bruder der Olympias, ſang Neoptolemos ſchon den Sturz Perſiens, und bei einem Aufzuge, wo die koſtbaren und herrlich gebildeten zwölf Götter umhergetragen wurden, fügte man Philippos, als den dreizehnten hinzu. Ganz allein, ohne Wächter, ohne Furcht vor den heimlich zürnenden Hellenen, ging der König zum Schauſpiel; da traf ihn Pauſanias, einer von ſeinen geehrteſten Dienern, tödtlich mit dem Schwerte, fiel aber über eine Weinrebe und ward niedergehauen. Die Vermuthungen, als ob Olympias oder die Perſer dieſe That veranlaßt hätten, ſind unerwieſen; Pauſanias war blos perſönlich erzürnt, weil Philippos eine ihm angethane ungeheure Beſchimpfung, an dem Thäter nicht angemeſſen beſtrafte; — und die Aeußerung des Sophiſten Hermokrates, daß derjenige immer berühmt ſey welcher den Berühmteſten tödte, befeuerte den Jüngling noch mehr zu dem Verbrechen. Philipps Ermordung fällt auf das Jahr 336 vor Chriſtus, er war ſechsundvierzig Jahre alt, und hatte vierundzwanzig Jahre regiert[1].

Jetzt war Hellas wieder herrenlos, aber auch rathlos. Phocion hielt die Athener von dem Vorhaben Freudenfeſte anzuſtellen, durch die Aeußerung ab: die Macht bei Chäronea ſey nur um einen Mann geringer worden. Jene Freude war zwar etwas übereilt, der Sinn der Aeußerung aber auch oberflächlich und nur halb wahr; denn Alles kam darauf an: ob und wie dieſer eine, Alles entſcheidende und beherrſchende Mann, würde erſetzt werden.

1 Diod XVI, 95. Pausan. VIII, 7.

Fünfundzwanzigste Vorleſung.

Geſchichte Siciliens, von der Niederlage der Athener bis auf den Tod Timoleons.

Ehe wir die Geſchichte von Hellas über dieſen großen Wendepunkt der Zeit hinausführen, müſſen wir zur vollſtändigeren Ueberſicht die Begebenheiten erzählen, welche ſich in Sicilien, ſeit dem unglücklichen atheniſchen Feldzuge, ereigneten. Egeſta war in Furcht vor der nunmehrigen Uebermacht von Selinus, und litt anfänglich ohne Widerrede manche Beſchränkung; als aber der Anſchein entſtand, es ſey auf gänzliche Unterjochung ihrer Stadt abgeſehen, wandten ſich die Bewohner, denen Hellas keine Unterſtützung bieten konnte, nach Karthago. Groß war der Reiz für die Karthager, dieſe Gelegenheit zu benutzen und feſten Fuß in Sicilien zu faſſen, aber nicht geringer war ihre Beſorgniß vor der Macht von Syrakus. Deshalb ſandten ſie zuerſt nur Bevollmächtigte nach dieſer Stadt, welche beſcheiden den Wunſch ausdrückten: daß die Streitigkeiten zwiſchen Egeſta und Selinus, durch ſyrakuſaniſche Schiedsrichter baldigſt beſeitigt werden möchten. Dem widerſprach jedoch Selinus, und die Syrakuſaner erklärten: „ſie wollten den Bund mit dieſer Stadt, und den Frieden mit Karthago auf gleiche Weiſe halten.“ Bei dieſen Verhältniſſen traten auch die Karthager noch nicht

öffentlich auf, sondern überließen nur den Egestanern Mannſchaft zur Vertheidigung ihrer Stadt. Erſt als mit Hülfe derſelben die, anfangs ſiegreichen, dann unvorſichtigen Selinuntier hart geſchlagen wurden, ſegelte eine große karthagiſche Macht nach Sicilien; Hannibal, der Sohn Giſgos, der Enkel Hamilkars (welchen Gelon bei Himera beſiegt hatte), ſtand an der Spitze des Heeres. Selinus ward nunmehr, ungeachtet des tüchtigſten Widerſtandes, erſtürmt und geplündert, auch Himera gewonnen, und Hannibal ließ (der Sage nach) an der Stelle wo ſein Großvater getödtet worden, dreitauſend Gefangene grauſam als ein Todtenopfer hinrichten. Den Syrakuſanern, welche um Freilaſſung der gefangenen Selinuntier und um Schonung der Tempel baten, gab er zur Antwort: „Selinus habe die Freiheit nicht behaupten können, und müſſe nun von Rechtswegen die Sklaverei verſuchen, die Götter aber hätten aus Unwillen längſt dieſen Ort verlaſſen." Karthagiſche Beſatzungen blieben in den eroberten Städten, Hannibal ſelbſt kehrte nach Karthago zurück.

Auffallend iſt bei dieſen Ereigniſſen die geringe Thätigkeit von Syrakus, allein nach Entfernung der großen Gefahr von Athen her, hatte ſich Ueppigkeit und Parteiung der Stadt bemächtigt [1]. Zwar gab Diokles manche nützliche Geſetze über die Verhältniſſe der Einzelnen, manche welche die Volksverfaſſung ordnen ſollten; zu gleicher Zeit trat er aber (ſey es aus innerer Ueberzeugung oder aus Neid) gegen Hermokrates auf (deſſen Bemühungen früher hauptſächlich Syrakus gerettet hatten), und bewirkte deſſen Verbannung. Doch auch ihn traf bald nachher das gleiche Loos, als die Bürger der Verdienſte des Hermokrates lebhafter gedachten, ohne jedoch dieſem mächtigen Manne den Zutritt in ihre Stadt wiederum zu erlauben: er kam ums Leben bei den Verſuchen, durch Parteiung und Gewalt die Zurückberufung zu erzwingen.

1 Plat. ep. VII, p. 326.

Um dieſe Zeit begann ein neuer Krieg mit Karthago. Dem alten Hamilkar, welcher während des Feldzuges ſtarb, ſtand Himilko zur Seite, und begann die Belagerung des überaus reichen und prachtvollen Agrigent. Zwar ſchlugen die, zum Entſatz anrückenden Syrakuſaner, einen großen Theil des karthagiſchen Heeres; allein ihre und der Agrigenter Feldherren, benutzten aus Ungeſchick oder Verrath die erkämpften Vortheile nicht, und die Stadt ward in dem Jahre erobert wo Lyſander bei Aigospotamoi ſiegte[1]. Dionyſius, ſchon jetzt angeſehen im ſyrakuſaniſchen Heere, wußte die Schuld jener Feldherren ſo überzeugend darzulegen, daß man ihm den Oberbefehl anvertraute. Durch Leutſeligkeit gegen günſtig, und argwöhniſche Aufmerkſamkeit gegen zweideutig Geſinnte, befeſtigte er ſchnell ſeine Gewalt, bildete ſich eine Leibwache aus Leuten die nichts zu verlieren hatten, mithin nur ihm anhingen, verdoppelte die Löhnung der Soldaten und gewann Vertriebene durch die Wiederaufnahme in ihre Vaterſtadt[2]. Dennoch ſchlugen ihn die Karthager bei Gela, dennoch brach ein Aufſtand gegen ihn aus; und nur Schnelligkeit, Geiſtesgegenwart und der Entſchluß ſeine Widerſacher jetzt rückſichtslos durch die Söldner mit Gewalt zu vertilgen, rettete ihn vom Untergange. Dieſer unſichern Verhältniſſe halber ward er jedoch dem ferneren Kriege abgeneigt, und auch die Karthager wünſchten, einer ausbrechenden peſtartigen Krankheit halber, den Frieden. Er kam in dem Jahre, wo die Lacedämonier Athen eroberten, unter folgenden Bedingungen zu Stande: die Geloer und Kamarinäer dürfen ihre Städte nicht befeſtigen, und zahlen den Karthagern Zins; die Sikaner, Selinuntier, Agrigentiner und Himeräer ſind ihnen unterworfen; die Leontiner, Meſſener und Sikuler bleiben dagegen unabhängig; alle Kriegsgefangenen und verlorenen Schiffe werden zurückgegeben; Dionyſius behält die Herrſchaft in Syrakus.

1 406 v. Chr.
2 Diod. XIII, 92.

Dieſer benutzte die eintretende Ruhe, um ſeine Gewalt durch mannigfache Mittel zu befeſtigen: ſo erbaute er eine Burg, vertheilte viele, wahrſcheinlich eingezogene Ländereien, unter ſeine Freunde; nahm ſogar Freigelaſſene zu Bürgern auf, und heirathete endlich die Tochter des, von vielen noch immer verehrten, Hermokrates. Nunmehr glaubte er ohne Gefahr einen Feldzug gegen die Sikuler, welche früher die Partei der Karthager ergriffen hatten, unternehmen zu können; allein wider ſeine Erwartung empörten ſich nochmals die bewaffneten Syrakuſaner, und belagerten ihn ſo hart in ſeiner Burg daß er nicht ſowol an die Herrſchaft, als vielmehr daran denken mußte, wie er einem ſchmählichen Tode entgehen möge. Faſt alle ſeine Freunde riethen zu heimlicher Flucht, nur Philiſtos, der Geſchichtſchreiber, behauptete: „er müſſe ausharren und nicht die Tyrannei gleichſam im Sprunge aufgeben.“ Dennoch erſchien es zuletzt als ein Gewinn, daß ihm die Syrakuſaner mit fünf Schiffen freien Abzug geſtatteten. Ohne Zeitverluſt begab er ſich zu den kampaniſchen Söldnern, welche die Karthager zurückgelaſſen hatten, gewann und führte dieſe ſchnell gen Syrakus, wo die Bürger ſo nachläſſig und ſorglos geworden waren, daß jetzt ein Theil von ihnen geſchreckt entfloh, ein anderer ſich dem Tyrannen unterwarf. Vergeblich hofften jene Entflohenen auf Beiſtand von Ariſton, welchen die Spartaner nach Beendigung des peloponneſiſchen Krieges abgeſandt hatten, um die Freiheit in Sicilien zu befördern; denn dieſer — wars eigene Verderbtheit, oder wollte ſeine Vaterſtadt hier lieber Alleinherrſchaft als Volksherrſchaft gegründet ſehen — verband ſich mit Dionyſius und verrieth die mißvergnügten Syrakuſaner nebſt ihrem Anführer, dem Korinthier Nikoketes. Bald nachher, als der größte Theil der Einwohner außerhalb der Stadt und mit der Aernte beſchäftigt war, ließ Dionyſius ihnen die Waffen wegnehmen, und unterwarf ſich allmälig durch Liſt und Gewalt auch Katana, Naxos, Leontini und mehrere ſiciliſche Städte. Hierüber

erſchreckt wollten ihn die Rheginer bekriegen, er gewann indeß einen Theil der Einwohner, und durch dieſe die Beſtätigung des Friedens; nicht weniger abgeneigt waren ihm die Lokrer, indem er aber eine Lokrerinn heirathete, unterdrückte er leicht jene Stimmung.

Doch erſchien dies Alles nur als Nebenſache, nur als Vorbereitung, um der größeren Unternehmung, um des Krieges gegen Karthago willen; und hiezu, als zu einer ächten Volksangelegenheit, waren alle Griechen bereitwillig. Selbſt die Syrakuſaner vergaßen ihres alten Haſſes gegen Dionyſius, der ſich überdies ſehr milde und herablaſſend zeigte, und perſönlich an allen erforderlichen Arbeiten Theil nahm. Zuförderſt ward Epipolä ſtark befeſtigt, damit im Fall eines Unglückes die Vertheidigung leicht ſey; hierauf fertigte man mit raſtloſer Anſtrengung Rüſtungen, Helme, Schwerter, Kriegszeug, kurz man ſorgte für Jegliches was zum Angriff erforderlich ſchien. Nunmehr kündigte Dionyſius den Karthagern den Krieg an, wenn ſie die helleniſchen Städte nicht räumen würden, nahm ihre Waarenniederlagen in Beſchlag und rückte in ihr Gebiet, gen Motya, dem Haupthandelsorte, welchen nur ein Damm mit dem feſten Lande verband. Ueberall verfuhren die Hellenen grauſam, und hielten dieſe Handlungsweiſe durch den früheren Vorgang der Karthager für gerechtfertigt. Dieſen kam der Krieg zwar ſehr ungelegen, da ſie noch von jener ſchweren Peſt erſchöpft waren; doch ließen ſie ſchnell in Europa Söldner werben, und ſandten eine Flotte heimlich nach Syrakus, welche alle daſelbſt im Hafen zurückgelaſſenen Schiffe zerſtörte, und dann unter Himilko mit hundert Schiffen gen Motya ſegelte. Ungeachtet die Karthager hier den Griechen manchen Schaden zufügten, erſchien es ihnen doch unmöglich etwas Entſcheidendes vorzunehmen: denn des Dionyſius Landheer war ſehr ſtark, und ſeine auf der Rhede liegende Flotte, ward vom Lande aus durch das Kriegszeug gedeckt. Himilko eilte deshalb nach Karthago zurück um Verſtärkung zu holen, Dionyſius

aber benutzte deſſen Abweſenheit und eroberte, trotz der hartnäckigſten Gegenwehr, die Stadt. Mord und Plünderung war ohne Maß und Ziel, bis jener ſelbſt ausrufen ließ, die Bewohner möchten ſich zu den Altären flüchten. Die Halikyäer fielen jetzt von den Karthagern ab, und die Griechen verwüſteten deren Beſitzungen zum größten Theil; nur die Egeſtaner, für welche alle einheimiſchen Verhältniſſe ganz abgebrochen waren, blieben den Fremden getreu und brannten einen Theil des helleniſchen Lagers nieder. Dionyſius wollte ſie dafür ſtrafen, mußte aber nach Syrakus zurückeilen, weil Himilko mit großen Verſtärkungen angelangt war und nicht allein Motya durch Ueberfall, ſondern auch Meſſana mit dem trefflichen Hafen erobert, und alle Hülfe aus Italien und dem Peloponneſos abgeſchnitten hatte. Selbſt die Sikuler, weder der einen noch der andern Partei aus ernſten Gründen anhangend, verließen jetzt den Dionyſius, welcher aber keineswegs verzweifelte, ſondern in Lacedämon werben ließ und ſechzig Schiffe mit Sklaven beſetzte. Himilko zog unterdeſſen mit dem Landheere, Mago ſegelte mit der Flotte nach Katana. Dieſem folgte Leptines mit der griechiſchen Seemacht, ward aber geſchlagen und verlor hundert Schiffe. Nun widerſtand Katana nicht länger, ſiegreich umlagerten die Karthager Syrakus zu Lande, ſperrten den Hafen mit ihren Schiffen und plünderten nicht blos die Gegend, ſondern auch die Tempel: aber von dieſem Augenblicke an verließ ſie das Glück.

Während Dionyſius abweſend war um Lebensmittel herbeizuſchaffen, gewaunen die Syrakuſaner mit geringer Macht unerwartet ein Seetreffen; da trat Theodoros, der Befehlshaber der Reiterei auf, und behauptete: mit der Freiheit ſey der Sieg ſtets verbunden, man ſolle deshalb Dionyſius, den Frevler, den ungeſchickten Feldherrn, abſetzen und verbannen. Schon waren die Bürger dem Antrage geneigt, als Pharacidas, der mit dreißig ſpartaniſchen Schiffen angelangt war, und von dem man irrig Begün-

ſtigung einer Volksverfaſſung erwartet hatte, erklärte: er ſey für Dionyſius, gegen die Karthager abgeſandt, und wolle und dürfe ihn nicht verlaſſen. Hiedurch wurden die Bürger geſchreckt und die Söldner kühn; Dionyſius rächte indeſſen das Vorhaben jener nach ſeiner Rückkunft nicht, ſondern befeſtigte ſein Anſehen bei dem großen Haufen durch Herablaſſung und Geſchenke.

Gleichzeitig brach unter den Karthagern, wahrſcheinlich erzeugt durch die große Hitze des Sommers, eine furchtbare Peſt aus: alle ärztliche Hülfe blieb ohne Erfolg, Halsſchmerzen, Rückenſchmerzen, Durchlauf., Blaſen auf der Haut, zeigten ſich nach einander, und in der größten Mattigkeit ſtarben die Kranken gewöhnlich am ſechsten Tage. Dionyſius ließ die an Zahl, Muth und Kraft ſo ſehr Verringerten, nunmehr zu Waſſer und zu Lande angreifen, ſie wurden beſiegt und ein großer Theil ihrer Flotte verbrannt. Alle größeren Plane aufgebend, unterhandelte Himilko jetzt mit Dionyſius nur wegen des freien Abzugs. Dieſer wünſchte einerſeits keineswegs den völligen Untergang der Karthager, damit ihm dies Mittel die Syrakuſaner in Furcht zu erhalten, nicht verloren gehe; andererſeits erſchien es ihm weder räthlich, noch bei der entgegenſtehenden Geſinnung der Hellenen ausführbar, allen Karthagern und allen ihren Bundesgenoſſen freien Abzug zu bewilligen: deshalb erhielt nur Himilko gegen Zahlung von dreihundert Talenten die Erlaubniß, mit vierzig Dreiruderern und den geborenen Karthagern, heimlich zu entfliehen. Dagegen wurden die zurückgelaſſenen Bundesgenoſſen der Karthager getödtet, gefangen, oder zerſtreut. Die Sikuler retteten ſich in die Mitte des Landes, die Iberer endlich nahm Dionyſius in Sold. Aufgebracht über jene heimliche Flucht der Karthager und voller Freiheitshoffnung, empörten ſich auch die übrigen Bundesgenoſſen derſelben; aber aus Mangel an einem tüchtigen Anführer und an innerer Einigkeit, unterlagen ſie zuletzt der Macht dieſes Staates.

Nicht geringere Unruhe verurſachten die Söldner dem

Dionyſius; er mußte ihnen Leptine einräumen, und durfte nur allmälig die unſicherſten entlaſſen, während er gleichzeitig neue und getreuere anwarb. Mit dieſen griff er zum zweitenmale die Sikuler an, ward aber wiederum ſo geſchlagen, daß Taurominium und Meſſana von ihm abfallen, und ein neues karthagiſches Heer unter Mago, einem milden und verſtändigen Feldherrn, landen konnte. Doch ſuchte dieſer vergeblich Meſſana zu gewinnen: denn die Einwohner wollten noch weniger den Karthagern, als den Syrakuſanern unterworfen ſeyn, und Dionyſius und Agyris, der Beherrſcher der Agyrinäer, widerſtanden ihm auf eine ſo regelmäßige Weiſe, daß der ältere Friede beſtätigt und von Seiten der Karthager, dem Dionyſius die Herrſchaft über Taurominium und die Sikuler zugeſtanden wurde, ſo fern er ſie nämlich zu behaupten vermöge.

Nach Beſeitigung dieſer Gefahren aus Afrika, gedachte Dionyſius an Größeres: wie er nämlich alle Hellenen in Großgriechenland unterjochen, und ſo ein mächtiges Reich ſtiften möge. Aus dem alten Hellas hatte er keine Störung zu beſorgen, es war die unruhig ſchwache Zeit kurz vor dem antalcidiſchen Frieden; die Römer hatten zwar durch Kamillus ſchon Veji gewonnen, allein ihr Einfluß erſtreckte ſich noch nicht bis zum unteren Italien, und die ſenoniſchen Gallier brachten ſie um dieſe Zeit an den Rand des Verderbens. In Großgriechenland ſelbſt blühten zwar viele Städte, aber keine hatte eine leitende Oberhand gewonnen, und der häufige Zwiſt gab dem Dionyſius Hoffnung, er werde leicht auch ſeine Partei finden. Wenn indeſſen alle ſeine Unternehmungen gegen Karthago vorzugsweiſe daran ſcheiterten, daß die phyſiſche Grundlage ſeiner Macht in Sicilien im Vergleich mit der karthagiſchen, zu klein war; ſo trat ihm hier, bei minderem Unterſchiede der natürlichen Hülfsquellen, der ewige Haß aller Hellenen wider jede Alleinherrſchaft entgegen. Antworteten ihm doch die Rheginer, welche er zu ehren gedachte, indem er ein Mädchen aus ihrer Stadt zum Weibe begehrte, im rohen

Volkstone: „ihm käme nur die Tochter des Büttels zu.“ Vergeblich ſuchte er hierauf ihre Stadt durch einen Ueberfall zu erobern, und auch ein zweiter größerer Feldzug, ward durch die Tapferkeit der Bewohner und durch einen Seeſturm vereitelt.

Jetzt hoffte Dionyſius, aus einem Kriege der Lukaner gegen die Thurier und die übrigen Hellenen des unteren Italiens, nach beiderſeitiger Schwächung, bald den größten Vortheil zu ziehen; allein auch dieſe Berechnung ſchlug fehl, denn zu ſeinem großen Verdruſſe vermittelte Leptines, ſein Flottenführer, den Frieden zwiſchen beiden Theilen, wodurch Dionyſius genöthigt ward, endlich ohne Rückhalt zu verfahren. Mit 20,000 Fußgängern, 3000 Reitern, vierzig langen und 200 Laſtſchiffen, zog er nach Italien: die griechiſchen Städte wählten dagegen Kroton zum Haupt ihres Bundes, und Heloris, einen vertriebenen Syrakuſaner, zum Feldherrn; ihr Heer beſtand aus 25,000 Fußgängern und 2000 Reitern. Mit dieſem wollte Heloris Kaulonia entſetzen, welches Dionyſius belagerte; weil er aber durch eine verkehrte Maßregel nicht gleichzeitig mit ſeiner ganzen Macht erſchien, ſo ſchlug Dionyſius eine Abtheilung nach der andern, und Heloris ſelbſt ward getödtet. Zehntauſend ſeiner Mannen retteten ſich auf einen Hügel, wurden aber hier eingeſchloſſen und, bei gänzlichem Mangel an Waſſer und Lebensmitteln, gezwungen ſich zu ergeben. Alle fürchteten die grauſamſte Behandlung; aber des Dionyſius Hang zu Willkür und Frevel, überwältigte noch nicht alle ſtaatsklugen Rückſichten, weshalb er die Gefangenen ohne Löſung in ihre Städte gehen ließ, und erlaubte, daß dieſe nach eigenen Geſetzen verwaltet würden. Mehr als eine, in dieſem Augenblicke aus verſchiedenen Urſachen ohnehin unmögliche, Eroberung einzelner Städte, erhöhte dieſe Milde ſeinen Ruhm, erwarb ihm Anhänger und ließ überſehen daß er die Einwohner von Hipponium und Kaulonia nach Syrakus verſetzte, und ihr Land den Lokrern einräumte, daß er die Rheginer zwang Geißeln zu ſtellen,

ſiebenzig Schiffe auszuliefern und dreihundert Talente zu bezahlen. Nur Rhegium ſchien ihm noch immer nicht genug gedemüthigt. Deshalb verlangte er, und erhielt auch anfänglich Lebensmittel von den Bürgern, unter dem Verſprechen, er werde ſie zurückgeben; bald aber entdeckten dieſe ſeinen Plan ſie zu ſchwächen und auszuhungern, und verweigerten mithin alle ferneren Ablieferungen. Dies gab dem Dionyſius einen Vorwand: er griff die Stadt an, und belagerte ſie mit aller Macht und Kunſt, die ihm zu Gebote ſtand; aber elf Monate lang vertheidigten ſich die Rheginer muthig unter Pythons Anführung, und nur die ſchrecklichſte Hungersnoth, die nach dem Verzehren aller Thiere ſelbſt zwang an den Mauern wachſendes Gras zu eſſen, vermochte ſie zur Uebergabe. Wer ſich nicht mit Gelde löſen konnte, ward als Sklave verkauft. Den Python aber ließ Dionyſius an einem hohen Pfahle feſtgebunden ausſtellen, und ihm dann verkünden, er habe ſeinen Sohn erſäufen laſſen. So iſt er, antwortete jener, um einen Tag glücklicher als ſein Vater, und erduldete nun Martern aller Art ſo ſtandhaft, daß ſelbſt des Tyrannen Soldaten Mitleid empfanden, obgleich man ihnen Python als den Urheber des Krieges und alles Ungemachs bezeichnet hatte. Dionyſius, hiedurch nicht milde, ſondern nur beſorglich gemacht, befahl endlich ihn mit den Seinen ins Meer zu ſtürzen; Dichter ſangen ſpäter viele Klagelieder über Pythons unverdienten, grauſamen Ausgang.

Vor dem heiligen Kriege und früher als die Frevel der Phocier eintraten, hegte Dionyſius den Gedanken, den Tempel in Delphi zu plündern; er wollte ſich zu dieſem Zwecke, mit Hülfe der Illyrer, zum Herrn der Küſte des adriatiſchen Meeres machen. Als jedoch dieſer Plan mißlang, zog er unter dem Vorwande Seeräuber zu ſtrafen, gen Etrurien und plünderte den Tempel zu Agylla. Einer gleichen Willkür gegen helleniſche Tempel ward noch Spott hinzugefügt: „der goldene Mantel des Zeus ſey im Sommer zu ſchwer, im Winter zu kalt; dem Aeskulap gebühre kein

goldener Bart, da ſein Vater unbärtig dargeſtellt werde; die ſilbernen Altäre, den guten Göttern geweiht, müſſe man hinwegnehmen, um von ihrer Güte Gebrauch zu machen, u. ſ. w."[1] Es war eine Zeit, der vergleichbar, wo geiſtliche Güter zu kriegeriſchen Zwecken eingezogen wurden; denn aus dem Ertrage dieſer und anderer Beute, vermehrte Dionyſius ſein Heer, und begann einen neuen Krieg mit den Karthagern. Zweimal wurden dieſe geſchlagen, und der Tyrann wollte ihnen nur den Frieden bewilligen, wenn ſie Sicilien ganz verließen und die Kriegskoſten bezahlten. Gern ſchienen ſie hierauf einzugehen, ſo daß die Hellenen ſorglos wurden und übermüthig der Karthager ſpotteten, bis dieſe durch Ueberfall einen vollſtändigen Sieg gewannen und im Frieden, außer tauſend Talenten baaren Geldes, zu ihren alten Beſitzungen noch Selinunt und einen Theil des Gebietes von Agrigent erhielten. Wahrſcheinlich hätten ſie ſich damit nicht begnügt, wären nicht zwei Uebel eingetreten, welche ihre Macht ſo oft an den Rand des Verderbens brachten, und deren ſie nie durch hinreichende polizeiliche und ſtaatsrechtliche Geſetze Herr geworden ſind: anſteckende Krankheiten nämlich, und Aufruhr ihrer Unterthanen und Söldner. Dionyſius hoffte bei dieſer Lage durch einen neuen Krieg zu gewinnen, die Karthager hatten ſich indeſſen ſchneller ermannt als er glaubte, und vor entſcheidenden Ereigniſſen übereilte ihn der Tod[2]; der Sage nach, weil er aus Freude über einen, in Athen bei Aufführung eines Trauerſpiels erhaltenen Preis, zu viel getrunken hatte[3].

Dieſe Erzählung iſt nicht ganz unwahrſcheinlich: denn bei der ſonderbarſten Miſchung der verſchiedenartigſten Eigenſchaften, hatte Dionyſius auch eine ſolche Dichterwuth,

1 Cic. de nat. Deor. III, 34.

2 368 Jahre vor Chriſtus, drei Jahre nach der Schlacht bei Leuktra.

3 Plin. hist. nat. VII, 53.

daß ſie ſich geſchichtlich nur etwa mit Neros Muſikwuth vergleichen läßt. Als ſein Viergeſpann in Olympia verunglückt war, als die Hellenen dort ſeine Gedichte ausgepfiffen hatten, gerieth er vor Schmerz faſt in Wahnſinn, und ließ Viele hinrichten und verbannen. Kaum konnten ihn Schmeichler tröſten und beruhigen; der Dichter Philoxenos dagegen, welcher an ſeinen Gedichten etwas tadelte, entging den härteſten Strafen nur durch das zweideutige Lob: „die elegiſchen Gedichte des Dionyſius wären traurig." Aber nicht blos Dichter, auch Philoſophen wollte der Tyrann um ſich verſammeln, und Platon, der auf ſeinen Reiſen nach Syrakus kam, ſtand eine Zeitlang bei ihm in hoher Gunſt. Als der Weiſe aber unter allgemeinem Beifalle der Zuhörer bewies: daß kein Tyrann tapfer, kein Ungerechter glücklich ſeyn könne, ward Dionyſius unwillig und fragte: „weshalb er eigentlich nach Sicilien gekommen ſey?" Um einen rechtſchaffenen Mann aufzuſuchen, erwiederte Platon; und der Tyrann rief aus: „bei den Göttern, du meinſt alſo noch keinen gefunden zu haben?" — Platons Freunde fürchteten weitere Ausbrüche des Zorns, und brachten ihn auf das Schiff des Spartaners Pollis, um nach Hellas hinüberzuſegeln; Dionyſius aber ſoll dieſen bewogen haben, den Platon in Aegina als Sklaven zu verkaufen: „denn, fügte er ſpottend hinzu, als ein gerechter Mann wird er deßungeachtet glücklich ſeyn [1]." Milde und Grauſamkeit, Zutrauen und Argwohn, Mäßigkeit und Schwelgerei, Geiſtesgegenwart und Uebereilung, Feldherrngröße und Ungeſchick, wechſelten auf eine kaum begreifliche Weiſe in dem Leben des Dionyſius; doch trat während der letzten Zeit ſeiner achtunddreißigjährigen Regierung, die harte Seite ſeiner Natur vorzugsweiſe heraus. Mit der Willkür gegen Andere, wuchs die ängſtliche Sorge für ſich ſelbſt; er ließ ſich den Bart nicht abſcheeren, ſondern von ſeinen Töchtern abſengen [2]; jeder, der zu ihm wollte, mußte

1 Diog. Laert. Archytas c. 2. Plat. c. 14.
2 Cic. Tuscul. V, 20.

ſich erſt umziehen, und dadurch beweiſen daß er keine Waffen verſteckt habe; ja Dionyſius ließ jemanden hinrichten, dem einſt träumte er ſtelle ihm nach weil dieſer wahrſcheinlich wachend feindſelige Plane entworfen habe.

Von ſeiner erſten Gemahlinn, der Tochter des Hermokrates, hatte Dionyſius keine Kinder, und jene tödtete ſich ſelbſt, als ſie von den Syrakuſanern nach dem Unglücke ihres Mannes bei Gela, war mißhandelt worden. Dionyſius heirathete hierauf zwei Frauen zu gleicher Zeit, die Lokrerinn Doris, und Ariſtomache, die Tochter des ſyrakuſaniſchen Feldherrn Hipparinus. Die erſte gebar ihm mehrere Kinder, unter andern Dionyſius den zweiten; Ariſtomache dagegen blieb anfangs unfruchtbar, ſo daß der Tyrann behauptete, ſie ſey von der Mutter der Doris bezaubert, und dieſe deshalb hinrichten ließ. Später bekam Ariſtomache aber noch zwei Söhne und zwei Töchter: die eine der letzten heirathete ihren Halbbruder Dionyſius den zweiten, die andere, Arete, zuerſt Thearides den Bruder ihres Vaters, dann Dion, den Bruder ihrer Mutter.

Dion, von Natur voll herrlicher Anlagen, war ſchon in Gefahr durch den Aufenthalt an dem Hofe des Dionyſius, leiblich und geiſtig Schaden zu leiden, als Platon ihn nicht vorübergehend reizte, wie den Tyrannen, ſondern fürs ganze Leben ſeiner Lehre und der wahren Weltweisheit gewann. Nur die attiſche Milde und die Grazien wollten nicht ganz einheimiſch bei ihm werden: ſeine Einfachheit war nicht ohne alle Einſeitigkeit, in ſeine edle Freimüthigkeit ſchien ſich Stolz zu miſchen, und die großartige Behandlung der öffentlichen Geſchäfte ward oft als beleidigende Härte aufgenommen. Daher ſchrieb ihm Platon: „er möge nicht der Einſamkeit zu ſehr leben, welche ein ungeſelliges, rauhes, ſtolzes Weſen zu erzeugen pflege.“

Der ältere Dionyſius ſchätzte ſeinen Schwiegerſohn, trotz mancher über ihn ausgeſprochenen harten Worte; der jüngere dagegen war jetzt beſorgt, Dion möge für ſeine Neffen, der Ariſtomache Kinder, und gegen ihn wirken.

Auch trat Dion in der erſten berathenden Verſammlung mit einer ſolchen Sicherheit und Feſtigkeit auf, daß die Hofſchranzen einſahen, er werde nie ihre Straße wandeln. Deshalb nannten ſie ſeine, von allen Lüſten entfernte Lebensweiſe, Anmaßung und erklärten: ſein Anerbieten, mit Karthago den Frieden zu vermitteln, oder für den Krieg funfzig gerüſtete Schiffe zu unterhalten, zeige den Willen und das Vermögen, dem Dionyſius die Herrſchaft zu entreißen. — Dieſer Vorwurf war aber ungerecht, denn Dions Plan ging nur dahin, ſeinen Schwager zu einem tüchtigen Herrſcher zu bilden. Auch fehlten dem jüngern Dionyſius von Natur keineswegs gute Anlagen; ſeine Erziehung hingegen war ganz verabſäumt, und der Mangel an Beſchäftigung und Anſtrengung, machte ihn gleichgültig und nachläſſig. Unter dem Vorwande, er müſſe an die Stelle der ſtrengen Herrſchaft ſeines Vaters eine milde Regierung ſetzen, verführten ihn ſchlechte Freunde zu Trinkgelagen, Völlerei, frecher Hurerei und ſchlechten Zerſtreuungen jeder Art[1]; ſo daß Niemand ihn mehr fürchtete oder achtete, und die öffentlichen Angelegenheiten in arge Verwirrung geriethen. Dion ſtellte ihm deshalb ernſtlich vor: „eine milde Regierung ſey auf ganz andere Weiſe möglich und heilſam, aus der Selbſtbeherrſchung folge erſt die Fähigkeit Andere zu beherrſchen, und die Beſchäftigung mit der Philoſophie erzeuge jene Selbſtbeherrſchung."

Hierauf beſchloß Dionyſius — bewogen durch Dions Zureden, durch eigene Neugier und durch das Beiſpiel ſeines Vaters — Platon nach Sicilien zu berufen; und dieſer nahm den Antrag an, weil er zeigen wollte daß ſeine Weisheit nicht in leeren Worten beſtehe, weil er hoffte den Tyrannen zu gewinnen, und dadurch ganz Sicilien von unzähligen Uebeln zu befreien. Mit Pracht und Ehren-

1 Athenäus' Nachrichten (VI, 259) über die beſtialiſche Niederträchtigkeit der Schmeichler, welche Dionyſius' Speichel leckten u. ſ. w., halten wir für übertrieben; aber freilich war es arg genug. Vergl. Athen. X, 438.

bezeigungen aller Art ward Platon empfangen [1], Dionyſius lenkte ſelbſt bei dem Einzuge den, mit weißen Roſſen beſpannten Wagen des Philoſophen, überall beobachtete man jetzt Sitte und Ordnung, und die Bürger rechneten auf dauerndes Glück, weil Dionyſius nur für ſie und die Wiſſenſchaften zu leben ſchien. Hierüber erſchraken aber die Höflinge, die Genußſüchtigen und die, nur um der Tyrannei willen nothwendigen Söldner und Diener; ſie ſtellten den Geſchichtſchreiber Philiſtus (einen Mann von Anlagen, und eifrigen Vertheidiger unbeſchränkter Alleinherrſchaft) an ihre Spitze [2] und griffen, Platon zur Seite laſſend, den Dion erſt heimlich, dann öffentlich an. Er habe einen Sophiſten aus Attika verſchrieben, damit er Dionyſius bethöre und ausführe, was dem ganzen atheniſchen Volke mißlungen ſey. Die Landmacht, die Seemacht ſolle Dionyſius hingeben, gleichſam der Herrſchaft entlaufen, in der Akademie ein geheim gehaltenes höchſtes Gut ſuchen und durch die Meßkunſt glücklich werden; — damit Reichthum, Herrſchaft, Wohlleben, dann auf Dion und deſſen Neffen übergehe! [3] — Nie war es, wie geſagt, Dions Abſicht, den Dionyſius zu ſtürzen, um an ſeiner Stelle willkürlich zu herrſchen; wol aber wollte er ihn, wenn Lehren und Gründe keine Beſſerung bewirkten, zu einem löblichen Benehmen *zwingen*, oder eine Verfaſſung begründen, welche mit den Wünſchen und den Anſichten der platoniſchen Schule übereinſtimme.

Außerdem unterhielt Dion mit den Karthagern Verbindungen, welche dem Dionyſius als ſo höchſt gefährlich dargeſtellt wurden, daß er glaubte nicht länger zögern zu dürfen: er ließ jenen, etwa vier Monate nach Platons Ankunft, in einem Schiffe nach Hellas überſetzen, nicht wie er behauptete aus Haß, ſondern zu ihrem beiderſeitigen

1 Aelian. var. hist. IV, 18.

2 Cic. de divin. I, 20.

3 Plat. ep. VII, p. 335. Plin. hist. nat. VII, 30.

Heile und zur Vertilgung alles unangenehmen Argwohns. Hierüber entſtand jedoch im Volke und in der Familie des Dionyſius, eine ſolche Unruhe und eine ſolche Betrübniß, daß dieſer vorgab: „er habe ſeinen Schwager nur einſtweilen verſchickt, und denke nicht daran, ihm ſein großes Vermögen vorzuenthalten.“ Gern wäre Platon ſeinem Freunde gefolgt[1], aber er durfte nicht; denn der launenhafte Dionyſius faßte jetzt eine ſolche Liebe zu ihm, daß er in lächerlicher Eiferſucht verlangte: „auch Platon ſolle nur ihn verehren, ihn dem Dion vorziehen, und dann die Herrſchaft ſeiner eigenen Ueberzeugung gemäß einrichten.“ Nach manchen, dem Philoſophen gleich läſtigen Zänkereien und Verſöhnungen, entließ ihn endlich Dionyſius beim Ausbruch eines Krieges, mit dem Verſprechen: er wolle im nächſten Sommer ihn und Dion zurückberufen. Dieſer lebte unterdeſſen in Hellas der Philoſophie, und ward ſo geehrt, daß ihm Dionyſius hierüber zürnend die Einkünfte ſeiner Güter vorenthielt.

Bald nach der Entfernung Platons gewahrte der Tyrann, daß er ohne ſolchen Beiſtand im Streiten mit ſeinen Gelehrten nicht fortkommen könne; von Neuem ergriff ihn eine ſo ausſchweifende Sehnſucht nach Platons Lehre, daß er Alles in Bewegung ſetzte, um ihn zu einer dritten Reiſe nach Sicilien zu bewegen. Erſt als der Pythagoräer Archytas ſich für ſeine Sicherheit verbürgte, als Dions Weib und ſeine Schweſter baten, als Dionyſius verſicherte, vor Platons Ankunft könne von Dions Zurückberufung nicht die Rede ſeyn, entſchloß ſich der Weiſe, hauptſächlich um Dions ſeines Freundes willen, zu dem neuen gewagten Verſuche. Allein auch dieſer Verſuch begann und endete wie die vorigen: nach einer kurzen Gunſt wäre, ohne des Archytas Dazwiſchenkunft, und wenn Dionyſius dem Antriebe der Feinde Platons Gehör gegeben hätte, wol die perſönliche Sicherheit deſſelben gefährdet worden; und auf

1 Plat. ep. VII, 327, 339.

die Zurückberufung Dions ließ ſich Dionyſius ſo wenig ein, daß er vielmehr deſſen Frau an Timokrates vermählte und ſeine Güter einzog.

Nunmehr hielt Dion eine Ausſöhnung für unmöglich, und dachte auf gewaltſame Vertreibung des Tyrannen. Aber ſo wohl begründet ſchien deſſen Macht, daß ſelbſt viele Vertriebene ſich nicht jenem zugeſellen wollten, und nur die Platoniker ihn in der Hoffnung raſtlos unterſtützten, daß er eine Verfaſſung, den Lehren ihrer Schule gemäß, gründen werde. Mit zwei Schiffen und etwa 800 Mann ſegelte Dion von Zakynthos ab, gegen Dionyſius, der 400 Schiffe, 100,000 Fußgänger, 10,000 Reiter, Feſtungen und Lebensmittel und Kriegsvorräthe und Bundesgenoſſen beſaß; aber der Freiheitsruf, und die größern Anlagen waren für Dion! Nach einem gefährlichen Sturme landete er bei Minoa, und fand an dem karthagiſchen Befehlshaber einen Freund; bald nachher traten Agrigent, Gela, Kamarina und andere Städte auf ſeine Seite, und mit einem ſchnell und unerwartet auf 20,000 Mann verſtärkten Heere, zog er nach Syrakus. Dionyſius war im adriatiſchen Meere abweſend, und die Eilboten welche man ihm ſandte kamen zu ſpät; denn die Syrakuſaner gingen ohne Verzug und in ſo großer Zahl zu Dion über, daß Timokrates, der ſeiner Gattinn aufgezwungene Mann und einſtweiliger Befehlshaber des Tyrannen, eiligſt entfloh.

Dreihundertſiebenundfunfzig Jahre vor Chriſtus, zwei Jahre nach der Thronbeſteigung Philipps von Macedonien, zog Dion unbehindert als Erretter in Syrakus ein. Sieben Tage darauf erſchien Dionyſius mit einer Flotte vor der Stadt, begann Unterhandlungen, und bot Erleichterung der Steuern und des Kriegsdienſtes; Dion dagegen verlangte, er ſolle die Herrſchaft unbedingt niederlegen. Auf des Tyrannen Bitte wurden jetzt angeſehene Bürger zu weiteren Einleitungen in die, noch von ihm beſetzte Burg geſchickt, hier aber, ungeachtet des Waffenſtillſtandes,

gefangen genommen und die Stadt plötzlich angegriffen. Nur durch Dions perſönlichen Muth, ſiegten die Syrakuſaner in dem äußerſt hartnäckigen Kampfe, und ernannten ihn dankbar zum allgemeinen und oberſten Feldherrn. Nunmehr verſuchte Dionyſius ob Liſt ihm erwerben könne, was der Gewalt mißlungen war. Er ſchrieb an Dion, — in der richtigen Vorausſetzung, daß dieſer den Inhalt des Briefes den Bürgern mittheilen werde und mittheilen müſſe —: „längere Feindſchaft werde er an Dions Weibe und an ſeinem Sohne rächen, es ſey thöricht daß er für Leute wirke, die es ihm nicht dankten, vielmehr ſolle er wie ſonſt der Tyrannei anhangen, ſie für ſich begründen oder ſeinen nächſten Verwandten erhalten.“ Dieſer Brief verfehlte die beabſichtigte Wirkung nicht, ſondern erregte gegen Dion Argwohn, welchen Herakleides zu benutzen wußte.

Dieſer Mann, früher zu Syrakus in angeſehenen Würden, dann vertrieben, kehrte um dieſe Zeit mit Hülfsmannſchaft aus dem Peloponneſos zurück. Sein Ehrgeiz und ſein Leichtſinn waren ſo groß als ſeine Anlagen, und er wußte gewandt dem großen Haufen zu ſchmeicheln, welcher vor Begründung eines Freiſtaats ſich ſchon den Fehlern dieſer Verfaſſung hingab. Gegen das dem Dion ertheilte Verſprechen, ernannten ihn die Syrakuſaner zum Flottenführer; jener widerſprach, der Schluß ward vernichtet, dann aber wieder hergeſtellt, nachdem Dion dem Herakleides ſeine unzeitigen Parteiungen und Ränke verwieſen hatte. Verſchlagen gehorſamte Herakleides jetzt öffentlich auf alle Weiſe ſeinem mächtigeren Gegner, heimlich aber ſuchte er im Volke wider ihn zu wirken. Wollte jener dem Tyrannen freien Abzug bewilligen, ſo hieß er ſein Freund; wollte er die Belagerung fortſetzen, ſo geſchahs um länger den Oberbefehl zu behalten. Endlich trat Soſis, ein Syrakuſaner von ſchlechten Sitten, öffentlich auf und äußerte: „ſtatt eines thörichten trunkenen Tyrannen, hätten ſich die Syrakuſaner einen beſonnenen, nüchternen Gebieter gegeben;“ er behauptete von den Söldnern

Dions ſchwer verwundet zu ſeyn. Als aber entdeckt ward, daß er ſich ſelbſt abſichtlich verwundet hatte, erſchlugen ihn die zornigen Syrakuſaner und ſöhnten ſich mit Dion aus. Hiezu kam, daß Herakleides anfänglich zwar die feindliche Flotte beſiegte, dann aber den Dionyſius ohne ihn zu bemerken, aus der Burg entkommen ließ und darüber in einen Verdacht der Treuloſigkeit gerieth; welchen abzuwenden er (gegen Dions Anſicht), eine gleiche Vertheilung der Ländereien, Entlaſſung der Söldner und eine Wahl anderer Feldherren vorſchlug. Und ſo eifrig gingen die in neuer Freiheit zügelloſen Syrakuſaner auf dieſe Vorſchläge ein, daß Dion mit den Söldnern die Stadt verließ, die ihn verfolgenden Bürger aber nachdrücklich zurückſchlug. Die verblendeten Syrakuſaner verklagten jetzt ſogar ihren Erretter in Leontini, aber alle Bundesgenoſſen ſprachen ihn frei von jeder Beſchuldigung.

Auf ſo irrigem Wege fortſchreitend, wurden die Syrakuſaner nunmehr von Tag zu Tag nachläſſiger und übermüthiger, ergaben ſich Trinkgelagen und Schmauſereien, wähnten Alles ſey bereits gethan, und vergaßen daß die Burg noch nicht erobert, vielmehr durch Dionyſius neu beſetzt und mit Lebensmitteln verſorgt war. Unerwartet, als in der Nacht die Wachen trunken waren und ſchliefen, brach Nypſios, der Befehlshaber der Burg, mit den Söldnern in die Stadt ein, und begann zu tödten und zu verheeren; Alle waren rathlos, und immer lauter ward das Geſchrei um Dions Zurückberufung. Eilboten gingen an ihn ab, und er, um der Noth ſeiner Vaterſtadt willen aller frühern Beleidigungen vergeſſend, eilte zur Hülfe herbei. Mittlerweile hatte ſich aber Nypſios zurückgezogen, Dions Gegner beſetzten eiligſt die Thore wieder, und verweigerten ihm den Einzug. Da brach Nypſios von Neuem aus der Burg hervor, ärger noch ward das Morden als das erſtemal, und in allen Theilen der Stadt verbreitete ſich eine ſchreckliche Feuersbrunſt. Nur durch den Beiſtand des, endlich aufgenommenen Dion, warf man die

Feinde in die Burg zurück und löſchte allmälig den Brand. Von allen Volksführern entfloh allein Herakleides jetzt nicht aus Syrakus, ſondern vertraute der Großmuth Dions; und dieſer verzieh ihm, gegen den Rath ſeiner Freunde, um zu beweiſen daß er nicht blos an Macht und Einſicht überlegen ſey, ſondern auch in der Akademie Zorn und Rachſucht (welche ſich ſtets auf innere Schwäche gründen) zu beherrſchen gelernt habe. Selbſt die Würde des Flottenführers verblieb dem Herakleides. Als aber Dion beharrlich jeder Vertheilung des Grundvermögens widerſprach, begann jener Undankbare von Neuem heimliche Meutereien und ſuchte ſich ſogar, obwol vergeblich, der Stadt zu bemächtigen, während Dion gegen die Söldner des Tyrannen im Felde ſtand. Gaeſylos, ein Spartaner, vermittelte indeſſen nochmals eine Ausſöhnung, und Herakleides verſprach mit den feierlichſten Eiden, Treue und Ergebenheit.

Um dieſelbe Zeit übergab Apollokrates, des Dionyſius Sohn (weil er ſah daß auf Hülfe und Entſatz nicht zu rechnen war), die Burg, zur unbeſchreiblichen Freude der Syrakuſaner, und erhielt freien Abzug. Ariſtomache, Dions Schweſter, ſein Sohn und Arete ſeine Gemahlinn, gingen ihm von der Burg hinab entgegen, erfreut über den Wechſel des Geſchicks; die letzte aber doch auch tief betrübt, daß ſie von dem Tyrannen gezwungen worden, eine Zeitlang mit einem Andern zu leben. Dion empfing Alle mit Thränen der Freude und der Wehmuth, lebte von jetzt an höchſt einfach und ſorgte nur, daß den Freunden und Bundesgenoſſen, Ehre und Belohnungen zu Theil wurden. Dies erhöhte ſeinen Ruhm; aber der ſtreuge Ernſt ſeines Weſens, das unwandelbare Bemühen die Syrakuſaner von Willkür und Weichlichkeit abzuziehen und ihnen, ſtatt der wilden Volksherrſchaft (in welcher die ſtete Gefahr des Einbruchs der Tyrannei lag), eine ächte und gemäßigte Verfaſſung zu geben, erweckte ihm viele Gegner, an deren Spitze ſich wieder Herakleides ſtellte und ihn auf mehrfache Weiſe anklagte. Da ſah endlich Dion ein, daß die Kraft wiſſen-

ſchaftlicher Beweiſe nicht hinreiche, Platons Staatslehre in einer Welt voller Leidenſchaften und Begierden zur Wirklichkeit zu bringen, daß ſeine und des Herakleides Anſichten und Plane ewig unverträglich bleiben müßten, daß keine milde Löſung oder Verſöhnung möglich ſey: er verſtattete ſeinen Freunden den, alles Gute untergrabenden Gegner zu tödten.

Die Syrakuſaner erſchraken zwar hierüber, doch ſchwiegen ſie und unternahmen nichts gegen Dion. Aber dieſer genoß nicht lange ungetrübt die Freude, nach ſeinem Sinn auf das Volk zu wirken: zuerſt nämlich ſtürzte ſich ſein Sohn vorſätzlich vom Dache eines Hauſes zu Tode, weil er nach langer Verwöhnung ſich unfähig fühlte dem Verlangen des Vaters gemäß zu leben; dann ward Kalippos der Athener, Dions vieljähriger Hausfreund und Waffenbruder, den alten Tugenden untreu und aus Ehrgeiz zum Verräther. Es fanden ſich Anzeigen ſeines Beginnens: allein im Anfange täuſchte er Dion durch den Vorwand, er ſtelle ſich ihm nur feindlich[1] um das Vertrauen ſeiner wirklichen Feinde zu gewinnen; dann mochte Dion, beſſer belehrt, nicht Gewaltſames unternehmen (weil ihn des Herakleides Tod noch immer bekümmerte), ſondern erklärte: „er wolle lieber ſterben als leben, wenn er genöthigt ſeyn ſollte, ſich vor Freunden wie vor Feinden zu hüten." Dieſe großherzige Geſinnung ward die Urſache ſeines Todes, denn es gelang dem Kalippos, ihn in ſeiner Wohnung durch zakynthiſche Söldner (354 Jahre vor Chriſtus) ermorden zu laſſen. Aber nur kurze Zeit beherrſchte jener Syrakus, dann verjagten ihn die Bürger und bei Rhegium tödteten ihn die Söldner: der Sage nach mit demſelben Dolche, unter welchem Dion gefallen war.

Dieſen zerrütteten Zuſtand von Syrakuſä benutzte Hipparinus, der Stiefbruder des jüngern Dionyſius, und bemächtigte ſich der Burg; ward indeſſen ſchon im zweiten Jahre ſeiner unſichern Regierung, mitten in ſeinen gewöhn-

1 Plut. Apophth. VI, 674.

lichen Schwelgereien erſchlagen. Ein ähnliches Schickſal widerfuhr Nypſios oder Nyſäus, jenem anderen, den ſchändlichſten Laſtern ergebenen Bruder des Dionyſius[1]. In der Stadt dauerte hierauf Soldatenparteiung, Unglück und Willkür jeder Art fort, ja über ganz Sicilien ſchien Alter und Auflöſung einzubrechen; — da bemächtigte ſich Dionyſius, welcher ſich bisher zu Lokri aufgehalten hatte, im zehnten Jahre ſeiner Verbannung mit einem Haufen Söldner nochmals der Stadt, 346 Jahre vor Chriſtus, um die Zeit der Beendigung des heiligen Krieges. Vielen war er faſt willkommen, damit nur Ruhe und ein beſtimmter Zuſtand wiederkehre; andern Freiheitsluſtigern fehlte die nöthige Einigkeit und ein tüchtiger Anführer: mithin konnte man nicht vermuthen, daß ein zweiter Verſuch den Dionyſius zu vertreiben, je wieder gemacht werden möchte. Dennoch gelang er unter den ſchwierigſten Verhältniſſen.

Athens und Spartas Reichthum an großen Männern erhebt dieſe Staaten zu den Brennpunkten der helleniſchen Geſchichte, Theben erlangte durch Epaminondas auf kurze Zeit den höchſten Ruhm; jetzt, zur Zeit der unabwendbar herannahenden Alleinherrſchaft, erzeugte Korinth den größten Republikaner des Alterthums. Timoleon war der Sohn des Timodemos und der Demariſte; ſchon in der Jugend milde, beſonnen und klug, tapfer und kräftig noch im Alter. In einer Schlacht gegen die Kleonäer drang ſein Bruder Timophanes unter die Feinde, ſtürzte vom Pferde und ward von allen Begleitern verlaſſen; nur Timoleon eilte herzu als er die dringende Gefahr ſah, erhielt viele Wunden, rettete aber endlich des Bruders Leben faſt mit Aufopferung des eigenen. Später ernannte man den Timophanes, als einen tapfern Mann, zum Anführer der neuangenommenen Söldner; einer ſolchen Verſuchung widerſtand er nicht, ſondern erlag der Heftigkeit ſeiner Gemüthsart und ſeinem Ehrgeize, herrſchte unumſchränkt und

1 Athen. X, 436; XI, 509.

ließ ſogar Bürger widerrechtlich tödten. Mehrere Male redete ihm Timoleon zu, er möge ſeine Herrſchſucht unterdrücken und das verübte Unrecht wieder gut machen; aber alle dieſe milderen Verſuche blieben ohne Erfolg. Deshalb ging er endlich mit zwei Freunden zu ihm, und als auch jetzt die dringendſten Vorſtellungen nicht Beſſerung, ſondern nur Spott und Zorn bewirkten, trat Timoleon weinend zurück und die beiden Andern tödteten, der Verabredung gemäß, den Timophanes. Viele prieſen, Andere tadelten Timoleons Verfahren; ja ſeine Mutter fluchte ihm im höchſten Schmerze, und verſchloß ihm die Thüre. Hierüber ward er ſchwermüthig, floh die Stadt und öffentliche Aemter, und lebte einſam auf einem entfernten Landgute. Plutarch, deſſen Erzählung hier übrigens in manchen Punkten von der des Diodor abweicht, tadelt dieſe Reue als wankelmüthig und den Werth jeder tüchtigen That vernichtend: uns dagegen erſcheint Timoleon deshalb nur um ſo liebenswürdiger und menſchlicher, und die Größe ſeiner nachfolgenden Thaten beweiſet hinreichend die Feſtigkeit ſeines Willens und die Hoheit ſeines Gemüths.

Es langten nämlich in Korinth Boten der Syrakuſaner an, welche über die Tyrannei des Dionyſius und über die Gefahr klagten, welche ihnen von Seiten der Karthager drohe: denn die zerrütteten Verhältniſſe Siciliens waren dieſen ſo günſtig erſchienen, daß ſie ein großes Heer zur völligen Unterjochung der Inſel ausgeſandt hatten. Die Korinther verſprachen Hülfe, und ernannten den Timoleon zum Anführer. Wenn du, ſagte ihm Telekleides, dies Unternehmen herrlich hinausführſt, ſo biſt du ein Tyrannenmörder geweſen, ſonſt aber ein Brudermörder.

Hiketas, der Beherrſcher von Leontini, ein geborner Syrakuſaner, zu dem viele der Beſſeren und Angeſehenern ſich aus Furcht vor Dionyſius gewandt hatten, — weil er, obgleich nicht durchaus vortrefflich, doch tüchtig zum Parteihaupt war —, ſchickte indeſſen Schreiben nach Korinth des Inhalts: „daß die Hülfe nicht nöthig ſey, weil

er ſich bereits mit den Karthagern gegen Dionyſius verbunden habe, und daß ſie Sicilien auch nicht einmal erreichen könnten, weil jene das Meer bewachten.“ Dies ſchien aber nur auf einen Wechſel der Tyrannei und auf Barbarenherrſchaft hinauszugehen, weshalb man in Korinth doppelt mit den Vorbereitungen eilte. Auch ergaben ſich von allen Seiten günſtige Anzeigen: die Prieſterinnen träumten z. B. daß Proſerpina und Ceres an dem Zuge nach Sicilien Theil nehmen wollten, weshalb man ſogleich ein Schiff ausrüſtete, welches ihren Namen trug; und noch bedeutender erſchien es, daß dem Timoleon in Delphi eine Siegesbinde auf das Haupt fiel. — Mit ſieben korinthiſchen, zwei korcyräiſchen und einem leukadiſchen Schiffe, ſegelte dieſer ab. Ein Himmelszeichen, einer Fackel ähnlich, bewegte ſich in der Nacht vor den Schiffen, und verſchwand in der Gegend von Sicilien; auch dies galt für ein neues günſtiges Zeichen jener Göttinnen. — Erſt bei Rhegium ſtieß man auf zwanzig karthagiſche Wachtſchiffe und fand Botſchaft von Hiketas: „er habe den Dionyſius geſchlagen, der Krieg ſey ſo gut als beendet, kein Grund vorhanden nach Sicilien zu ſegeln und die Karthager zu reizen; nur Timoleon möge allein kommen, und am Ruhme und am Siege Theil nehmen.“ Dieſer ſagte den karthagiſchen Heerführern: „um ſich zu überzeugen und gegen Vorwürfe zu ſichern, müſſe er wünſchen, daß die Verhältniſſe und die Gründe für und gegen den Zug nach Sicilien, einer helleniſchen Stadt zur Mitberathung und Entſcheidung vorgelegt würden.“ Die Heerführer willigten ein, während man aber zu jenem Zwecke eine Verſammlung in Rhegium berief und lange Reden in Gegenwart der Karthager hielt, lichteten die helleniſchen Schiffe die Anker; auch Timoleon ſchlich ſich davon, und glücklich landeten alle ohne Hinderniß bei Taurominium, wo Andromachos, der Vater des Geſchichtſchreibers Timäos, gerecht herrſchte. Vergeblich zürnten die Karthager, als ſie ſahen daß ſie getäuſcht waren, ja die Rheginer behaupteten ſpöttiſch

noch obendrein, ſie müßten als Phönicier an ſolcher Liſt Gefallen finden; vergeblich bedrohten jene den Andromachos, er blieb beharrlich auf Timoleons Seite.

In Sicilien aber lagen die Verhältniſſe alſo:[1]

Dionyſius ward in der Burg von Syrakus belagert; Hiketas beſaß die Stadt; die Karthager, ihm verbündet, deckten den Hafen, und Timoleon endlich befand ſich mit etwa tauſend Mann in einem Winkel Siciliens und litt ſelbſt am Nothwendigen Mangel. Seine Anträge wurden von den meiſten Städten zurückgewieſen: denn dieſe waren mißtrauiſch geworden, weil Kalippos der Athener und Pharakos der Lacedämonier, unter dem Vorwande die Freiheit zu bringen, deſto härtere Tyrannei begründet hatten; nur in Adranum, einer kleinen Stadt, rief die eine Hälfte der Bürger den Hiketas und die Karthager, die andere Hälfte den Timoleon herbei. Jener zog mit 5000, dieſer mit 1200 Mann nach jenem Orte, und beide kamen faſt zu gleicher Zeit daſelbſt an. Hiketas ward aber überfallen, in die Flucht geſchlagen und ſein Lager erobert; worauf mehrere Städte zu Timoleon übertraten und Mamerkos, der Beherrſcher von Katana, mit ihm ein Bündniß ſchloß.

Mittlerweile hatten die Mannen des Hiketas den Dionyſius in der Burg von Syrakus ſo bedrängt, daß er verzweifelte länger widerſtehen zu können; und weil er nun jenen haßte und verachtete, ſo begann er lieber Unterhandlungen mit Timoleon. Der Abrede gemäß drangen korinthiſche Soldaten heimlich in die Burg, und Dionyſius ergab ſich mit großen Schätzen, 70,000 Rüſtungen und 2000 Soldaten. So unerwartet ſchnell ward der mächtigſte Herrſcher unter den Hellenen bezwungen, man ſandte ihn als Gefangenen nach Korinth. Hier trieb er ſich in Garküchen, Salbenbuden und gemeinen Schenkhäuſern umher, liebäugelte mit Huren, lehrte den Sängerinnen Melodien, und zankte ſich über deren Vorzüge

1 345 v. Chr.

herum[1]. Einige meinten, dies ſey ſein eigenſtes Weſen; andere dagegen, er verſtelle ſich um deſto ſicherer zu leben und keinen Verdacht zu erwecken. Unedel bleibt dies Benehmen auf jeden Fall, obgleich andere uns aufbewahrte Züge einen beſſeren Sinn verrathen[2], Unabhängigkeit von Glücksgütern zeigen und auf eine Natur ſchließen laſſen, wo ſchöne Anlagen und arge Gemeinheit, in zerſtörender, widriger Miſchung nebeneinander lagen.

Mit der Entfernung des Dionyſius war aber der Krieg nicht beendet, vielmehr belagerte Hiketas jetzt die Korinther in der Burg, und als dies vergeblich blieb, ſcheute er ſich nicht andere verwerfliche Mittel anzuwenden: er ſandte zwei Meuchelmörder aus, um den Timoleon in Adranum zu ermorden. Dieſer opferte im Tempel, die Mörder miſchten ſich unter die Menge, hatten Schwerter unter ihre Kleider verborgen, und nahten immer mehr und mehr: der Augenblick der Ausführung ſchien gekommen! Da ward plötzlich dem einen Mörder von hinten das Haupt abgehauen, der zweite hielt ſich für verrathen, bekannte das Vorhaben und flehte um Verzeihung. Unterdeſſen holte man jedoch den Mann, welcher jenen erſten Mörder geköpft hatte und auf einen benachbarten Berg geflohen war, wieder herbei, und es ergab ſich, daß er von dem Anſchlage gegen Timoleon gar nichts wußte, ſondern jenen tödtete, weil er ihm früher den Vater erſchlagen hatte. In dieſem wunderbaren Zuſammentreffen der Umſtände, in dieſer wunderbaren Erhaltung Timoleons, erkannte man eine göttliche Vorſehung; und Alle hielten ihn nunmehr für heilig, für den, zur Errettung Siciliens auserwählten Mann.

Deshalb konnte Hiketas ſeine zweideutige Rolle nicht länger fortſpielen, er verband ſich öffentlich mit den Karthagern und nahm ihre Macht in Syrakus auf. Timoleon

1 So erzählt Plutarch: nach Cic. Tusc. III, 12 gab er Knaben Unterricht, um doch noch in etwas zu herrſchen.

2 Plut. Apophth. VI, 673.

dagegen ſandte den Korinthern in der Burg, des Nachts von Katana aus Lebensmittel auf leichten Kähnen. Dahin zogen nun Mago und Hiketas um ihn zu vertreiben; allein dieſer Anſchlag mißlang nicht blos, ſondern ihre, in Syrakus zurückgelaſſene Mannſchaft, wurde unterdeſſen auch von der Beſatzung der Burg überfallen, geſchlagen und Achradina erobert. Korinthiſche Schiffe mit zweitauſend Hülfsmannen waren ſchon längſt bei Thurium angelangt, hatten aber, weil ein mächtiges karthagiſches Geſchwader die Ueberfahrt bewachte, Sicilien nicht erreichen können, und deshalb den Thuriern gegen die Bruttier Hülfe geleiſtet. Jetzt hielt der karthagiſche Anführer ſeine Gegenwart in Syrakus für nothwendiger, und glaubte die Korinther würden ſich nicht vorwagen, ſondern nach Hauſe zurückkehren; kaum aber war er in jener Stadt angelangt, kaum hatte er mit fruchtloſer Liſt ausgeſprengt, daß jene von ihm geſchlagen wären, ſo landeten die Korinther auch ſchon in Sicilien und vereinigten ſich mit Timoleon. Meſſana ward von ihnen erobert und 4000 Mann zogen gen Syrakus, wo die griechiſchen Söldner der Karthager oft mit den Soldaten Timoleons zuſammenkamen. Deren Vorwürfe, daß jene die Herrſchaft der Barbaren unverſtändig und widerrechtlich beförderten, ſchienen bei ihnen ſo großen Eingang zu finden, daß Mago Verrath fürchtete und übereilt mit der karthagiſchen Flotte nach Hauſe ſegelte, ohne auf die dringenden Bitten des Hiketas Rückſicht zu nehmen, welcher vereinzelt nicht länger widerſtehen konnte. Er ward aus Syrakus vertrieben, und behielt ſeitdem faſt keinen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten.

Nunmehr ließ Timoleon die Tyrannenburg niederreißen und den Platz ebenen, das Beſitzthum des Dionyſius veräußern und das Land vertheilen; er gab Geſetze, welche vollkommene Gleichheit der bürgerlichen Rechte, und möglichſt große Gleichheit der Staatsrechte bezweckten. Auch aus mehreren andern Städten wurden die Tyrannen vertrieben, und gleichwie Dionyſius nach Korinth geſandt. —

Jetzt erſcholl Timoleons und der Korinther Ruhm durch ganz Hellas: die Barbaren wären geſchlagen, die Alleinherrſchaft vertilgt, den Bürgern ihr Vaterland und ihre Güter wiedergegeben, — und das Alles ohne Rachſucht und Eigennutz! Als man nun (um die, während der letzten Zeit ſehr verringerte, Zahl der Bürger wieder zu mehren), bei den heiligen Spielen und in ganz Hellas, Jeden einlud ſich in Syrakus niederzulaſſen, Grundſtücke zu empfangen und nach gleichen Geſetzen regiert zu werden; ſo fand ſich, im Vertrauen auf die Trefflichkeit der neuen Einrichtungen, eine außerordentlich große Zahl von Anſiedlern. Auch aus Italien zog Timoleons Ruf Manchen herbei, und nach ſo vielen Leiden und Unruhen, ſchien Glück und Frieden in Sicilien aufzublühen.

Aber es nahete erſt die größte Gefahr, von Karthago her. Mago war zur Strafe für ſeine Flucht gekreuzigt worden, nachdem er ſich ſelbſt getödtet hatte; manche ſiciliſche Städte, welche den Karthagern gehörten, traten zu Timoleon über und griechiſche Söldner gewannen aus ihren Beſitzungen große Beute: ſo daß Karthagos Hoffnung auf allgemeine Herrſchaft über Sicilien, ſich in Sorge um gänzliche Vertreibung aus Sicilien, zu verkehren ſchien. Unter Asdrubal und Hamilkar landeten deshalb, zur Herſtellung günſtiger Verhältniſſe, zweihundert Dreiruderer, tauſend andere Schiffe, ſiebenzigtauſend Soldaten, und viele Reiter und Streitwagen. Sie verurſachten die größte Beſtürzung; dennoch eilte ihnen Timoleon mit ſeiner, etwa ſechs Mal geringeren Macht entgegen. Dieſes Beſchluſſes halber erregte Thraſius, ein Phocier und zu den Tempelräubern gehörig, Meuterei unter den Söldnern; denn Timoleons Kühnheit, ſo riefen ſie, ſey Tollkühnheit und Wahnſinn! Dieſer begnügte ſich, die weitere Strafe ausſetzend, den Thraſius mit allen Furchtſamern nach Syrakus zurückzuſenden. Auf dem weiteren Zuge ſah man einen Adler der eine Schlange zerriß, das deuteten die Hellenen für ſich; man begegnete Maulthieren mit Eppich

beladen, das erſchien ſchrecklich, denn die Todtendenkmale, klagten Alle, würden ja mit Eppich bekränzt. Nein, rief Timoleon ſich bekränzend, die Sieger in den pythiſchen Spielen! und frohlockend folgte das Heer der neuen günſtigeren Auslegung.

Die Hellenen lagerten auf den Höhen der Berge, ein dicker Nebel hemmte bei anbrechendem Morgen alle Ausſicht. Als endlich die Sonne hervorbrach, ſah man in der Tiefe, daß die Streitwagen der Karthager und etwa 10,000 Mann, bereits über den Fluß Krimeſus geſetzt waren; der größere Theil ihres Heeres ſtand dagegen noch auf dem anderen Ufer. Sogleich verſuchten die korinthiſchen Reiter einen Angriff; weil aber ihre Bewegungen durch die Streitwagen behindert wurden, ſo gab Timoleon mit lauter Stimme den Befehl zur allgemeinen Schlacht. In demſelben Augenblicke brach ein ſchweres Gewitter los, welches ſich aus dem Morgennebel zuſammengezogen hatte, Regen und Hagel ſtürzte den Karthagern ins Angeſicht. Ihre Schwerbewaffneten ſtritten nur unſicher und unbehülflich auf dem ſchlüpfrigen Boden, der Strom ſchwoll an, und mit Mühe kamen die Karthager vom jenſeitigen Ufer zu Hülfe. Allmälig wurden Alle geſchlagen, die Meiſten getödtet und gefangen, 200 Streitwagen und das ganze Lager erobert. So reich war dieſe Beute, daß man nur Gold und Silber nahm, geringeres Metall aber nicht achtete. Alle Siegesbeute, darunter 10,000 Schilde, wurden um Timoleon angehäuft, Vieles unter die Syrakuſaner und ihre Bundesgenoſſen vertheilt, das Herrlichſte aber nach Korinth geſandt und den Göttern geweiht: als Beute, nicht von den Hellenen, ſondern von den Barbaren zur Freiheit der Hellenen. Dieſer große Sieg ward erfochten 340 Jahre vor Chriſtus, zwei Jahre vor der Schlacht bei Chäronea. — Thraſius und alle diejenigen, welche früher dem Timoleon nicht gegen die Karthager folgen gewollt, mußten jetzt Syrakus verlaſſen und gingen nach Italien, wurden aber daſelbſt von den Bruttiern ſämmtlich erſchlagen.

Mamerkus von Katana und Hiketas (Timoleon beneidend oder ſeinen allgemeinen Tyrannenhaß fürchtend), verbanden ſich um dieſe Zeit mit den Karthagern, welche anfänglich ſogar Angriffe in Afrika beſorgt, dann aber Giskon mit neuer Macht nach Sicilien geſandt hatten. Dieſer lockte einen Theil der helleniſchen Söldner in einen Hinterhalt und erſchlug ſie in Timoleons Abweſenheit, welches jedoch deſſen Ruhm mehr erhöhte als ihm ſchadete; denn jene waren Tempelräuber geweſen, deren verdientes ſchreckliches Schickſal, nur bis dahin durch die Gegenwart Timoleons ſey aufgehalten und bezwungen worden. Nachtheiliger erſchien es freilich, daß Hiketas Syrakus überraſcht und zum Theil geplündert hatte, während Timoleon bei Kalauria ſtand; allein dieſer rückte ihm, obgleich geringer an Macht, entgegen, und ſo groß war jetzt der Muth und das Vertrauen ſeines Heeres, daß Streit unter den Anführern entſtand, wer zuerſt durch den Fluß ſetzen und die Feinde angreifen ſolle. Timoleon ließ looſen, und ein Ring mit einem Siegeszeichen ward zuerſt gezogen; man griff an und ſiegte. Bald nachher lieferten die Soldaten des Hiketas ihn mit Weibern und Kindern aus, und die Syrakuſaner verurtheilten Alle zum Tode, im Angedenken der größeren Frevel, welche Hiketas früher an Dions Familie verübt hatte. Auch Mamerkus ward geſchlagen, und ehe es ihm gelang nach Italien zu entkommen und die Lukaner aufzuwiegeln, kehrten ſeine Begleiter um, und übergaben Katana an Timoleon. Jener floh hierauf zu Hippon, dem Beherrſcher von Meſſana, Timoleon aber folgte ſchnell und begann die Belagerung dieſer Stadt. Da tödteten die Einwohner den Hippon, und Mamerkus mußte ſich unter der Bedingung ergeben, er ſolle und wolle ſich vor den Syrakuſanern rechtfertigen, jedoch ohne daß Timoleon anklage. Schon im erſten Augenblicke entſtand jedoch ein ſo gewaltiger, mißbilligender Lärm, daß er verzweifelnd mit dem Kopfe gegen eine Bank im Theater lief, um ſich zu tödten.

Er ſtarb jedoch nicht an der Wunde, ſondern ward hingerichtet.

Die Karthager ſahen jetzt ein, daß der Augenblick zur Erwerbung der Herrſchaft von Sicilien ungünſtig ſey, und ſchloſſen Frieden auf die Bedingungen: daß ſie jedem Bündniſſe mit Tyrannen entſagten und jedem Griechen erlaubten, mit Habe und Gut in den helleniſchen Antheil der Inſel zu ziehen; wogegen ihnen die Herrſchaft über das Land abendlich von Agrigent, jenſeits des Fluſſes Halykus, verblieb.

So waren endlich keine Feinde mehr zu bekämpfen, Ruhe und Friede und Einheit herrſchte in Syrakuſä. Man ſorgte für ſichernde Geſetze, Agrigent und Gela erſtanden aus ihren Trümmern, und zehntauſend neue Anbauer wurden durch Timoleon um Agyrina, vierzigtauſend im Syrakuſaniſchen, angeſiedelt. Er ſelbſt lebte mit Weib und Kindern ſtill auf ſeinem Landgute bei Syrakus; ja kleine Störungen, ſcheinen nur den Werth und die Bedeutung dieſer Ruhe erhöht zu haben. So verlangte Jemand bei einem Rechtshandel von ihm Bürgſchaft, worauf das Volk widerſprach, Timoleon aber entgegnete: „darum habe ich ſo Vieles unternommen, damit gleiche Rechte in der Stadt ſeyn ſollen.“ Ein Anderer tadelte ſeine Aufführung, und er erwiederte: „ich freue mich, daß die Syrakuſaner durch meine Hülfe ſo frei ſprechen dürfen.“ Im Alter erblindete Timoleon, und es iſt nicht zu verwundern daß er dies Unglück ſtandhaft ertrug; aber es verdient bemerkt zu werden daß die Syrakuſaner ſtets dankbar blieben, ihn beſuchten, ehrten, alle Fremden zu ihm, als zu ihrem Wohlthäter führten, und bei allen wichtigen Sachen ſeine Meinung hörten und beſtätigten.

Timoleon, der Liebling der Götter, der Urheber des Glücks vieler Tauſende, das größte Muſter eines vollkommenen Republikaners, der Vollbringer ſo vieler großen und — wie ſelten iſt dies! — ſo rein erfreulicher Thaten, ſtarb[1]

[1] 337 v. Chr.

bejahrt an einer Krankheit, ein Jahr nachdem Hellas durch die Schlacht bei Chäronea, die Freiheit verloren hatte. Aufrichtig, und allgemein, und innig war die Trauer: alle Syrakuſaner, alle Bewohner des benachbarten Landes, kamen zu ſeinem prachtvollen Begräbniß. Ueber den Platz hinweg, wo ſonſt die Tyrannenburg ſtand, ging der Zug zum Markte. Tauſende ſtanden bekränzt und in Feierkleidern umher, und wehklagten über den Vater, den Wohlthäter! Da zündete man den Scheiterhaufen an, und der Herold rief aus: „das Volk der Syrakuſaner beſtattet Timoleon, des Timodemos Sohn, den Korinther, auf öffentliche Koſten, wird ſein Andenken in allen Zeiten durch muſikaliſche und gymniſche Spiele ehren, um ſein Grabmal Säulengänge und ein Gymnaſium erbauen, und nach ihm benennen: weil er den Tyrannen vertrieb, die Barbaren beſiegte, die zerſtörten Städte herſtellte, und den Syrakuſanern Freiheit und Geſetze gab!“

Sechsundzwanzigste Vorlesung.

Die Finanzen und der Handel.

Nachdem wir die Geſchichte von Hellas bis zur Schlacht von Chäronea, bis zu dieſem Wendepunkte der ganzen Zeit geführt haben, laſſen ſich manche ſachliche Verhältniſſe, über welche wir im Laufe der Erzählung nicht ſprechen konnten, in überſichtlichem Zuſammenhange erörtern. Zuerſt der Handel und der Staatshaushalt, wobei wiederum Athen in den Vordergrund treten muß: theils weil dieſer Staat hierin alle anderen an Wichtigkeit übertraf, theils weil meiſterhafte Unterſuchungen hier zum Benutzen vorliegen[1].

Der Handel Griechenlands erſtreckte ſich unmittelbar über das eigentliche Hellas, und über alle helleniſchen Kolonien: mithin von den Küſten des ſchwarzen Meeres und Kleinaſiens, bis Cyrene in Afrika, bis Italien, Sicilien und Maſſilien. Mittelbar reichte der Handel bis in die fernſten unbekannten Länder, und die Gegenſtände des Verkehrs waren im Ganzen dieſelben, welche die Natur noch heute darbietet; — freilich mit dem wichtigen Unterſchiede, daß die Hellenen damals aus den Gaben der Natur etwas

[1] Böckh über die Finanzen der Athener, Wachsmuth Alterthümer. Vergl. meine Recenſion des erſten Werkes in den wiener Jahrbüchern.

ganz anderes erzeugten, als jetzt die Türken; Manches endlich änderte auch Sitte und Gebrauch. Daher iſt nicht mehr die Rede von Ausfuhr theſſaliſcher Sklaven, oder von Benutzung der Marmorbrüche auf Paros; oder wenn gleich in Naxos die Mandeln, in Korinth die Quitten, in Chios der Wein, in Euböa die Aepfel, in Attika die Feigen und der Honig noch immer gedeihen mögen, ſo ſind es doch jetzt nur Mandeln, Quitten, Aepfel und Feigen wie anderwärts, und eine Veredlung mag kaum durch das Meſſer des Gärtners ſtattfinden, wie wäre an eine Verklärung durch Redner und Dichter zu denken!

Wie überall, ſo erhielten die edeln Metalle in Hellas — ſelbſt Sparta nicht ausgenommen — ihre von Natur ſehr große Bedeutung. Von rohen Anfängen ſtieg die Kunſt des Münzens und Prägens zu einer ſo hohen Vollkommenheit, daß ſeitdem zwar ein Fortſchritt in Hinſicht der mechaniſchen Hülfsmittel, nicht aber in Hinſicht auf Schönheit und geiſtreiche Behandlung eingetreten iſt. Die Maſſe des Geldes wuchs in dem Maße, als ſich das Gewerbe hob und Griechenland in engere Verbindung mit dem metallreicheren Aſien kam. Indeſſen fiel der Werth der edeln Metalle nicht ſchlechthin und allein im Verhältniß ihrer Vermehrung, weil eine große Menge zu Kunſtwerken verarbeitet oder ſonſt außer Umlauf geſetzt ward, und weil ja auf die Schnelligkeit dieſes Umlaufs ſelbſt ſo viel ankam. Auch ward das Geld nach dem Anwachſen der Metallvorräthe nicht etwa ſchwerer, ſondern (wie auch in neuern Zeiten) allmälig leichter ausgeprägt: ſo ließ z. B. Solon fünfundſiebenzig alte Drachmen wahrſcheinlich in hundert verwandeln. Dieſer Umſtand, verbunden mit dem Sinken der Metallpreiſe, verurſachte daß das Geld zu Demoſthenes' Zeit, etwa einen fünfmal geringern Werth als zur ſoloniſchen Zeit hatte. Doch läßt ſich berechnen, der Obol auf einen Groſchen, die attiſche Drachme auf ſechs gute Groſchen, die Mine auf 25 Thaler, das attiſche Talent auf 1375 oder (wie Andere wollen) auf 1500 Thaler

Conventionsgeld[1]. Das Verhältniß des Goldes zum Silber war anfangs wie eins zu zehn, es ſtieg aber allmälig bis eins zu dreizehn; wozu, neben der wahrſcheinlich veränderten Menge beider Metalle, auch der Umſtand beitrug: daß das Gold verhältnißmäßig zu Kunſtwerken mehr gebraucht und, bei dem wachſenden entfernten Handelsverkehr, mehr geſucht wurde.

Man würde ſehr irren, wenn man glaubte, in dem demokratiſchen Athen habe ein unbedingt freier Handel ſtattgefunden: denn der Staat ſorgte nicht etwa blos für richtiges Maß und Gewicht, oder für die Anſtellung hülfreicher Handelsbeamten, ſondern nahm auch manche Handelszweige für ſich in Beſchlag, oder verlieh ſie Einzelnen zu ausſchließlicher Betreibung. Die Ausfuhr von Getraide, Bauholz, Theer, Tauwerk und von andern für die Flotte nöthigen Gegenſtänden, war faſt immer verboten; und außerdem finden ſich Einfuhrverbote, um dem Handel Anderer zu ſchaden, und allgemeinere Handelsſperren, um die Seeherrſchaft zu erweitern. Athen wollte ſich zum Stapelplatz aller Waaren erheben[2]; weshalb man, nach einem Schiffahrtsgeſetze jener Zeit, Niemandem Geld auf ein Schiff oder deſſen Ladung leihen durfte, was nach einem andern Hafen als dem Piräus ſegelte. Es ward über Forderungen dieſer Art gar kein gerichtliches Verfahren geſtattet. Am wenigſten ſollte ein atheniſcher Kaufmann Getraide nach irgend einem anderen Orte, als nach Athen verfahren laſſen; und dennoch war nicht allein der Aufkauf des Getraides daſelbſt außerordentlich beſchränkt, ſondern der Staat nahm ſich auch wol heraus, dem Getraidehändler einen Verkaufspreis und einen höchſten Satz des Gewinnes vorzuſchreiben. Kein Fremder durfte mehr als ein Drittheil von dem, einmal im Piräus gelandeten Getraide weiter verführen. Mehl und Brot hatte geſetzlichen

1 Schömann antiq. 3͏03.

2 Demosth. in Lacritum Lysias 712.

Preis und Gewicht. Es gab öffentliche Getraideniederlagen, aus welchen man zu wohlfeilern Preiſen an die Armen verkaufte, und den Ausfall durch Zuſchuß aus den Staatseinkünften, oder durch freiwillige Beiträge deckte. Bewaffnete Schiffe begleiteten im Kriege die atheniſchen Handels- insbeſondere die Getraideflotten. — Mangelhaft ſind allerdings mehrere von den angedeuteten Einrichtungen: allein theils ſtanden die Handelsſteuern mit den Bedürfniſſen des Staats in genauer Verbindung, und es gab kein Mittel ſie anders woher zu decken; theils hängt kein Volk in Hinſicht der Handelsgeſetzgebung ganz von ſich allein ab, es muß die Grundſätze und Verhältniſſe der Nachbarſtaaten jedesmal berückſichtigen.

Minder zu entſchuldigen ſind die Mängel, welche ſich unheilbringender im Innern entwickelten und das Verhältniß der Vornehmen, der Handwerker, der Landbauer u. ſ. w. mißgeſtalteten. Die Gewerbefreiheit nämlich, welche Mancher rühmen möchte, entſtand in Athen nicht ſowol aus allgemeinen anerkannten Gründen; ſondern daraus, daß man die Handwerke nicht achtete, für unverträglich mit freiem höheren Bürgerſinn hielt und die vom Grundbeſitze ausgeſchloſſenen Einwohner, gewiſſermaßen darauf angewieſen hatte. Freilich gaben ſich auch Vornehme mit Gewerben ab, aber nicht als arbeitende Meiſter, ſondern als Fabrikherrn. Wenn nun blos Sklaven in dieſen Fabriken arbeiteten, ſo wurden ihnen die freien Handwerksbürger eigentlich gleichgeſtellt, obgleich dieſe in ſtaatsrechtlicher Hinſicht Keinem nachſtehen ſollten. Während die Bewilligung des Richterſoldes den Unruhigen eine falſche Wichtigkeit uud ungenügende Hülfe darbot, wurde die Mehrzahl der Hausväter durch die großen Fabriken überflügelt, und in abhängige Fabrikarbeiter verwandelt.

Ein Vertheidiger des ſonſt ſo verſchrienen Mittelalters könnte, von ſeinem Standpunkte aus, behaupten: daß deſſen, hierauf bezügliche Einrichtungen ſowol den älteſten als den neueſten voranzuſtehen ſchienen. Damals nämlich

verachteten die kriegeriſchen, Land beſitzenden Edelleute, allerdings auch den ſtädtiſchen Handwerker; aber ſie waren weit entfernt, ihre Dienſtleute in Fabrikmaſchinen und ſich in unwiſſende Fabrikherren zu verwandeln, und dadurch den ſtädtiſchen Bürgern das Brot zu verkümmern. Umgekehrt ſtellten ſich die Bürger mit dem Adel zwar nicht auf dieſelbe Stufe, und verlangten nicht ganz dieſelben Rechte; ſie hatten und behielten nun aber die ihnen eigenthümlichen und natürlichen, auch deſto ſicherer. Das treffliche Verhältniß des freien geehrten Meiſters, zu ſeinen freien lebenskräftigen Lehrlingen und Geſellen, konnte ſich in Athen gar nicht vollſtändig ausbilden, und verſchwindet leider auch in unſeren Tagen, wo es als eine Beſſerung angekündigt wird: daß die geiſtloſen und verkrüppelten Maſchinen, welche man Kinder nennt, täglich nur elf Stunden in engliſchen Fabriken arbeiten ſollen!

Mit dem Reichthume ſtieg in Athen der Aufwand, und obgleich die gewöhnlichen Mahlzeiten lange einfach blieben, ſo wurden doch die großen Gelage deſto theurer, bei welchen Salben, Flöten- und Citherſpieler, Tänzerinnen, Thaſierwein und Leckerbiſſen allerlei Art nicht fehlen durften. Indeſſen reichte weder der atheniſche Reichthum noch die atheniſche Schwelgerei jemals an die römiſche. — Die Kleidung war verſchieden in Farbe, Stoff und Schnitt, nach Alter, Geſchlecht, Jahreszeit, Stand, Vermögen, Liebhaberei und Zweck; doch wirkte die Mode auch ſchon damals. Am häufigſten trug man wollene, Manche (vorzüglich Frauen) aber auch leinene Gewänder. Beſonders viel verwandte man auf Schuhe, ſehr mannigfacher und geſchmückter Art. — Freilich konnten nur Wenige dieſen und ähnlichen Aufwand beſtreiten; aber deſto ſchroffer trat hiedurch der Gegenſatz des herrſchenden und doch bettelhaften Bürgers heraus. Wenn dann die Führer nicht aus eigenem Vermögen ſpenden und die Menge gewinnen konnten, ſo brachten ſie Vertheilungen aus öffentlichem Vermögen in Vorſchlag; woran ſich wiederum Bedrückungen

der Bundesgenoſſen anreihten, bis nach deren Abfall, bei fortdauernder Anmaßung und Genußliebe, deſto größere Hülfloſigkeit eintrat. Wir haben oben geſehen, wie Solon zu großem Reichthume und zu großer Armuth dadurch entgegentrat, daß er den Begüterten größere Steuern und ſchwereren Kriegsdienſt auflegte; ſeitdem jenen aber die, den größern Laſten gegenüberſtehenden größeren Rechte unter Ariſtides genommen wurden, ſchwand das ächte Gleichgewicht und Wechſelverhältniß: Alle griffen auf ungebührliche Weiſe um ſich, jeder ſuchte ohne Rückſicht auf Geſetz ſo viel zu gewinnen, und ſo wenig zu geben als möglich.

Sonſt erſcheint es als ein Vortheil der Demokratie, daß der Fordernde und Zahlende einer und eben derſelbe iſt, mithin keine Zwietracht zwiſchen dem befehlenden und zahlenden Volke entſtehen kann. Auch ſteuert das Volk in einer Demokratie nur für Unternehmungen, welche, wenigſtens ſcheinbar, ſeinem Vortheile gemäß und von der Mehrzahl gebilligt ſind; und deshalb iſt hiedurch in Athen ſo wenig jemals eine Volksbewegung entſtanden, als durch ein Aufgebot zum Kriege. Ferner ſind Staatsbankerotte, wie wir ſie leider in neueren Zeiten ſo häufig erlebt haben, im Alterthume nicht eingetreten; denn ſie ſtehen mit den anmaßlichen überkünſtelten Finanzſyſtemen und der erſt dadurch im höheren Grade möglich gewordenen Verſchwendung, im genaueſten Zuſammenhange. Allein es wäre doch nicht ganz richtig, wenn wir dies dem Alterthume als einen unbedingten Vorzug anrechneten: denn an die Stelle der neuern Staatsbankerotte, traten damals oft die Bankerotte der Einzelnen. Dieſe führten zu öffentlichen Umwälzungen und bewieſen die Mangelhaftigkeit des Steuerſyſtems, der Schuldgeſetze und der Rechtsanwendung. Aus den unnatürlichen und übertriebenen Schulden der Aermern, ging die ſoloniſche Verfaſſung und ſo manche römiſche Umwälzung hervor, auch floſſen die Vorſchläge zu Ackertheilungen, mit den Vorſchlägen zu neuen Schuldtafeln, faſt aus derſelben Quelle.

Die finanzielle Geſetzgebung war in Athen bei dem Volke, die Verwaltung bei dem Rathe. Alle regelmäßigen Gefälle wurden verpachtet. Zehn Poleten (eine Behörde, wozu jeder Stamm einen gab) beſorgten im Namen und unter dem Anſehen des Rathes, jene Verpachtungen, oder den Verkauf von liegenden Gründen, eingezogenen Gütern, Bergwerken, den Verkauf der Schutzverwandten welche das Schutzgeld nicht erlegten, der Fremden welche ſich ins Bürgerrecht eingedrängt hatten u. ſ. w. Zehn Apodekten, ebenfalls aus jedem Stamme einer, nahmen die Staatsgelder in Empfang, wieſen ſie den einzelnen Kaſſen zu und führten darüber Buch. Für die gehörige Leiſtung der gewöhnlichen Staatsverpflichtungen oder Liturgien (von denen ſogleich weiter die Rede ſeyn wird) ſorgten die einzelnen Stammvorſteher, und es blieb nur eine höhere Aufſicht nöthig; beſondere Beamte wachten dagegen über die untadelige Leiſtung der Trierarchie, die Vertheilung und Hebung der außerordentlichen Vermögensſteuern, die Eintreibung der Abgaben von den Bundesgenoſſen u. ſ. w. Alle Beamten ohne Ausnahme waren zu einer ſtrengen Rechnungsablegung verbunden, und durften vor derſelben nicht verreiſen, oder Weihgeſchenke geben, oder ein Teſtament machen. Sie hafteten mit ihrem ganzen Vermögen. Aber freilich halfen alle Prüfungsbehörden nicht, ſobald es ihnen an Gewiſſenhaftigkeit fehlte und der allgemeine Geiſt ausartete.

Jeder bedeutende Tempel hatte, neben den unbeſtimmten Opfern und Geſchenken, regelmäßige Einkünfte von eigenen Gütern oder ſonſtige beſtimmte Hebungen. Manche erhielten auch einen Theil der Geldſtrafen. Sämmtliche Einnahmen verwaltete ein Tempelſchatzmeiſter. — Die Schatzmeiſter des Tempels der Athene waren zugleich Bewahrer des, bei ihnen niedergelegten öffentlichen Schatzes; man muß ſie aber nicht mit dem, vom Volke erwählten Vorſteher der öffentlichen Einkünfte oder dem Staatsſchatzmeiſter verwechſeln, welcher ſein Amt vier Jahre lang

bekleidete und dann wieder gewählt werden konnte. Er war nicht bloßer Bewahrer von Geldern, auch nicht Rechnungsführer wie die empfangenden, jedoch mit keiner eigenen Kaſſe verſehenen Apodekten; ſondern wahrſcheinlich der allgemeine Einnehmer, ein höherer Aufſeher über alle Kaſſen und Hebungen, welcher allein zu einer Ueberſicht der ganzen Staatseinkünfte gelangte und mit einem Finanzminiſter verglichen werden könnte. Zu den Theoriken und der Kriegskaſſe lieferte er aber nur die dazu beſtimmten Gelder ab, und hatte auf deren weitere Verwendung keinen Einfluß. Auch zu andern einzelnen Zwecken, z. B. Mauer- und Straßenbau, Ausrichtung von Opfern und dergleichen ernannte man einzelne Bevollmächtigte, welche das bewilligte Geld aus den Hauptkaſſen empfingen und verrechneten. Der Kriegsſchatz ſollte hauptſächlich aus Ueberſchüſſen der Verwaltungsgelder gebildet werden, allein nach Mehrung der Spenden an das Volk und der Schauſpielgelder blieb wol ſelten etwas übrig; auch war ja eine Zeitlang die Todesſtrafe jedem angedroht, welcher vorſchlage, Schauſpielgelder in Kriegsgelder zu verwandeln. Als zweite Quelle werden die außerordentlichen Vermögensſteuern bezeichnet, welche man aber in der Regel ungern bewilligte und unordentlich bezahlte.

Unter dem Theorikon verſteht man im Allgemeinen diejenigen Gelder, welche unter das Volk ausgetheilt wurden, theils zur Feier von Feſten und Spielen, theils als Erſatz des Eintrittsgeldes zum Schauſpiele, theils zu Bereitung beſſerer Mahlzeiten, theils zu Opfern, mit welchen öffentliche Speiſungen verbunden waren. Der Geſchäftskreis des Vorſtehers vom Theorikon ward allmälig erweitert, weil er die dem Volke angenehmſte Würde bekleidete. Aus dieſer Einrichtung ging in dem kleinen Freiſtaate allmälig die ärgſte Verſchwendung hervor, und oft fehlte es im Kriege an den nöthigſten Geldern, weil man ſich jene Ausgaben und Genüſſe nicht verſagte.

Freilich war aber Manches, was in monarchiſchen

Staaten als unſinnige Verſchwendung erſcheinen müßte, in dem demokratiſchen Athen keineswegs ſo außer aller Ordnung. Behält man das Verhältniß des ſouverainen Volkes zu ſeinen Kaſſen im Auge, läßt man ſich die Grund- und Haupteinrichtung einer gänzlichen ſtaatsrechtlichen Gleichſtellung Aller gefallen, ſo folgt ganz natürlich, daß die Souveraine in ihrem Theater auch Freibillete haben wollten. Athen war reich genug, jährlich die wenigen Vorſtellungen im Theater zu beſtreiten; und hätte man die Armen, welche doch nicht zahlen konnten, ausgeſchloſſen, ſo gewann man immer Nichts als Platz, woran es in den großen alten Schauſpielhäuſern nicht fehlte. Alſo ging das Uebel nicht aus dem unentgeltlichen Zulaſſen der Aermern, ſondern daraus hervor: daß dieſe außerhalb des Theaters, in der Volksverſammlung, mit ſolchem Gewicht auftreten und ihre Schauſpiel- und Feſtluſt, auf Unkoſten der Reichern und des ganzen Staats befriedigen konnten. In einer Ariſtokratie wäre aus dem erſten perikleiſchen Beſchluſſe nichts Erhebliches weiter gefolgt; eine unbeſchränkte Demokratie mußte über das natürliche und billige Maß ſchnell hinausgehen.

Das iſt der große Ruhm des Perikles [1], daß er für Alles was zur Kriegsführung gehörte, eifrigſt ſorgte, und gleichzeitig für alle edeln und herrlichen Zwecke, welche die Menſchheit durch äußere Mittel zu erreichen fähig iſt. Seine Vorgänger und Nachfolger, verſtanden oder wollten in der Regel nur das Eine oder das Andere; und daher ward ihm ſtatt einer allſeitigen Würdigung, faſt immer nur einſeitiges Lob oder einſeitiger Tadel zu Theil. Sollten wir kritteln, ſo würden wir eher in ihm eine etwas beſchränkte Aengſtlichkeit erblicken, als unbeſonnenes demagogiſches Treiben und blindes Verſchwenden. Hätten ſeine Nachfolger, denen er nur der Zeit nach ein Vorgänger war, das Rechte gethan; ſo würden ſich die Veranlaſſungen zu

1 Siehe oben die Vorleſung über das Zeitalter des Perikles.

Mißbräuchen, nicht in nothwendige Urſachen derſelben verwandelt haben, und noch weniger dieſe als unabänderlich erſchienen ſeyn. So wie es eine zum Untergang führende Vernachläſſigung der Kriegsmittel giebt, ſo giebt es auch eine zum Untergang führende allzu koſtſpielige Ueberſchätzung derſelben. Athen hat vielleicht Sparta um jenes Fehlers willen nicht erobert, aber es hat auf der anderen Seite zu dem großen Siege mitgewirkt, den es nicht blos über Sparta, ſondern über alle Länder und Völker davongetragen. Die Zeiten, wo nicht blos der Krieg ein hitziges Fieber, ſondern der Friede durch die ſteten, angeblich unentbehrlichen Kriegsvorbereitungen, auch ein ſchleichendes, alle Kräfte erſchöpfendes, alle anderen Zwecke vereitelndes Fieber iſt, mögen ihre Geſundheit und Herrlichkeit preiſen; ob ſie aber der Nachwelt ein Vermächtniß hinterlaſſen werden, ſo reich als das perikleiſche Zeitalter, das kann erſt dieſe Nachwelt richtig würdigen und entſcheiden. Zum mindeſten, ſo ſcheint es uns, würde Perikles wenn er auferſtände, ſelbſt ohne olympiſche Beredſamkeit, über ſeine Vertheidigungsrede hinaus, auch eine ſtrenge Anklagerede halten können.

Die Staatsausgaben Athéns, auf welche wir jetzt kommen, laſſen ſich unter folgende Titel bringen:

1) Zur Befeſtigung und Verſchönerung der Stadt.

2) Zur Erhaltung der Stadtwache, welche aus öffentlichen Sklaven gebildet war.

3) Zu Opfern, Feſten und Spielen, in ſo weit dieſe nicht aus unmittelbaren Leiſtungen der Bürger beſtritten wurden.

4) Zu öffentlichen Begräbniſſen und heiligen Geſandtſchaften.

5) Geldvertheilungen, noch neben und außer den Schauſpielen.

6) Bezahlung fürs Richten durch die Kolakreten.

7) Bezahlung an die Volksverſammlung fürs Regieren.

8) Sold des Raths der Fünfhundert, der öffentlichen

Redner, Geſandten, Aufſeher in Jünglingsſchulen, Aerzte, Sänger, Tonkünſtler u. ſ. w.

9) Sold für das paraliſche und ſalaminiſche, auch in Friedenszeiten zu öffentlichem Gebrauche beſtimmte Schiff.

10) Unterhaltung der Waiſen deren Väter im Kriege umgekommen, Belohnung der Kinder von ausgezeichneten Vätern, öffentliche Speiſungen, Preiſe auf die Entdeckung von Verbrechern geſetzt u. ſ. w.

11) Anſchaffung von Kriegsvorräthen, beſonders für die Flotte.

12) Unterhaltung der Friedensreiterei, als Stamm für den Krieg und zur Verſchönerung der Aufzüge.

An dieſe Ueberſicht reihen wir folgende Bemerkungen:

Erſtens, die religiöſen und kirchlichen Einrichtungen waren großentheils vom Staate unabhängig und auf ſich ſelbſt gegründet; welches gewiß beſſer iſt, als wo das umgekehrte Verhältniß eintritt, und die Geiſtlichen und Prieſter in bloße Söldner des Staats verwandelt ſind.

Zweitens: wir wiederholen es an dieſer Stelle, beſtand der Hauptfehler der Gerichte nicht darin, daß man die Richter bezahlte, ſondern daß man die Theilnahme des Volks und die Zahl der Beiſitzer auf eine ungebührliche Weiſe ausdehnte, das Rechtſprechen allmälig in die Hände der Armen und des Pöbels brachte, eigennützige Urtheile veranlaßte und Unzählige allmälig an Faulheit, anmaßliches Geſchwätz und böſe Kniffe gewöhnte. Ganz das Entgegengeſetzte dieſer demokratiſchen Volksgerichte iſt unſere Einrichtung, wo blos wiſſenſchaftliche Rechtsgelehrte unterſuchen und urteln; was allerdings eben fürs wiſſenſchaftliche Recht das Beſte ſeyn mag, aber das Volk von aller bildenden Theilnahme entfernt, von allen Rechtsanſichten entwöhnt, und die Gerichtsbehörden und Richter nicht als hülfreiche Beiſtände, ſondern oft, mit Recht oder Unrecht, als habſüchtige Gegner der Menge erſcheinen läßt. Gewiß ſtand die altdeutſche Einrichtung, welche wiſſenſchaftliche Richter mit den, nicht aus den Hefen des Volks, ſondern

aus den rechtlichſten Männern genommenen Schöppen verbindet, in der glücklichſten und geſundeſten Mitte.

Drittens: die Bezahlung der in den Volksverſammlungen Regierenden werden Freunde der Demokratie nicht anſtößiger finden, als Freunde der Monarchie die ſogenannten Civilliſten; doch folgt daraus, ſo wie aus manchem bereits erwähnten Umſtande, daß die Demokratie keineswegs immer und durch ihre Form eine ſo wohlfeile Verfaſſung iſt als Einige glauben, und daß viel bewilligen und verſchwenden auch dort leichter und gewöhnlicher war, als wenig erheben und gut wirthſchaften.

Viertens: die Koſten der Kriegsmacht waren im Frieden höchſt unbedeutend, ohne welchen außerordentlich wichtigen Vortheil, das Geld zu ſo vielen andern lobens- oder tadelnswerthen Ausgaben noch ſchneller gefehlt haben würde. Und mit dieſem finanziellen Vortheile ſtand ein anderer, vielleicht noch größerer in nothwendiger Verbindung: daß nämlich die Gefahr eines falſchen Uebergewichts oder gar einer Herrſchaft von bloßen Soldaten, niemals eintreten konnte.

Das Landheer ward eigentlich nur aus Bürgern gebildet, wobei jeder, nach Maßgabe ſeiner Klaſſe, als Reiter, Schwerbewaffneter oder Leichtbewaffneter eintrat. Allmälig aber nahm man Schutzverwandte, wenn auch nicht unter die Reiter, doch unter die Schwerbewaffneten auf, und nach dem ſiciliſchen Unglück und dem Erlöſchen ſo vieler alten Geſchlechter, finden wir Fremde, Ueberläufer, ſelbſt Verbrecher im Heere, mit dem natürlichen Gefolge von entbehrlichem Gepäck und ſchädlichen Nachzüglern. Auch die Bundesgenoſſen, ob ſie ſich gleich eigentlich vom Kriegsdienſte losgekauft hatten, wurden dazu, ſo weit es die Verhältniſſe erlaubten, wieder angezogen. Seit dem Perikles beſoldete man die Krieger, und rechnete dabei auf einen Schwerbewaffneten, mit Einſchluß der Verpflegung, täglich etwa vier Obolen und auf einen Reiter das Dreifache. Sechs Obolen machten eine, auf etwa ſechs

Groſchen berechnete Drachme. Doch ſanken und ſtiegen natürlich dieſe Koſten und der Schiffsſold, nach Maßgabe günſtiger oder ungünſtiger Verhältniſſe: ja in ſpäteren Zeiten ward der Landſold nicht, wie man erwarten ſollte, theurer, ſondern wohlfeiler; weil man die Bürger zu Hauſe ließ, ſich mit ſchlechter verpflegten Söldnern begnügte und an unbeſchäftigten Leuten in Hellas kein Mangel war. — Auf der Flotte dienten wenig Bürger aus den obern, mehr aus den untern Klaſſen; der größte Theil der Bemannung beſtand aus Schutzverwandten, und auch Sklaven wurden als Ruderer nicht verſchmäht. In einem dreirudrigen Schiffe befanden ſich etwa zweihundert Menſchen, und unter ihnen im Durchſchnitt hundert und vierzig nicht ganz unbewaffnete Ruderer; die Uebrigen waren Schiffsſoldaten, Beamte, Diener, Köche u. ſ. w. Mit dem Frieden hörte die Beſoldung der gemietheten Mannſchaft auf. Zur Zeit ſeiner größten Macht hatte Athen an 400 Trieren und ſpäter auch Schiffe mit vier Ruderbänken. Diejenigen drei Trierarchen, deren Schiffe zuerſt ſegelfertig waren, erhielten Kränze zur Belohnung. Aus jedem Stamme erlooſete man jährlich einen rechnungspflichtigen Aufſeher der Werfte[1]. Die leitende Behörde für das Seeweſen war der Rath der 500.

Der Grundſatz, daß jeder Einwohner zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet ſey, ſtand alſo in Athen feſt: aber man reichte damit (ungeachtet der ſehr verſtändigen, anderwärts keineswegs immer beobachteten Abſtufungen der Pflicht) nicht aus, ſobald der Staat ſich auf eine kriegeriſche Höhe hinaufgeſchroben hatte, welche zur natürlichen Grundlage in keinem richtigen Verhältniſſe ſtand. Auch hier entſprang das Uebel nicht aus dem Beſolden der Krieger, vielmehr wäre der unbeſoldete Kriegsdienſt die härteſte einſeitigſte Steuer geweſen; ſondern das Uebel entſtand aus der allmäligen Entwöhnung der Bürger von perſönlichem Kriegs-

1 Boeckh, Seeweſen der Athener 49, 79, 171.

dienſte, oder, in der letzten Wurzel, aus den faſt ununterbrochenen heilloſen Kriegen ſelbſt. Höchſtens ließe ſich die Frage aufwerfen, ob man ohne die eingeführte Beſoldung weniger gekriegt hätte, oder der Staat ſchneller untergegangen wäre?

Zur Ueberſicht der atheniſchen Einkünfte dient Folgendes:

Grund- und Hauptſteuern von vollem Eigenthume wurden nicht erhoben; doch gab es in gewiſſem Sinne getheiltes Eigenthum, wo man dem Staate oder den Tempeln, von Triften, Forſten, Häuſern, Gewäſſern u. ſ. w., Zins oder Zehnten gab. Ferner finden ſich Einnahmen von Staats- oder eingezogenen Gütern, Bergwerken, Zöllen, Gewerbs- und Verzehrungsſteuern, Perſonenſteuern von Fremden und Sklaven, Straf- und Gerichtsgelder, Zins von den Bundesgenoſſen, endlich unmittelbare Leiſtungen oder Liturgien. Alle heiligen und Staatsgüter waren in Zeit- oder Erbpacht ausgethan. Jene bewilligte man gewöhnlich dem Meiſtbietenden, welcher zugleich ſachliche Bürgſchaft leiſten oder Bürgen ſtellen konnte. Die Bergwerke (unter denen die thraciſchen, die Goldgruben auf Thaſos und die Silbergruben bei Laurium vorzügliche Erwähnung verdienen), betrieb der Staat nie auf eigene Rechnung, ſondern überließ das Recht ſie zu bebauen, unter gewiſſen Beſchränkungen an Einzelne, welche dafür ein beſtimmtes Angeld und ein Vierundzwanzigſtel des Ertrags als fortlaufende Abgabe bezahlten. Nur Bürger und Iſotelen, das heißt gleichbeſteuerte Schutzverwandte, wurden zu dieſer Unternehmung zugelaſſen; die Handarbeit geſchah durch Sklaven. — Bei den in der Regel verpachteten Zöllen laſſen ſich unterſcheiden:

1) Markt- und Verkaufsgelder, die man hauptſächlich von Fremden erhob.

2) Ein- und Ausfuhrzölle nicht nach ganz gleichen Sätzen[1]; ſo war z. B. Honig höher beſteuert, als Ge-

[1] Manſo's Sparta II, 494. Diog. Laert. Anaxagoras c. 10.

traide. Im Durchſchnitt nahm man zwei von Hundert des Werths.

3) Der Hafenzoll, ohne Rückſicht auf die Ladung.

4) Der an die Stelle des erlaſſenen Zinſes tretende Zwanzigſte, welchen man in den Ländern der unterwürfigen Verbündeten von der Einfuhr und Ausfuhr erhob.

Steuer von Huren ward auf ſehr unanſtändige Weiſe ſogar von Männern erhoben und durch die Agoranomen der Preis beſtimmt, den jene von ihren Kunden nehmen durften.

Die Gerichtsgelder erſcheinen beſonders in der Zeit wichtig, wo man die Bundesgenoſſen, zum Theil aus Eigennutz zwingen konnte, in Athen Recht zu nehmen. Hieher gehören:

Die Prytaneien, welche beide Parteien nach Maßgabe einer Abſchätzung beim Anfange des Prozeſſes niederlegten; und zwar gab jeder Theil von einem Streite über 100 bis 1000 Drachmen, drei Drachmen, über 10! bis 10,000 Drachmen, dreißig Drachmen. Wer den Prozeß verlor, verlor nicht allein jenen Einſatz, ſondern mußte auch ſeinem Gegner die zweite, ebenfalls dem Gericht verbleibende Hälfte erſetzen. Solche Prytaneien wurden aber nur bei Privatklagen und von Gegenſtänden erhoben, welche eine Abſchätzung in Gelde zuließen; war dagegen das letzte unmöglich oder die Klage öffentlicher Art, ſo zahlte man nur eine ganz unbedeutende Summe, die Paraſtaſis, als Zeichen, daß man ſich auf den Prozeß wirklich einlaſſe. Hingegen verfiel derjenige, welcher bei einer öffentlichen Anklage nicht den fünften Theil der Stimmen erhielt, in tauſend Drachmen Strafe, und wer aus dem Gewinnen einer ſolchen öffentlichen Klage etwa Vortheil an Strafen oder Bußen zog, zahlte auch Prytaneien. Dieſe, ſowie die Paraſtaſis, dienten zum Lohn der Richter und zur Speiſung im Prytaneion, wo urſprünglich Klagen angenommen und eingeleitet wurden. Zu gleichen und ähnlichen Zwecken verwandte man vielleicht eine Art von Unter-

liegegeldern bei Appellationen, Strafen wenn jemand eingezogene Güter in Anſpruch nahm und nicht obſiegte u. ſ. w. Alle dieſe Gebühren und Strafen wurden aufs Strengſte beigetrieben; ja über den Erlaß öffentlicher Schulden durfte gar keine Verhandlung eröffnet werden, ohne Beiſtimmung einer Volksverſammlung von ſechstauſend Athenern. — Bei vielen Vergehen, bei Mord, Verrath, Verbannung (nicht aber beim Oſtracismus) erkannte man auf Einziehung des Vermögens; woraus für Richter und Familien die gewöhnlichen Nachtheile eintraten, ohne daß der Staat davon zuletzt Vortheil hatte. In der Regel ward ihm nämlich das Eingezogene wieder entzogen und vergeudet, welches, den unſchuldigen Verwandten unter den allgemeinen Verpflichtungen gelaſſen, wahrſcheinlich mehr eingebracht hätte.

Der Zins von den Bundesgenoſſen bildete eine Haupteinnahme Athens, allein ſie war weder immerdar gleich groß, noch das Verhältniß der Bundesgenoſſen überhaupt immer daſſelbe. So fern der Geldwerth in noch größerem Verhältniß geſunken war als man allmälig jenen Zins erhöhte, lag in dieſer Erhöhung keine Unbilligkeit. Auch konnte man bei den, ebenfalls für Athen ungeheuer ſteigenden Kriegslaſten, dieſe nicht als gänzlich abgekauft betrachten, ohne die Billigkeit zu verletzen, und das ganze Verhältniß zwiſchen Athen und den Bundesgenoſſen aufzuheben. Vielmehr lag der Fehler darin, daß die Zwecke derſelben nicht (wie zur Zeit der perſiſchen Kriege) ſchlechthin zuſammenfielen, ſondern mit den härteſten Mitteln eine äußerliche Uebereinſtimmung bei innerer Spaltung erzwungen wurde. Endlich finden wir hier, wie faſt in allen Republiken, ein unbegreifliches Ungeſchick, für Bundesgenoſſen die natürliche, ſtaatsrechtliche Stellung aufzufinden. Wenn in Monarchien den neugewonnenen Landſchaften nicht mehr Rechte eingeräumt werden, als den alten — nämlich keine — ſo erſcheint dies ſo ziemlich folgerecht, und iſt kein Gegenſtand der Verwunderung; wenn

aber Republiken die eroberten, oder frei ſich anſchließenden Länder von allen Staatsrechten ausſchließen, ſo iſt dies folgewidrig und doppelt beleidigend. Hätte Athen, ſtatt ſeiner unbegränzten Herrſchſucht nachzugeben, einen ächten Bund, eine Föderation gebildet, es wäre für alle Theile heilſamer geweſen; und auf ähnliche Weiſe hätte Rom die zerſtörenden Kriege wider die Bundesgenoſſen vermieden. Aber wir dürfen jene Alten kaum tadeln, weil ja ſelbſt da, wo Staatenbündniſſe vorhanden waren, wie in der Schweiz und den Niederlanden, für die Unterworfenen das angemeſſene Verhältniß nicht gefunden, oder verweigert wurde. Nur die vereinigten Staaten von Nordamerika haben (zum erſten Male in der Weltgeſchichte) den allein richtigen Weg eingeſchlagen, zu allgemeinem Wohle und ungetrübter Zufriedenheit.

Dieſe Leiſtungen oder Liturgien, hatten ihre gute und ihre böſe Seite. Zu jener gehört: der dadurch entſtehende Wetteifer, die erſparten Koſten der Hebung und Haushaltung, das Umgehen von eigennützigen Lieferern u. ſ. w.; zu dieſer dagegen wechſelſeitiges Ueberbieten bei unnützen Gegenſtänden, ſchädlicher Aufwand, ungleiche Vertheilung, häufige Verbindung mit volksverführenden Mitteln und Zwecken u. ſ. w. — Niemand ſollten zu gleicher Zeit zwei Liturgien aufgelegt werden, und in der Regel zwiſchen einer und der andern ein gewiſſer Zeitraum verfließen.

Die Choregie übertrug der Stamm nach einer gewiſſen Ordnung an Einzelne, welche über drei Talente im Vermögen hatten. Der Chorege ſorgte für den Chor in den tragiſchen, komiſchen und ſatyriſchen Spielen, für die lyriſchen Chöre der Männer, Tänzer, Knaben, Flötenſpieler u. ſ. w. Er bezahlte deren Lehrer, Schmuck, Kleidung und Kränze, er ſorgte für den nothwendigen Platz wo die Uebungen konnten vorgenommen werden, und gab den Choriſten während dieſer Zeit zu eſſen. Dagegen hatte er mit den Schauſpielern Nichts zu thun, beſtritt auch (denn jene Ausgaben waren hoch genug) nicht den ganzen Auf-

wand der Darſtellung, ſondern der Staat und der Theaterpächter welcher das Eintrittsgeld erhielt, trugen hierzu bei.

Die Gymnaſiarchie verpflichtete Sold, Nahrung, Oel u. ſ. w. für die Kämpfer bei den öffentlichen Spielen herbeizuſchaffen; die Eſtiaſis beſtand in der Ausrichtung von gewiſſen Stammfeſten.

Wichtiger, als dieſe Liturgien, waren die außerordentlichen Vermögensſteuern und die Trierarchie. Von der letzten läßt ſich erſt ſprechen, wenn man die erſten genauer betrachtet hat. Zur Deckung mancher außerordentlichen Bedürfniſſe waren gewiſſe Mittel geſetzlich und herkömmlich, andere dagegen gaben Veranlaſſung zu außerordentlichen Maßregeln, welche immer an das Vermögen gingen, es ſey nun unmittelbar durch Zahlung oder mittelbar durch Leiſtung.

In den ältern Zeiten und unmittelbar vor dem peloponneſiſchen Kriege hatten die Athener keinen Grund Vermögensſteuern auszuſchreiben, und während der erſten glücklichen Jahre jenes Krieges, beſtritten ſie die Ausgaben aus dem Schatze und dem Zinſe der Bundesgenoſſen. Die Belagerung von Mytilene (427 vor Chriſtus) veranlaßte aber wahrſcheinlich die erſte außerordentliche Vermögensſteuer, welche dann ſpäter, Behufs des Krieges, öfter ausgeſchrieben ward und alle Bürger, ohne Ausnahme, ſelbſt Waiſen und Trierarchen traf.

Bei dieſer Gelegenheit tritt die allgemeine Frage nach dem Volksreichthume hervor, deren Beantwortung nicht blos aus Mangel an Quellen, ſondern auch darum ſehr ſchwierig iſt, weil man ſich im Alterthume weniger als in unſern Tagen darum bekümmerte, oder durch künſtliche Mittel darauf einzuwirken ſuchte. Ohne Zweifel war indeſſen das Vermögen während der beſſern Zeiten Athens ziemlich gleich vertheilt und großer Reichthum faſt ſo ſelten als drückende Armuth; ſpäter hingegen bleibt die gewöhnliche Klage nicht aus, daß ſich Grundbeſitz und beweg-

liche Güter, auf ſchädliche Weiſe in den Händen von Einzelnen anhäuften. — Nach der Soloniſchen Klaſſeneintheilung, welche ſich hauptſächlich auf Kriegspflichtigkeit, unmittelbare Leiſtungen und Regierungsrechte bezog, ſind Steuern wol nur äußerſt ſelten erhoben worden. Wenigſtens konnten dieſe in ſpätern Zeiten unmöglich allein das Grundeigenthum treffen, und das bewegliche Gut, das Gewerbe u. ſ. w. ganz übergehen; auch iſt ſeit dem Archon Euklides (403 Jahre vor Chriſtus), von jenen Klaſſen gar nicht mehr die Rede, und ihre ſtaatsrechtliche Bedeutung hörte (wie wir ſahen), im Grunde ſchon mit dem Augenblick auf, wo die geringſte Schätzung nicht mehr von den öffentlichen Aemtern ausſchloß.

Den Vermögensſteuern lag natürlich eine Selbſtſchätzung zum Grunde, aber die Mittel ſie zu berichtigen und die Verhehlung der Wahrheit zu beſtrafen, waren nicht vernachläſſigt. Zu dieſen Mitteln gehörten die Apographe und Antidoſis[1]. Antidoſis hieß das Erbieten eines Bürgers, mit dem Vermögen eines Anderen zu tauſchen, ſobald der Letzte die dem Erſten auferlegten höhern Steuern nicht übernehmen wollte. Apographe hieß die Anklage und der Beweis, daß Jemand Güter beſitze und davon nicht ſteuere. Siegte der Kläger, ſo erhielt er drei Viertel der nachgewieſenen Güter zur Belohnung, und übernahm verhältnißmäßig die Steuer; unterlag er, ſo traf ihn eine Strafe von tauſend Drachmen. Beide Mittel ſind mehrere Male von Einzelnen mit Erfolg angewandt worden, und die Furcht vor der Schande und dem großen Verluſte ſcheint günſtig gewirkt zu haben; doch blieb ſelbſt in jener Zeit (bei einer anderen Gerichtsverfaſſung und Beweisführung) die Antidoſis oder der Vermögenstauſch, ein zu kühner, mit großen Weitläufigkeiten verbundener Ausweg. Wie ſehr man übrigens darauf hielt, daß jeder ſeinen

1 Demosth. in Phainipp. in Nicostr. Isocr. de antidosi. Xenoph Oecon. VII, 3.

Bürgerpflichten im Kriege und bei den Steuern nachkomme, geht ſchon daraus hervor, daß ſich darüber faſt in allen gerichtlichen Reden für Kläger und Beklagte ein ausdrückliches Zeugniß vorfindet[1]. Wer mit Abgaben in Reſt blieb, zahlte das Doppelte; ja bei längerem Zögern trat Ehrloſigkeit in gewiſſen Abſtufungen ein, oder das ganze Vermögen verfiel dem Staate. Nur einzelnen Perſonen ward, um großer Verdienſte willen, die Steuerfreiheit zugeſtanden.

Das allmälig entſtehende allgemeine Heberegiſter ward wahrſcheinlich alle zwei bis vier Jahre, wenigſtens in ſeinen beweglicheren Theilen berichtigt. Nicht jede Art des Vermögens ſteuerte gleich viel, auch trat ein anderer Satz ein, wenn ſich großes Gut in einer Hand beiſammen, ein anderer, wenn es ſich in ſehr kleine Theile vertheilt fand; deshalb mußte, wie beſonders aus der Schätzung zur Zeit des Archon Nauſinikos (378 vor Chriſtus) hervorgeht, Dreifaches ermittelt werden:

1) das Vermögen überhaupt;

2) derjenige Theil, welcher davon ſteuerpflichtig ſeyn ſollte, oder das Steuerkapital, der Schatzungsanſchlag;

3) die Abgabe von dem ſteuerbaren Kapital.

Das ſteuerbare Kapital war in der höchſten Klaſſe nur der fünfte Theil des geſammten Vermögens, und mochte in den unterſten Klaſſen nicht den zehnten Theil deſſelben überſteigen. Wiederum betrug die Abgabe in der höchſten Klaſſe nur fünf vom Hundert des ſteuerpflichtigen Kapitals, oder eins vom Hundert des geſammten Vermögens; und dieſe geringe Steuer ſank noch in den unteren Klaſſen. Ob ſie aber nicht durch öftere Erhebung in kurzen Friſten mag drückender geworden ſeyn, iſt ſchwer zu entſcheiden; doch findet ſich, daß Demoſthenes in zehn Jahren nur ein Funfzigſtel ſeines Vermögens oder zwei von Hundert einzahlte. Bedenkt man nun: daß ſich dies Vermögen bei guter Verwaltung damals zu zehn von Hun-

1 Im Iſäus an vielen Stellen.

dert verzinſete, ſo gab er eigentlich, im Verhältniß zu unſerem Zinsfuß, binnen zehn Jahren nur eins vom Hundert ſeines Vermögens. Obgleich hiedurch die Klage wegen übertriebener Steuern widerlegt wird, ſo darf man doch die ſchweren unmittelbaren Leiſtungen nicht vergeſſen, wenn man einen vollen Ueberblick erhalten will.

Unter Nauſinikos wurden zwanzig Symmorien für die Vermögensſteuern eingeführt, welche von den ſpätern Symmorien für die Trierarchen verſchieden ſind. Jenes waren Genoſſenſchaften, deren jede einen gleichen Antheil von dem allgemeinen Schatzungskapital in ſich begriff, und an deren Spitze zuerſt dreihundert der Reichſten ſtanden; dann noch dreimal dreihundert, oder zuſammen zwölfhundert Wohlhabendere, welche das Ganze leiten, vertreten, und auch wol vorſchießen mußten. Dennoch ſoll die Laſt der Symmorien von den Reichern, oft in ſchwererem Verhältniß auf die Aermeren gewälzt worden ſeyn. Wie ſich die, nach den Gauen erhobenen Steuern und ſteuerpflichtigen Gemeindegüter zu dieſen Genoſſenſchaften verhielten, läßt ſich nicht genau angeben.

Die Leiſtungen und Steuern der Schutzverwandten waren von denen der Bürger getrennt, und gewiß verhältnißmäßig nicht geringer; doch ſcheint man jene Perſonen nie zur Trierarchie und Gymnaſiarchie angezogen zu haben. Die Iſotelen konnten Grundeigenthum beſitzen, und ſtanden in Anſehung der Abgaben den Bürgern ganz gleich; allein ſie hatten keinen Sitz in den Gerichten, kein öffentliches Stimmrecht, waren weder in Stämme, noch Gaue, noch Geſchlechter eingeſchrieben, und der Gerichtsbarkeit des Archon Polemarchos nach Weiſe anderer Fremden unterworfen.

Unter allen unmittelbaren Leiſtungen war die Trierarchie, welche die Rüſtung der Kriegsſchiffe betraf, die wichtigſte, und das Gute und Böſe ſolcher Einrichtungen zeigte ſich hier am ſchärfſten und folgereichſten. Einerſeits entſtanden nämlich für den Staat große Vortheile durch

den Wetteifer, andererſeits große Nachtheile durch die Saumſeligkeit. Zur Erhöhung jenes Wetteifers belohnte man den, welcher ſein Schiff zuerſt vom Stapel brachte, mit der trierarchiſchen Krone, und ſtrafte die Säumigen mit der ſchon erwähnten Strenge. Nach einem Jahre wechſelten die Trierarchen, und waren dann auf zwei Jahre von einer neuen Uebernahme dieſer Laſt befreit. Trat aber Jemand zu ſpät in die Reihe, oder konnte er das abweſende Schiff nicht mit dem Anfange des Jahres übernehmen, ſo mußte er ſeinem Vorgänger die berechneten Mehrkoſten erſetzen. Ganz frei von der Trierarchie, war Niemand deſſen Vermögen dazu hinreichte, ausgenommen die neun Archonten; unter gewiſſen Bedingungen waren davon frei: Waiſen, Erbtöchter, Gemeindevermögen, wobei man wol die perſönliche Unfähigkeit mitzuwirken vorzüglich berückſichtigt hatte. Der Trierarch mußte Rechnung ablegen; nicht allein, inwiefern er von ſeinem Vermögen das Vorgeſchriebene geleiſtet, ſondern auch inſofern er vom Staate Geld und Geldeswerth zur Verwaltung empfangen hatte. Von jeher lieferte der Staat das Schiff, und nur einzelne reiche Perſonen hielten ſich eigene Trieren zu eigenem Gebrauche, zum Kapern oder zum Verkauf. Während des peloponneſiſchen Krieges gab der Staat den Rumpf und den Maſt des Schiffes, den Sold und die Verpflegung; wogegen der Trierarch alles übrige Geräthe herbeiſchaffen und das Schiff im Stande halten mußte. Das letzte verurſachte, bei langen Reiſen und ſchadhaften Schiffen, ſehr bedeutende Ausgaben. Die Veränderungen in den trierarchiſchen Verpflichtungen betrafen nur die Lieferung des Geräths, die Zuſammenbringung der Mannſchaft und die Vertheilung der Laſt ſelbſt. Lange Zeit war für jedes Schiff nur ein Trierarch, dann verſtattete man, daß ſich zwei darin theilten. Um die faſt immer ſehr mangelhaften Grundſätze der Herbeiziehung zu verbeſſern, entſtanden ums Jahr 357 vor Chriſtus die trierarchiſchen Symmorien.

Zwölfhundert der Reichſten waren in zwanzig Sym-

morien vertheilt, und dreihundert unter ihnen bildeten wiederum einen engeren leitenden Ausſchuß. Jetzt traten zwar mehr oder weniger Mitglieder zur Stellung eines Schiffes zuſammen, aber die den Vorſchuß leiſtenden Reichern zogen denſelben oft ganz von den Aermern wiederum ein, ohne ſelbſt etwas zu tragen; oder Alle zahlten gleichmäßig nach der Kopfzahl, und nicht verſchieden nach dem Vermögen. Zur Abſtellung dieſer Mißbräuche ſetzte Demoſthenes folgendes Geſetz durch: die Trierarchen werden nach Verhältniß des Schatzungskapitals herangezogen, und von zehn Talenten deſſelben wird ein dreirudriges Schiff ausgerüſtet. Die, welche weniger Vermögen beſitzen, treten in Geſellſchaften zuſammen, bis ihr Schatzungskapital zehn Talente beträgt; und die Verpflichtung der Reicheren ſteigt, nach Maßgabe ihres größeren Schatzungskapitals, bis auf drei Trieren und ein Hülfsboot, niemals aber höher. Wenn alſo die obige Schätzung des Nauſinikos noch zum Grunde lag, ſo rüſtete man von funfzig Talenten Vermögen oder zehn Talenten Schatzungskapital ein Schiff. Den Aermern, welche nunmehr nach Verhältniß ihres Vermögens beitrugen, war durch dieſe demoſtheniſche Einrichtung ſehr geholfen, und nicht minder dem Staate, weil kein Reicher mit geringem Beitrage mehr durchſchlüpfen konnte. Sonſt ſtand es hier auch noch frei, ungerechtem Drucke durch den, ſchon erwähnten, aber freilich höchſt unbequemen und weitläufigen Vermögenstauſch zu entgehen, wobei (Bergwerke allein ausgenommen) unbewegliches und bewegliches Vermögen, mit allen Forderungen, Laſten und Schulden überging.

Trotz aller dieſer Hülfsmittel waren die Athener oft in großer Geldverlegenheit, und perſiſche Hülfsgelder, Beute, Kriegsſteuern u. ſ. w. brachten ihren Gegnern faſt noch öfter Vortheil als ihnen. Seit der Niederlage bei Aigospotamoi hört man von keinem Schatze und, den Lykurgos etwa ausgenommen, ſcheint Niemand die Mängel der Finanzverwaltung gründlich eingeſehen und ihre Ab-

ſtellung eifrig bezweckt zu haben. Deshalb kam es dahin, daß Athen zuletzt bei den Königen bettelte und von den Geſchenken zehrte, welche dieſe der Stadt ihres alten Ruhmes halber, bewilligten. Sonſt fehlte es in Hellas auch nicht an wunderlichen, ja frevelhaften Mitteln und Auswegen, um ſich Geld zu verſchaffen (worüber manchem nachahmenden Finanzliebhaber, das zweite Buch der Oekonomik des angeblichen Ariſtoteles zu empfehlen wäre) nur von Anleihen iſt faſt gar nicht die Rede.

Dazu trug, neben andern Gründen, gewiß die Höhe des Zinsfußes bei: denn während man Grundſtücke ſchon von acht bis zwölf vom Hundert nutzte, gab man in der Regel zwölf bis achtzehn vom Hundert an Zins; ja dieſer ſtieg bei außerordentlichen Fällen bis zu ſechsunddreißig vom Hundert[1]. Als Urſachen dieſer Erſcheinung laſſen ſich aufzählen: die Mängel der Gerichtsverfaſſung, die oft gewaltſame Behandlung der Geldſchuldner (welche ſelbſt Solon nicht ſcheute), der Mangel an Gelde und die ſtarke Nachfrage, der Wucher und die Erlaubniß jeden Zinsſatz zu nehmen.

Da aus der bisherigen Darſtellung das Gute und das Mangelhafte der atheniſchen Einrichtungen ſchon genügend hervorgeht, ſo fügen wir ſtatt weiterer Urtheile, nur eine, bei der Vergleichung mit der neueſten Zeit ſich aufdrängende, Bemerkung hinzu[2]. Diejenigen Finanzmänner nämlich, welche à la hauteur du siècle ſtehen, werden den größten Fehler darin finden, daß Athen das Anleiheſyſtem nicht ausbilden wollte oder konnte; wir ſind aber nicht dieſer Meinung! Denn ob wir gleich ſehr gut wiſſen, daß in entſcheidenden Augenblicken der Staat lieber Schulden ma-

1 Schon vor Anfang des peloponneſiſchen Krieges reden die Korinther davon: ſie wollten in Delphi und Olympia Geld leihen. Von wem; etwa aus den Tempelſchätzen? Thucyd. I, 121.

2 Es ſey erlaubt, dieſe vor dreißig Jahren niedergeſchriebene Bemerkung hier zu wiederholen, obgleich ſie in ſolchem Umfange nicht mehr paßt.

Digitized by Google

chen, als untergehen ſoll; ſo ſcheint uns doch die Theorie, welche Schulden als Reichthum darſtellen, in Reichthum verwandeln will, ein leeres ſophiſtiſches Geſchwätz, in Vergleich mit welchem der alte hausväterliche Satz: „wer ſeine Schulden bezahlt, verbeſſert ſeine Umſtände“, viel mehr wahre Weisheit enthält. Manche werden zwar einwenden: „es könne nur einzelnen Thoren einfallen Schulden als etwas unbedingt Gutes darzuſtellen, wol aber ſey es ein relatives Glück, Schulden im Fall der Noth machen zu können, die man ja auch ſobald als möglich bezahlen wolle.“ Dieſer Berichtigung treten wir gern bei, aber ſie greift das Uebel nicht an der Wurzel an, ja ſie kennt das Uebel nicht einmal. Es iſt hier keineswegs von einer einzelnen Erſcheinung, von einem durch danebenſtehende Beſſerungsmittel leicht vertilgten oder gar überbotenen Mißverhältniß; ſondern von einem Uebel die Rede, welches die Staaten wie die Einzelnen ergriffen hat, überall öffentlich und insgeheim mit unermeßlicher Macht und Eile fortwirkt, die Anſichten und das Thun der Gegenwärtigen, mit den Anſichten und den Thaten unſerer Vorfahren in einen ſchroffen Widerſpruch ſtellt, und den Fluch unſerer Kinder auf uns laden wird, wenn uns die Schuppen nicht bald von den Augen fallen. Was thaten unſere Vorfahren? Sie verzehrten nicht die ihnen hinterlaſſenen Güter, ja nicht einmal deren laufende Einnahmen; ſondern hielten es für ihre Pflicht und ihren Ruhm, einen Theil derſelben in etwas Bleibendes, Früchte Tragendes, Erzeugendes zu verwandeln: wir dagegen verzehren nicht blos die Einnahmen, auf eine Weiſe welche keine Spur zurückläßt, ſondern vergeuden auch das empfangene Kapital; wir vergeuden nicht blos das empfangene Kapital, ſondern wir benutzen auch gierig die neu erfundenen gerühmten Kunſtſtücke, wodurch man ſelbſt diejenigen Kapitale, welche etwa die Nachkommen erzeugen könnten, ſchon im Voraus ungefährdet verzehren kann. Bleibe man doch ja mit dem flachen Einwande zu Hauſe, als legten wir zu viel Gewicht auf das

ſchlechte Geld und Geldweſen: es iſt hier nicht von bloßem Gelde, ſondern von dem unendlichen Reichthum die Rede, welchen unſere Vorfahren durch ihre Weisheit und treue Vorſorge erzeugten, der Europas Bildung und Größe, und guten Theils alles das erzeugt hat, was wir an der neuen Geſtaltung der Menſchheit ſo gern zu rühmen pflegen. Der Gelehrte ſtrebt jetzt nicht darnach, einem Werke die höchſtmögliche Vollendung und Dauer zu geben, ſondern zerſplittert ſeine Kräfte in Erzeugniſſen, welche der Augenblick erzeugt, wie zerſtört. Der Bürger lebt jetzt nur zu oft unbekümmert von der Hand in den Mund, und wenn er kaum der nächſten Verwandten und Armen gedenkt, wie könnte da noch von bürgerlichen Stiftungen und Vermächtniſſen die Rede ſeyn? Statt der ſinnvollen Anhänglichkeit des Adeligen an das freie Gut, welches er verbeſſert und verſchönert ſeinen Kindern und Kindeskindern hinterließ, finden wir wucherliches Kaufen und Verkaufen, welches zuletzt immer mit Schulden und einer innerlichen und äußerlichen Jämmerlichkeit endet, die man durch Vornehmthun nicht verdecken kann. Das perſönliche Verhältniß zu den Unterthanen hat ſich nicht veredelt, wie zu wünſchen war, ſondern in ein ſachliches verwandelt. Die großen Beſitzungen der herrſchenden Familien ſind in den allgemeinen Staatstiegel geworfen und verflüchtigt, und jene Herrſchenden würden, im Fall einer größeren Umwälzung, noch ärmer und eigenthumsloſer als die Aermſten ihrer Unterthanen, aus dem Lande fliehen müſſen! Was Jahrhunderte für Kirchen und Schulen, für fromme Stiftungen vielfacher Art allmälig ſammelten und verwendeten, hat dies eine Geſchlecht mit einem Male den Begierden des Tages geopfert und ſich dieſer Weisheit noch gerühmt, oder in eigennütziger Großmuth geprahlt: „ich will Nichts erben, aber auch Nichts hinterlaſſen." Aber die Folgen brechen ſchon jetzt ſchwer herein, und die, ſelbſt ohne Rückſicht auf die Herſtellung des Zerſtörten, unmäßig anwachſenden Laſten und

Steuern ſowie die täglich ſteigende Noth der Armen, zeigen Allen auf ſehr empfindliche Weiſe, was es heiße: „der Tag allein ſolle den Tag ernähren!“

Anhang.

Wir geben noch einige Proben von Finanzmaßregeln aus der Oekonomik des angeblichen Ariſtoteles.

Cypſelus hob in Korinth zehn Jahre lang, zehn vom Hundert des Vermögens. — Lygdamus in Naxos verkaufte den Verbannten ihre eigenen Güter, da kein Anderer ſie kaufen wollte. Die Byzantier verliehen für Geld Halbbürtigrn das Bürgerrecht, hoben von gewiſſen Gewerben ſehr hohe Steuern, überließen das Geldwechſeln ausſchließend einem Einzelnen, veräußerten die Staatseinnahmen vom Salze, und in der Noth ſogar geheiligte Dinge. — Als Oel und Mehl in Lampſakus ſehr wohlfeil wurden, verkaufte man es höher, und behielt das, über den eigentlichen Marktpreis Einkommende, für den Staat. — Die Epheſier nahmen bei eintretendem Geldmangel den Frauen ihren Schmuck, und erlaubten daß der Name eines jeden welcher dem Staate etwas ſchenke, wie bei Weihungen von Tempeln, genannt und zum Andenken aufgezeichnet werde. — Als die Lacedämonier einſt den Samiern eine Geldſumme nicht zahlen konnten, ſchrieben ſie einen Faſttag aus und gaben jenen das hiedurch Erſparte. — Die Mendäer ließen die Grund- und Hausſteuer uneingefordert ſtehen bis Noth eintrat, dann wurde ſie mit Zinſen verlangt; — ob ſie aber auch einging? Ein anderes Mal befahlen ſie daß jeder ſeine Sklaven, bis auf einen männlichen und einen weiblichen, zum Beſten des Staates verkaufen ſolle.

Dionyſius erklärte: „einem Befehle der Ceres gemäß, hätten ſeine Frauen allen Schmuck in deren Tempel ge-

bracht, die übrigen möchten nachfolgen.“ Es geſchah aus Furcht, und der Tyrann behielt zuletzt Alles für ſich. Er ſchlug Geld von Zinn, nahm den Götterbildern ihre goldene Bekleidung und ſagte ſpottend: „er wolle ihnen für die heiße Jahreszeit eine leichtere machen laſſen.“ Von einer anderen Bildſäule, welche eine Schaale vor ſich hinhielt, ſagte er: „ſie biete dieſe dar, und er nehme die Gabe willig an“ u. ſ. w.

Siebenundzwanzigste Vorleſung.

Die Literatur.

Nichts iſt gewiſſer als daß die Geſchichte des Staats und der öffentlichen Angelegenheiten, ihre Eigenthümlichkeit und ihre Einheit verliert, wenn ſie die Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften mit aller Umſtändlichkeit in ſich aufnehmen will; aber nicht minder unläugbar iſt es, daß ſich die Verhältniſſe des Staats nie ganz aufklären laſſen, ſobald man auf dieſe Dinge gar keine Rückſicht nimmt. Oder wer darf ſich rühmen er kenne Hellas, wenn ihm die griechiſche Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft fremd bleibt. Weit entfernt von dem Anſpruche, als könne das Nachfolgende über dieſe unerſchöpflichen Dinge irgend gründlich belehren, wollen wir nur durch einzelne Bemerkungen den Vorwurf entfernen: daß ſich in dieſen Vorleſungen eine ſehr wichtige Lücke befinde, welche wenigſtens einigermaßen auszufüllen, auch nicht einmal ſey verſucht worden.

Die Dichtkunſt wirft hier, wie faſt überall, das erſte Licht in das Dunkel der uralten Zeiten; aber neben den natürlichen und leicht begreiflichen Ergüſſen des einfachen Menſchen über die nächſten Erſcheinungen des Lebens, ſollen uralte, vorhomeriſche Lieder vorhanden geweſen ſeyn, welche heilige Lehren in ſinnvoller Sprache verkündeten,

und mit aſiatiſcher Prieſterweisheit in Verbindung ſtanden. Für das ehemalige Daſeyn von ſolcherlei Dichtungen fehlt es aber jetzt mehr als je an genügenden Beweiſen, ſeitdem die angeblichen Werke des Orpheus als unächt anerkannt ſind, ja ſein perſönliches Daſeyn höchſt zweifelhaft geworden iſt[1]. Jedenfalls hätten Gedichte jener Art nicht Gelegenheit und Anreizung zum weiteren Ausbilden und Mehren gegeben; weshalb in dem beweglichen und empfänglichen helleniſchen Volke, die epiſche Dichtung, zwar nicht plötzlich, aber deſto mächtiger und mannigfaltiger hervorwuchs; ſo daß man keineswegs in der homeriſchen Welt ein beſchränkteres, oder ſchwächeres Nachbild einer früheren, größeren und tiefſinnigeren Zeit ſehen darf.

Bei den Epikern zog übrigens nicht blos die Form an, ſondern auch der Inhalt, welcher theils durch den Stamm und die Umgebung gegeben war, theils durch den Dichter erſchaffen ward. Er vermittelte das Gegenſtändliche, und ordnete nicht blos das Einzelne und Beſondere, ſondern auch das größere Ganze; obwol hiemit nicht gemeint iſt, Alles ſey im voraus genau berechnet und angelegt worden.

Wenn ſchon die Argonautenfahrt nicht ohne allen geſchichtlichen Grund iſt, dann noch weniger der trojaniſche Krieg. Größer aber als dieſer Krieg ſelbſt, erſcheinen allerdings deſſen Folgen: und zwar nicht allein zur Mehrung nützlicher Kenntniſſe, und zur Umgeſtaltung mancher geſelligen Verhältniſſe; ſondern auch zum Begründen einer ächten Bildung. Ein Dichterwerk wie die Ilias und Odyſſee iſt einzig in ſeiner Art; und es hat einzig gewirkt auf Erziehung der Jugend, Begeiſterung der Künſtler, Befeuerung der Männer, auf Einigung und Gemeinſamkeit der Anſichten und Beſtrebungen aller Stämme.

Freilich findet die homeriſche Einfachheit in unſeren Tagen oft bei neumodiſch Verwöhnten wenig Beifall und

[1] Cic. de nat. Deor. I, 38.

Anklang; und doch liegen in ihr und ſind mit ihr verbunden alle dichteriſchen Beſtandtheile von dem ſcheinbar Unbedeutendſten, bis zum Erhabenſten. Die Ilias und Odyſſee bieten das Kräftigſte wie das Mildeſte, die höchſte Mannigfaltigkeit bei der größten Uebereinſtimmung, eine Klarheit der Darſtellung (mithin auch des Sinnes und der Auffaſſung) wie ſie nirgends gefunden wird. Auch das Sentimentale fehlt nicht; ſofern darunter nicht das pikant Kränkliche, Uebergewürzte verſtanden wird[1]. Eurykleia und Argos, die ihren Herrn wieder erkennen, ſind rührender und die Treue Penelopes ſowie der Abſchied der Andromache ergreifender, als unzählige neuere verzwickte Liebesgeſchichten und Romane.

Wem die Dinge, wem Erſcheinungen, Perſonen, Thaten nichts ſind bevor ſie erſt bereflektirt werden, der muß freilich höheren Gehalt im Homer vermiſſen. Nach dieſer Betrachtungsweiſe iſt abgezogener Branntweingeiſt reicher und ſchöner, als alle Blumen. — In derſelben Richtung liegen thörichte Deutungen der Ilias und Odyſſee aus alter und neuer Zeit; z. B. jene ſtelle den Kampf des Winters gegen die Erde vor, dieſe ſey Geſchichte des Sonnenjahres und eine Art Kalender. — Den moraliſchen Bedenken welche bisweilen in Beziehung auf Ilias und Odyſſee erhoben worden, muß man entgegnen: daß die Sittlichkeit oder Unſittlichkeit der homeriſchen Perſonen nicht in Grundſätzen und Betrachtungen, ſondern in Thaten und Schickſalen offenbar wird.

Homer bietet mehr Stoff zu bildlichen Darſtellungen, als irgend ein Dichter. Alles iſt ſichtbar und geiſtig zugleich, Alles zugleich anmuthig und ſchön, und nirgends Widriges und Entſetzen Erregendes, wie in hochgerühmten Gedichten und Gemälden aus der Zeit des mißverſtandenen, oder hierin mißbrauchten Chriſtenthums.

1 Daß die Griechen nur die Poetik der Freude erſonnen hätten (wie Aug W Schlegel, Werke VIII, 144 behauptet), widerſpricht allen Thatſachen und Zeugniſſen.

Im ächt antiken Sinne ſchreibt einer der größten Kenner des Alterthums, Quintilian[1]: „Wie? Gehen Sprache, Urtheile, Bilder, Anordnung des ganzen Werkes, nicht über das Maaß des menſchlichen Geiſtes hinaus? ſo daß es Zeichen eines großen Mannes iſt, Homers Vorzügen nicht durch Nachahmung (was unmöglich bleibt) ſondern mit dem Geiſte zu folgen.“

Beiſtimmend ſagt Leonidas von Tarent[2]:

Wenn auf feurigem Wagen die Sonn' an dem Himmel hinauffährt,
Schwinden die Sterne dahin und es erblaſſet der Mond.
Alſo verloſchen vor dir, Meleſigenes, Schaaren der Sänger,
Als du das ſtrahlende Licht himmliſcher Muſen erhobſt.

Ein anderer Dichter ruft aus:

Iſt Homeros ein Gott, mit Göttern dann werd' er verehret;
Und wenn keiner er iſt, ſo werd' er ein Gott doch erachtet.

Dieſe ſeit Jahrtauſenden übereinſtimmenden Urtheile und Gefühle über Form und Inhalt, Einheit und Mannigfaltigkeit und unerreichbare Schönheit der Ilias und Odyſſee, wurden in der neueren Zeit nicht blos mehr oder weniger in Zweifel gezogen; ſondern ſtatt der geläugneten Sonne des einen Homer, ſind jene Schaaren verdunkelter Sänger als ſelbſtändig leuchtend in den Vordergrund geſtellt worden. Dieſe Sänger (ſagt man) waren des Schreibens unkundig, zahlreiche von ihnen herrührende, unzuſammenhangende Bruchſtücke wurden erſt ſpäter aneinandergeſetzt und überarbeitet, getrennt und verbunden und aufgeſchrieben: — deshalb muß der alte Aberglaube an einen Homer und an zwei große, abgerundete, von ihm herrührende Heldengedichte ſchlechterdings aufgegeben werden.

Dieſe Anſichten und Behauptungen hat F. A. Wolf mit ſolcher Gelehrſamkeit und ſolchem Scharfſinne zu begründen und zu vertheidigen gewußt, daß ſie von den

1 Quintil. inst. orat. X, 1, 50.

2 Jacobs Anthologie III, 7. Analect. Brunk. II, 255; Löbell I, 525.

meiſten deutſchen Alterthumskennern nicht blos angenommen, ſondern ähnlicher Weiſe auch auf andere Gedichte (z. B. die Nibelungen) ja auf die in der Bibel enthaltenen Schriften angewandt wurden. Nicht ſo allgemein war der Beifall außerhalb Deutſchland; vielmehr erklärten ſich S. Croix[1], Villoiſon, Ruhnken, Penn, Thirlwall u. A. für Einheit der Werke und des Verfaſſers.

Als eine, auf weitere Forſchung bezügliche, vermittelnde Meinung ſtellt ſich das Folgende dar. Es unterliegt keinem Zweifel, daß einer homeriſchen Dichtkunſt viele Uebungen der Sprache vorangehen, und den Sängern und Sängerſchulen ein großer Reichthum von Sagen und Berichten für die Benutzung zur Hand ſeyn mußte[2]. Vielſchreiberei iſt ferner den älteſten Zeiten fremd: wenn jedoch auch die Nachricht unbeglaubigt iſt, daß Kadmus ſchon Buchſtaben mitbrachte und Weihgeſchenke mit Inſchriften aus der Zeit des Lajus ſich in Delphi befanden[3]; ſo iſt doch eben ſo wenig vollſtändig erwieſen daß zur Zeit des trojaniſchen Krieges und ſelbſt noch zur Zeit des Dichters der ihn beſang, die Schreibkunſt ganz unbekannt war. Freilich iſt ein großer Unterſchied zwiſchen dem Niederſchreiben kurzer Inſchriften und langer Gedichte; gewiß aber entſtanden dieſe zu einer Zeit, wo Könige und Adel in Hellas noch das Uebergewicht hatten, und was jene Zweifler den Schreibern erſparen, laden ſie kühn dem Gedächtniſſe auf. Daher ſagt Thirlwall in ſeiner Geſchichte Griechenlands[4]: „es erſcheint eine verlorene Arbeit ſo verwickelte Hypotheſen zu erfinden, blos um das Schreiben einige Geſchlechtsfolgen weiter hinabzuſetzen.“ — Kann *Einer* die Ilias und Odyſſee auswendig lernen, ſo kann ſie auch *Einer* dichten, und zwiſchen beiden Werken finden

1 Schöll, Literaturgeſchichte I, 97.

2 Fr. Schlegel, Geſchichte der epiſchen Dichtkunſt 58.

3 Herod. V, 58.

4 Thirlwall I, 248. Nitzsch de Historia Homeri.

ſich bei Weitem nicht ſo große Unterſchiede, als zwiſchen den Werken Shakſpeares. Im Fall aber Homer auch nie ſchrieb, ſo folgt daraus doch keineswegs daß er nie lebte: ein nicht niederſchreibender Dichter, iſt auch ein Dichter.

Allerdings ſind in der Ilias und Odyſſee, Lücken, wenig vermittelte Uebergänge, einzelne Wiederholungen, Irthümer, Einſchiebſel und Epiſoden; aber in weit geringerer Zahl als in den meiſten andern, epiſchen Gedichten, z. B. beim Bojardo und Arioſto, und ſelbſt beim Virgil[1]: — und doch kann niemand deshalb läugnen daß dieſe Männer gelebt und ihre Werke geſchrieben haben. In der Ilias, und noch mehr in der Odyſſee, offenbart ſich eine größere Einheit und Gleichartigkeit des Plans und der Behandlung, als im verliebten, oder raſenden Roland, im befreiten Jeruſalem, der Luſiade, dem verlorenen Paradieſe und Meſſias; des Miſchmaſch im Schah Nahmeh und Mahabharata nicht zu gedenken. — Das in unſern Tagen ſo oft verſuchte Auflöſen eines Ganzen in ſeine Beſtandtheile, iſt oft nicht Begründung oder Nachweiſung höheren Lebens, ſondern kalten Hinſterbens. Der eine Homer, oder die Homeriden und Diaſkeuaſten erſchufen, organiſirten; die neuere Philologie hingegen gefällt ſich oft darin poetiſche oder geſchichtliche Kunſtwerke durch Säuern und Reagentien zu zerſtören, zu desorganiſiren. Dichter muß man lieben um ſie zu verſtehen; und das Lebendige das man liebt, anatomirt man nicht. Erſt wenn einer ſtreng und ſcharfſichtig zerſetzenden Philologie, die Richtung auf das lebendige Ganze, die Begeiſterung für das Ausgebildete gegenüber oder zur Seite ſteht, wird das höchſte Ziel erreichbar und Wahrheit und Schönheit neu verklärt werden. Jeden Falles bleibt es einſeitig und unpoetiſch einem Dichter (als ſchriebe er ein Handbuch der Chronologie) überall Tage und Stunden nachzurechnen, und wenn das Ergebniß

1 Aehnlicherweiſe ließen ſich auch viele Trauerſpiele und Luſtſpiele auflöſen und zerſtücken, die doch ohne Zweifel von einem Verfaſſer herrühren.

nicht mathematiſch genau ſtimmt, ſogleich über Mangel an Wahrheit zu klagen, tadelnswerthe Lücken zu rügen und verſchiedene Bearbeiter anzunehmen.

Während Anfang und Ende der Ilias und Odyſſee jetzt von Manchem als überflüſſig, unpaſſend, geſchmacklos, angeflickt bezeichnet werden, ſagt Quintilian an obiger Stelle: „Homer hat in wenigen Verſen die Geſetze der Einleitungen (Proömien) nicht befolgt, ſondern für immer aufgeſtellt, und welcher Epilog wird jemals dem gleichkommen, wo Priamus den Achilles anfleht.“ — Mag ſich der letzte Geſang der Odyſſee für den feinſten Sprachkundigen von den übrigen unterſcheiden; gewiß iſt er zur Abrundung des Ganzen unentbehrlich und kein hors d'oeuvre. Odyſſeus mußte ſich mit ſeinem Vater verſtändigen und mit dem Volke von Ithaka verſöhnen, ſonſt fehlte Abſchluß und Beruhigung. In gleicher Weiſe dient der letzte Geſang der Ilias zur Auflöſung der Diſſonanzen, und die urſprüngliche Abfaſſung, oder ſpätere Anfügung beider Schlußgeſänge, rechtfertigt ſich vor dem Verſtande, wie vor dem Gefühle.

Wenn ſich aus Bruchſtücken unzuſammenhangender Lieder ſo leicht ein großes Epos zuſammenſetzen ließe, warum iſt es denn ſeit Jahrtauſenden nur dem Homer gelungen? Die Späteren hatten Stoff, Abſicht, Berechnung, Vorbilder, Bauſteine oder disjecti membra poetae in Ueberfluß, es gab Kunſtlehren und Kunſtſchulen, wohlerzogene geſchmackvolle Leute, große Kenner der Sprache, Metrik und Grammatik; und doch haben ſie keine zweite Ilias und Odyſſee zu Stande gebracht. Mögen ihr Stoff, ja die erſten Bearbeitungen nicht aus einer Zeit ſeyn, auch nicht von vorn herein die Idee eines umfaſſenden Ganzen vorgeſchwebt haben, mögen Sänger, Ordner und Kritiker ſich die größten Verdienſte um jene helleniſchen Heldengedichte erworben haben und Männer von dem reinſten Geſchmacke und dem zarteſten Gefühle geweſen ſeyn; hieraus folgt aber nicht, daß ſo vollendete Werke wie die

Ilias und Odyſſee lediglich durch eine Reihe mittelmäßiger Perſonen entſtanden. Es muß zuletzt ein großer Dichter (denn viele anzunehmen iſt jedenfalls noch kühner) ſo groß wie ihn Jahrhunderte nur einmal erzeugen[1], mit tiefſinniger Begeiſterung die bisher zerſtreuten Strahlen zu ſolchem Sonnenglanze vereinigt, die vereinzelten Töne zu ſolcher Harmonie geſteigert, die ſchwankenden Geſtalten ſo geordnet und zu ſolch einer feſten Perſönlichkeit erhoben haben, daß Jahrtauſende ihrem friſchen Leben nichts rauben konnten.

So kommt man (da alle künſtlichen Beweiſe und Gegenbeweiſe nicht vollkommen ausreichen) zuletzt immer auf perſönliches Gefühl und Urtheil zurück. In dieſer Hinſicht mögen noch einige Zeugniſſe ſolcher Art hier Platz finden. Wilhelm von Humboldt ſagt[2]: „durch die Verabſäumung der ſorgfältigen Trennung des zu berechnenden ſtufenartigen, und des nicht vorauszuſehenden unmittelbar ſchöpferiſchen Fortſchreitens der menſchlichen Geiſteskraft, verbannt man ganz eigentlich aus der Weltgeſchichte die Wirkungen des Genies." — Bernhardy urtheilt[3]: „in der Ilias und Odyſſee ſind Stoff und Form, Götterthum und Menſchlichkeit, epiſcher Ton und ſtiliſtiſche Mittel in ſo innigen Zuſammenhang verſetzt und mit ſo weiſer Beherrſchung zum lichteſten Gemälde gruppirt, daß ein Herausgreifen einzelner Glieder, eine Zerſtückelung des Ganzen in ſeine Beſtandtheile durchaus verwehrt wird." — Welcker ſchreibt: der Dichter der Ilias iſt eine Perſon, unter allen Geſchlechtern der Menſchen eine der hervorragendſten; eine andere unbekannte Perſon, eine höchſt ſinnvolle und kunſtgeübte, iſt der Dichter der Odyſſee[4]. — Göthe ſagt:

1 Chios und Smyrna haben den größten Anſpruch, Geburtsſtädte Homers zu ſeyn. Seine Blüthe fällt am wahrſcheinlichſten auf die zweite Hälfte des zehnten Jahrhunderts vor Chriſtus.

2 Kawiſprache XXXIII.

3 Griechiſche Literaturgeſchichte II, 55.

4 Welcker, der epiſche Cyclus 127.

„die Ilias erscheint mir so rund und fertig, daß nichts dazu noch davon gethan werden kann[1].“ — In der Nähe von Ilium ruft die Gräfinn Hahn aus[2]: „alter Homer! wie müßtest du lächeln, wenn du wüßtest welche Mühe sich die Spekulation unserer kleinen, hohlen Zeit giebt, um deine große volle Existenz in die bettelarme Sphäre des Zweifels zu ziehen.“

Von den epischen Dichtern die man zur Schule, oder zum Kreise Homers zählen kann, ist leider fast Alles verloren gegangen[3]; denn wenn sie auch an dichterischer Vollkommenheit gewiß weit hinter ihm zurückstanden, hätten sie doch gleichwie die späteren, mehr gelehrten Epiker[4], für Geschichte und Mythologie erhebliche Belehrungen dargeboten.

Die Werke, welche wir unter dem Namen des Hesiodus besitzen, rühren gewiß nicht von einem Verfasser her, sondern von mehreren nur mittelmäßigen Dichtern. Sie stehen sowol in Hinsicht auf Quantität, als Qualität unendlich weit hinter den homerischen zurück, oder können eigentlich gar nicht mit ihnen verglichen werden. Denn bei allem Anspruch auf Gedankentiefe und Lebensweisheit zeigt sich in Wahrheit nur zu viel Trivialität, Trockenheit und Philisterei. Schönheitsgefühl, Anschaulichkeit, Geschmack, Einheit und Abrundung fehlen, und auf Erschaffen lebendiger Personen ist es gar nicht einmal abgesehen. — Das Schild des Herkules ist Bruchstück eines späteren Gedichtes mit lobenswerthen Einzelnheiten, aber nicht ohne Ueberladung und plastische Verwirrung. — Die Theogonie giebt Gelegenheit zu den verschiedenartigsten Deutungen, ist aber bis jetzt noch immer nicht genügend entziffert worden[5].

1 Briefe an Schiller IV, 208.

2 Orientalische Briefe I, 304.

3 So Kreophylus, Arktinus, Lesches, Agias u. A.

4 Asius, Pisander, Panyasis, Antimachus, Chörilus.

5 The theogony of the Greeks contains some cosmogonic ideas; but it cannot be considered as a system of cosmogony, or translated into a string of elementary, planetary, or physical changes. Grote History of Greece I, 3.

Auch bieten ſich den Erklärern nur zu viele Abwege dar: denn es bleibt ſchwer zu entſcheiden was einheimiſch, was herübergenommen ſey? Wo die Thatſache, der Allegorie und Symbolik vorausging, oder wo ſie durch dieſe ſcheinbar erſchaffen ward; oder wo endlich Wechſelwirkung aus verſchiedenen alten Quellen und Sagen ſtattfand. — Die Werke und Tage verſetzen uns auf lebhafte und anziehende Weiſe, in jene alt einfache, obwol ſchon vielerlei überlegende Zeit. Das ganze Jahr geht mit ſeinen mannigfaltigen Beſchäftigungen an uns vorüber; aber freilich iſt in dem täglichen Treiben die Dichtkunſt oft abhanden gekommen, und da ein abergläubiger Kalender das Werk beſchließt, ſo hält uns nur die Erinnerung an das Vorhergehende ab, vom Ganzen einen gleichgültigen Abſchied zu nehmen.

Uebrigens beſchreibt Heſiodus hier die Menſchen ſeiner Zeit ſo nichtswürdig, gemüthlos und unglücklich, daß alle Lobpreiſer der alten guten Zeit beſchämt und lächerlich, oder gezwungen werden die angebliche Vollkommenheit in das ungeſchichtliche Paradies und goldene Zeitalter zurück zu verlegen. Heſiodus ſagt nämlich[1]:

„Nicht iſt hold der Vater dem Sohn, noch der Sohn dem Vater,
Nicht dem bewirthenden Freunde der Gaſt, noch Genoß dem Genoſſen,
Nicht dem Bruder einmal wird herzliche Liebe wie vormals.
Bald verſagen ſie ſelbſt grauhaarigen Aeltern die Ehrfurcht,
Ja mißhandeln auch ſie mit Schmach und Beleidigung redend. —
Fauſtrecht herrſcht, rings ſtrebt man die Stadt zu verwüſten einander.
Nicht wer die Wahrheit ſchwört wird begünſtigt, noch wer gerecht iſt,
Oder wer gut; nein mehr den Uebelthäter, den ſchnöden
Frevler ehren ſie hoch!" u. ſ. w.

In ſo grämliches, einſeitiges, unwahres Wehklagen verfällt Homer niemals; ihm genügt es daß Neſtor, ſeinem Charakter gemäß, die Vorzeit der Gegenwart vorzieht,

1 Werke v. 181. Aehnlich Theognis wenn er ſagt:
Keinen, der völlig ein guter und rechtlicher Mann ſich erwieſe,
Mag jetzt Helios Licht unter den Lebenden ſchaun.
Weber elegiſche Dichter 77.

ohne dieſe perſönliche Anſicht in eine allgemeine zu verwandeln.

Neben der vollendeten Meiſterſchaft in Auffaſſung des Gegenſtändlichen, machte auch das Perſönliche bald ſeine Bedeutung geltend, und es entwickelte ſich (vorzugsweiſe in Jonien) die Elegie und der Jambus in viel freieren und mannigfaltigeren Richtungen des Inhalts, als man anderwärts findet, oder theoretiſch vorauszuſetzen pflegt. Und mit dieſem Inhalte gingen reichere Formen Hand in Hand: das Diſtichon und der Pentameter, der Jambus, Trimeter und Tetrameter. Es beſchränkte ſich alſo der Inhalt der Elegien keineswegs auf blos klagende Empfindſamkeit (wie denn bei den Griechen weinerliche Liebe überhaupt nicht an der Tagesordnung war) ſondern wir finden in dieſer Form auch Schlachtgeſänge voll befehlender Würde und geflügelter Kraft, politiſche Ergüſſe, Bemerkungen und Belehrungen über natürliche und ſittliche Verhältniſſe, ſowie Darſtellungen des heiteren Lebensgenuſſes, der glücklichen Liebe ſowie der Mangelhaftigkeit und Vergänglichkeit menſchlicher Dinge. Leider iſt aber der größte Theil der Werke all der großen Meiſter verloren gegangen, des Kallinos von Epheſus, des Archilochos von Paros, der beiden Simonides von Samos und von Keos, des Mimnermus aus Kolophon, des Theognis aus Megara, des Solon und Tyrtäus u. ſ. w. Wir geben einige Beiſpiele[1] verſchiedener Art: Mimnermus ſingt[2]:

Wir, wie die Blätter erſprießen zur Zeit des blumengeſchmückten
Lenzes, wenn kräftig der Schein wieder der Sonne ſich mehrt,
Alſo freuen wir uns an den Blüthen der Jugend die kurze
Spanne der Zeit; und noch haben die Götter uns nicht
Schlimmes geſandt, noch Gutes, da nahen die finſteren Keren:

[1] Wir geben dieſe Beiſpiele, weil die Bruchſtücke der Elegiker weniger bekannt ſind, als die großen Werke der Epiker und Dramatiker.

[2] Paſſow im Pantheon I, 99. Weber elegiſche Dichter 31. Hertzberg 295, im dritten Jahrgange von Prutz Taſchenbuch.

Eine, ſie ſteckt das Ziel traurigen Alters uns auf;
Aber die andre des Todes: und kurz nur dauert der Jugend
Frucht, wie die Sonn' ihr Licht über die Fluren verſtreut.
Aber ſobald du zurück dies Ziel der Jahre gelegt haſt,
Beſſer als Leben ſodann wär' es, du ſtürbeſt ſogleich.

Solon ſpricht[1]:

Ueber jegliches Thun ſchwebt Mühe und ſchweben Gefahren,
Niemand, was er beginnt, ſiehet das Ende voraus.
Doch wer nach Anſehn und Ruhm zu unvorſichtig hinausſtrebt,
Der begiebt ſich in Noth, ach und in große Gefahr.
Dem der Recht thut und denkt, dem ſchenket in Allem die Gottheit
Seliges Glück und frei iſt er von Kummer und Pein.

Aehnlich ſagt ſchon Homer[2]:

Nichts iſt doch ſo eitel und unbeſtändig auf Erden,
Als der Menſch, von Allem was Leben haucht und ſich reget.
Niemals denket er ja daß Böſes ihm droh' in der Zukunft,
Während Heil ihm die Götter verleihn und die Knie noch ſtreben.
Doch wenn Trauriges nun die ſeligen Götter verhänget,
Unmuthvoll dann trägt er ſein Loos anringenden Geiſtes,
Denn ſo ändert der Sinn der ſterblichen Erdebewohner,
So wie die Tage herführet der waltende Vater vom Himmel.

Natürliche Empfindungen und Betrachtungen ſolcher Art ſchwächteu aber weder Lebensluſt, noch Lebenskraft der Hellenen. Beide Richtungen verbindend ſagt Simonides von Keos[3]:

Unabänderlich ſtets bleibt nichts hier unter den Menſchen,
Schön vor Allem darum ſagte der chiiſche Mann:
„Gleichwie der Blätter Geſchlecht, ſo ſind die Geſchlechter der Menſchen.“
Wenige Sterbliche nur, die mit dem Ohr ihn gehört,
Nahmen ſich dies zu Herzen; denn jeglicher lebet in Hoffnung,
Welche der Jünglinge Bruſt gleichwie der Männer bewohnt.
Blühet dem Sterblichen noch die erfreuliche Blume der Jugend,

1 Hauff Philologie I, 160.

2 Odyss. XVIII, 130. Aehnlich Ilias XVII, 446. — Euripides ſagt (Troaden 604): Thränen und Wehklagen der Muſen ſind ſüß den Leidenden.

3 Richter, Simonides, Schleuſingen 1836, S. 16. Weber 242.

Strebt er mit leichtem Gemüth viel Unerreichbarem nach.
Denn nicht hofft er zu werden ein Greis, nicht hofft er zu ſterben,
Krankheit kümmert ihn nicht, wenn ihn Geſundheit umblüht.
Thoren die alſo täuſchen den Sinn! Nicht wiſſen ſie Alle
Wie uns Menſchen ſo ſchnell Jugend und Leben entfleucht.
Doch du merke die Lehre dir, und bis zur Gränze des Lebens,
Gönne dem Herzen getroſt lachender Freuden Genuß.

In ſeinem Sinne ruft Anakreon[1]:

Ferne mit ihm, wer ſitzend im Kreis bei gefülltem Becher
Redet von Fehd' und Gelärm thränenerregenden Kriegs:
Aber heran wer der Muſen, und liebliche Gaben der Kypris
Paarend in trautem Verein, ſinniger Freude gedenkt.

Ganz in anderem, kriegsermuthigenden Tone, ermahnt Kallinos[2]:

Ehre ja bringt es dem Mann, und glanzvoll iſt es zu kämpfen,
Für ſein Land und Kind und für ſein junges Gemahl
Gegen die Feinde! Der Tod wird kommen, wenn immer die Moiren
Spinnen das ſchwarze Geſchick; aber nur gerade darauf,
Hoch erhoben den Speer, und ein muthiges Herz an die Tartſche
Feſtangedrängt, wenn des Kampfs blutig Gewirr ſich erhebt!
Denn zu entfliehen dem Todesgeſchick ward unter den Männern
Keinem beſtimmt, wenn auch ſchon Göttern entſproßte ſein Stamm.
Oftmals blutigen Schlachten entflohn und dem Lanzengeſauſe
Kehrt er zurück, und zu Haus trifft ihn des Todes Geſchick.
Aber nicht ihn, traun, liebet das Volk, ihn ſehnt es zurück nicht:
Doch fällt jener, ſo klagt Hoher und Niedrer um ihn.
Denn es verlanget die Bürger nach ſo ſtarkherzigem Manne,
Sank er; ein Halbgott ſcheint Allen er, wenn er noch lebt.
Gleich wie ein Bollwerk ragt, ſo ſtehet er ihnen vor Augen,
Denn was für Viele genügt, hat er als Einer gethan.

Dem ernſten Theognis iſt Folgendes entnommen[3]:

Flehe die Himmliſchen an, hoch walten ſie; ohne die Götter
Kommt nicht gutes Geſchick, kommet nicht böſes dem Mann. —
Meid' in der Haſt Unheil zu beſchleunigen! Nein wie ein tiefer
Geiſt dir und trefflicher Sinn wurde, ſo brauch' ihn zuvor.

1 Weber 64.

2 Weber 5. Hertzberg 265.

3 Weber 88, 126, 127, 129, 139, 142, 147, 191.

Raſenden blos fleugt ſtürmiſch der Muth und des Herzens Beſinnung,
Aber Bedächtigkeit reift guten und ſichern Entſchluß. —
Blühende Kraft und Jugend bethört die Gemüther zu Leichtſinn,
Und hebt Vielen das Herz, daß es in Schuld ſich verſtrickt. —
Einſicht ſchenken die Götter als trefflichſte Gabe den Menſchen,
Kyrnos; durch Einſicht kann Alles beherrſchen der Menſch. —
Rüttele nicht, iſt leidlich dein Loos, und verbleibe gelaſſen;
Doch iſt es übel, dann auf, bis es zum Gleiſe gebracht. —
Was du begehrſt, ich kann nicht, o Herz, dir Alles erfüllen:
Duld', um des Schönen Genuß ſehneſt nicht du dich allein. —
Thörichtes Menſchengeſchlecht und kindiſches, welches die Todten
Klaget, und nicht vielmehr blühender Jugend Verluſt. —
Nimmer noch mög' ein Begehr an der Weisheit Statt und der Tugend,
Neu einnehmen mein Herz; ſondern mit ihnen im Bund
Will ich mich freun an der Harf' und am Chorreihntanz und Geſange,
Und in der Edelen Kreis würdig bewähren den Sinn. —

Zur Charakteriſtik zweier entgegengeſetzten Anſichten des Lebens, mögen noch zwei kurze Gedichte aus der alexandriniſchen Zeit hier Platz finden. Poſeidippos ſagt[1]:

Welcherlei Pfad ſoll man einſchlagen im Leben? Der Markt bringt
Hader und läſtig Geſchäft; bleibſt du zu Hauſe, ſo haſt
Sorgen du nur; auf dem Feld Mühſal und Furcht auf dem Meere.
Gehſt du auf Reiſen und haſt Geld, ſo geräthſt du in Angſt,
Haſt du nichts, in Jammer und Noth; vermählſt du dich, fehlen
Sorgen dir nicht; unvermählt lebſt du in Einſamkeit hin.
Kinder zu haben iſt Laſt; nicht Kinder zu haben Verwaiſung;
Jugend hat thörichten Sinn; kindiſch wird wieder der Greis.
Nimmer geboren zu ſeyn darum wol wäre das Beſte,
Oder man ſtürbe ſogleich, wie man geboren dahin.

Hierauf entgegnet Metrodoros:

Mancherlei Pfad kann man einſchlagen im Leben; der Markt bringt
Ruhm und kunſtreich Geſchäft; bleibſt du zu Hauſe, ſo haſt
Ruhe du nur; auf dem Felde Labſal und Gewinn auf dem Meere.
Gehſt du auf Reiſen und haſt Geld ſo gereicht es zum Ruhme;
Haſt du nichts, ſo weißt du's allein; vermählſt du dich, fehlt nicht
Häusliches Glück; unvermählt iſt nun leichter dein Loos.
Kinder zu haben iſt ſüß; nicht Kinder zu haben iſt Freiheit.

1 Weber 299—302. Hertzberg 397.

Jugend hat kräftigen Sinn; würdig iſt wieder der Greis.
Nimmer geboren zu ſeyn darum wol wäre das Schlimmſte,
Oder zu ſterben: da ja Alles ſo ſchön in der Welt.

An der Spitze der glanzvollen und tonreichen Lyrik der Griechen, ſteht Pindar; doch läßt ſich nicht läugnen, daß er mehr geprieſen wird, als geleſen, mehr geleſen als verſtanden. Freilich erſchwert Unkunde der Sprache und der Sachen das Verſtändniß; außerdem aber iſt eine Lyrik welche große Gelehrſamkeit vorausſetzt, oder in ſich ſchließt, der Sinnesart und Gefühlsweiſe mittlerer und neuerer Zeiten ganz fremd. Hiezu kömmt, daß faſt immer der vorgebliche Hauptgegenſtand pindariſcher Gedichte, ſeiner inneren Unbedeutſamkeit halber, nur beiläufig erwähnt und behandelt, oder doch mit anderen Abſchweifungen künſtlicher und verwickelter Art überdeckt iſt; wodurch es einem jetzt Lebenden doppelt ſchwer wird, ſich in die pindariſche Lyrik zu vertiefen und ſie genußreich zu finden. Viele wiederholen in dieſer Beziehung nur, was Andere vorgeſagt haben.

Welch eine unendliche Reihe von Abſtufungen und Uebergängen[1]: von der tiefſinnigen Lyrik Pindars, bis zu den anmuthigen Tändeleien anakreontiſcher Dichtungsweiſe, der reichen, eigenthümlichen Welt griechiſcher Blumenleſen[2], und den Volksliedern für Landleute, Hirten, Schiffer, Handwerker aller Art, ja für Ammen und Bettler.

In keiner Dichtungsart war jedoch Hellas reicher als in der dramatiſchen. Sie umfaßt alle frühern Dichtungsweiſen und iſt doch zugleich ſo eigenthümlich, daß viele Völker dieſe höchſte Form nie gefunden haben. Ohne die, oft einſeitig getadelte Neigung der Athener zu Geſpräch und Mittheilung, wäre dies niemals möglich ge-

1 Wäre nicht ſo viel verloren, würden ſie ſich genauer nachweiſen laſſen. Nur die Satire, welche der griechiſchen Richtung im Allgemeinen widerſprach, iſt vorzugsweiſe von den minder dichteriſchen Römern ausgebildet.

2 Zell Ferienſchriften 1, 82. Koester de cantilenis Graecorum.

weſen[1]; lakoniſche Wortkargheit erzeugt kein Drama, ja überhaupt keine Literatur. Nur in Athen war das Schauſpiel ein allgemeines Volksfeſt, eine geheiligte Feier, ein Wettkampf der edelſten Talente, ja ſo zu ſagen eine Staatsangelegenheit[2]. — Zu dieſem Zwecke wußte man alle einzelnen Richtungen und Dialekte der Sprache zu benutzen, und zu höherer Vollkommenheit auszubilden; man entwickelte verſchiedene Formen, Abtheilungen, Behandlungsarten, ohne ſich pedantiſch an lebloſe, unbrauchbare, beſchränkende Grundregeln und Vorgänge zu binden. Nur durch dieſe Freiheit konnte der erſtaunliche Reichthum dramatiſcher Werke entſtehen, deren Verluſt wir nicht genug bedauern können. Ueberſchlägt man doch die Zahl der Trauerſpiele bis zu den Zeiten Alexanders auf 1200[3], und der geſchmackloſe Athenäus las noch 800 Luſtſpiele der ſogenannten mittleren Schule, um daraus ſeine Verzeichniſſe von Kleidungsſtücken, Braten und Brühen zu vervollſtändigen.

Weder Religion, noch Schulphiloſophie, noch Moral hat die alte Tragödie unterjocht, ihr das dichteriſche Leben ausgeblaſen, und die lebendigen Perſonen etwa in bloße Allegorien und Symbole verwandelt. Ueber die zehn Gebote hinaus, offenbart ſich in der attiſchen Tragödie die höhere Sittlichkeit einer vollkommenen Ausbildung des Perſönlichen, ohne das Gemeinſame, Staat und Vaterland zu vergeſſen. Umgekehrt erweiſet eine unbefangene Betrachtung, daß die Zeiten aus welchen die drei großen Tragiker die Gegenſtände hernahmen, keineswegs ſittlicher waren, als ihre eigene Zeit, und der bloße Rückblick weder größere Tugend, noch tiefere Religion zeigte.

Es iſt hier nicht der Ort die dürftigen Nachrichten über die Entſtehung der dramatiſchen Kunſt in Hellas zu

1 Die Athener: quorum semper fuit prudens, sincerumque judicium, nihil ut possent, nisi incorruptum audire et elegans. Cicero Orator 8.

2 A. W. Schlegels Werke V, 262.

3 Bernhardy Literaturgeſchichte II, 581. Athen. VIII, 337.

erörtern. Mögen Thespis und Phrynichus in dieſer Beziehung weſentliche Verdienſte haben; für uns eröffnet Aeſchylus den Reigen: bis auf den heutigen Tag zwar nicht in jeder Beziehung der vollkommenſte, wohl aber der rieſenhafteſte, erhabenſte Dichter. Seine herrliche Zeit bildete ihn, und er wirkte mächtig auf ſie zurück. Geboren 525, geſtorben 456 vor Chriſtus, aus dem Gau Eleuſis, erlebte und nahm er Theil an den Schlachten von Marathon, Artemiſium, Salamis, Platää. Schon im 25. Lebensjahre trat er mit Trauerſpielen auf, ſchrieb deren an 70, ward öfter gekrönt, zuletzt aber auch von Sofokles und Simonides beſiegt; zum Theil in Folge natürlicher Entwickelungen und Fortſchritte, die kein Einzelner beherrſchen kann und ſoll; zum Theil aber auch vielleicht deswegen, weil Zuhörer und Richter in der Regel ſcharfſinnig und geſchmackvoll, zuweilen aber auch nicht ohne Vorurtheile und Leidenſchaften waren. Leider ſind nur ſieben Trauerſpiele des Aeſchylus auf uns gekommen; aber welch ein Schatz von erhabener Dichtkunſt und ernſter Weisheit.

Sein Prometheus iſt von ſolcher Größe und ſo unerſchöpflicher Bedeutung, daß er nie vollkommen zerlegt und erklärt werden kann, ſondern Jedem, der ihn kennen lernt, neue ungekannte Lichtſtrahlen daraus hervorzugehen ſcheinen[1]. Und, wo möglich iſt das Dreigeſtirn, der Agamemnon, die Choephoren und die Eumeniden, noch erhabener. Schon in der erſten Rede des Wächters, findet ſich neben der Freude über die Rückkunft Agamemnons, eine Hinweiſung auf Unziemliches; und der reiche Erguß des Chors, verdeckt nicht den großen Hintergrund früherer Weiſſagungen. Aber Klytemneſtras folgerechtes Verſtellen täuſcht faſt über ihre Geſinnungen, und Agamemnons erſtes Erſcheinen iſt ſo groß und königlich, daß wir ſchon beruhigt an ſeine Rettung glauben; als er dem Weibe, obgleich ge-

1 Es iſt anziehend, die Rechtfertigung zu leſen, welche Lucian dem Prometheus in den Mund legt.

warnt, nachgiebt und den Stachel banger Erwartung in uns zurückläßt. Nie war ein Schweigen beredter, als das der Kaſſandra bei der Anrede Klytemneſtras, und nach deren Entfernung nie ein Lied mehr begeiſtert, als das über ihren eigenen Untergang und das Haus der Atreionen. Klytemneſtras frevelhafter Uebermuth, des Chors vergeblich Warnen, die Erinnerung an alle Frevel die der Zweig des Thyeſtes erlitten, Iphigenias Opfertod, ſteigert bis zum Tode Agamemnons; und in dieſem ungeheuren Labyrinthe, in dieſer Anhäufung alles Heilloſen, findet das Stück kein Ende, ſondern die Hinweiſung auf Oreſtes, auf die Choephoren, iſt die eigentliche Löſung. Dieſe führen nur weiter, nicht zu Ende. Wie groß weiſſagt Oreſtes, vom Vatermorde ſprechend; nicht minder wirkt indeſſen Klytemneſtras Flehen, ihre Erinnerung an den, dem Apollon gethanen Schwur, ihr Hinweiſen auf das unabwendbare Schickſal. Furchtbareres giebt es faſt nichts, als nach der That des Oreſtes beſonnenes Bewußtſeyn von dem bald einbrechenden Wahnſinn, und das Andrängen der Eumeniden, welche nur er, nicht der Chor ſieht. Immer unergründlicher wird die Tiefe des Werks: die alten und neuen Götter, Freiheit und Nothwendigkeit, gerechte Strafe und ungerechte, Gefühle des Rechts und des Unrechts aller Theile, Erlöſung und ewige Verdammniß, ſtehen nebeneinander. Und dennoch bleiben die Menſchen (und nicht ſymboliſche und politiſche Beziehungen und Zwecke) die Hauptſache, und alle dieſe Wechſel, dieſe Bewegungen, dieſe Labyrinthe werden beruhigt; der errettende, erlöſende Faden wird gefunden! Wie? das iſt das Merkwürdigſte! Nicht mit einem philoſophiſchen Machtſpruche, nicht durch erdrückende Gewalt von der einen oder der anderen Seite, nicht durch Opferung des einen Gottes, nicht durch allmälig einbrechende Gleichgültigkeit, nicht auf eine der menſchlichen Natur fremde und unbegreifliche Weiſe: ſondern ächt und blos menſchlich, und nichts weiter.

Gleich fallen die Stimmen der Richter, dadurch an-

deutend, daß Schuld und Unſchuld auf dieſer Erde ſelten rein und ganz geſondert gegenüber ſtehe, daß beide anerkannt werden ſollen; aber der Stein, welchen die Göttinn losſprechend am Schluſſe hinzufügt, entſcheidet nicht allein, ſondern verſöhnt auch von höherer Stelle aus ohne Verletzung des Rechts, und hindert, daß Härte und Unmenſchlichkeit nicht innerlich und äußerlich überwiegend werde. Dadurch ſind ſelbſt — wie ſchön beweiſet dies Athene — die Erinnyen nicht gekränkt; auch ſie laſſen ſich verſöhnen und fügen, gleich der Göttinn, die bedeutſamſten Ermahnungen und Wünſche hinzu. Spricht man doch ſo viel von patriotiſchen Stücken, hier iſt eins im größten Sinne des Worts: Götter und Eumeniden erſcheinen und bringen Segen über Athen, und jeder Zuſchauer fühlte ſich einem Richter gleich. Es mußte Kraft und Hoheit, Thatendurſt und Thatkraft in den Gemüthern erzeugt werden.

In dieſer Beziehung reihen ſich die Perſer hier an, eine Seltenheit als hiſtoriſches Stück. Aber ſo ganz einfach hin, wollte Aeſchylos doch nicht blos Geſchichte geben; daher die Ahndungen des Chors, der bedeutende Traum der Atoſſa, endlich der Geiſt des Darius. Höher ſteigt aber auch das Stück unſeres Erachtens nicht; und die folgenden langen Wehklagen des Xerxes und des Chors, ſind mehr lyriſche Zugabe als dramatiſche Fortſchritte, ſie ſprachen damals und mit muſikaliſcher Begleitung, wol lebhafter an als jetzt. Merkwürdig bleibt es, daß ſelbſt in dem Siegestaumel, der Sieg nicht den Athenern, ſondern den Göttern zugeſchrieben wird; und eben weil er gegen dieſe gefrevelt hatte, unterlag der König mit den Seinen. Nicht minder tüchtig und für die monarchiſche Seite von großer Wirkung, ſind Atoſſas Worte: daß der Perſer König keinem verantwortlich, keinem Rechenſchaft ſchuldig ſey. So wahr als zart iſt ihr Schweigen bei der Erzählung des Boten, und als ſie endlich die Frage nach dem Geliebten wagt, nennt ſie, bange das Aergſte zu vernehmen, ihren Sohn nicht; der Bote dagegen richtig fühlend, ruft

aus: „Xerxes lebt!“ Gleich lobenswerth erſcheint es, daß die Nachricht von der ſchlechten zerriſſenen Kleidung des Königs, auf die Mutter, auf das Weib, die größte Wirkung thut und die meiſte Rührung erweckt. Man könnte fragen, warum der Dichter die Atoſſa nach der Ankunft des Xerxes, nicht wieder erſcheinen läßt? allein ſie hatte ſich in die ſtillen Gemächer zurückgezogen, und der einſame König iſt das größte Bild wechſelnden Glücks. Die beruhigende Kraft dieſer Tragödie liegt wol eigentlich in Darius' Abſchiedsrede: „auch im Unglücke erhaltet euch Heiterkeit und Beſonnenheit, genießt das was der Tag euch bietet, denn den Todten nützet Wohlſtand und Glück nicht.“ Wenn dies ein, aus der Unterwelt heraufgeſtiegener Geiſt ſagt, ſo hat es eine ganz andere Bedeutung, als wenn einer bei lebendigem Leibe ähnliche Betrachtungen anſtellt.

Welche Einfachheit herrſcht in den Sieben vor Theben, und wiederum welch ſiegreiche Geſchicklichkeit in Bezeichnung der einzelnen Charaktere, welche ergreifende Kraft ſelbſt in der Beſchreibung von Schildern und Sinnbildern. Ein kriegsluſtiges, zum Kriege befeuerndes Stück, und dennoch nicht ohne Milde: indem Antigone, trotz des Befehls ſtrenger Bürger, der unlöslichen Bande der Natur eingedenk, ihren erſchlagenen Bruder beklagt und begräbt, und dadurch auch die Gemüther der, über all das Unheil tief bewegten Zuhörer und Leſer, verſöhnt und beruhigt.

Die Flehenden ſind das mittelſte Stück von dreien, oder doch das erſte von zweien; denn daß zum mindeſten noch eines folgen muß, zeigt nicht nur die Vergleichung mit dem Bau der drei, zur Oreſtie gehörigen Trauerſpiele, ſondern vor Allem der letzte Chor. Auch giebt uns dieſer die beſtimmte Vermuthung, daß in den folgenden Stücken nicht alle Aegyptiden durch die Danaiden ermordet werden; indem der halbe Chor auf Nachgiebigkeit deutet und Heſione, wie Schlegel mit Recht bemerkt, gewiß nicht ganz einzeln im Gegenſatze heraustrat. Der Gegenſtand des

Stücks iſt faſt antiker als irgend einer, macht aber, ſobald man ſich einmal in jene Anſichten verſetzt hat, einen deſto beſtimmteren und eigenthümlicheren Eindruck, und die Worte des ägyptiſchen Herolds, der die Wirkſamkeit der argiviſchen Götter auf ſein Vaterland läugnet, erregen die Beſorgniſſe: „ob und wie die Götter ſich wol einmiſchen, hier retten oder verderben könnten?" — Ueberhaupt werden die alten Götter nur dadurch dramatiſch, daß ſie nicht unbedingte Macht haben; und ein einziger höchſter Gott iſt in der Tragödie ſo wenig zu gebrauchen, als ein vollkommener Chriſt. Die Vorſehung verſchmilzt jetzt ſo mit der Gottheit ſelbſt, daß keine Sonderung, Gegen- oder Mitwirkung dramatiſcher Art, wenigſtens nicht ſo wie zwiſchen den alten Göttern und dem Schickſal eintreten kann.

Einſtimmig erkennt man dem Sofokles (wahrſcheinlich geboren 496 oder 495, geſtorben 406 vor Chriſtus) den Preis der höchſten Vollendung und der reinſten Schönheit zu. Seine Trauerſpiele ſind kunſtreicher verwickelt als die des Aeſchylus, und dennoch einfacher menſchlich. Die Kühnheit iſt gezügelt durch Ebenmaß; und die Einführung mehrerer Perſonen neben der Einſchränkung des Chors, erweiſet einen Fortſchritt auf der ganz eigentlich dramatiſchen Bahn. Des Sofokles Werke ſind ſo bekannt und von Solger, Schlegel, Bernhardy u. A. ſo meiſterhaft entwickelt und charakteriſirt, daß es genügt darauf zu verweiſen. Hier möge indeß eine bezeichnend ſchöne Inſchrift von Simmias aus der Anthologie Platz finden[1]:

Leiſ' umſchleichet den Hügel der Sofokles, Ranken des Epheus,
Grüßt das grüne Gelock über des Schlummernden Grab;
Roſen entfaltet den purpurnen Kelch, und mit Trauben belaſtet,
Breite ſich ſchlankes Geflecht blühender Reben umher;
Schönes Symbol klugſinniger Kunſt die im Chore der Muſen,
Unter den Chariten einſt emſig der Süße geübt.

Faſt über keinen Schriftſteller finden ſich ſo viele abweichende Urtheile, als über den Euripides, welcher

1 Jacobs Ueberſetzung III, 65.

Digitized by Google

nicht ſelten allen Dramatikern vorangeſtellt, beſonders in der neuern Zeit aber übermäßig herabgeſetzt ward. Ich habe von ihm in einer, dieſen Vorleſungen angehängten Abhandlung umſtändlich geſprochen, und begnüge mich an dieſer Stelle nur Folgendes aufzunehmen.

Euripides ward geboren 480 vor Chriſtus am Tage der Schlacht von Salamis, und ſtarb 406 vor Chriſtus nachdem er 70 bis 80 Tragödien geſchrieben hatte, von denen 17 nebſt einem ſatyriſchen Drama auf uns gekommen ſind. In Bezug auf Erhabenheit der geſammten Auffaſſung und Richtung überragt ihn Aeſchylus, in Bezug auf Maaß, Haltung und Abrundung, Sofokles; wogegen ſich im Euripides eine größere Freiheit und Mannigfaltigkeit der Formen und des Inhalts, der Auffaſſung und der Behandlungsweiſe vorfindet. Mit Unrecht hat man bisweilen den großen Reichthum ſeiner Erfindungskraft verkannt, und darin blos Leichtſinn und Oberflächlichkeit geſehen. Das griechiſche Trauerſpiel konnte und ſollte nicht unbeweglich in einer einmal aufgeſtellten, äſchyleiſchen oder ſofokleiſchen Weiſe beharren: die eingetretenen Veränderungen ſind als ſolche und an ſich keineswegs tadelnswerth, und überhaupt die drei großen Tragiker nicht blos als Perſonen zu betrachten; ſondern zugleich als drei Gattungen oder Auffaſſungsweiſen der Zeit mit eigenthümlichen Berechtigungen. So war Euripides gewiß im Stande nach alter Weiſe Mythen und Götter zu begreifen und darzuſtellen; aber ſie enthielten in der perikleiſchen Zeit nicht mehr das abgeſchloſſene, geglaubte Weſen der Religion. Es reichte im Gegentheil die Heiligkeit der religiöſen Gefühle über den Buchſtaben und den oft unſittlichen Inhalt der Mythen hinaus; weshalb dieſe, in dem zu geiſtig unabhängigem Bewußtſeyn gekommenen gedankenreichen Athen, eine andere Behandlung erforderten.

Euripides betrachtete die Menſchheit nicht blos als hineingeſetzt in äußere Verhältniſſe und dadurch beſtimmt; bei ihm nimmt der Gedanke und die innere Gemüthswelt

eine höhere wirkſamere Stelle ein, die geiſtige Richtung überwiegt den blos ſinnlichen Verkehr, und er zieht tiefſinnige Aufgaben, welche ſich in der helleniſchen Welt emporgearbeitet hatten, auch in ſeine dichteriſchen Kreiſe. Keineswegs verwandelt aber Euripides um deswillen die Götter unpoetiſch in bloße, etwa phyſiſche Begriffe: wohl aber füllt er die Mythen mit neuem Geiſte und ſucht dieſen mit ihnen zu verſtändigen. Von hier aus betrachtet erhalten auch ſeine, oft getadelten Göttererſcheinungen[1], oder Entſcheidungen (dei ex machina) eine andere Bedeutung. Ihre Einführung beruht alsdann vorzugsweiſe auf dem richtigen Gefühle und der Einſicht, daß ohne Gottheit gewiſſe Räthſel des Daſeyns gar nicht zu löſen ſind und daß die, gewöhnlich abergläubigen, Mythen dazu ſo wenig hinreichen, wie die bloße Spekulation. Ein blindes, willkürliches, ungerechtes Schickſal iſt ihm zuwider; dem wahrhaften Schickſale ſollen Gerechtigkeit und Weisheit nicht fehlen.

Euripides kannte die Athener beſſer, als ſie ſich ſelbſt **kannten, ſah ihre Größe und ihre Fehler, und fühlte dieſe tief und ſchmerzlich. Er verkündete ihnen Lehren der Weisheit, zeigte neu entdeckte ſelbſt von Ariſtofanes nicht begriffene Verhältniſſe, und war (überall mit ſeinen Trauerſpielen eingreifend) weniger zurückgezogen von Bürgerthum und Staat, als Platon. Er läuterte (übereinſtimmend mit den wahren Fortſchritten der Philoſophie) den alten Aberglauben, drang auf Sittlichkeit der Götter und der göttlichen Menſchen, war der Ochlokratie nie unterthan, rügte ſtreng die Mängel des eigenliebigen Reichthums, und der anmaßlichen, zügelloſen Armuth. Er kannte den Werth einer geordneten Demokratie und eines tüchtigen Mittelſtandes[2], verſtand die Räthſel und Widerſprüche des öffentlichen Lebens und der innern Entwickelung in Rede**

1 Im Philoktet des Sofokles erſcheint auch ein deus ex machina.

2 Phoeniss. 538. Supplices 232—245.

Digitized by Google

und Gegenrede erſchöpfend darzulegen: erſchloß (zugleich Dichter und Philoſoph) mehr als je zuvor die Geheimniſſe der menſchlichen Bruſt, ſah oft (unverſtanden) aus der überbeweglichen Gegenwart in eine unbekannte Zukunft und neue Welt. Er wußte daß mythiſche Götter dem zu höheren Bewußtſeyn gekommenen Menſchen nicht genügen, und daß auch in menſchlichen Schickſalen und Leidenſchaften, das Göttliche verborgen, oder zu Tage liege, und jene beſtätige oder bekämpfend reinige.

Keiner der alten, und kaum irgend einer der neueren Dichter zeigt eine ſo edle Sentimentalität, eine ſolche Kraft der Leidenſchaften, einen ſolchen Reichthum insbeſondere weiblicher Charaktere. Die Strenge der ſittlichen Grundſätze eines Dramatikers ergiebt ſich aber nicht aus einzelnen Charakteren, oder gar einzelnen Ausſprüchen; ſondern aus der Geſammtheit der Auffaſſung und Richtung, und da erſcheint Euripides eben ſo patriotiſch und weiſe, und überdies ſittlicher als ſeine Gegner. Er war nicht blos der beliebteſte Dichter ſeiner Zeit, er war auch ein Dichter der Zukunft und hat ſehr viele ſpätere Richtungen und Anſichten bereits vorgebildet, oder doch angedeutet. Deshalb ſagt Bernhardy mit Recht[1]: den Euripides nach irgend einem antiken Maßſtabe abzuſchätzen, wäre ſo unmöglich, als unbillig und verkehrt; ſeine Vielſeitigkeit und Anomalie fordert vielmehr eine Norm, die auf ihn allein zurückgeht. Denn er ſteht auf dem Uebergange von der alterthümlichen Nationalität zur modernen Humanität, und hat in einem welthiſtoriſchen Zeitpunkt, wo Altes mit Neuem rang und allmälig der Bruch unheilbar wurde, die Partei der geiſtigen Bewegung als ihr kühnſter Wortführer vertreten.

Das Luſtſpiel[2], zu dem wir jetzt übergehen, begann

1 Literaturgeſchichte II, 827.

2 Das Satyrſpiel hatte zwiſchen Luſtſpiel und Trauerſpiel keinen feſten Boden, und trat bald zurück.

in roher Weiſe an mehreren Orten (ſo im Peloponneſos und Sicilien) ward aber ſchon durch Kratinus und Eupolis auf eine höhere Stufe gehoben. Die höchſte Vollendung erreichte aber dieſe ſogenannte alte Komödie, durch Ariſtofanes. Weil aber in dieſer das Oertlichſte und Perſönlichſte der damaligen Gegenwart berührt wird, hält es ſo ſchwer ſich ganz hineinzufinden, und diejenigen welche den Ariſtofanes am Meiſten ſtudiren und preiſen, fühlen am Beſtimmteſten wie viel Witz und Scherz ſelbſt für ſie, und wie viel mehr für gewöhnliche Leſer, in ſeinen Stücken verloren geht. Wer ſich indeſſen von der heutigen Gegenwart, ihren Anſichten und Formen löſen kann, wird bei dieſem Dichter einen durchaus eigenthümlichen Genuß finden. Seine Lyrik nähert ſich dem Ausgezeichnetſten, was in dieſer Art gedichtet worden, ſeine Sprache und Metrik gilt mit Recht für trefflich, ſein Scherz ergreift auch die Verdrießlichen, ſeine Anſicht von der Dichtkunſt zeigt den wahren Dichter: — und wäre dies auch nicht, ſo würden wir in ſeiner Darſtellung des Unglücks von Athen den fühlenden Menſchen, in ſeinen politiſchen Vorſchlägen den vorſichtigen Staatsmann, in ſeinem Zorn gegen einen heilloſen Krieg, gegen verderbliche Prozeßluſt, ſchlechte Demagogen und anarchiſchen Unſinn, den heldenmüthigen Vaterlandsfreund erkennen müſſen.

Andererſeits läßt ſich aber ohne blinde Vorliebe nicht läugnen: daß die meiſten ſeiner Stücke, ohne recht eigentliche organiſche Gliederung, ohne ein geſchloſſenes Ganze zu bilden, fort- und zu Ende laufen; daß man gänzliche Ungebundenheit niemals für ein nothwendiges erſtes Geſetz, und die Karikatur und Parodie nicht für die beſte Grundlage zur höchſten Kunſtvollendung ausgeben darf[1]. Ueberhaupt iſt ſo wenig der frühere, allzuharte Tadel, als das neuere unbedingte Lobpreiſen des Ariſtofanes zu billigen[2].

[1] Shakſpeares Luſtſpiele beweiſen dies.

[2] Uebertriebenes Lob ruft ſtrengen Tadel hervor. Siehe z. B. Ellisſen Polyglotte I, 130.

So finden ſich (um zunächſt die Geſchlechtsverhältniſſe zu erwähnen) bei ihm neben witzigen, auch platte und pöbelhafte Zoten; ja über alle einzelnen Unanſtändigkeiten hinaus, bemerken wir eine Nichtachtung vieler Familienverhältniſſe, und der ſittenrichtende Dichter bedarf nicht ſelten ſelbſt eines ſtrengen Richters. Seine Angriffe richten ſich, ohne ſittliche und einſichtige Sonderung gleichmäßig wider Perikles und Kleon, die Sophiſten und Sokrates und Euripides. In ausgelaſſenem Uebermuthe verhöhnt und zerſtört Ariſtofanes den Glauben an Staat, Philoſophie und Götter; erkennt innerhalb ſeiner Zeit kaum irgend etwas als würdig an, und weiſet blos verneinend auf ein Vergangenes zurück, was nicht über Tadel erhaben, und gewiß nicht herzuſtellen war. Sein allgemeiner Vernichtungsprozeß ergreift ſelbſt das, was er erhalten möchte, und wird durch den frivolen Gegenſatz zugleich erhaben, furchtbar und verdammlich. Des Sokrates, und ſelbſt des Euripides getadelte Beſtrebungen eröffnen eine neue Welt des Seyns, Anſchauens und Denkens; nicht ſo die des Ariſtofanes, und die ſtrenge Cenſur welche die Komiker rückſichtslos übten, hatte neben ihren Lichtſeiten, auch ihre ſehr dunkeln Schattenſeiten.

Sehen wir jetzt, ob dieſe Verfahrungsweiſe der alten Komödie durch die mittlere und neuere Komödie der Griechen, wie man wol meint, gereinigt, verklärt und geſittet worden ſey. — Die alte Form konnte ſich, nach Aenderung der Verhältniſſe, nicht erhalten; politiſche Beziehungen, perſönliche Bezeichnungen und Angriffe, fielen in der neuern meiſt dahin, welche dagegen attiſches Maaß zeigt, Zierlichkeit, eine größere Gewandtheit des Geſprächs, eine höhere Vollendung der Form, eine künſtlichere und regelmäßigere Verwickelung und Auflöſung. Allein, trotz aller Bewunderung mancher zarten, geiſt- und ſinnreichen Bruchſtücke, die uns aus dem unglaublichen Reichthume jener Zeit als kümmerlicher Erſatz geblieben ſind, trotz der Gewißheit, daß Terenz den Menander vergröbert und ver-

ſchlechtert hat[1], zeigen ſich doch bedeutende Mängel, die aus Hellas ſelbſt herſtammen. — Man könnte ſich nach dem Ariſtofanes zurückſehnen: denn der dichteriſche Schwung war bei ihm ohne Vergleich größer, und neben Ungebührlichkeiten, ſtand das Vaterland mit ſeinen Angelegenheiten, und die begeiſterte, die tiefbewegte Bruſt des Dichters, ſchien das Gemeinſte nur darum nicht zu verſchmähen, weil es für die großen Zwecke mitwirken, die Gemüther ſtimmen und gewinnen könne. Hier hat ſich dagegen die zahm gewordene Poeſie in den Kreis des Privatlebens zurückgezogen, und welches Privatlebens! Wir ſehen nicht ab warum unſere Commerzienräthe und Hurenmajors an ſich (und abgeſehen von der größeren oder kleineren Geſchicklichkeit des Dichters) geringhaltigere Perſonen ſeyn ſollen als Davus und Chremes? — der Weiber und Mädchen nicht einmal zu gedenken! Verſchnittene, nichtsnutzige Sklaven, Kupplerinnen und Huren ſcheinen in dieſer, angeblich ſittlicheren Komödie, gar nicht fehlen zu dürfen. Die Hecyra dreht ſich um eine Nothzucht, im Eunuchen wird dieſe förmlich und umſtändlich beſchrieben, und zuletzt ein ſchändlicher Vertrag als luſtiger Beſchluß hingeſtellt. Das Ausſetzen der Kinder iſt an der Tagesordnung, und im Heautontimorumenos beruht die Verwickelung auf einem kalt verabredeten, und genehmigten Kindermorde[2]. — Lag das Alles, wie man wol ſagt, in der Anſicht und in der Zeit, ſo war beides eben verwerflich; und wenn es auch in unſeren Tagen am Unſittlichen nicht fehlt, ſo halten doch die ächten Meiſter ihre Werke davon rein. Die chriſtliche Lehre weiſet beſtimmt zum Rechten hin, obwol das chriſtliche Rom mehr Aus-

1 Man zählte von Menander 80, vom älteren Philemon 94, vom jüngeren 54 Luſtſpiele.

2 Avec toute la décence du langage de Térence, la manière dont il traite ses sujets est bien plus nuisible aux bonnes moeurs que celle dont Aristophane débite ses grossièretés licencieuses. Limburg Brouwer civilisation des Grecs II, 70.

ſchweifungen zeigte, als das heidniſche Athen, und die engliſche Schaubühne zur Zeit Karls II. mehr Ungebührliches, als die atheniſche zur Zeit des Ariſtofanes und Menander.

Nicht minder Anſtoß als obige Behauptungen, dürfte eine zweite geben, die wir indeſſen nicht aus Feigheit zurückhalten wollen. Unſerem Gefühle nach ſind nämlich die neueren Luſtſpieldichter nicht blos ſittlicher, ſondern auch witziger als die alten: ſo möchte allein ſchon der Witz Shakſpeares an Reichthum und Tiefe Alles überwiegen, was irgend aus dem Alterthum an großen Maſſen und kleinen Bruchſtücken auf uns gekommen iſt."

Dem Dreigeſtirn der großen Tragiker ähnlich, leuchtet uns das Dreigeſtirn der großen Geſchichtſchreiber entgegen: Herodot, Thucydides, Xenophon. Schon im homeriſchen Epos finden wir eine geſchichtliche Grundlage, und noch mehr ſchloſſen ſich die ſogenannten cycliſchen Dichter an die Zeitordnung und die Thatſachen an; hierauf wurden dieſe ganz von der Dichtung geſondert, Proſa trat an die Stelle des Sylbenmaaßes, und ſo erhob man ſich (wie es in Indien nie geſchah) aus der Dichtung zu getreuen Zeitbüchern und endlich zur ächten Geſchichte und zu der hiſtoriſchen Kunſt[1], welche die lebendige Charakteriſtik des Einzelnen, mit der Darſtellung der großen geſellſchaftlichen Verhältniſſe zu verbinden weiß. Aber welche Verſchiedenheit iſt bereits zwiſchen **Herodot** und Thucydides! Jener entzückt durch unnachahmliche Einfachheit der Darſtellung, bei der größten Mannigfaltigkeit der Gegenſtände. Sein Epos trägt uns in mildem Fluge über alle Länder und Völker der Erde dahin, und zeichnet den bunten Wechſel der Natur, der Sitten, der Beſtrebungen. Von langlebenden Aethiopen führt es zu den in ſich geſchloſſenen Aegyptern, zeigt wilde Stämme zur Seite, läßt geheimnißvolle Blicke in das undurchdrungene Afrika thun,

1 Doch können die helleniſchen Muſter jetzt nicht in jeglichem nachgeahmt werden, z. B. Herodots loſe Anordnung, oder des Thucydides Abſchnitte nach halben Jahren.

deutet über Syrien, Babylon, Suſa, über wachſende und fallende Reiche hinwegeilend, Indiens Wunder an, ſteigt jetzt bis zu dem ewig beeisten Norden zu fabelhaften Völkern hinauf, und ſtellt endlich in die Mitte dieſes Weltkreiſes, als das Herrlichſte, das helleniſche Leben und die Kämpfe der Freiheit hin. Dagegen richtet des Thucydides Werk alle Kräfte des Gemüths auf einen feſten Punkt, die Geheimniſſe unſerer Bruſt werden uns offenbar; es wird offenbar was ein großer Wille, was Anſtrengung, Ausdauer vermöge, was loſe Willkür und Uebermuth bereite. Wenn im Herodot alles Werk höherer Leitung, himmliſche Fügung, wenn Alles nur zu geſchehen ſcheint; ſo erhebt Thucydides den Glauben, daß der Menſch ſein Schickſal in ſeiner Hand halte, und die Götter mit oder gegen ihn ſind, nach ſeinem Thun. Die größten Verhältniſſe der Menſchen zu Menſchen, die größten und kleinſten Triebfedern des lebendigſten aller Weſen, des Staats, treten mit Sonnenklarheit hervor, und die bewundernswerthe Kraft der Rede reißt uns hin zu Gefühlen und Entſchlüſſen, die des unbewegten Gemüthes Kraft weit zu überſteigen ſcheinen.

Xenophon iſt merkwürdig als Schriftſteller und als Feldherr, am anziehendſten vielleicht als Menſch. **Wir ſehen in ihm einen ſchönen Beweis, daß zuſammenſtimmende Bildung, richtiges Verhältniß und Ineinandergreifen der Anlagen, ſowie ein anhaltendes Gleichgewicht des Gemüths, die ſchönſten Früchte trägt; was bei innerer Uneinigkeit, bei einſeitigem Ueberwachſen einzelner Theile, ſelbſt größeren Naturgaben nicht möglich iſt. Wer verkennt den milden Atticismus, die Lieblichkeit der einfachen Grazie: aber dies ſoll uns nicht zu dem Mißgriffe führen, ihn in Hinſicht der Darſtellung und hiſtoriſchen Kunſt über Herodot und Thucydides zu ſetzen; nicht verkennen laſſen, daß eine beſchränkte, von einem einſeitigen Standpunkte aufgefaßte Anſicht der Geſchichte, ihn behinderte manche herrliche Erſcheinung zu begreifen, ja bisweilen bis zum**

bewußten Zurückſetzen, oder wenigſtens bis zum Verſchweigen der Wahrheit parteiiſch machte. Wie ragt hier Thucydides über ihn hervor, der in ſeiner Unparteilichkeit Athen und Sparta, ja ſeine perſönlichen Feinde durchaus richtig würdigt! Endlich wollen wir nicht verhehlen, daß bei aller Verehrung des Einzelnen, und insbeſondere ſeines lebendigſten Buches der Anabaſis, uns doch Manches in der griechiſchen Geſchichte trocken und unvollendet, in der Cyropädie langweilig, in den Memorabilien alltäglich oder unbedeutend, und in den kleinen Schriften oberflächlich erſchienen iſt.

Von Demoſthenes und den Rednern im Allgemeinen, mußte ſchon in der Geſchichtserzählung geſprochen werden. Jener ragt allerdings wie ein Rieſe über Alle, ſelbſt über ſeinen geſchickten Gegner Aeſchines hervor: denn dieſe höchſte Vollkommenheit erlangt man nicht durch äußerliche Anſtrengungen oder Kunſtmittel, ſie beruht vor allem Anderen auf Hoheit des Gemüths, politiſcher Einſicht und Charakterkraft. Man ſollte indeſſen über Demoſthenes nicht die übrigen Redner vernachläſſigen; ſie geben große, und würden noch weit reichere Ausbeute geben, wenn unſere Sprachgelehrten öfter Sachgelehrte wären[1].

Dreimal vier Reden **Antiphons** enthalten Uebungsſtücke, Klage und Antwort, zweite Angriffs- und zweite Vertheidigungsſchrift für erdichtete Fälle; drei Reden betreffen wirkliche Verbrechen. Jene ſind mit Gegenſätzen überfüllt und doch nicht tief eingehend; dieſe lang und umſtändlich, aber doch wenig fortſchreitend und aufregend. Wir haben in dieſen Werken durchaus nicht den gerühmten, gewaltigen Redner erkannt: wenn ſie aber wirklich ächt ſeyn ſollen, und Antiphon des Thucydides Lehrer iſt, ſo ſteht der Schüler unendlich höher als der Lehrer, und des letzten künſtelndes Wortwechſeln für und wider, ſeine

1 Boeckh hat in ſeinem Werke über den Staatshaushalt der Athener, die Redner meiſterhaft benutzt.

Prunkworte über Grobheiten und Schlägereien, haben ſich im Thucydides zu Reden über die größten Angelegenheiten der Völker geſteigert; und anſtatt oberflächlicher, nur aus einer täuſchenden Stellung der Worte entſtehender Gegenſätze, finden wir ſie hier aus der tiefſten Natur der Einzelnen und der Völker entwickelt: Perikles und Archidamus, Nicias, Alcibiades und Hermokrates, Athener und Lacedämonier, und Korinther, Platäer und Syrakuſaner!

Auch des Iſäus zehn Reden über Erbſchaftsangelegenheiten[1], verhalten ſich zu den Reden ſeines Schülers Demoſthenes, wie ein geringer Erbſchaftsſtreit zu den Streitigkeiten zwiſchen Staaten und Völkern: dennoch ſind ſie angemeſſen in ihrer Art und geben viele Aufſchlüſſe über die Geſetze und die gerichtliche Verfaſſung in Athen. — Drei Reden des Andocides ſind mit Geiſt und Geſchmack geſchrieben, und geſchichtlich wichtig; eine vierte dagegen darf man aus vielen Gründen wol für unächt oder verfälſcht halten.

Große Klarheit und Gewandtheit der Erzählung, ein tüchtiger, wenn auch nicht erhaben kräftiger Sinn, zeichnet die Reden des Lyſias aus; obgleich wir das berühmte Prachtſtück der Trauerrede (wenn ſie von ihm herrührt), nicht zu den beſſeren zählen, und z. B. die gegen Eratoſthenes und Agoratos, ſchon ihrer großen Wichtigkeit für die Geſchichte der dreißig Tyrannen halber, vorziehen würden.

In des Lykurgus einzelner Rede[2] ſpiegelt ſich die edle Eigenthümlichkeit eines überaus wackern aber ſtrengen Staatsmanns; in Deinarchos Angriff auf Demoſthenes haben wir eine Probe ſchlechter ſykophantiſcher Bemühungen.

Iſokrates[3], geboren ſieben Jahre vor Platon, geſtorben im 98. Jahre aus Schmerz über die Niederlage von

1 Iſäus bei Photius 1464.

2 Lykurg bei Photius 1483.

3 Pausan. !, 18.

Chäronea, hat ſehr viele Reden ausgearbeitet, aber nicht gehalten. Bänglichkeit und Mangel an Stimme ſchloß ihn von der Rednerbühne und von öffentlichen Aemtern aus, und ſo ward er Stifter einer Schule, welche zwar weder die Tiefen der Philoſophie ganz erfaßte, noch die Praxis vollkommen ergründete; aber für jene Zeit doch großen Einfluß gewann, und die ſchlechte Weiſe einer blos äußerlichen oder gar unſittlichen Rhetorik verſchmähte. Theopomp und Ephorus befanden ſich unter ſeinen Zuhörern, und auch viele andere bedeutende Männer wurden lebhaft von ihm angeregt. Seine geſchriebenen Werke[1] haben ungeachtet aller Theilnahme für öffentliche Angelegenheiten, ſeine Plane und Vorſchläge, ungeachtet aller regelrechten Wahrheit, doch bisweilen die Farbe von bloßen Stubenarbeiten angenommen. Gewiſſe löbliche Grundanſichten z. B. von der nothwendigen Einigkeit der Griechen, der allgemeinen Wirkſamkeit gegen Perſien, von Athens Verdienſten, laufen durch alle Reden hindurch: aber da Iſokrates zu wenig mit dem Ausüben in Berührung kam, ſo wußte er ſie keineswegs immer den Verhältniſſen genügend anzupaſſen, und ſah nicht deutlich genug ein daß geſchichtliche Berufungen auf die ehemalige, aber verlorene Größe Athens, eher Tadel erzeugen, als genügende Anſprüche auf Herrſchaft geben konnten. Er hatte eine größere Ehrfurcht vor einer Regel, einem abgezogenen, allgemeinen Grundſatze, als vor der einfachen Wahrheit der Thatſachen, und verſchmähte nicht, dieſe, wenn es zu ſeinem Zwecke diente, redneriſch zu entſtellen oder doch zu umgehen und zu deuten; weshalb man bei einer geſchichtlichen Benutzung ſeine reichen Nachrichten, mit Vorſicht zu Werke gehen muß. Einige Reden des Iſokrates ſind, wie das Lob der Helena, blos redneriſche Schulübungen, einige wie der Panathenaikus gleichen mehr einer Ab-

1 Photius 1454. Cic. Orator 13; Brutus 8; Tuscul. I, 4. de Oratore II, 23. Platons Phädrus am Schluſſe. Manſo über die Bildung der Rhetorik unter den Griechen.

handlung, einige wie die nikokleiſchen entwickeln blos ſittliche Grundſätze: deßungeachtet läßt ſich ein hoher Grad von äußerlicher Zierlichkeit der Sprache und Darſtellung, und ein edles, ungeachtet einiger Eitelkeit dem Xenophon verwandtes Gemüth, nicht verkennen; ja, wer nur von der unredlichen Sophiſtik atheniſcher Redner gehört hat, muß erſtaunt ſeyn im Iſokrates Aeußerungen wie die folgenden, zu finden[1]:

„Ein König ſey ſo unbeweglich für das was Recht iſt, als das Geſetz. Er ſtrebe nicht nach der größten, ſondern nach der wohlgeordnetſten, den Bürgern wertheſten Herrſchaft. Er wähle zu Rathgebern und Freunden nicht die, welche das Angenehmſte, ſondern das Heilſamſte ſprechen. Er befreie die Bürger von aller Furcht, und wolle denen nicht ſchrecklich erſcheinen, welche kein Unrecht thun. Niemand wünſche den Wechſel öffentlicher Verhältniſſe, denn durch ſolche Umwälzungen gehen die Städte zu Grunde, und die Häuſer werden umgeſtürzt. Recht handeln iſt der beſte und ſicherſte Bundesgenoſſe. Rathſchlage mit Bedacht und führe das Beſchloſſene kräftig aus. Das Herrſchen iſt das größte auf Erden und erfordert die meiſte Klugheit. Die Menge der Geſetze und Beſchlüſſe beweiſet nicht die Trefflichkeit eines Staates; ſie haben keine Bedeutung ohne die Sitten. Die Philoſophie erzieht uns zum Handeln, macht uns milder, läßt uns dem Irrthume kräftig entgegentreten und uns der Nothwendigkeit unterwerfen. Sterblich iſt dein Körper, unſterblich die Seele; trachte darnach daß dein Ruhm unſterblich werde, wie deine Seele. Nur Weisheit iſt ein unſterblicher Beſitz. Beherrſche dich ſelbſt, und halte es für das Königlichſte deinen Lüſten nicht knechtiſch zu dienen, ſondern deinen Leidenſchaften zu gebieten. Was du mit Worten anklagſt, übe nicht mit der That aus. Bewundere keine Lehren, ohne darnach zu handeln. Lehre und befiehl Nichts, was du ſelbſt übertrittſt. Der Jugend

1 Isocr. ad Nicocl. 22—27. Nicocl. 43—51. Areopag. 229 ed. Lange.

ſey ein Muſter, und den Bürgern ein Vorbild. Wie du zum Gegenwärtigen ſprichſt, ſo denke vom Abweſenden. Wähne nicht, das Böſe könne mehr nützen als das Gute; denn wo das Wort Verwerfliches bezeichnet, ſind auch die inneren Kräfte und Wirkungen verwerflich. Sey tapfer im Gemüth und wohlgerüſtet, aber hüte dich wider das Gerechte im Uebermuthe aufzutreten. So behandele die Schwächeren, wie du wünſcheſt daß du von den Stärkeren behandelt werdeſt: worüber du zürneſt, wenn du es von Anderen erleideſt, das thue ihnen auch nicht. Niemand iſt beklagenswürdiger, als wer den Glauben an die verliert, denen er vertraute. Nichts ſey geheim; das Gute kann und ſoll ſich öffentlich zeigen, und nicht die ſind glücklich deren Frevel verborgen blieben, ſondern die, welche keine begehen. Blieben ſie aber auch verborgen, ſo weißt du ſie doch ſelbſt. Sey wahrhaft, daß deine Worte mehr gelten als die Schwüre Anderer. Das ſchönſte Opfer und die größte Gottesverehrung iſt ein ſchöner und gerechter Wandel.“

Nach der Zeit Alexanders des Großen ward das Helleniſche vorherrſchend in dreien Welttheilen; und obwol Macedonien und Syrien wenig leiſteten, erſcheint doch Hellas und Pergamus thätig, und in Aegypten geſchah unter den Ptolemäern mehr für Literatur und Wiſſenſchaft, als unter allen alten Herrſcherfamilien zuſammengenommen. Zwar waren die Bildungsmittel nicht die reinſten und edelſten, auch fehlte es an einer neuen wahrhaft belebenden Grundlage des Daſeyns und der Entwickelung; dennoch aber würden wir (wäre nicht ſo außerordentlich viel verloren gegangen) ſelbſt für die Zeit des geſunkenen Griechenthums mehr Schätze nachzuweiſen haben, als viele Völker jemals erzeugten. Wir erinnern z. B. im geſchichtlichen Fache an Polybius, Dionyſius von Halikarnaß, Diodor, Appian, Dio Caſſius, Arrian, Plutarch u. A.[1]. Nur

1 Die Bildung des griechiſchen Romans fällt in dieſe ſpäteren Zeiten, iſt aber nicht von ſolcher Bedeutung daß hier näher darauf einzugehen wäre. Siehe Manſo vermiſchte Schriften II, 199.

da, wo die auch in unſeren Tagen bisweilen überſchätzte, Kritik und Grammatik in ihrer kleinlichen, unerzeugenden Richtung die Oberhand gewann, und ihre Meiſter ſich untereinander lobprieſen oder zankten, konnten Schriftſteller erſten Ranges nicht gedeihen. Die eigentlichen Wiſſenſchaften (Naturkunde, Arzneikunde, Mathematik) blieben indeß von jenen hemmenden Feſſeln befreit, ſodaß die Griechen auch hier die Bahn eröffneten und außerordentlich viel erreichten.

Ueber zwei Wiſſenſchaften, die Arzneikunde und die Mathematik, mögen hier die Belehrungen zweier Sachverſtändigen (der Herren Hecker und Jacobi) noch Platz finden. Die griechiſche Arzneikunde zeichnet ſich ſchon in der früheſten vorwiſſenſchaftlichen Zeit durch ſcharfe und verſtändige Auffaſſung der Krankheitserſcheinungen ſowie durch denſelben Naturſinn aus, der ſich auch in den bildenden Künſten bei den Griechen offenbarte. Ihre Anſchauung der kranken Natur erhob ſich zu gleicher Höhe mit ihrer Anſchauung der geſunden. Ein religiöſer Beſtandtheil welcher der Arzneikuude im Aeſkulapsdienſt hinzugefügt wurde, änderte dieſen ihren Charakter durchaus nicht. Vielmehr gaben gerade die Aſklepiaden der Lehre von den Krankheitserſcheinungen eine Ausbildung, die im ganzen Alterthume, ja ſelbſt noch bis in die neueren Zeiten, als muſterhaft gegolten hat. Hippokrates, ein Aſklepiade des Koiſchen Tempels, geboren 460 vor Chriſtus (dem Zeitalter des Perikles angehörig), bearbeitete die Medicin im Sinne des Erbtheils ſeiner Vorfahren, mit dem größten Scharfſinne und Beobachtungsgeiſte, ergänzte dieſelbe aus der reicheren Erfahrung ſeiner Zeit und berückſichtigte zugleich die Lehren der Philoſophen. Er ſtiftete eine eigene, freie, nicht prieſterliche Schule von Aerzten, die ſich bis gegen das Ende des vierten Jahrhunderts in größter Achtung erhielt. Schon vor ihm hatten ſich einige philoſophiſche Schulen der Heilkunde mit Eifer angenommen, und nicht blos hypothetiſche Lehrſätze erdacht, die in der Folge wichtig wurden,

ſondern ſich auch der Praxis mit vielem Erfolge gewidmet. Die Pythagoräer von Kroton gelten als vorzügliche Aerzte, und haben ſelbſt die Wundarzneikunſt mit Erfolg ausgeübt.

Den meiſten Einfluß auf die fernere Ausbildung der Medicin gewann ſpäter die ariſtoteliſche Philoſophie. Die platoniſche blieb vor der Hand unwichtiger, weil ſie nur von freier Speculation, und nichts von empiriſcher Beobachtung wiſſen wollte, die ſie für trüglich hielt, während Ariſtoteles die ſchärfſte Naturbeobachtung, mit der tiefſinnigſten Speculation verband. Seine Nachfolger waren hingegen in den dogmatiſchen Banden der empedokleiſchen Elementartheorie, der Lehre von den Qualitäten und in einer durchaus ſtarren und dialektiſchen Darſtellungsweiſe befangen, und Stoiker und Epikuräer konnten, bei ihren einſeitigen Richtungen, eben ſo wenig vortheilhaft auf die Arzneiwiſſenſchaft einwirken.

Die anatomiſch-phyſiologiſche Kenntniß des Organismus, der Kern der Medicin, machte in dieſer Zeit nur geringe Fortſchritte, bis es dem erſten Ptolemäer in Alexandrien gelang, die Schranken der bisherigen Vorurtheile zu durchbrechen, welche die Zergliederung des menſchlichen Körpers als eine Entweihung mit dem Fluche der Religion belaſteten. Herophilus, Eraſiſtratus und Eudemus zergliederten unter jenem Schutze menſchliche Leichen, und bewirkten durch ihre vorzüglichen Forſchungen in kurzer Zeit eine Erweiterung der Kenntniß des Organismus, der in ſpäterer Zeit kaum Aehnliches zur Seite geſetzt werden kann. Herophilus und Eraſiſtratus ſtifteten eigene Schulen mit ſehr entſchiedener Richtung, die ſich bis in das zweite Jahrhundert nach Chriſtus hielten, aber bald ſtehen blieben und die Anatomie wieder aufgaben. Man gab ſich den ſtarren Formen der peripatetiſchen Weiſe zu ſehr hin, als daß die freie Regung des Geiſtes hätte ungefährdet bleiben können. Freilich erhob ſich Widerſpruch gegen dieſen Dogmatismus, allein die Schule der Empiriker, die ſich, von Philinus von Kos einem Schü-

ler des Herophilus geſtiftet, gegen die Anhänger des Herophilus und Eraſiſtratus erhob, beging den großen Fehler, die Anatomie von dem Studium des Arztes auszuſchließen.

Die in Rom durch Aſklepiades von Pruſa und ſeinen Schüler Themiſon von Laodicea im erſten Jahrhundert vor Chriſtus gegründete Schule der Methodiker umfaßte die anatomiſch-naturphiloſophiſche Lehre des Demokrit und Epikur, zeichnete ſich (wenn auch einſeitig und ohne erhebliche phyſiologiſche Kenntniſſe) in der Lehre von den Krankheiten rühmlich aus, und erfreute ſich einer Dauer von drei Jahrhunderten.

Die gelehrte, von Athenäus von Attalia im erſten Jahrhundert nach Chriſtus zu Rom gegründete Schule der Pneumatiker oder Eklektiker beharrte auf dem Wege den ihr die uralte, ſchon von Eraſiſtratus weiter ausgebildete Theorie des Pneuma oder des Luftgeiſtes und die Humoralpathologie der Hippokratiker vorzeichneten, wußte jedoch die reiferen Kenntniſſe der Zeit ſich anzueignen. Sie kann ſich einiger ausgezeichneten Verſuche rühmen, machte aber an ihre Angehörigen ſtrenge Anforderungen, und blieb deshalb auf eine kleinere Anzahl gelehrter Aerzte beſchränkt.

Galen, der im zweiten Jahrhundert nach Chriſtus unter Marcus Aurelius, größtentheils in Rom lebte, wird von den Späteren als der gelehrteſte griechiſche Arzt betrachtet, durch deſſen Geiſt die griechiſche Medicin zur höchſten Blüte gekommen ſei. Sein Anſehen blieb unbeſtritten bis ins ſechzehnte Jahrhundert, und ſeine Lehren galten bei den eigenthümlichen Verhältniſſen des Mittelalters wie des ſpäteren griechiſchen Alterthums (die alle ſelbſtändige Regung des Geiſtes unmöglich machten) als Glaubensdogmen. Seine Verdienſte um die Anatomie und Phyſiologie ſind bedeutend, und ſeine Forſchungsweiſe war in ihnen großentheils unbefangen. Doch kommt dabei viel auf Rechnung ſeines berühmten Vorgängers Marinus

(im erſten Jahrhundert nach Chriſtus), deſſen ſehr genaue und vielumfaſſende anatomiſche Arbeiten er durchweg benutzte. In allen übrigen Theilen war er ein Peripatetiker, mit geringem Talente für die Auffaſſung krankhafter Erſcheinungen und durchaus erſtarrt in dialektiſchen Formen; ſo daß die Elementarqualitäten, die Humoraltheorie und die ariſtoteliſchen Kräfte überall wiederkehren. Dieſer durchaus nur erborgten und ſtarren Weiſe iſt die Unfreiheit des Geiſtes in der ferneren mediciniſchen Forſchung bis ins ſechzehnte Jahrhundert zuzuſchreiben, in dem man zuerſt wagte, ſein Anſehen in Zweifel zu ziehen, und die neuere Anſchauungsweiſe der Natur, die ſich erſt in der neueſten Zeit zu einer genauen Methode ausgebildet hat, ihren Anfang nahm.

Die Babylonier und Aegypter ſollen mathematiſche Kenntniſſe gehabt haben, aber die Griechen haben nichts von ihnen gelernt. Denn Thales und Pythagoras, die am meiſten mit ihnen verkehrten, mußten die erſten Sätze und Beweiſe ſelber auffinden. Der Ruhm, den erhabenen Bau mathematiſcher Wiſſenſchaft von ſeinen erſten Grundpfeilern aufgeführt zu haben, bleibt den Griechen unverkürzt. Ihre hauptſächlichſte Ausbildung fand die Mathematik bei ihnen in drei Schulen, der pythagoräiſchen, platoniſchen und der Schule, welche Euklides unter den erſten Ptolemäern in Alexandrien gründete. Die erſten beiden Schulen hatten das große Verdienſt, die Mathematik über die Anwendungen auf das praktiſche Leben in das Reich des Gedankens zu erheben und ihren Werth in der vollkommenen Erkenntniß zu ſehen, deren ſie fähig iſt. Als ſolche wurde ſie in dieſen Schulen ein pädagogiſches Element, der weſentliche Theil einer freien Bildung, was in der peripatetiſchen Schule keineswegs der Fall war. Dieſes läßt ſich auf merkwürdige Art durch die Geſchichte verfolgen, indem die Mathematik danieder lag ſo lange die ausgearteten Ariſtoteliker herrſchten, und mit dem ächten Platonismus immer ihr Haupt erhob. Man kann anneh-

men daß bis zu Platos Zeit bereits die Planimetrie, wie ſie im Euklides uns vorliegt, fertig war, wovon auch in Platos Schriften ſelbſt deutliche Beweiſe zu finden ſind. In der platoniſchen Schule wurde die Stereometrie ausgebildet und die Kegelſchnitte erfunden. Die erſten Elemente (bereits vor Plato) ſchrieb Hippokrates von Chios, aber ihre letzte vollendete Geſtalt hat ihnen Euklides gegeben, deſſen Werk eben ſo mächtig, wie in ihrer Sphäre die Schriften des Ariſtoteles, die mathematiſche Bildung aller kommenden Geſchlechter bis auf unſere Zeit beherrſcht und geleitet hat. In Alexandrien ſehen wir in Zwiſchenräumen von Jahrhunderten faſt bis zu der Araber Zeit bedeutende Namen glänzen. Zuerſt nach Euklides den Apollonius von Perga, der vorzugsweiſe der große Geometer genannt wurde, und deſſen umfangreiches Werk über *Kegelſchnitte* erſt den Mathematikern unſeres Jahrhunderts Weſentliches zu ihrer Theorie hinzuzufügen geſtattet hat. Dann den Ptolemäus, der auf die Beobachtungen des Hipparch ein mathematiſches Syſtem der Aſtronomie gründete, welches das ganze Mittelalter hindurch herrſchte. Leider hat er aber auch den aſtronomiſchen Aberglauben durch ſein Werk über die Aſtrologie gefördert. Ferner den Diophantus, der die Methoden der Algebra ausgebildet, und zu der Wiſſenſchaft von den merkwürdigen Eigenſchaften der ganzen Zahlen Anlaß gegeben, welche heut zu Tage die feinſten mathematiſchen Köpfe beſchäftigt. Endlich Pappus, der ſelbſt weniger ſchöpferiſch, für uns unſchätzbaren Werth hat, weil er in Auszügen uns den weſentlichen Inhalt einer großen Menge untergegangener mathematiſcher Werke erhalten hat. Wie man ſich aber überall, ſagt Petrus Ramus, nach einem vollendeten Typus umſieht, ſo erblicken wir dieſen in dem königlichen Mathematiker Archimedes, welcher ſich der erſten alexandriniſchen Schule eng anſchließt. In der Tiefe der Gedanken wird ihm nur Neuton verglichen. Er hat den Inhalt der Kugelfläche gefunden, die Parabel quadrirt, die Geſetze des

Gleichgewichts feſter und flüſſiger Körper ergründet, der neuern Infiniteſimalrechnung ihren Weg vorgezeichnet und durch mechaniſche Künſte ſeine Vaterſtadt gegen die Römer ſo vertheidigt, daß dieſe glaubten, ſie ſei von einem Gotte bewohnt. Wir ſind ſo glücklich, die Werke des Euklides, Archimedes, Apollonius, Ptolemäus, Diophantus und Pappus noch zu beſitzen. Außer den weſentlichen Entdeckungen iſt die griechiſche Mathematik dadurch ausgezeichnet, daß ſie das Ideal wiſſenſchaftlicher Strenge zu verwirklichen geſtrebt hat, und hierin bleibt ſie noch heut unſere Lehrerin. Ihre Hauptmethode iſt die geometriſche Analyſis, welche von dem Unbekannten ausgehend als wäre es etwas Bekanntes durch Schlüſſe zu Gegebenem kommt, und dann ſynthetiſch durch Umkehrung dieſer Schlüſſe den Weg von dem Gegebenen zu dem Geſuchten zeigt.

Achtundzwanzigſte Vorleſung.

Die Religion und die Kunſt.

Ueber die griechiſche Mythologie und Religion, über Urſprung, Fortgang, Bedeutung, Werth und Ausartung derſelben, ſind nicht blos verſchiedene, ſondern ganz entgegengeſetzte Anſichten und Syſteme aufgeſtellt worden. Bevor wir darüber ſelbſt beſcheiden und unmaßgeblich zu ſprechen und zu urtheilen wagen, mag das Folgende als Hauptinhalt wenigſtens zweier Darſtellungen[1] hier Platz finden und als Fingerzeig zu weiteren Erörterungen dienen.

Nach der erſten Anſicht und Darſtellung ſetzen Homer, und beſonders Heſiodus, eine ganze Welt von Poeſie, Philoſophie und Theologie voraus, ſo daß jene Dichter keineswegs die erſten Schöpfer und Urheber der Religion, ja nicht einmal der Mythologie ſind. Vielmehr ſtammen die erſten religiöſen Anſichten aus Aſien, und wenn man die Pelasger auch nicht für einen herrſchenden Prieſterſtamm halten will, ſo herrſchten doch Prieſter in dieſem Stamme. Sie waren im Beſitze heiliger Lehren, in ihren Tempeln erſcholl und begeiſterte eine heilige Dichtkunſt, welche zwar von der jüngern homeriſchen überglänzt wurde,

1 Creuzers, G. Hermanns, K. F. Hermanns, Voß u. A. Schriften.

aber nie ganz verſchwand. Eben ſo ging Monotheismus der helleniſchen Vielgötterei voran, und erhielt ſich dem Weſentlichen nach in den Ueberlieferungen der Prieſter und in den Myſterien. Lehren ſolcher Art müſſen ihre erſte Wurzel in einer höheren Offenbarung finden, wir müſſen das ſcheinbar ganz davon Gelöſete zu dieſem Urzuſammenhange hinauf deuten, und bei ähnlichen Sinnbildern und Allegorien auf eine gleiche Uranſicht ſchließen. Erſt mit der heraklidiſchen Erſchütterung ſank das Morgenländiſche und das abendländiſch Helleniſche nahm überhand.

Hierauf erwiedert man: der Zuſammenhang des Helleniſchen mit dem Morgenlande wird nicht ganz geläugnet, allein die Art und Weiſe, das Maß und die Gränze hat bisher niemand nachgewieſen; wol aber iſt die große Eigenthümlichkeit der Hellenen ſo erwieſen, daß wir bei minderer Berückſichtigung ihrer Schöpfungskraft und einem Durcheinanderdeuten des Morgenländiſchen und Griechiſchen, nur zu einem unſicheren und ſchwankenden Mittleren, keineswegs aber zur Wahrheit gelangen. Daſſelbe Bild bedeutet ſehr oft Verſchiedenes, und man kann aus gleichen Symbolen nicht unbedingt auf eine Gleichheit der Anſicht ſchließen.

Eben ſo wenig kamen die Menſchen durch eine vorgebliche, unerweisliche Offenbarung, zu den oft ſo verwickelten religiöſen und mythologiſchen Anſichten; dazu führten vielmehr Furcht, Noth und Beobachtung. Philoſopheme machten den Anfang, nicht Theologie; und die Vielgötterei ging dem Glauben an einen Gott voraus. Wenn ein herrſchender Prieſterſtamm mit einer erhabenen, in ſich geſchloſſenen, anerkannten Religion, mit Tempeln, Tempeldienſt und Tempeldichtkunſt vorhanden geweſen wäre; wie hätten da die Epiker obſiegen und eine ganz neue Mythologie an die Stelle der altpelasgiſchen ſetzen können? Allerdings waren Prieſterrechte in manchen Familien erblich; aber wie viele wurden nicht (z. B. die Pythia) gewählt? Auch iſt eine volle Scheidung von

Laien und Geiſtlichen nirgends in Hellas erkennbar, und in ſpäteren Zeiten wurden dieſe den bürgerlichen Geſchäften gewiß nicht entzogen. — Warum die heraklidiſche Beſitznahme des Peloponneſos der alten Religion ſo nachtheilig geworden ſeyn ſollte, iſt nicht abzuſehen; Homer, der Hauptbildner helleniſcher Götterlehre, war allen Stämmen gleich willkommen, und man weiß nicht daß dieſe ſich vorher durchaus unterſchieden hätten.

Nach kurzer Darlegung der entgegengeſetzten Hauptlehren, mögen einzelne Zuſätze und Bemerkungen Platz finden. Man ſoll das Helleniſche nicht ganz aus dem allgemeinen Leben der Mythologie herausreißen, oder bei grammatiſchem und etymologiſchem Zerlegen und dem Trennen des bloßen Verſtandes ſtehen bleiben; noch weniger aber darf man es mit fremden, ausländiſchen Anſichten bis zum Unkenntlichen vermiſchen und eigene, unerwieſene und unerweisliche Behauptungen, als tiefſinnige, unläugbare Thatſachen hinſtellen.

So fehlt es zunächſt an allen geſchichtlichen Beweiſen, daß zahlreiche und obenein herrſchende Prieſterkolonien jemals nach Hellas kamen, daß ausgebildete Religionslehren anderer Völker ſehr früh daſelbſt angenommen, oder auch nur bekannt wurden. Götternamen ſind leicht überſetzt und umgedeutet (denn gewiſſe Formen und Begriffe kehren bei jeder Verehrung höherer Weſen wieder); ſonſt aber iſt Natur und Inhalt, Richtung und Bildung des Helleniſchen, durchaus vom Indiſchen und Aegyptiſchen verſchieden[1]. Hieraus folgt aber in keiner Weiſe daß die Religion und Mythologie der Hellenen ferner von der Wahrheit und Schönheit ſtehe, als die der genannten Völker. Sie ha-

1 Mit Recht ſagt Grote (History of Greece II, 354): If we examine the character and aptitudes of Greeks, as compared either with Phoenicians or Egyptians, it will appear that there is not only no analogy, but an obvious and fundamental contrast. — Man kann bei Herleitung eines Cultus aus einem fremden Lande nicht behutſam genug zu Werke gehen. A. W. Schlegels Werke VIII, 264.

ben vielmehr die widerliche, unſinnige Büßerei der Inder nie gekannt, ſich nie in ein feindliches Verhältniß zu den Göttern geſtellt. Sie betrachteten dieſe nicht als bloße Objekte, oder Begriffe, oder Naturkräfte; ſondern verwandelten und erhoben ſie zu lebendigen Perſonen, deren ſcharfe Zeichnung und beſtimmte Charakteriſtik, noch nach Jahrtauſenden unverwüſtlich und unverwiſcht daſteht. Niemals ward die Entwickelung der griechiſchen Mythologie, von einer oberflächlichen Dogmatik gefeſſelt und zur häßlichen Karikatur herabgewürdigt; ja die griechiſchen Götter ſind nicht blos ſchöner, ſondern in Wahrheit auch ſittlicher als die indiſchen, und es beſtätigt ſich daß blos allegoriſirende und ſymboliſirende Mythologie, noch beſtimmter und ſchneller zum Götzendienſte führt, als perſonificirende. Auch der metaphyſiſche Begriff Gottes iſt bei den Indern und Aegyptern mehr verdeckt, oder gewiß weniger zur Erkenntniß herausgearbeitet, als bei den Griechen. Die helleniſchen Götter und Göttinnen ſind wenigſtens ſchön; die aſiatiſchen hingegen ſind weder ſchön noch gut, und auch dem jüdiſchen Jehovah fehlen nur zu oft dieſe Eigenſchaften. Die Griechen ſetzten alles Große, Ausgezeichnete, Schöne in unmittelbare befreundete Verbindung mit dem Göttlichen, ſie ſchufen Menſchen nach dem Bilde Gottes, und der Gedanke daß der Menſch von Natur immerdar Gott haſſe, würde ihnen unbegreiflich, ja wahnſinnig erſchienen ſeyn. In der griechiſchen Religionslehre erhebt ſich das Menſchliche zum Göttlichen, und das Göttliche ſteigt hinab in die Kreiſe des Menſchlichen; nie aber ſinkt jene zum Thierwerden und Thierverehren hinab. Auch die Natur war den Griechen durch Apollon und Artemis, Dryaden und Hamadryaden, Nereiden und Okeaniden u. ſ. w., näher und lebendiger als uns durch Elemente, Säuren und Salze; und es gehört ein mächtiger Idealismus dazu, die, übrigens wohlbegründeten, Lehren unſerer materialiſtiſchen Phyſik, in jeder Beziehung über jene poetiſirende hinaus zu erheben.

Wenn die Frage entſtünde (ſagt Schelling), welche von den verſchiedenen Götterlehren, ob die ägyptiſche und indiſche, ob die griechiſche dem Urquelle näher geſchöpft ſey[1]; der unbefangene Forſcher würde kaum anſtehen für die letzte zu entſcheiden. — Ganz recht; da aber die Urquelle geſchichtlich nicht nachzuweiſen iſt, ſo wollen wir ſtatt deſſen ſagen: welche der Wahrheit näher geſchöpft, oder näher zu ihr gedrungen ſey; und müſſen dann ebenfalls für Hellas entſcheiden. Und zwar nicht blos in Beziehung auf ein Paar einzelne Begriffe, Kabiren, Myſterien u. dergl., ſondern in Beziehung auf die geſammte Ausbildung und Entwickelung der helleniſchen Religion und Mythologie.

Statt der indiſchen und ägyptiſchen Ableitung haben Andere allen Nachdruck auf das Altpelasgiſche gelegt. Wenn wir aber unſere Unwiſſenheit über Weſen und Herkunft der Pelasger eingeſtehen müſſen, und uns deſſen erinnern was der beſonnene Thucydides über die rohen, barbariſchen Sitten im alten Hellas berichtet[2]; ſo dürfen wir zweifeln, ja läugnen, daß damals nicht blos ein, ſondern mehrere ausgebildete pelasgiſche Götter- und Religionsſyſteme vorhanden waren[3]. Es genügt nicht zum Beweiſe viele Namen durcheinander zu würfeln und ein Paar dürftige Gedanken mit übertriebener Verehrung und weitläufiger Deutung vorzuführen. Der Verſuch muß mißlingen aus den vorhandenen Andeutungen künſtliche Syſteme zuſammenzuſetzen, worin ſich alle ſpäteren philoſophiſchen Gedanken, oder Grillen, vorfinden oder abſpiegeln ſollen. Wären derlei entwickelte Syſteme tiefſinniger

1 Gottheiten von Samothrace 31.

2 I, 6.

3 That is: while they were ignorant and barbarous they discovered truth; but fell into error, as soon as they acquired learning and politeness. Hume History of Religion Sect. I, p. 3. ed. Basil.

Lehren oder grüblerischer Dogmatik vorhanden geweſen, nie hätte Homer, oder eine große Schaar Homeriden ſie ganz bei Seite ſtellen, und eine höhere Stufe des Gottesbewußtſeyns verdrängen können. Es iſt wahrſcheinlicher, daß Homer und Heſiodus das Vorhandene weiter bildeten zu beſtimmteren Begriffen und Geſtalten.

In den Mythen wächſt Geſchehenes und Gedachtes oft untrennlich zuſammen. Jede mündliche Ueberlieferung verdankt ihren Urſprung einer That, oder einem Gedanken, oder beiden zugleich; wobei weder Alles allein von großen Geiſtern, noch allein von kleinen Leuten ausgeht. An den Keim ſetzt ſich dann Verſchiedenartiges an, und Senker und Stecklinge werden in mannigfacher Weiſe verpflanzt und wachſen weiter. Die Sage hat als ſolche kein höheres Anſehen, als das Werk eines Dichters. Oft entſteht aus der Dichtung erſt die Sage; oder die einfache Thatſache verwandelt ſich in dieſelbe. Wenn man aber auch dieſe erſte Thatſache, oder den erſten Gedanken eines Mythos gefunden hat, fehlt doch noch die Geſchichte der Belebung, Geburt und Ausbildung. Trotz aller örtlichen Mannigfaltigkeit der griechiſchen Mythologie, iſt doch ein Streben nach Einheit und ein allgemeiner Charakter vorhanden, der ſie weſentlich von der indiſchen, ägyptiſchen und nordiſchen unterſcheidet. Dieſer höchſt merkwürdige Charakter beruht aber keineswegs auf einer höheren pelasgiſchen Göttereinheit, welche höchſtens eine Eins, das Ununterſchiedene, Negative, oder, nach der Naturſeite hingewandt, der Phallus wäre.

Es gab in Hellas nicht blos keine Prieſterkaſte, ſondern nicht einmal (mit Ausnahme einzelner Familien) einen lebenslänglichen, geſchloſſenen Prieſterſtand. Daher konnten die Prieſter nicht der Freiheit und Bildung ſo gefährlich werden, wie bei entgegengeſetzten Verhältniſſen. Bemühungen einzelner Eiferer und Frömmler ſcheiterten an der allgemeinen Richtung der Zeit und des Volkes, und der Gottesdienſt hat, ungeachtet der weſentlichen

Stelle die er im Leben des Ganzen behauptet, immer nur einen verhältnißmäßig geringen Antheil und Einfluß[1]. Polytheismus der Perſonen iſt viel duldſamer, als Vielheit der Lehren oder Dogmen. Die griechiſche Religion ließ den Blick offen für Verſchiedenartiges. Sie machte menſchlich und hielt ſich fern von finſterem, verfolgungsſüchtigen, verdummenden Aberglauben, von knechtiſcher Furcht und aberwitzigen Kaſteiungen. Es gab in Hellas keine Lehre von einer Unfehlbarkeit, kein eiferſüchtelndes Monopol, keine gewaltſame Proſelytenmacherei; die Götter und Göttinnen und ihre Anhänger geriethen untereinander nicht in Religionskriege, wie die Bekenner verſchiedener Glaubensſyſteme. Das Heraustreten eines Gottes in die Vielgötterei untergeordneter Perſonen iſt übrigens nicht unbegreiflicher und befremdender als das Geheimniß, oder Schema der Dreieinheit, wo man trotz aller Bemühungen den heiligen Geiſt noch nicht aus ſeiner Reflexionsſtellung zu einer anſchaulich lebendigen Perſon hat erheben können. Beſſer iſts mit dem Teufel gelungen, welchen die Griechen als Begriff nicht kannten, und als Geſtalt nicht brauchen konnten. „Es iſt kein Zufall (ſagt in dieſer Beziehung ein bekannter Schriftſteller) daß ſich die griechiſche Götterwelt in der Poeſie bis auf dieſen Tag erhalten hat[2]. Die Gedanken, welche ihre Seele ausmachen, geben ihr Unſterblichkeit."

Schon in der Odyſſee wird die Seele als vom Leibe verſchieden betrachtet, und wenn die Fortdauer jener auch nicht ſehr heiter und erfreulich erſcheint; ſo werden ſie doch (mit Ausnahme einiger Hauptfrevler) nicht in Ewigkeit mit Höllenſtrafen gequält. Gewiß müßte es den Griechen unbegreiflich ſeyn, wie man dieſe Strafen, Foltern und Qualen zum Gegenſtande eines großen Gedichtes oder vieler Gemälde machen könne, wie man aus Furcht vor ewiger

1 Hermann gottesdienſtliche Alterthümer 16.

2 Marbach Geſchichte der Philoſophie 43.

Verdammniß, Werth und Inhalt des gegenwärtigen Lebens ganz verkennen, oder zur Seite werfen dürfe. Vertheilung von Glück und Unglück durch die Götter erfolgt den Griechen weder nach menſchlichem Verdienſte, noch nach Glauben; ſondern nach Natur- oder Gottesgabe und Schickſal. Die griechiſche Lehre vom Schickſal begründete aber nie einen willenloſen Muth, noch diente ſie zur Entſchuldigung der Faulheit.

Die Zahl der Feſte mehrte ſich allmälig in Griechenland, beſonders in Athen[1]; ſie waren aber weit mehr Freuden- als Buß- und Trauerfeſte; ja einzelne (ſo die des Dionyſos) gingen zuweilen wol in Ausgelaſſenheit über.

Wenn die Einwohner von Segeſta wirklich einem erſchlagenen Feinde eine Heroenkapelle errichteten, weil er ſo außerordentlich ſchön war[2]; ſo hatte dies ſeinen höchſten **Grund darin, daß ſie in der Schönheit auch eine Offenbarung des Göttlichen ſahen[3]: was gewiß eben ſo, oder eher zu entſchuldigen iſt, als wenn die Aegypter ihre Verehrung den Katzen und Krokodilen darbrachten, und Thierköpfe auf Menſchenleiber ſetzten, hiedurch Gottes Ebenbild zerſtörend.**

Menſchenopfer wurden nur in der älteſten Zeit behufs großer Zwecke dargebracht (ſo der Sage nach Iphigenia zur Rettung des Vaterlandes); ſpäter vertrieb ächte Bildung auch dieſen Aberglauben[4], und zu den unzähligen Menſchenopfern der Ketzerrichter, und des mißverſtandenen

1 Isocr. Areopag. II, 224.

2 Herod. V, 47.

3 Daß auch in Athen nur wenige Menſchen ganz ſchön waren, bezeugt Cicero (De nat. deor. I, 28); aber man wußte beſſer als anderwärts, was ſchön war, und ſtellte es dar.

4 Nur einige Büßungen milderer Art ſtanden in Verbindung mit religiöſen Anſichten; und ganz vereinzelt ſtehende, in allen Zeiten und Völkern vorkommende Frevel, wurden vom Alterthume ſelbſt verworfen.

Chriſtenthums findet ſich in Hellas kein Gegenſtück. Alle Feſte des Dionyſos ſind nicht ſo verdammlich, als ein unter dem Vorwande der Rechtgläubigkeit angeordnetes auto da fé.

Der Orakel und ihrer Licht- und Schattenſeiten haben wir bereits (I, 293) Erwähnung gethan. Zu einer Zeit wo die gebildete Welt (ſo Ariſtofanes) ihrer ſchon ſpottete, blieb ein Theil des Volkes noch gläubig (wir erleben daſſelbe hinſichtlich der Reliquien und Wunder); doch klagt auch ſchon Aeſchylus über Unfreundlichkeit und Vieldeutigkeit der Orakel[1]. Gewiß wuchſen die Griechen über dies Bildungs- und Regierungsmittel hinaus, und Themiſtokles und Ariſtides, Thucydides, Platon und Ariſtoteles waren größere Wahrſager und Weiſſager, als die Pythia.

Es gab eine Zeit wo die Erkenntniß des Chriſtenthums, in der griechiſchen Religion und Mythologie lediglich Unſinn und Betrug ſehen ließ. Dieſe Einſeitigkeit und Unbilligkeit bleibt indeß geringer und iſt in der That eher zu entſchuldigen, als wenn man das Aegyptiſche und Indiſche weit über das Helleniſche hinaufſetzt. Leichtſinnig mag man dies nennen, im Vergleiche mit der finſteren Richtung jener Völker; aber es ging auch nie ſo weit im Verkehrten und in den Ausartungen. Deuten läßt ſich freilich Alles; allein wer will eintauſchen den wilden Dienſt der Kali, den dummen des Apis, die Opfer des Moloch und die Verehrung des Lingam, gegen Zeus, Athene und Aphrodite? Und wenn man den Griechen und Römern vorwirft daß ſie alle Götter duldeten, nur den einen wahren nicht, welcher die Vielgötterei ausſchließt; wie kann man Aegypter und Inder von dieſem Vorwurfe frei ſprechen? Läugnen wird jedoch niemand, daß die helleniſche Mythologie vorzugsweiſe eine poetiſche blieb, und die ſittliche Anſicht in den Hintergrund trat; obwol ſchon Homer ſagt[2]:

Alle gewaltſame That mißfällt ja den ſeligen Göttern;
Frömmigkeit achten ſie nur, und billige Thaten der Menſchen.

1 Im Agamemnon.
2 Odyss. XIV, 83.

Beim Mangel einer höheren Offenbarung finden wir nicht ſelten den Glauben an eine niedere: Vogelflug, Träume, Brand des Opferfeuers u. dergl. Auch opferten die Griechen allerdings dem Bacchus und der Venus, zugleich aber auch den Muſen und den Grazien; und die Ausartung brach erſt herein, nachdem ſie durch eigene Kraft die höchſte Bildung erreicht hatten[1].

Alle obigen und andere, hier der Kürze halber nicht berührte Mängel, ſollen nun (laut der Verkündigung einzelner, begeiſterter Männer) durch die Myſterien in Hellas vertilgt und die tiefſinnigſte Religion begründet worden ſeyn. Gewiß beruhten die Myſterien nicht auf abſichtlichem Betruge, und einzelne, vielleicht bei den bacchiſchen vorkommende Mißbräuche und Ausſchweifungen (die auch bei chriſtlichen Wallfahrten und Waldverſammlungen ſtattfinden) waren nicht das Weſentliche und der eigentliche Inhalt. Es iſt unerwieſen daß dieſer Inhalt aus Indien und Aegypten kam; oder was daher kam, konnte nicht höher ſtehen als das in Griechenland längſt Bekannte. Die heitere homeriſche Welt brauchte kein Spiel des Verſteckens, und Geheimniſſe paſſen nicht für ein Volk welches ſich demokratiſch entwickelte und ſein öffentliches Leben niemals mit geheimer Weisheit, oder Tyrannei, verwechſeln wollte. Der morgenländiſche Begriffsdienſt oder der ägyptiſche Thierdienſt, war weder geiſtig, noch monotheiſtiſch, und woher die alten Pelasger die Weisheit her haben ſollten, welche erſt durch die angeſtrengte Arbeit von Jahrhunderten gefunden wurde, iſt nicht zu begreifen. In den letzten und höchſten Ergebniſſen der Götter- und Gotteslehre geht es immer vorwärts, das Erzeugte und Zeitgerechte durchbricht alle Hüllen und läßt ſich nicht wieder wegſchaffen oder einſperren. Geheimes ſteht im Weſentlichen nie höher als das Kundgewordene; doch bleibt dies freilich auch geheim, wenn man es nicht verſteht. Es iſt höchſt unwahr-

1 Im chriſtlichen Rom ging es lange Zeit ärger her, als im heidniſchen Athen.

ſcheinlich daß während der allgemeinen Feſte zu Ehren der Götter, insgeheim ganz Entgegengeſetztes ſey gelehrt worden; die Vorausſetzung von öffentlich und geheim, exoteriſch und eſoteriſch wird dabei über das Maß der Möglichkeit ausgedehnt. Das Symboliſirte muß vor dem Symbole vorhanden ſeyn; das Abbild ſoll nicht über das Urbild, das Dunkle, Unklare nicht über das Licht hinaufgeſetzt werden. Aus jener Unklarheit halfen ſich eben die Griechen zum Tage. Auch iſts nichts Großes und Tiefſinniges etwa im Samenkorne eine Hinweiſung auf Fortdauer, im Phallus ein Sinnbild der erzeugenden Naturkraft zu erblicken. Oder, wenn man den Zeus als Aether, die Here als Dunſtkreis erklärte, kam man dadurch über den Zeus des Phidias und die Here des Polyklet hinaus?

Das Schöne, Sichtbare, menſchlich Anſprechende, Begreifliche, iſt und bleibt Richtung und Weſen der griechiſchen Götterlehre. Alles Deuteln, Ueberſchätzen, Verwandeln, Symboliſiren und Allegoriſiren iſt weſentlich unhelleniſch. Die Kabiren, oder die in Göthes Fauſt eingeführten mythologiſchen Kreaturen, waren dem griechiſchen Volke unbekannt, oder gleichgültig. Wenn es dennoch wegen Entheiligung, oder Verachtung der Myſterien einige Male in Leidenſchaft gerieth, obgleich es deren Inhalt und Bedeutung nicht verſtand; ſo ſehen wir ähnliche Erſcheinungen bei unwiſſenden Chriſten über dogmatiſche, ihnen ohne Zweifel unverſtändliche Geheimniſſe.

Die Myſterien[1] haben Hellas nie geregelt, beherrſcht, oder vorwärts geholfen; eben weil ihre Formen nicht zuſagten und ihr Inhalt nicht reich genug war. Ein Paar Theologoumena und Myſtifikationen, Aufzüge und Fackelträger beleben kein Volk: es kann mit uud ohne Myſterien und Weltbildungslehren weiſe oder thöricht, thätig oder abgeſtorben ſeyn; ſonſt ſtände jeder angeblich Eingeweihte weit über den Ungeweihten und die Zeit der Neuplatoniker

1 Lobeck Aglaophamos, Voß Antiſymbolik, Ouvaroff und S. Croix sur les mystères, Creuzer IV, 518.

höher als die Platons. — Wenn Sokrates, Epaminondas, Ageſilaos ſich nicht wollten aufnehmen laſſen und Demoſthenes darüber ſpöttelt, wenn andererſeits Platon (obwol mit Unrecht)[1] für einen eifrigen Eingeweihten gilt; ſo erinnert dies an ganz ähnliche Erſcheinungen unſerer Tage hinſichtlich der Freimaurerei. Die Einen meinen das Weſentliche ſey bekannt, und geben nichts für verwickelte Formen und angebliche Geheimniſſe; die Anderen hoffen hiedurch zu wirken und den Boden heiliger und gereinigter zu erhalten. So erklärt ſich Lob und Tadel der Myſterien für verſchiedene Länder, Menſchen und Zeiten.

Es mag ſehr fromm ſeyn, iſt aber gewiß nicht geſchichtlich, die Tiefe und Weisheit altgriechiſcher Theologie zu preiſen, in der allmälig ſich entwickelnden Philoſophie aber nur Abſchwächung und Ausartung des Religiöſen zu ſehen. Gewiſſe Begriffe und Erſcheinungen (Sommer und Winter, Säen und Aerndten, Sonne, Mond und Sterne, hohe Berge und breite Flüſſe u. ſ. w.) geben noch keine Mythologie, viel weniger eine Religion, und die freie Prüfung vertilgte weit mehr den Aberglauben, als daß ſie Unglauben erzeugte. Schon Xenophanes ſagte in philoſophiſchem Zorne[2]:

Alles, was bei Menſchen ſchändlich und tadelhaft wäre,
Diebſtahl und Ehebruch ſelbſt, und hinterliſtige Ränke
Haben Homer und Heſiod einſt von den Göttern geſungen.

Die Myſterien gewährten hiegegen keine Hülfe, und die alte Religionsanſicht welche den Anaxagoras verjagte und den Sokrates vergiftete, war gewiß nicht die rechte geſunde und großartige. Man konnte nicht auf der alten Stelle beharren, und Platon und Ariſtoteles ſtanden höher, als die eleuſiniſchen Prieſter und Fackelträger. Alles zu Allem gerechnet, zeigt das griechiſche Heidenthum eine höhere

1 Daß Platon von den Myſterien gering dachte, erweiſet Tennemann, Lehren der Sokratiker über die Unſterblichkeit 104 u. f. S. 209, 266.

2 Stäudlin Geſchichte des Skepticismus 473.

und mannigfachere Entwickelung, als man aus der polytheiſtiſchen Grundlage abzuleiten für möglich halten ſollte; es ward überall eine Religion des Lebens, nicht des Todes. Umgekehrt haben die Chriſten aus einer weit vollkommenern Lehre, weit weniger für Frieden, Sittlichkeit und Heiligung der Einzelnen wie der Völker entwickelt und verwirklicht, als ohne Zweifel möglich war: inſofern kommt bei den Griechen weniger Erbſünde zu Tage, als bei den Chriſten.

Da es durchaus nicht die Abſicht iſt und ſeyn kann, den überreichen Inhalt und die faſt unermeßliche Mannigfaltigkeit der griechiſchen Mythologie hier irgendwie darzulegen, müſſen wir uns auf die vorſtehenden Bemerkungen beſchränken. Von hier aus bietet ſich aber der nächſte und natürlichſte Uebergang zu einigen kurzen Andeutungen über die Kunſt und Kunſtbildung bei den Hellenen. Beides ſtand mit Religion und Mythologie im engſten Zuſammenhange, und wenn die Kunſt von hier Richtung und Inhalt bekam und entnahm, ſo verklärte und geſtaltete ſich Sage und Götterlehre durch die Kunſt zu einer ſo vollendeten Schönheit und Harmonie, daß faſt alle ähnlichen Verſuche der alten Völker dagegen nicht blos gering, ſondern ſehr oft geradezu widerwärtig erſcheinen[1]. Dieſer Fingerzeig, dieſe andeutende Erſcheinung konnte jedoch die Frage, oder Unterſuchung, über Urſprung und Herkunft griechiſcher Kunſt keineswegs ganz beſeitigen, und die Antworten ſind (gleichwie bei der Mythologie und Philoſophie) ſehr verſchieden ausgefallen. Insbeſondere iſt von kenntnißreichen Männern mit vieler Beſtimmtheit behauptet worden, daß alle weſentlichen Grundlagen griechiſcher Kunſt, daß Gedanke und Ausführung aus Aegypten ſtammen. Zur Ermäßigung und Beſchränkung dieſer Anſicht läßt ſich anführen: wir können den gemeinſamen Ur-

1 A Graecis philosophiam et omnes ingenuas disciplinas habemus. Cic. De finib. II, 21.

ſprung der alten Völker nicht nachweiſen; auch war damals keineswegs mehr, ſondern weniger Gemeinſchaft, Austauſch und Verbindung unter den Völkern, als in unſeren Tagen. Insbeſondere läßt ſich dies hinſichtlich des ſo abgeſchloſſenen Aegyptens vermuthen; zur Zeit des Pſammitichus aber, wo daſſelbe den Hellenen geöffnet wurde, hatten dieſelben in der Bildung ſchon ſo große Fortſchritte gemacht daß von Anfang und Urſprung, von Geben der Richtung und des Inhalts nicht mehr die Rede ſeyn kann, und nur die Uebernahme dieſes oder jenes techniſchen Verfahrens wahrſcheinlich zu machen iſt. Ueberhaupt geht, weil Völker in Berührung kommen, nicht ſogleich Alles von einem zum anderen über; die Juden hatten weit mehr Verkehr mit Aegypten als die Griechen, und doch ſehen wir die weſentlichſten Verſchiedenheiten. Selbſt Kolonien bringen nicht ſogleich Dichter, Philoſophen, Künſtler mit in die neue Heimath.

Das Unvollkommene, Rohe iſt überall gleich und braucht nicht aus der Fremde geholt zu werden; auch bietet die Natur für die bildende Kunſt weit beſſere Muſter, als Kunſtwerke ſie geben, welche dieſen Namen noch nicht verdienen. Ja ſo lange es keinen phöniciſchen, oder ägyptiſchen, von den Griechen übernommenen Homer giebt, kann der Stoff ihrer Kunſtentwickelung auch nicht dorther kommen. Oder warum hat der ägyptiſche Einfluß und die ägyptiſche Dogmatik nicht auch den Homer und die Homeriden ergriffen und beherrſcht? Stammen die homeriſchen und heſiodiſchen Beſchreibungen der Schilde des Achilles und Herkules etwa auch aus Aegypten?

Wenn die Kunſt daher kam, weshalb nicht auch die häßlichen, aus Menſchen und Thieren gemiſchten Göttergeſtalten? Warfen aber die Hellenen aus eigener Kraft derlei ſich aufdringende Ungeheuer zur Seite, ſo wäre dies deſto bewundernswerther. Und in der That ſind ſelbſt Centauren und Satyrn[1], Meduſen und Eumeniden gemil-

[1] Pausan. I, 28, 7.

dert, verſchönert, erheitert; es iſt kein verkehrter, verhäß-lichender Nachdruck auf das Begriffliche und Symboliſche gelegt; es wird das Thieriſche zum Menſchlichen erhoben, nicht das Menſchliche zum Thieriſchen herabgewürdigt.

Sobald der Sinn für Beobachtung des Schönen in der Natur geweckt iſt, können Gedanken und Verſuche der Nachahmung nicht ausbleiben, und eine Vergleichung mit unvollkommenen Kunſtwerken muß mehr deren Mängel, als in ihnen Vorbilder zeigen. Man vergleiche in Champollions Pantheon, den ägyptiſchen König der Götter Amon Re, mit dem olympiſchen Zeus des Phidias, die Neith mit der Athene, die Sate mit Polyklets Juno[1], die Athor mit der Aphrodite des Praxiteles! Es iſt eine Injurie, ein ſchreiendes Unrecht gegen griechiſche Künſtler und Götter, ſie nur mit ägyptiſchen zuſammenzuſtellen. Trotz alles Deutelns und Hinaufſchraubens, liegt in Aegypten Aberglauben und Götzendienſt ganz anders, häßlicher und hemmender zu Tage, als in der helleniſchen, durchgebildeten, individualiſirten, ſchönen Mythologie.

Am Anfange der helleniſchen Kunſtgeſchichte tritt uns der Name des Dädalus entgegen. Auf ihn ſind, wie auf Herkules und Theſeus, unzählige Sagen, Thaten, Erfindungen gehäuft worden, wovon das geſchichtlich Wahre zu ſondern, eine wol unlösliche Aufgabe iſt. Mit Recht aber werden wir daran erinnert, daß ſich ohne große Perſönlichkeiten, die Dinge nicht in Bewegung ſetzen, daß ſie zu jeder höheren Entwickelung unentbehrlich ſind. Für dieſe Entwickelung, für dieſe beiſpielloſe Vollkommenheit, dieſen unermeßlichen Reichthum der helleniſchen Kunſt, ſind gar viele und die mannigfachſten Gründe und Veranlaſſungen aufgezählt worden, z. B. Himmelsſtrich, Schönheit des Landes und der Menſchen, Leibesübungen und Spiele, Verfaſſung und öffentliches Leben, Mythologie und Gottes-

1 Nur in den Kreiſen, welche mit dem Höchſten, der Religion und Mythologie nichts zu thun hatten, durfte ſich die ägyptiſche Kunſt freier bewegen.

dienſt, Belohnungen durch Bildſäulen und Kunſtwerke, Eifer der einzelnen Staaten und Städte für die Kunſt, Achtung der Künſtler u. ſ. w. Alle dieſe Dinge (welche ſich in gleichem Umfange bei keinem Volke finden) wirkten in ihrer Geſammtheit auf ſehr vortheilhafte Weiſe; doch reichen ſie allein zu einer vollen Erklärung der glänzenden, ja einzigen Erſcheinungen und Thatſachen nicht aus. Vielmehr beruhen dieſe vorzugsweiſe auf der Gottesgabe: Schönheit überall zu erkennen, zu erzeugen und zu bewundern[1]. Die Religion allein ſchließt den Sinn für Schönheit und Kunſt nicht auf, das beweiſen Inder, Aegypter, Juden und ſelbſt mehrere chriſtliche Völker. Nur die Hellenen begeiſterten ſich für die einzelne ſinnliche Erſcheinung, fanden alsdann die allen Erſcheinungen zum Grunde liegenden Regeln und Geſetze der Natur, und ſtiegen (das Zerſtreute zu einem Ganzen verknüpfend) von der menſchlichen Schönheit bis zur göttlichen empor. Alles fügte ſich unter griechiſchem Maße zu Wohllaut und Harmonie, nirgends Ueberladung und Uebertreibung; überall das richtigſte Gefühl und der edelſte Geſchmack, überall die größte Mannigfaltigkeit, verſöhnt und verſtändigt mit der höchſten Vollendung.

Freilich bedurften dieſe Entwickelungen und Fortſchritte vieler Zeit, und es fanden ſich auch in Hellas der Hinderniſſe und Schwierigkeiten gar viele, welche mit verdoppelter Kraft und Weisheit mußten überwunden werden. Doch erkennen wir ſelbſt in dem älteſten Style (trotz ſeiner Herbigkeit und ſeinen Unvollkommenheiten) ſo viel Großartiges und Sinnvolles, ſo viel Fleiß und Streben nach Inhalt und Ausdruck, daß manche begeiſterte Kunſtfreunde ihn überſchätzt, und ſeinen Uebergang in ſpätere Formen als einen Verluſt und eine Verflachung betrachtet haben. Wir halten jedoch dieſe Anſicht oder Klage für unbegründet:

1 Die Karthager zerſtörten Kunſt- und Bildwerke in Agrigent, die ſie nicht wegführen konnten. Diod. XIII, 108.

denn der ſogenannte heilige Styl, war noch kein wahrer Kunſtſtyl; er litt an techniſchen oder Geſchmacksmängeln und hatte ſich noch nicht ganz von dem Zwange des Begriffs und der unſchönen Symbolik frei gemacht. Legt man hierauf ein ungebührliches Gewicht, während man ſinnliche Schönheit geringſchätzt; ſo langt man zuletzt an bei den Fratzen der Inder, oder bei dem Haſſe der Juden gegen alle Kunſt überhaupt.

Uebrigens herrſchte (wie geſagt) in Hellas niemals prieſterlicher Zwang, wie in Aegypten und Indien, ſonſt würde er auch der homeriſchen Dichtkunſt entgegengetreten ſeyn. Daß dieſe übrigens der bildenden Kunſt zuvoreilte, iſt eine natürliche, auch im Mittelalter wiederkehrende Erſcheinung. Scheu vor dem Aendern in der Kunſt iſt (wie in unzähligen andern Dingen) nur dann löblich, wenn dadurch ein Rückſchritt verhindert, nicht aber ſobald dadurch ein Fortſchritt unmöglich gemacht wird. Es läßt ſich erweiſen daß allmählig in Hellas das Rohere, Wildere, Blutdürſtige, Häßlichere vor dem Gebildeteren, Maßhaltenden, Sinnvolleren, Schöneren entweichen mußte; ſo wie Platons Gott, über den Herodots hinausreicht, ſo des Phidias Zeus über die alten Idole und Symbole.

Eine ganze Reihe von Vorurtheilen über die Kunſt haben in Hellas nie ſtattgefunden, oder ſind ſehr ſchnell bei Seite geworfen worden; ſo z. B. die bloße Nachahmung der Natur genüge ohne geiſtige Verklärung, oder die Bedeutung ſey die Hauptſache, oder die Kunſt ſey blos Mittel zur Darſtellung und Erreichung ſittlicher Zwecke. Während es dem Inder als höchſte Aufgabe erſchien die geſammte Sinnenwelt zu vernichten, oder doch für nichtig zu erklären, hatte der Grieche ſeine Freude daran ſie zu erkennen, in und mit ihr heiter zu leben. Die Schönheit beſtand ihm nicht in blos ſinnlichem Reize, ſie offenbarte ihm zugleich das Sinnliche und das Geiſtige. Seine Aufgabe war nicht ſich ſelbſt zu vernichten, ſondern ſich auszubilden: es war nicht ſein Beruf, ſeine Sendung, durch

das Schwert auf kurze Zeit zerſtörend zu herrſchen; ſondern durch Kunſt und Wiſſenſchaft ſich und die ganze Nachwelt zu erziehen und zu beglücken. Daher iſt es unbillig allein und immer wieder über die politiſchen Mängel und Unbilden der Hellenen zu klagen und zu ſchelten, als wären dieſe nicht anderwärts (z. B. in Rom) noch weit größer geweſen, als bliebe Kunſt und Wiſſenſchaft nicht die eigenthümliche, und zwar vollkommen gelöſete Hauptaufgabe der Hellenen.

In keinem Lande der Welt hat es jemals ſo viele Kunſtwerke gegeben wie in Hellas, ſo z. B. in Rhodos 3000, in Thermos 2000 Bildſäulen; ja ſie waren in gewiſſen Zeiträumen und an gewiſſen Orten zahlreicher denn die lebendigen Menſchen. Und trotz der Kunſtplünderungen und der unermeßlichen Zerſtörungen ſeit Xerxes, iſt noch mehr übrig geblieben als andere Völker, bei denen weder Raub noch Vernichtung eintrat, jemals hervorbrachten.

Es koſtete jedoch viel Zeit und Verſuche (und beruhte deshalb nicht auf bloßer Nachahmung anderer Kunſtwerke) bis den roheren Steinen Köpfe angeſetzt, die Geſchlechter angezeigt, die Beine getrennt wurden; bis man vom Gebrauche des Thones und Holzes zu Elfenbein, Erz und Marmor überging. Indem man aber die Natur zum Vorbilde nahm und ſie aufs getreueſte nachbildete, erreichte man eine hohe Vollendung des Techniſchen. Zwar ſcheinen Sitte, Herkommen und religiöſe Anſichten anfangs, beſonders in der Behandlung der Köpfe, eine Beſchränkung vorgeſchrieben zu haben; aber bald ward dieſe durchbrochen und Onatas, der größte Künſtler in der äginetiſchen Schule, hatte ſchon den Weg zum Ideal gefunden. Gleichzeitig, und wol nicht ohne Wechſelwirkung, bildete ſich die attiſche Schule, verſchmolz die bisherigen Richtungen in eine höhere und überflügelte durch Phidias alle Nebenbuhler.

Nie ſind ſeine Werke an Herrlichkeit und Erhabenheit übertroffen worden; ja das Spätere, in ſich ſo Vollendete erſcheint, mit dieſer äſchyleiſchen Kunſt vergleichen, faſt

kleinlich und kraftlos. Und wiederum fand ſich bei aller Erhabenheit, doch (wie in der Dichtkunſt und Philoſophie) überall attiſches Maß, ſchöne Haltung, und der koloſſalen Auffaſſung des Ganzen gegenüber, die höchſte Vollendung im Einzelnen. Der olympiſche Zeus des Phidias ſtand auf einer 12 Fuß hohen Grundlage und maß ſelbſt 40 Fuß. Die Athene im Parthenon (auf der rechten Hand die vorſchreitende Siegesgöttin tragend) hatte eine Höhe von etwa 40, die Promachos von 50—60 Fuß. Den Werth des abnehmbaren Goldes an der erſten hat man auf mehr als 700,000 Thaler berechnet.

Niemals ſind von einem verhältnißmäßig ſo kleinen Staate, mit ſcheinbar ſo geringen Mitteln und in ſo wenigen Jahren, ſo erſtaunlich viel der vollkommenſten Kunſtwerke zu Stande gebracht worden, als damals in Athen. Zur Erklärung dieſer in der Weltgeſchichte einzigen Erſcheinung iſt geſagt worden[1]: nicht reiner Kunſtſinn oder der Wunſch die Bürger zu veredeln, nein, nur der wirkſame Stachel der Nebenbuhlerſchaft (zwiſchen Cimon und Perikles) und Eingebungen der Politik, bewirkten dieſes Wunder. — Zufolge dieſes Receptes würde man mit etwas Neid und politiſchem Zanke, an allen Orten und zu allen Zeiten, Phidias, Sofokles und ein perikleiſches Zeitalter hervorzaubern können.

Eine weitere, natürliche Entwickelung der Kunſt konnte und ſollte indeß nicht ausbleiben. Manche bemerkten: die Zeichnung aus der Zeit des Phidias ſey bisweilen hart und ſtreng, der ſcharfe Ausdruck ſchade etliche Male der Anmuth, die Behandlung des Nackten und der Bekleidung müſſe noch fleißig geübt, und durch Wellenlinien mehr Schmelz und Harmonie in das Ganze gebracht werden. So erweiterte ſich allmälig der Kreis bewundernswerther Ideale. Polyklet bildete die Juno, eine Amazone und ſchöne Jünglinge; Pythagoras den Apollo; Skopas

[1] Böttiger, Andeutungen 65.

den Apollo, die Artemis, Bacchantinnen und den jugendlichen Achilles. Praxiteles gab ſeinen Bildſäulen mehr Mannigfaltigkeit, Beweglichkeit, Weichheit, Zierlichkeit und anſprechende Schönheit. Er bildete die Aphrodite, Eros, Artemis, Dionyſos, Tänzerinnen und jugendliche Menſchengeſtalten aller Art; Myron (faſt jede Richtung umfaſſend) Apollon, Dionyſos, Herkules, Läufer, Schleuderer, Kämpfer, Seeungeheuer, wirkliche und fantaſtiſche Thiere; Hegeſias den Kaſtor und Pollux; Creſilaos, Amazonen; Calamis Pferde; Pyrgoteles geſchnittene Steine u. ſ. w. u. ſ. w.

In einer neuen Schule des Lyſippos wurden alle früheren Erſcheinungen gleichſam noch einmal zuſammengefaßt, und Manches neu ergriffen und dargeſtellt. Von ihm rühren her die edelſten Bildniſſe (ſo Alexanders des Macedoniers), vollendete Reiterſtatuen (ſo die am Granikus Gefallenen), Koloſſe des Herkules, Kämpfer u. ſ. w. Euphranor war zugleich groß als Marmor- und Erzbildner und Maler. Chares, Lyſippos' Schüler, fertigte den Koloß von Rhodos, 105 römiſche Fuß hoch.

Eine ähnliche Stufenfolge wie die Bildhauerei, zeigt auch die Entwickelung der Malerei. Von Linienumriſſen kam man zum Färben mit einer Farbe; dann zum Hineinzeichnen, Schattiren, und zu Polygnots Zeit bewunderte man ſchon in der ſelbſtändig gewordenen Kunſt, den Adel und die Angemeſſenheit der Zeichnung, ſowie die Mannigfaltigkeit und Größe der Darſtellungen: man drückte Charakter, Sitte und Leidenſchaft aus; aber es fehlte die Kenntniß vollkommener Perſpektive, und man beherrſchte Stoff und Werkzeug noch nicht ſo wie bei der Bildhauerei. Nachdem aber Zeuxis und Apollodor die Vertheilung von Licht und Schatten, und Parrhaſius die Zeichnung noch mehr berichtigten; nachdem des Protogenes Leichtigkeit der Behandlung, des Pamphilus und Melanthius Verſtand, des Antiphilus Geſchicklichkeit der Anordnung, die Grazie Theons u. ſ. w. überall zur ächten Ausbildung gewirkt

hatten; in der Sonnenhöhe der Kunſt unter Euphranor und Apelles, zur Zeit der unter beide Künſte gleich getheilten Verehrung und Bewunderung: hat die griechiſche Malerei in ihrer Art gewiß der Bildhauerei nicht nachgeſtanden, wenn auch im Allgemeinen die alte Mythologie mehr der letzten, das vergeiſtigende Chriſtenthum mehr der erſten günſtig ſeyn möchte[1].

Uebrigens umfaßte die alte Malerei faſt alle Gegenſtände, von den religiös erhabenen, bis zu den Blumen des Pauſias[2], den Verzierungen der Zimmer und den komiſchen Aufgaben des Kteſilochus, wo bei der Geburt des Bacchus, Zeus als Sechswöchner dargeſtellt war mit weiblichem Kopfputz; die Göttinnen verrichteten Hebammendienſte und Poſeidon reichte ihm einen Fiſch zum eſſen. — Die Malereien in Pompeji, einer kleinen Landſtadt, welche gewiß nicht von großen Meiſtern herrühren, ſetzen dennoch durch ihre Zahl, und mehrere durch ihre Vortrefflichkeit in Erſtaunen; man erkennt in ihnen den folgereichen Zuſammenhang der Kunſtwerke mit religiöſem, oder mythologiſchem Glauben, und viel größere Künſtler chriſtlicher Zeit ſind nicht im Stande geweſen, altheidniſchen Gegenſtänden ſolche unmittelbare Kraft und Haltung zu geben. Nirgends ſind ſo viel Beweiſe, wie in Pompeji zur Hand, daß Schönheitsgefühl Alles durchdrang und ſchöne Kunſt überall, bis auf den geringſten Hausrath hinab, gefordert und in Anwendung gebracht wurde; und zwar ſtets mit achtungswerther Rückſicht auf das wahrhaft Vollkommene, ohne Vorherrſchen geſchmackloſen Wechſels und häßlicher Moden.

Schwieriger iſt es, bei dem gänzlichen Mangel an

1 Die bewundernswerthe Schlacht des Darius von Philoxenus beweiſet, daß man ſich einer blos plaſtiſchen Anordnung bei der Malerei nicht unterwarf. A. W. Schlegels Werke V, 301.

2 Doch ſtand die Landſchaftsmalerei zurück; wie ſich denn die Griechen überhaupt mit einer ſentimentalen Verehrung der Natur wenig befaßten.

Denkmalen, über die griechiſche Muſik ein Urtheil zu fällen. Die Unvollkommenheit der Werkzeuge und der muſikaliſchen Schrift, ſowie die Unkenntniß einer vielſtimmigen Behandlung[1], hat gewiß nach einer Seite hin ſehr beſchränkt; es iſt aber die Frage: ob man nicht durch kunſtreiche Anwendung kleiner und mangelhafter Mittel und Inſtrumente doch unerwartet viel erreichte, und ob die Vollendung und die Eigenthümlichkeit nach einer anderen Seite hin, nicht deſto größer geweſen iſt. Immer möchten wir behaupten: daß bei einer ſo hohen Ausbildung der Künſte überhaupt, keine einzelne könne ganz zurückgeblieben ſeyn, daß vielmehr unter allen ein angemeſſenes, wechſelſeitiges Verhältniß müſſe ſtatt gefunden haben. Auf einer einzelnen Tonart (doriſch, ioniſch u. dergl.) konnte übrigens das Weſen der Muſik nicht beruhen, man verband mit jeder gewiß eigenthümliche Rhythmen, man bezeichnete dadurch wol den geſammten Styl der einen oder der anderen Compoſitionsweiſe. Aber auch in dieſer Allgemeinheit aufgefaßt, kann Bildung und Sittlichkeit niemals entſchieden von der Muſik abhängen und auf ihr beruhen, und wo wir das Wort muſikaliſch im neueren Sinne gebrauchen, ſollten wir wol muſiſch ſagen und bei den Griechen die geſammte Muſenbildung (nicht blos die Muſik) als Seelenbildung, der gymnaſtiſchen Leibesbildung entgegenſetzen.

Wie man in der Bildhauerei drei Zeiträume unterſcheidet, und Phidias, Praxiteles und Lyſippos als deren Häupter nennt[2]; ſo ließen ſich auch für die Baukunſt nach den drei Säulenordnungen, drei weſentlich verſchiedene Behandlungsweiſen aufzeigen. Aber ſelbſt vor der künſtlichen und wiſſenſchaftlichen Ausbildung dieſer, vorzugsweiſe bei den Tempeln angewandten Säulenſyſteme, gab es bereits in den heroiſchen Zeiten merkwürdige Mauern,

1 Einiges Nähere über Muſik in der erſten Beilage über Euripides.

2 Stieglitz, Archäologie der Baukunſt. Böttiger Tektonik der Griechen.

Thore, Schatzhäuſer, Paläſte u. ſ. w. Ja zur Zeit des Kröſus errichteten bereits Rhöcos und Theodoros den prachtvollen Tempel der Juno zu Samos, welcher eine Umſtand ſchon hinreicht die Meinung zu widerlegen, daß die griechiſche Baukunſt von Perſepolis herzuleiten ſey. Eben ſo weſentlich verſchieden iſt dieſelbe von der ägyptiſchen, durch Formen, Zuſammenhang, Harmonie, Verhältniſſe, Dachbau u. ſ. w. Eher läßt ſich eine doriſche und ioniſche Baukunſt gegenüberſtellen, welche in die höhere attiſche verſchmolzen ſey. Doch bezieht ſich dieſer Gegenſatz nur auf den Charakter der erſten Anfänge, während die überall natürliche Entwickelung aus dem einfachen, abgeſchloſſenen, zu dem bildſamern und mannigfaltigern führt. Deshalb finden wir doriſche Bauart auch unter den Jonern (ſo in Samos und Athen) und ioniſche unter den Dorern. Die Syſteme wurden nach Maßgabe des Zweckes und der Beſtimmung hier oder dort angewandt; ſie waren ſo wenig unbedingt nach Volksſtämmen geſchieden, als Philoſophie und Verfaſſungen. Es wuchs die Baukunſt von allen Seiten her: jede Entwickelungsſtufe zeigte ihre eigenthümliche Vollendung, und für die verſchiedenſten Zwecke wurden errichtet: Tempel, Theater, Odeen, Gymnaſien, Rennbahnen, Bäder, Waſſerleitungen, Ehrendenkmäler, Grabmäler u. ſ. w. Die Wohnhäuſer waren, im Vergleiche mit Tempeln und öffentlichen Gebäuden, von geringerer Bedeutung; denn im höheren Sinne lebte und wohnte man in dieſen. Aber auch bei den griechiſchen Tempeln war es nicht abgeſehen auf räumliche Größe, ſondern auf Schönheit und Ebenmaß; denn die Größe, welche man oft übereilt bewundert, iſt nicht ſelten Erzeugniß geiſtloſer Macht; jene Eigenſchaften hingegen erwachſen aus ächter Bildung.

Es verhält ſich der untere Durchmeſſer zur Höhe bei der doriſchen Säule wie 1 zu 5½, 6, 6½;
" ioniſchen " " 1 " 8, 9, 10;
" korinthiſchen " " 1 " 10 mit höherem Kapital.

Faſt alle Tempel bilden längliche Vierecke mit Säulen an einer, oder an beiden Giebelſeiten. Ringsum läuft ein einfacher, oder doppelter Säulengang. Vorn ſtehen 4, 6, 8 oder 10 Säulen, und zur Seite gewöhnlich die doppelte Zahl, oder eine mehr wenn die Eckſäule zweimal gezählt wird. Die Giebel ſind in der Regel prachtvoll mit Bildwerken und Bildſäulen geſchmückt.

Das Parthenon von Iktinos und Kallikrates erbaut, war 100 attiſche Fuß breit, 227 lang, etwa 69 hoch. Vorn acht geriefte doriſche Säulen, 17 zur Seite. In dem einen Giebel der Wettſtreit der Athene mit dem Poſeidon, im zweiten die Geburt der Athene. In den Metopen der Kampf der Centauren und Griechen; in dem Frieſe des Tempels die edelſten Aufzüge.

Zur Zeit des Aeſchylos ward in Athen das erſte ſteinerne Theater gebaut und dem Dionyſos geweiht. Nur an deſſen Feſten (den großen und kleinen Dionyſien) wurden Stücke aufgeführt; dann aber mehrere Tage lang und auch wol jedesmal den ganzen Tag hindurch. Jenes Theater war oben unbedeckt und, was öfter geſchah, mit derjenigen Seite wo ſich die Sitze befanden, zur Erſparung von Unterbauen an einen Berg angelehnt. Ein nach dem äußeren Umfange eines Halbkreiſes gerichteter Abſchnitt ward mit concentriſchen Sitzreihen angefüllt, welche ſich in der Geſtalt eines halben Trichters hintereinander erhuben. Der nach dem Mittelpunkte hin liegende innere Theil des Halbkreiſes, die Orcheſtra blieb frei und diente bei den Griechen zur Aufführung von Tänzen; bei den Römern war dagegen die Orcheſtra, ſo wie bei uns der ganze Halbkreis, mit Sitzen angefüllt.

Zwiſchen mehreren Reihen von Sitzen, befand ſich eine breitere welche zum Umgehen diente, und Treppen führten hinauf und hinab; ſo daß ſich leicht und genau Abtheilung, Reihe und Keil zwiſchen den Treppen bezeichnen ließ, wo jeder ſitzen ſollte. Stämme, Ortſchaften, Fremde, Obrigkeiten, hatten ihre beſtimmten Plätze. Den Halbkreis der Sitze umgab oben ein Säulengang, zum

Schmucke nicht minder beſtimmt, als zum Schutze und zum Abhalten der Winde.

Der zur Aufführung ſelbſt beſtimmte Raum des Theaters hatte mehrere Theile: erſtens einen zur Orcheſtra gehörigen Abſchnitt, welcher im Grundriſſe mit unſerem Orcheſter übereinſtimmen würde, aber an beiden Seiten verlängert war und hauptſächlich zum Eintritt der Chöre in die Orcheſtra und zum Abgehen derſelben diente. Aus dieſem Raume führte zweitens eine Treppe nach dem was wir Scene nennen. Dieſe Scene war bei den Griechen etwas weniger breit als der Durchmeſſer der antiken Orcheſtra; ſie war weit weniger tief als die Scenen neuerer Schauſpielhäuſer. — In der Hinterwand der Scene befanden ſich drei Thüren, die ſogenannte königliche und zwei andere, durch welche die Haupt- oder Nebenperſonen auftraten, oder abgingen. Bisweilen ſtiegen dieſe indeſſen auch hinunter in die Orcheſtra. Hinter jenen Thüren lag endlich ein langer, ſchmaler, für mannigfaltige Zwecke beſtimmter Saal.

In den größeren Theatern ſaßen die Entfernteren zwar noch immer der Orcheſtra nahe, wo der Chor auftrat; aber ſehr weit von der Scene. Zum beſſeren Sehen trug indeſſen die Tageshelligkeit, zum beſſeren Hören die Geſtalt des Hauſes und das Aufſteigen der Sitze bei; desgleichen der Nichtgebrauch tonſchwächender Couliſſen, die ſchallſammelnden Becken, die Masken der Schauſpieler, und die melodiſche, klangreiche Sprache.

Der Vorhang ward beim Anfange hinabgelaſſen, beim Ende hinaufgezogen. Die ſceniſche Hinterwand, mochte ſie nun aus Steinen oder aus Brettern und Leinwand beſtehen, die ſich ſchieben oder rollen ließen, jeden Falles waren Einrichtungen vorhanden Veränderungen, Dekorationen anzubringen; auch iſt die Rede von Verſenkungen und Flugwerken, von künſtlichem Blitze und Donner. Von der Scene ſtieg man bisweilen in die Orcheſtra hinab und über derſelben ſchwebten wol die Götter in einem beweg-

lichen Theologeion. Seitenverzierungen hatten, bei der geringen Tiefe der Scene, nur geringe Bedeutung.

Die Masken waren mit Oeffnungen für Mund, Naſe und Augen verſehen; mithin fiel die mannigfache und bezeichnende Bewegung der Geſichtsmuskeln hinweg. Aber die Idealität jener, dem Charakter dennoch jedesmal genau angepaßten Masken und die vollkommene Pantomime der Alten, ſoll jenen Mangel erſetzt haben. Freilich, wie Wenige ſehen bei uns die Geſichter; und die deren Auge ſo weit trägt, ſehen zuletzt in den unpaſſenden, gefärbten Geſichtern, oft nur ſchlechte Masken. — Der Kothurn vergrößerte kleine Geſtalten, durfte aber gewiß nicht ſo hoch ſeyn, daß ein Mißverhältniß der Theile des Körpers ſichtbar geworden wäre. Alle weiblichen Rollen wurden durch Männer geſpielt. Der Dichter leitete oft die Aufführung, ſpielte auch wol ſelbſt mit. Erwählte Geſchworne entſchieden in Athen, wahrſcheinlich unter dem Vorſitze des erſten Archon, über die dramatiſchen Preiſe. Der tragiſche Tanz der Griechen übertraf gewiß alle unſere Balletſprünge.

Als der Kreis aller Künſte in Hellas durchlaufen und damit die ſchaffende Kraft erſchöpft war, blieb kein weiterer Fortſchritt mehr möglich; und wenn ſich auch (wie Etliche behaupten) die Kunſt wirklich noch Jahrhunderte lang, bis zu Hadrian, auf derſelben Höhe erhalten hätte, ſo lief doch Alles nur auf ein Nachahmen, des früher ſchon Erſchaffenen hinaus. Von Phidias bis Lyſippus zeigt ſich ununterbrochene Bewegung, Entwickelung; ein ſtarres Feſthalten und Beharren iſt hingegen in der Kunſtgeſchichte nur Beweis von Aberglauben, oder Ohnmacht.

Da, wo die Künſtler in abgeſondertem Kreiſe für ſich leben, oder nur für einzelne Reiche und Vornehme arbeiten, kann ihr Daſeyn und ihre Wirkſamkeit nicht ſo großartig und mächtig ſeyn, als wo ſie (wie in Hellas) der Mittelpunkt einer ganzen Welt von Werken ſind, um die ſich die begeiſterte, lobpreiſende Menge, als herrſchende und entſcheidende Gemeine verſammelt. Hier tritt eine

heilſame Wechſelwirkung ein, und die innere Flamme des Künſtlers zieht Nahrung aus den Opfergaben des größeren Kreiſes. Das helleniſche Künſtlerleben war kein vornehmes Einſiedlerleben, ſondern ein öffentliches Leben; die Kunſtwerke waren nicht in wohlverſchloſſenen Stuben und Kammern reicher Herren aufgeſtellt, ſondern ſprachen zu allem Volke; Dichtkunſt, Gottesverehrung und Bildnerei gingen nicht wie Schafe zerſtreut ihren eigenen Gang, ſondern verſchlangen ſich zu einem reichen Kranze, deſſen Wunderblumen noch in den Lüften blühen und in den Gemüthern ewig grünen, nachdem der Boden auf dem ſie wuchſen, ſchon längſt verödet iſt.

Neunundzwanzigste Vorleſung.

Die Philoſophen bis auf Ariſtoteles.

Wir ſahen, daß ſich in Aegypten das Daſeyn einer wahren Philoſophie gar nicht nachweiſen läßt, und daß in Indien weder eine folgerechte wiſſenſchaftliche Entwickelung derſelben ſtatt fand, noch die vereinzelten Gedanken ſich jemals von der tyranniſchen Herrſchaft abergläubiger Glaubenslehren frei machten. Will man aber das Indiſche, was wir bereits oben mittheilten, auch Philoſophie nennen; ſo iſt wenigſtens das Helleniſche davon weſentlich unterſchieden und ſchon deshalb nicht davon ausgegangen, weil ein höheres Alter des Indiſchen, und eine wiſſenſchaftliche Verbindung beider Länder unerweislich iſt. Ein Paar, man weiß nicht woher, überlieferte, oder leicht in jedem Augenblick überall erzeugte, dürftige Begriffe, geben noch keine Philoſophie, ja nicht einmal einen befruchteten Anfang, oder eine Grundlage für dieſelbe. Mag auch die mythiſche und dichteriſche Zeit in Hellas, die Fähigkeit der Sprache gebildet und die Gemüther für Gedankenentwickelung vorbereitet haben; die philoſophiſchen Beſtrebungen ließen Religionslehren und angebliche Myſterien entweder ganz zur Seite, oder bekämpften dieſelben; weshalb auch

ſchon Ariſtoteles ſagt: es lohne nicht der Mühe diejenigen ernſtlich in Betrachtung zu ziehen, welche eine mythiſche Lehre aufgeſtellt hätten[1]. Die Seelenruhe, Beſonnenheit und das ſchöne Maß der Griechen, richtete ſie dem Aberglauben entgegen und bezweckte unabhängige Selbſtändigkeit; während die indiſche Büßerei auf Aberglauben ruhte und die Perſönlichkeit vernichtete.

Von den älteſten Regungen des philoſophiſchen Geiſtes in Hellas, bis zu dem Erlöſchen deſſelben, zeigt ſich ein eigenthümlicher Gang, ein ununterbrochener, aus und durch ſich ſelbſt erklärlicher Zuſammenhang, und erſt bei den Neuplatonikern läßt ſich eine fremde, davon unabhängige Einwirkung mehr vorausſetzen, als erweiſen. In dem Maße als die Regierungen in Hellas der Philoſophie, ohne politiſchen oder religiöſen Zwang, freie Ausbildung verſtatteten (oder dieſelbe zu hemmen außer Stande waren) in demſelben Maße ward dieſe Ausbildung mannigfaltiger, ſelbſtändiger, vollkommener, es ward die wechſelſeitige Einwirkung zwiſchen Wiſſenſchaft und Staat inniger und lebendiger: und ſowie die Staatsmänner in ſeltenem Reichthume eine bewundernswerthe Reihe bilden, ſo ſtehen ihnen nicht minder merkwürdig und vollendet, die Philoſophen gegenüber.

Wenn man dem Orphiſchen und Heſiodiſchen einen bedeutenden Einfluß auf die Entſtehung und Entwickelung der griechiſchen Philoſophie zugeſprochen hat, ſo iſt zu bemerken: daß man von dem Orphiſchen in der That nichts weiß, und die in der Theogonie enthaltenen philoſophiſchen Gedanken noch nicht in der Form bewußter Gedanken und Forſchungen hervortreten und auch nicht von den älteren Philoſophen benutzt wurden.

Die Lebensregeln, Sittenſprüche und Sprichwörter[2],

1 Metaph. III, 4.

2 Ueber die Sprichwörter der Griechen, Zell Ferienſchriften I, 95; z. B. Verzehre dein eigenes Herz nicht; Viele haſſen dich, wenn du dich ſelbſt zu ſehr liebſt; der Liebenden Meineid bleibt ungeſtraft;

welche meiſt zur Zeit der geſelligen Anfänge aus Betrachtung der einzelnen Erſcheinungen hervorgingen, ſind ebenfalls noch keine Philoſophie; doch nahmen ſie bisweilen, mit geringer Abänderung, die Geſtalt von Geſetzen an. So unſicher auch die Erzählungen von den **ſieben Weiſen** ſind[1], darf man doch annehmen daß einige ihren Vaterſtädten mit Einſicht vorſtanden, und manche Sprüche von ihnen herrühren, in welchen ſich die größte Einfachheit eines verſtändigen Sinnes offenbart. So lehrte Periander von Korinth[2]: thue Nichts um des Geldes willen; die Wolluſt iſt vergänglich, der Ruhm unſterblich. — Bias von Priene: unglücklich iſt der, welcher das Unglück nicht erträgt; es iſt eine Krankheit der Seele das Unmögliche zu lieben; beginne langſam, aber führe das Erwählte beharrlich hinaus. — Thales (oder Chilon): erkenne dich ſelbſt. Solon: nichts zu viel, oder nimmer zu ſehr. Kleobulos: thue dem Freunde Gutes damit er es bleibe, dem Feinde damit er es werde. Sey mehr ein Freund vom Hören, als vom Reden. Sey im Glücke nicht übermüthig, im Unglücke nicht verzagt u. ſ. w.

Mehr hieher, als zu den Dichtern, dürften auch die **Gnomiker** zu rechnen ſeyn. Sie warnen in ihren Sprüchen vor falſchen Freunden, erörtern das Verhältniß des Reichthums zur Tugend, klagen über Unſicherheit aller menſchlichen Beſchlüſſe, preiſen, wie Theognis, eine anmaßliche Ariſtokratie u. ſ. w., geben aber im Ganzen weniger eine Sitten- als eine Klugheitslehre. Und ſelbſt dieſe erſcheint ungenügend, und in ihren Wiederholungen trocken. Die jüdiſchen Gnomiker ſind reicher und ſinnvoller.

wen das Wort nicht ſchlägt, den ſchlägt auch der Stock nicht; du willſt ein Seil aus Sand flechten, und die Flamme zerſchneiden.

1 Gemeiniglich werden die Folgenden genannt: Solon, Pittakus, Chilon, Bias, Thales, Kleobulos, Periander (oder Myſon). Platon Protagoras 345.

2 Es iſt ungewiß, von wem jeder Spruch herrührt.

Lange begnügten ſich Familie, Staat und Wiſſenſchaft mit den kunſtloſen Anſichten jener Weiſen und Gnomiker: ſowie aber aus dem regen, reichen ioniſchen Leben, insbeſondere aus Milet, wichtige politiſche Bewegungen hervorgingen; ſo geſchahen auch hier durch Thales, Anaximander und Anaximenes die erſten, entſchieden philoſophiſchen Verſuche. Vom erſten ſind uns (wenn anders ächt) mehrere Kernſprüche aufbewahrt worden: „Gott iſt das älteſte Weſen, denn er iſt unerzeugt; die Welt das Schönſte, denn ſie iſt Gottes Werk; der Raum das Größte, denn er umfaßt Alles; der Geiſt das Schnellſte, denn er durchdringt Alles; die Nothwendigkeit das Stärkſte, denn ſie beherrſcht Alles. Schwer iſt es ſich ſelbſt kennen, leicht Anderen Rath ertheilen. Wir leben dann am gerechteſten, wenn wir das nicht ſelbſt thun, was wir bei Andern tadeln. Wir leben glücklich, wenn der Körper geſund, der Beſitz reichlich, das Gemüth wohlerzogen iſt."

Wichtiger als dieſe, zum Theil unbeglaubigten Ergebniſſe der Menſchenbetrachtung, war in der ioniſchen Schule die Betrachtung der Natur. Wenn es ſonſt an Gründen fehlte, warum der Menſch anfangs mehr nach außen, als in ſich hinein ſieht, und die äußere Welt eher als den Geiſt zu erforſchen ſucht; ſo könnte man vielleicht ſagen: daß außerdem das gebildete, fröhliche, äußerliche ioniſche Leben, eine nach innen gewandte Beſchaulichkeit nicht begünſtigte, und der Menſch (einzeln oder in Verbindung) einer ſolchen Ergründung nicht bedürfe, wie die Natur und die Welt. Die Noth der nächſten Bedürfniſſe mußte allerdings beſeitigt ſeyn, wenn ioniſche Weiſe auftreten ſollten; wogegen ſowol die Größe wie die Frevel der Menſchen noch im Hintergrunde lagen und liegen konnten. Gewiß war aber auch der Geiſt bereits über das Nächſte erhoben und für das Fernere geweckt, als man die ſchwere Frage aufwarf, wie und woraus die Welt entſtanden ſey? Hierin lag ſchon der Gedanke, daß dem Vergänglichen ein Bleibendes, dem Mannigfaltigen ein

Einiges zum Grunde liegen müſſe; doch war dieſer Gedanke allerdings noch kein Syſtem.

Thales aus Milet (geboren 629 vor Chriſtus) ſoll die Wurzel alles äußeren Wechſels in dem beweglichen Waſſer gefunden haben: alles entſtehe aus feuchten Lebenskeimen und löſe ſich wieder darin auf[1].

Bei der weiteren Entwickelung der ioniſchen Schule offenbart ſich eine doppelte Richtung, indem hier die Maſſen (Quantitäten), dort die Kräfte und Eigenſchaften (Qualitäten) mehr ins Auge gefaßt werden. Für unſere Zwecke genügt es hieran erinnert zu haben, ohne die gewöhnliche Zeitfolge der Philoſophen deshalb zu unterbrechen.

Anaximander aus Milet (etwa 30 Jahre jünger wie Thales) ließ die Dinge und die Welt in ihrer Mannigfaltigkeit nicht aus einem, beſtimmten Urſtoffe entſtehen. Sein Urſtoff war weder nach Eigenſchaften beſtimmt, noch der Maſſe oder dem Raume nach begränzt. Dies Unbegränzte (ἄπειρον), Eigenſchaftloſe, iſt als Ganzes unzerſtörbar, enthält aber Gegenſätze welche durch Scheidung aus der Einheit getrennt, durch Miſchung wieder in ſie aufgenommen werden. Wie aber aus Gleichartigem das Verſchiedene, aus dem Allgemeinen das Einzelne hervorgehen könne, bleibt unerklärt, und eben ſo woher Bewegung, woher Entſtehen und Vergehen zu dem gleichartigen Stoffe hinzutrete. Allerdings faßte Anaximander das Unbegränzte weniger als Anſchauung und mehr als Gedanken auf, und legte ihm dann die Kraft bei jene Ergebniſſe hervorzubringen; es war aber nicht unnatürlich, wenn dies dem Anaximenes (557 vor Chriſtus) zu willkürlich erſchien, und er ſich wieder der ſinnlichen Erfahrung zu nähern ſuchte. Sofern dies als ein Rückſchritt bezeichnet werden kann (er ſah in der Luft den Entſtehungsgrund der Dinge), haben ihn Etliche vor den Anaximander geſtellt. Andere hingegen glauben, dem Anaximenes ſey das Unbe-

1 Aristot. Metaph. I, 2.

gränzte des Anaximander zu verneinend erſchienen, und er habe ſich mit Recht nach etwas Beſtimmterem, Inhaltreicherem, Poſitiverem umgeſehen. — Mancher lächelt über dieſe rohen Verſuche, die Welt nachzuerſchaffen; allein der Ablauf der Zeit bringt einer Löſung dieſer unendlichen Aufgabe eben nicht näher. Wenigſtens hat ſich mehr die Einſicht und Kenntniß durch Erfahrung und Beobachtung, als die geiſtige Kraft a priori gemehrt, und nur Dichtung und Religion nehmen hier zuweilen eine Stelle ein, welche die ſtrenge Wiſſenſchaft noch nicht zu behaupten vermag.

Weil bei ſo wenigen Beobachtungen der Natur, bei ſo außerordentlich mangelhafter Erfahrung, die Unterſuchung der Ioner über den Urſtoff nicht weit führen konnte, war es ein Fortſchritt daß die Pythagoräer, an der anderen Gränze der helleniſchen Welt, die Dinge, abgeſehen von ihrer erſten realen Entſtehungsart, in ihren formalen Beziehungen und wechſelſeitigen Verhältniſſen betrachteten. Sie gründeten jener rein phyſiſchen Schule gegenüber, eine phyſiſch-mathematiſche.

Auf keinen Philoſophen der alten Welt ſind ſo viel Fabeln und Wunder gehäuft, als auf Pythagoras. Es genügt hier zu bemerken, daß er um 580 Jahre vor Chriſtus in Samos geboren ward, ſich durch Reiſen in Griechenland und Aegypten zu bilden ſuchte, dann ſich im ſüdlichen Italien anſiedelte und daſelbſt natürlichen, oder gewaltſamen Todes ſtarb. Ohne Zweifel gingen von ihm wichtige wiſſenſchaftliche Beſtimmungen und politiſche Verſuche aus; doch iſt ſein Antheil am Pythagoräismus von dem ſeiner Schüler und Nachfolger ſchwer zu unterſcheiden.

Pythagoras legte einen großen Werth auf die Mathematik, und ſeine Zahlenlehre ward Mittelpunkt ſeiner Philoſophie. Von materiellen Beſtimmungen erhob er ſich zu Formbeſtimmungen und bildete eine Art von mathematiſcher Metaphyſik, von mathematiſchem Idealismus. Die Zahlen und ihre Anwendung auf Muſik, Meßkunſt, Sternkunde führten über das blos Sinnliche hinaus; und wie-

derum blieben die Zahlen in ihrer Anwendung materiell, gaben meiſt nur Quantitäten ohne Qualitäten, und ließen die ſinnliche und die Gedankenwelt immer wieder ineinander übergehen. Allerdings trägt die Eins die Vielheit in ſich, und die Vielheit läßt ſich auf die Eins zurückführen; doch blieb die doppelte, damals ungelöſete Aufgabe, dieſe Form der mathematiſchen Anſchauung in der äußeren Welt wiederzufinden, und ſie in die Region des reinen Gedankens zu erheben, ohne in ein willkürliches Spiel mit leeren Begriffen zu gerathen. Indeß war der Gedanke tiefſinnig und folgenreich: alle Verhältniſſe der Welt ſollten ſymmetriſch geordnet werden, die ganze Weltordnung ſey eine harmoniſche Entwickelung der Dinge und der mathematiſche Verſtand bilde und beherrſche dieſelben. Auf dieſem Wege hatten etliche Pythagoräer die Bewegung der Erde um ihre Achſe und um die Sonne richtig entdeckt, und von dem wichtigen pythagoriſchen Lehrſatze aus, bot ſich der Weg zu weiteren Fortſchritten. Mehr zur eigentlichen Philoſophie gehörte die Lehre: Gott ſey der, durch die Natur der Dinge verbreitete und waltende Geiſt, aus dem auch die menſchlichen Seelen ſtammen. Die (wahrſcheinlich aus Aegypten entnommene) Lehre von der Seelenwanderung fand in Hellas ſo wenig Anklang, als die ascetiſche Sittenlehre, oder der politiſch-religiöſe Bund der Pythagoräer.

Man hat geſagt: Pythagoras habe in dieſem Bunde die alte, edle, doriſche Sitte und Lebensordnung wiederherſtellen wollen. Es fehlt aber an allen Beweiſen daß dieſe jemals der Form oder dem Inhalte nach mit jenem Bunde übereingeſtimmt habe und abhanden gekommen ſey. Es iſt viel wahrſcheinlicher daß Pythagoras Neues wollte, und gewiß mehr mit Rückſicht auf das Aegyptiſche, als auf das Doriſche. Jene Anſicht wurzelt in der einſeitigen Neigung, das Vergangene und Rückläufige übermäßig zu loben.

Geſchäfte und Arbeiten und Erholungen, wurden den Gliedern des Bundes für den ganzen Tag genau vorge-

ſchrieben; die Kleidung und die Speiſen waren eigenthümlich, die Geſchlechtsverhältniſſe zurückgedrängt, die Ordensgeheimniſſe mannigfach. Alles erinnert an Kaſten und Mönchsweſen, und ſelbſt die Gemeinſchaft der Güter kam in lebhafte Anregung. Es entwickelte ſich eine faſt blinde Verehrung des Pythagoras unter ſeinen Schülern[1], und in dem unbedingten Glauben an ſeine Ausſprüche, ſah man ein Verdienſt. Gewiß hatte er die edelſten Abſichten bei der Stiftung jenes Bundes, aber daraus folgt nicht daß ſie auf ſolche Weiſe erreicht werden konnten; insbeſondere erſcheint es unpaſſend, auf heimliche und geheimnißvolle Weiſe das Größte bei einem Volke bewirken zu wollen, welches das öffentliche Leben ſo überaus hoch ſchätzte, und die bürgerliche Ordnung und Leitung, in der richtigen Ueberzeugung frei und offenkundig haben wollte, daß ſich auf dieſe Weiſe das Rechte und Heilſame würdiger und allgemeiner erreichen laſſe. Ungeachtet aller großen Beſtrebungen und trefflichen Grundzüge fiel es auf: daß die Glieder des Bundes als ſolche, und nicht als Bürger, zur höchſten Gemeinſchaft und Unterſtützung verpflichtet wurden, daß man eine Spaltung und Entgegenſetzung in jener Zeit begründen wollte, wo der Vortheil der Einzelnen und des Staats faſt durchaus zuſammenfiel, und dem ganzen Leben kein doppeltes, feindſelig entgegenſtehendes Beſtreben zum Grunde lag.

Aus dieſen Gründen konnte der pythagoräiſche Bund nur kurze Zeit beſtehen, und ſo viel Uebeles ſich auch nach ſeiner Auflöſung in den süditaliſchen Städten hervorthat, immer entſtand es nicht daraus, daß jene Form der Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten ein Ende nahm. Die Verfaſſung und die Wirkungsart des pythagoräiſchen Bundes hat manche tadelnswerthe Aehnlichkeit mit dem Orden der Jeſuiten. Beide Stiftungen zeigen auf bedenkliche Weiſe einen Staat, nicht ſowol im Staate, als ge-

1 Cic. De natura deorum I, 5.

gen den Staat, eine geheime Herrſchaft über die Herrſchenden, eine Entgegenſetzung Geweihter und Ungeweihter, eine heimliche Leitung zu unbekannten Zwecken. Auch an einer tieferen wiſſenſchaftlichen Grundlage für die politiſch-ſittlichen Anſichten des Pythagoras darf man zweifeln, da ihm die Gerechtigkeit im Wiedervergeltungsrechte zu liegen ſchien; da er Gleichmuth und Selbſtbeherrſchung (auf ägyptiſche Weiſe) durch eine Menge äußerer Vorſchriften erzeugen und in Befolgung dieſer Vorſchriften erkennen wollte. Die Jahre des Schweigens ſeiner Schüler ſollten uns dagegen weniger auffallen: denn einmal wiſſen wir nicht wie ſtreng es damit genommen ward, und dann iſt gewiß in andern Zeiten und Ländern, noch Strengeres zur Ausführung gekommen.

Das Suchen nach einem äußerlichen Urſtoff, das Beobachten der Dinge nach den Verhältniſſen von Zahl und Größe reichte nicht aus, und kühn ſchritten die, unter dem Namen der Eleaten berühmten Männer vorwärts: Xenophanes, Parmenides, Zeno von Elea und Meliſſus. Sie faßten nicht das Werden ſondern das Seyn auf, nicht den äußeren Wechſel ſondern das Beharrliche, nicht das Mannigfaltige ſondern die Einheit in demſelben, und kamen zu dem Ergebniß: daß man die ſinnlichen Vorſtellungen von der vernünftigen Erkenntniß trennen müſſe: denn jene führten nur zu Meinungen, gäben aber keine Wiſſenſchaft. Alles Werden beruhe nur auf Täuſchung: denn das Seyende könne nimmer entſtehen aus dem Nichtſeyenden, und eben ſo wenig aus dem bereits Daſeyenden. Vielmehr ſey alles wahrhaft Seyende nur ein Einiges, Unveränderliches, die Welt Gott und die Welt.

Dieſer Pantheismus war um ſo eigenthümlicher, da die Eleaten bei allem Idealismus des Denkens[2], doch das

1 Gellius I, 9.

2 Die Eleaten ſind keine Idealiſten im neueren Sinn, ſie wußten von keiner Realität außer der ſinnlichen, ſagt Zeller, Jahrbücher der Gegenwart 1843, S. 59.

Gedachte als Gegenſtand außer ſich ſetzten, da ſie die veränderlichen Erſcheinungen der Sinne geringſchätzten oder verwarfen, und wiederum in dem Denken ſelbſt das Verändern hervorhoben; da ſie die innere Kraft des Geiſtes als genügend zur vollkommenen Erkenntniß hielten und keineswegs vermutheten, daß damit ſo wenig die unbedingte Wahrheit des Ueberſinnlichen, als mit Augen und Ohren die unbedingte Wahrheit des Sinnlichen zu faſſen ſey. Wir finden jedoch in vielen Abſchnitten der Geſchichte der Philoſophie einen ſo heftigen Kampf gegen die Sinne, als wäre es ein Gewinn für den Menſchen taub und blind zu ſeyn. Und doch täuſchen ſie nicht öfter, als der Geiſt, ihre Anſchauungen und Eindrücke ſind nicht häufiger verkehrt und irrig, als die Urtheile und Schlüſſe, welche dieſer als ſein untrügliches Werk rühmt.

Nun ſoll zwar Parmenides auch eine ſyſtematiſche Darſtellung des Veränderlichen, des Sinnlichen verſucht haben (wie er denn auch die Wichtigkeit und Wahrheit der Erfahrungen für das gemeine Bewußtſeyn nicht läugnete); — aber es iſt ſchwer einzuſehen wo und wie er wiſſenſchaftlich eine Brücke über die Kluft von der erſten zur zweiten Lehre geſchlagen haben mag[1]: das heißt vom Seyn zum Werden; von dem gleichartigen Einigen, zur Mannigfaltigkeit der Dinge, von der vorherrſchenden Dialektik zur Ethik. Im Fall aber Meliſſus die äußere Wahrheit der Erſcheinungen ihrer Veränderlichkeit halber läugnete und die Wirklichkeit in uns ſetzte; ſo war damit die Verſchiedenheit der ideellen Realitäten noch nicht erklärt und die Gegenſtände hätten wol einmal als Perſonen auftreten, ihre Rechte wahrnehmen, und den Schein in dem angeblich untrüglichen Vernunftgebrauche ſelbſt, und in der verſchiedenen Uebung und Schärfe der Vernunft, ſuchen können.

Die Lehren der Eleaten erſcheinen zwar nicht minder auffallend als die der Pythagoräer; was aber bei dieſen

1 Aehnliche Schwierigkeiten zeigen ſich bei Spinoza.

vielleicht zum Theil herbeigekünſtelt war, ging bei jenen aus folgerechtem, tiefen Denken hervor. Wenn die Pythagoräer ſich nur zu viel in die öffentlichen Angelegenheiten miſchten, ſo nahmen die Eleaten von ihnen zu wenig Kenntniß. Ihre überſinnliche Forſchung fand faſt keinen Rückweg um dem gemeinen Menſchenverſtande begreiflich zu werden, die Herabſetzung des Sinnlichen ſchien mit der ſich bewundernswerth erhebenden Kunſt unvereinbar, dem blos Formellen mußte ſich Materielles gegenüberſtellen und eine vielſeitigere Betrachtung der Dinge entſtehen, um, wo möglich, die Wirklichkeit des Gedachten mit dem äußerlich Angeſchauten zu verſöhnen. Je ſtrenger die Schlußfolge der Eleaten alle Erfahrung, alles Perſönliche vertilgte oder doch in den Hintergrund ſchob, um ſo kräftiger verlangte dies ſein Recht; der griechiſche Gottesdienſt und die Volksanſicht von den Göttern, ſtand in Widerſpruch mit ihren Anſichten, und ſogar die Lehre von der Sittlichkeit verlor bei der Lehre von dem Weltganzen ihre Bedeutung. Schon hieraus erklärt ſich, wie durch Gegenwirkung weſentlich verſchiedene philoſophiſche Anſichten entſtehen mußten, wie die Bewegung und das Werden durch Heraklit, die Mannigfaltigkeit der Dinge durch Leucipp und Demokrit, die Sittlichkeit durch Sokrates vertreten wurden, und der gemeine Menſchenverſtand durch Verſpottung aller Philoſophen ſeine Anſprüche zu ſichern ſuchte.

Die Richtung nach Innen, die Dialektik, führte die Eleaten auf das Seyn, auf das Beharrliche; den entgegengeſetzten Weg ſchlug Herakleitos von Epheſus ein[1]. Er erkannte bei Betrachtung alles Gegebenen ein unaufhörliches Veränderwerden, einen Strom aller Dinge, ein ſtetes Thun und Leiden. Ihm erſchien das reine Seyn der Eleaten, als eine willkürliche Annahme, als eine bloße Abſtraktion: denn in der Natur gebe es nirgends Ruhe

1 Etwa 500 Jahre vor Chriſtus und 50 Jahre jünger als Anaximenes. — Theätet 179.

und Stillſtand, ſondern Alles entſtehe und vergehe durch den Kampf von Gegenſätzen. Kein Einzelnes könne, ohne Gegenwirkung von Kräften, ein ſo allgemeines, mannigfaltiges Leben bewirken, ſondern wenigſtens zwei gehörten dazu um daſſelbe, um ein dynamiſches Werden hervorzubringen: Freundſchaft zerſtöre, Feindſchaft erzeuge alle Dinge[1]; denn jene vereinige und führe zum Ganzen zurück, dieſe ſey dagegen Wurzel alles Einzelnen und Perſönlichen. Uebrigens enthalte es keinen Widerſpruch, aus Entgegengeſetztem, etwas Einiges hervorgehen zu laſſen; ſey doch der Menſch aus Leib und Seele, ein Einiger zuſammengeſetzt. In jedem Einzelnen ſpiegele ſich das All ab, und in dem All erblicke man jedes Einzelne. Man müſſe einerſeits die Wirklichkeit der Einzeldinge gegen die Alleinheitslehre aufrechthalten und vertheidigen, andererſeits aber durch höhere Erkenntniß die Gemeinſchaft des Einzelnen mit der allgemeinen göttlichen Welt nachweiſen. Aus dieſem allgemeinen Weltbewußtſeyn laſſe ſich auch alles Gute ableiten, es ſey die Grundlage aller ächten Geſetzgebung.

Wäre nur die Maſſe der Beobachtungen größer geweſen, ſo würde Heraklits Naturlehre die himmliſchen Körper nicht als hohle Flächen dargeſtellt, ſie würde nicht die Uebermacht der bloßen Naturkraft und eine allgemeine Verbrennung gelehrt, nicht Feuer und Wärme (als das am wenigſten materielle, am meiſten belebende Element) mit der Denkkraft, ja mit der Idee verſchmolzen haben[2].

Heraklits Syſtem von dem ſteten Verändern, dem ſteten Aufeinanderwirken lebendiger Kräfte war für die gewöhnliche Anſicht weit anſprechender als die Behauptun-

1 Wenn dieſer Ausſpruch nicht vielmehr dem Empedokles gehört, während Heraklit nur von Gegenſätzen ſprach (die zur Harmonie Veranlaſſung gaben) ohne der Freundſchaft ausdrücklich zu erwähnen. Arist. Metaph. I, 4.

2 Vielleicht beruhen indeß dieſe Nachrichten auf Irrthümern; oder die Verbrennung iſt ihm nur Rückkehr in das edelſte, göttlichſte Element.

gen der Eleaten; aber eher mochte ſich das unveränderliche Geſetz welches hinter allen Veränderungen liegen ſollte, oder ein allgemeiner Zuſammenhang und höherer Zweck, neben der Freiheit, behaupten, als nachweiſen laſſen. Daher konnten auch ſpätere Sophiſten an heraklitiſche Anſichten Folgerungen anreihen, welche das allgemein Gültige vernichteten und allein willkürliche Perſönlichkeit übrig ließen.

Empedokles aus Agrigent, ein Zeitgenoſſe der Eleaten, ſoll verſucht haben ihr Syſtem und das des Heraklit zu vereinen. Gewiß ging bei ihm beobachtende Forſchung und Schwärmerei ineinander über; doch bleibt es merkwürdig daß er zuerſt vier Elemente annahm und eine Phyſiologie aufzuſtellen verſuchte.

Die Eleaten ſahen in Allem nur das Eine, Unveränderliche, Heraklit nur den Wechſel oder die Kräfte welche ihn erzeugen; hievon weſentlich abweichend bildeten Leucipp und Demokrit die atomiſtiſche Schule, welche unter mancherlei Abänderungen einen großen und weſentlichen Einfluß gehabt hat, bis auf den heutigen Tag. Demokrit geboren in Abdera, wahrſcheinlich um 490 vor Chriſtus, war der gelehrteſte aller griechiſchen Philoſophen vor Ariſtoteles und wird auch ſeiner lebendigen Darſtellungsgabe halber gelobt. Beide (er und Leucipp) lehrten im Weſentlichen: das wahrhaft Seyende kann weder entſtehen noch vergehen, und aus weſentlich Einem nicht Vieles werden. Es giebt unzählige, uranfängliche, untheilbare, unvergängliche, eigenſchaftsloſe Atome (für deren Daſeyn kein weiterer Beweis nöthig iſt) aus denen durch Bewegen, Trennen und Verbinden, alle Dinge entſtehen. Obwol alle Atome gleicher Beſchaffenheit (Qualität) ſind, ſind ſie doch der Form nach unendlich verſchieden und die aus ihnen hervorgehende Welt, welche die Eleaten für bloßen Schein erklären, hat ſachliche (objektive) Wahrheit.

Die Anſicht des Demokrit (ſagt Franz Bacon[1]) welche

1 De augmentis scient. III, 4.

alles Phyſiſche aus phyſiſchen Urſachen erklärt, und keine Endurſachen einmiſcht, führt tiefer in die Wiſſenſchaft der Natur hinein, als Plato und Ariſtoteles. Gewiß drängt die Atomiſtik bis auf den heutigen Tag zur fleißigen Beobachtung und Erklärung des Mannigfaltigen; und mögen auch die Atome nach der Naturſeite hin nur Gedankendinge ſeyn (gleichwie die platoniſchen Ideen nach der geiſtigen Seite), ſo hat ſich doch die Thätigkeit vieler Naturforſcher leichter jenen, als dieſen angeſchloſſen und zu den wichtigſten Ergebniſſen — ſelbſt über den urſprünglichen Grundſatz hinaus — Veranlaſſung gegeben.

Wider dieſe Grundſätze des erſten, ſich ſelbſt bewußten Materialismus, iſt jedoch eingewandt worden: es bleibt irrig ein Räumliches als untheilbar zu ſetzen und aus beſchaffenheitsloſen Atomen (durch bloße Form und Bewegung) das Verſchiedenartigſte entſtehen zu laſſen. Eben ſo wenig kann Ausgedehntes, aus nicht Ausgedehntem hervorgehen, oder Alles in der Welt (auch das Geiſtige) als blos Ausgedehntes aufgefaßt werden. Keineswegs beruht jede Erkenntniß auf blos ſinnlichen Wahrnehmungen; keineswegs reichen Zufall und Nothwendigkeit ſo aus, daß man den Zweckbegriff und bewußte Freiheit ganz zur Seite ſetzen dürfte. Wenn die Seele dem Demokrit nur eine Anhäufung runder Feueratome iſt, ſo enthält jede Flamme mehr Seele als die Seele, und bei atomiſtiſchen geiſtloſen oder ungeiſtigen Göttern iſt keine Hülfe zu finden. Der feſte, friſche Muth wonach man, als nach dem höchſten Gute, ſtreben ſoll, kann von dem Atomiſtiker nicht ohne Beimiſchung einer bitteren, nothgedrungenen Ergebung, als Ziel vorgeſteckt werden.

Allerdings fehlte der Sittenlehre und Religionslehre Demokrits eine genügende wiſſenſchaftliche Begründung; indeſſen drang er alles Ernſtes auf Maß und Selbſtbeherrſchung, und kann den ſpäteren Sophiſten nicht gleich geſtellt werden. Dafür zeugen auch folgende, ihm beigelegte Sittenſprüche: Rechtthun nicht um Lohn, Wohlthä-

tigkeit und Liebe zur Wahrheit, machen Gott ähnlich. Seiner würdig wirſt du, wenn du nichts Unwürdiges thuſt. Die Feinde des Unrechtthuns ſind Gottes Freunde. Sich ſelbſt überwinden, iſt der größte und beſte Sieg; ſich ſelbſt unterliegen, iſt das ſchändlichſte und böſeſte.

Den übelen Folgen der bisherigen einſeitigen Richtungen des Forſchens trat Anaxagoras aus Clazomenä (um 500 vor Chriſtus) entgegen. Er nahm die Ewigkeit der Materie an, ſetzte aber (unbegnügt mit dem bloßen Stoffe) den Entſtehungsgrund der Dinge außerhalb derſelben, indem er den unkörperlichen einartigen Verſtand, oder Geiſt, nach Zweckbegriffen bildend und ordnend hinzutreten ließ. Jene Materie war ihm nicht (wie dem Demokrit) unterſchiedslos; ſondern ſie beſtand aus unendlich vielen und verſchiedenartigen Beſtandtheilen, und in jedem wirklichen Dinge ſeyen Antheile aller urſprünglich verſchiedenen Stoffe, obgleich jedes nach dem vorwaltenden benannt werde. Stets bleibe die Menge der Materie gleich, und das ſogenannte Entſtehen und Vergehen ſey nur ein Zuſammenſetzen und Zerlegen der unvergänglichen Theile. Die ächte Kraft, das wahrhaft thätige Princip liege aber, wie geſagt, nicht in der Materie, ſondern außerhalb derſelben.

Dieſe Lehren erinnern an die der verſchiedenen älteren Schulen, haben aber dieſelben näher beſtimmt und weiter gebildet. Anſichten der Joner über die Materie und des Demokrit über die Atome[1], ſind in der Mannigfaltigkeit jener Urbeſtandtheile (der Homoiomerien), obwol berichtigt, wiederzufinden. Der weltordnende Verſtand lag bereits im eleatiſchen Syſteme verborgen; deſſen Gegenſatz zur Materie, zeigt einen Fortſchritt von dem Beſtimmten und Unbeſtimmten der Pythagoräer, und Bewegung und Thätigkeit ſind ja die Träger des heraklitiſchen Werdens.

Obgleich man in der, dem Menſchen- und Weltgeiſte mehr beilegenden Lehre des Anaxagoras, einen wichtigen

[1] Zeller, Geſchichte der Philoſophie I, 233.

Fortſchritt erkannte, iſt doch eingewandt worden: der Geiſt gilt ihm noch nicht für den weſentlichen Grund alles Seyns und dient faſt nur als Aushülfe um die Naturerſcheinungen zu erklären[1]. Es bleibt ein ungelöſeter Dualismus übrig, und die fortdauernde Wirkung des Verſtandes wird weniger hervorgehoben, als der erſte Anſtoß. Wichtige Fragen über die Art, die Materie in Bewegung zu ſetzen und die Vertheilung des Geiſtigen bleiben unbeantwortet, und der Geiſt iſt wol nur ein Theil des Weltganzen.

Ungeachtet dieſer und anderer ungelöſeten Schwierigkeiten, mußten die Lehren des Anaxagoras größeren und allgemeineren Eindruck machen, als das künſtliche, Wenigen verſtändliche Gebäude der Eleaten. Die angeſehenſten und gebildetſten Athener (ſo Thucydides, Euripides, Perikles) waren ſeine Freunde und Schüler, und es iſt eine übereilte Vorausſetzung, das was in ihren Schriften und Thaten an Anaxagoras und die weiter gebildete Philoſophie erinnere, zeige eine Ausartung von dem Früheren, angeblich Vortrefflichen. Eher iſt zu entſchuldigen, daß die Menge klagte: Anaxagoras untergrabe die Volksreligion, und greife viele alte, vortreffliche, ewig zu erhaltende Lehren und Grundſätze an. Trotz der Fürſprache des Perikles mußte Anaxagoras aus Athen nach Lampſakus entweichen; wodurch aber (ſehr natürlich) philoſophiſche Beſtrebungen noch mehr Raum und Eingang fanden, denn zuvor.

Blicken wir an dieſer Stelle zurück, ſo findet ſich daß drei philoſophiſche Schulen vorzugsweiſe das Seyn, drei vorzugsweiſe das Werden ins Auge faßten[2]: die Jonier ſuchten jenes in einem materiellen Stoffe, die Pythagoräer in den Zahlen, die Eleaten in der Einheit. Die dynamiſche Anſicht des Werdens ſtellte Heraklit an die Spitze, Leucipp und Demokrit die mechaniſche, Anaxagoras die teleologiſche.

1 Arist. Metaph. I, 4.
2 Zeller I, 68—71.

Außer dieſen wiſſenſchaftlichen innerlichen Gegenſätzen und Entwickelungsſtufen, hat man neuerlich viel Nachdruck auf eine andere geographiſche, oder halb politiſche Verſchiedenheit gelegt, und eine ioniſche Philoſophie, der doriſchen gegenüber geſtellt, und das Weſen der erſten in objektiver Forſchung, der letzten in ſubjektiver Vertiefung geſucht. Das griechiſche Denken war aber nicht abhängig vom Geburtsorte oder anderen geſelligen Zufälligkeiten. Die ſieben Weiſen, welche eine doriſche Richtung zu haben ſcheinen, liegen ganz auf ioniſchem Gebiete, Pythagoras und Meliſſus ſtammten aus Samos, Xenophanes aus Kolophon bei Epheſus, Leucipp aus Milet, Anaxagoras aus Clazomenä, Elea war eine ioniſche Pflanzſtadt, und der Agrigentiner Empedokles ſchrieb im ioniſchen Dialekte[1].

Die Geſammtverhältniſſe der Philoſophie und des öffentlichen Lebens erzeugten die Sophiſten, welche beide Richtungen ergriffen und in beiden wirkſam wurden. Daß ſie nicht blos gehalt- und ſittenloſe Schwätzer waren, geht ſchon daraus hervor, daß ſie von den ausgezeichnetſten Männern geehrt und geſucht, und ihre glänzenden Anlagen bewundert wurden. Es gehörte die größte Geſchicklichkeit (die eines Sokrates und Plato dazu) ſie auf ihrem eigenen Boden zu beſiegen, die größte Feſtigkeit ſich von ihnen nicht fortreißen zu laſſen. Sie erkannten die Lücken und Widerſprüche der bisherigen philoſophiſchen Beſtrebungen, und daß ſich überall Wahrheit und Irthum getheilt und gemiſcht finde. Unbegnügt mit dem Vorherrſchen der Naturphiloſophie, ſtellten ſie den Menſchen als das Höhere, der objektiven Welt gegenüber, und machten ſeine Rechte und ſeine Bedeutung geltend. Dieſe neue Lehre von der Wichtigkeit und dem Werthe der perſönlichen Freiheit und herrſchenden Selbſtentſcheidung mußte wirken und ergreifen; leider lag aber neben der Wahrheit

[1] Auch waren viele der doriſchen Kolonien in Großgriechenland, Demokratien.

und dem Fortſchritte, ſogleich der Irrthum und die Ausartung. Die Sophiſten legten bald allen Nachdruck auf die einzelne und vereinzelte Perſon, ohne Rückſicht darauf daß erſt die allgemeine Subjektivität, der Geſammtgeiſt der Menſchheit, Erkenntniß und Geſetz finden und aufſtellen könne und dürfe. War nicht dieſer Geiſt der geſammten Menſchheit, ſondern der einzelne Menſch (wie Protagoras von Abdera wollte[1]) das Maß aller Dinge, ließ ſich demgemäß alles Denken auf die perſönliche, ſinnliche Empfindung zurückführen; ſo iſt für jeden auch wahr, was ihm als wahr erſcheint; wo ſich dann leicht zu dem dialektiſchen Satze, der ethiſche hinzufindet: es iſt für jeden Recht, was ihm nützlich erſcheint. Alle Wahrheit, alles Recht, alles Sittliche, verwandelte ſich auf dieſem Wege in ein Schwankendes, Willkürliches, Relatives. An die Stelle der Wiſſenſchaft, trat allgenugſam die bloße Meinung, und aus der richtigen Anſicht daß man Menſchenſatzungen nicht für ewig geheiligt halten ſoll, kam man bald zu der: jede Unterwerfung unter ein allgemeines Geſetz beruhe auf Tyrannei, und ſey Zeugniß ſklaviſchen Sinnes.

Die Sophiſten ſchmeichelten allen Vorurtheilen und Neigungen der Zeit, erzeugten den Schein des Wiſſens durch dialektiſche Kunſtſtücke, täuſchten die Jugend durch die Form und lockten ſie durch die leichtſinnige Milde ihrer Lehren[2]. Wiederum war jenes oberflächliche Zweifeln an aller Möglichkeit der Erkenntniß, mit anmaßlichem Dogmatismus verbunden. Nichts (lehrte Gorgias der Leontiner[3]) iſt wirklich, und wäre auch etwas wirklich, wir vermöchten es nicht zu erkennen, und wenn wir es erkennten, ſo vermöchten wir dieſe Kenntniß nicht mitzutheilen. — Und doch wollte er dieſe Lehren beweiſen und

1 Protagoras ward ſeiner Grundſätze halber aus Athen verwieſen, und ſeine Bücher wurden verbrannt. Cic. De nat. deor. I, 23.

2 Siehe z. B. Platons Euthydem.

3 Foss, de Gorgia Leontino. Quint. Instit. III, 1.

mittheilen! Inſofern er vielleicht meinte hier gegen die Eleaten, nach ihrer eigenen Weiſe aufzutreten, wäre der Verſuch wol weniger tadelnswerth; allein es ward ganz allgemein der gefährlichere, alle ächte Dogmatik und Skepſis gleich ſehr auflöſende Grundſatz hingeſtellt: man könne für und gegen Alles mit gleichem Rechte, Geſchicke und mit gleicher Wahrheit ſprechen. Dieſe Lehre ging durchweg ins Leben über, und es ſchien nicht einmal mehr ein Widerſpruch, wenn das Leben den Anſichten und Grundſätzen widerſprach: man konnte, wie Prodikus, das Leben für kein wünſchenswerthes Gut erklären und doch nach Lebensgütern trachten, für die Tugend ſchreiben und ihr nicht anhangen; — denn das Gegentheil wäre ja auch recht und wahr geweſen!

Sobald nun die ewigen Grundſätze der Sittlichkeit und des Rechts unerkennbar waren, blieb, wie geſagt, nichts übrig als in den augenblicklichen bürgerlichen Einrichtungen, eine Art von Erſatz derſelben zu ſehen. Zugleich war aber auch die Neigung gerechtfertigt, zuletzt in ſeinen Leidenſchaften und ſeiner Willkür noch Höheres, mit Verachtung alles Gemeinſamen zu finden. Höchſtens galt die Kunſt etwas: das ſcheinbare oder wahre Böſe, in ſcheinbares oder wahres Gute zu verwandeln; was freilich nichts Anderes war, als alle Haltung, alles Urtheil aus dem Leben verbannen. Kritias, das Haupt der dreißig Tyrannen, gilt uns für einen folgerechten Sophiſten in der bürgerlichen Welt. Er führte ohne Scheu aus, was er ſich künſtlich eingeredet hatte; ein atheiſtiſcher Revolutionair, wie ſie aus der falſchen Philoſophie des 18. Jahrhunderts auch hervorgegangen ſind[1]. Thraſybulus rettete damals den Staat, Sokrates die Philoſophie.

Wir ſollen die Gefahr vermeiden, dieſen nach Xenophon bisweilen für oberflächlich und breit, nach Platon für verſunken in den Abgrund der tiefſten Spekulationen zu

1 Stäudlin Geſch. des Skepticismus 442.

halten: denn dieſe Erſcheinung beweiſet nur, daß jeder von beiden ihn ſo auffaßte und darſtellte, wie es ihm zukam; und des Sokrates größtes Verdienſt ſcheint ſich gerade darin zu offenbaren: daß von ihm nicht eine Reihe ſteifer Nachbeter, ſondern ſo verſchieden gebildete, politiſch bedeutende Männer, ſo verſchiedene Schulen der Philoſophen ausgingen; daß er nicht alle nach einer verſteinerten Handwerksweiſe abrichten wollte, ſondern die Entwickelung der mannigfaltigſten Naturen beförderte. Die Heiterkeit, Ruhe und Selbſtändigkeit ſeines Charakters, die Durchdringung des moraliſchen und religiöſen Sinnes, wirkte höchſt erfreulich auf ſeine Umgebungen; und wenn wir die Vergleichung mit dem Unvergleichbaren bei Seite ſetzen, ſo hat nie einer ſo wie er, die ächte Popularität, die wahre Geſchicklichkeit eines Volkslehrers beſeſſen. Dies ging gutentheils daraus hervor, daß er dem geſunden Menſchenverſtande, dem durch Alle hindurchgehenden Geiſtigen, großes Gewicht beilegte. Dem gemäß ſtellte er die naturphiloſophiſche, welterklärende Richtung früherer Philoſophen zur Seite, brachte die Weisheit vom Himmel auf die Erde, aus der Ferne in die größte Nähe, aus dem Grübeln über das Unbegreifliche, zu der Löſung täglicher Sitten- und Lebensfragen. Jedoch in durchaus anderer Weiſe als die Sophiſten. Seine beſcheidene Skepſis bezweckte nicht die Wahrheit zu untergraben, oder die Unmöglichkeit ihrer Auffindung nachzuweiſen; ſondern bis zur Erkenntniß, zum wahren Wiſſen vorzudringen. Für dieſen Zweck war ſeine Methode von beſonderem Einfluß, und fortwirkend für alle künftige Zeiten. Er verſtand von dem Allgemeinen hinabzuſteigen zu dem Einzelnen, und von dem Einzelnen aufwärts zu bringen bis zum Allgemeinen; die Begriffsentwickelung, ſowie die Induktion danken ihm weſentliche Fortſchritte. Doch gab er den allgemeinen Begriffen kein beſonderes Daſeyn, und ging nicht auf dem Wege vorwärts, wo Platon ſpäter ſeine Ideen fand. Das unmittelbar Brauchbare, ſittlich Veredelnde hatte für ihn den

höchſten Werth, die Philoſophie des Geiſtes überflügelte bei ihm die Philoſophie der Natur. Weit entfernt jedoch, das Meinen und die Willkür des Einzelnen für jene als unbedingt geſetzgebend anzuerkennen, und eine eigenliebige, hochmüthige Subjektivität an die Spitze zu ſtellen, ward ihm alles Geiſtige zu einem Objekt, und erſt in ſeiner Geſammtheit das Maß und der Weg zu Einſicht und Tugend. Ihm war das ſittliche Gebot ein Gewiſſes, Unbedingtes, welches aus Erkenntniß und Weisheit allbeſtimmend hervorgehe, alſo mit wiſſenſchaftlichem Verfahren in engſter Verbindung ſtehe. Das Böſe erwächſt nur aus Mangel an der rechten Erkenntniß, und Wahrheit; Wiſſenſchaft, Tugend und Glückſeligkeit gehen auf der höchſten Stelle ineinander über. Das Handeln nach Erkenntniß des Guten, nicht die Luſt iſt Zweck des Lebens; das Wohlverhalten, nicht das Wohlbefinden iſt das höchſte Gut.

So wie jeder ſich ſelbſt durch Vernunft regieren ſoll, ſo ſteht auch die ganze Welt unter der Leitung der Vernunft. Die Gottheit hat Macht und Willen Alles zu ſehen, Alles zu hören, überall gegenwärtig zu ſeyn und Alles mit ihrer Fürſorge zu umfaſſen[1]. Dieſe Gottheit vernichtet dem Sokrates nicht die Perſönlichkeit, ſondern offenbart ſich ihm im Selbſtbewußtſeyn. Ungeachtet dieſer ſteigenden Gotteserkenntniß, welche die Volksreligion reinigen mußte, begann er indeß keinen zerſtörenden Kampf wider dieſelbe: denn obgleich niemals eine Zeit in der Weltgeſchichte ſo ausgezeichnet war an Geiſtesreichthum und vielſeitiger Bildung wie die des Sokrates und Perikles, war ſie doch zu einem plötzlichen Sturze der Vielgötterei nicht geeignet und vorbereitet.

Sokrates gehörte ſeiner Zeit an, und zugleich allen künftigen Zeiten; er war weſentlich ein Grieche, ein Athener, und wiederum ein Weltbürger in einem, bis dahin ungekannten Sinne. Sofern er der einbrechenden Ausar-

1 Xen. Mem. I, 4.

tung widerſprach, den Gehorſam gegen die Geſetze an die Spitze ſtellte und bürgerliches und religiöſes Herkommen ehrte, war er ein Mann der guten alten Zeit; andererſeits lag in ſeinem Verkehre mit Leuten aller Art, in ſeinen Grundſätzen und Lehren, ein Gährungsſtoff welcher dem bisher Beſtehenden widerſprach und es auseinander zu ſprengen drohte. Kein Wunder daß eine ſolche Perſönlichkeit verſchieden aufgefaßt, mißverſtanden, angeklagt wurde. Schon früher von Ariſtofanes, der ihn entweder nicht verſtand, oder leichtſinnig ſtatt anderer Sophiſten auf der Bühne verſpottete; gewiß aber, neben allem gerechten Tadel der Gegenwart, mit blos rückwärts gekehrtem Blicke nicht wußte was an der Zeit war. Keineswegs Ariſtofanes, ſondern Sokrates war der wahre, tiefſinnige Reformator ſeiner Zeit, und entging eben deshalb nicht dem Schickſale aller großen Reformatoren.

Man klagte ihn an: er frevelt und treibt Thorheit indem er unterirdiſche und himmliſche Dinge unterſucht, Unrecht zu Recht macht, und dies auch Andere lehrt. Er verdirbt die Jünglinge und läugnet die Götter u. ſ. w. — Es iſt nicht nöthig und hier nicht der Ort, dieſe und verwandte Anſchuldigungen umſtändlich zu widerlegen; wenige Bemerkungen werden genügen. Sokrates hatte während ſeines ganzen Lebens allen geſetzlichen Anforderungen des Staates (z. B. hinſichtlich der Kriegspflicht) gewiſſenhaft genügt, er hatte muthig nachtheiligen Vorſchlägen und Beſchlüſſen (z. B. wegen der Feldherrn bei den Arginuſen) widerſprochen. Darüber daß er nicht anmaßlich nach Staatsämtern trachtete, war er Niemandem Rechenſchaft ſchuldig; auch ſagte er: ich nehme großen Theil an den Staatsgeſchäften, wenn ich Sorge trage daß ſo Viele als möglich dazu geſchickt werden[1]. — Dieſe Entſchuldigung genügte aber am wenigſten, nachdem die Demokraten unter

1 Xen. Mem. I, 6. — Ueber des Sokrates ungeſchicktes Benehmen in den Volksverſammlungen, Platon, Gorgias 474 ed. Steph.

Thraſybul wiederum die Herrſchaft in Athen gewonnen hatten; denn wenn Sokrates und ſeine Freunde auch nicht geradezu lakoniſirten, ſo verhehlten ſie doch niemals ihre Vorliebe für eine ariſtokratiſche, ihre Anklagen gegen eine demokratiſche Verfaſſung; ſie hatten immer nur deren Schattenſeiten hervorgehoben und an der Vertreibung der dreißig Tyrannen und der Spartaner keinen Antheil genommen.

Dieſe Umſtände führten (trotz der bewilligten Amneſtie) mehr den Untergang des Sokrates herbei, als die oben mitgetheilten Anklagen; obgleich nicht zu läugnen iſt, daß ſich in Sokrates der Uebergang zu Anderem und Neuem zuſammendrängte, daß er der Mittelpunkt einer Veränderung war, in welcher man keinen Fortſchritt, keine Verbeſſerung ſehen konnte, oder ſehen wollte. Selbſt in neuerer Zeit haben Unbetheiligte den Sokrates als einen Revolutionair bezeichnet, weil er Selbſtbeſtimmung und Prüfung, weil er Privattugend über die unumſchränkten Forderungen des Staats hinaufgeſtellt, innerlich auch wol die Volksreligion verachtet habe. Des Sokrates Hervorheben der geiſtigen Subjektivität, welches (wie wir bemerkten) von dem ſophiſtiſchen weſentlich verſchieden war, begründete umgekehrt für das Gemeinſame, für das Geſetz und deſſen Verehrung einen neuen Boden, und eine höhere Reinigung, Beſtätigung und Beglaubigung; und eben ſo war die Art wie er ſein Streben nach Gotteserkenntniß mit der beſtehenden Gottesverehrung zu verſtändigen ſuchte, wahrhaft antirevolutionair. Mit einem Wort: er war kein Revolutionair (wie Alcibiades, Kritias, Lyſander und andere Griechen jener Zeit), ſondern ein Reformator, den aber freilich erſt die Nachwelt beſſer begreift, als die Mitwelt.

Mit großem Rechte wollte Sokrates in ſeinem Prozeſſe weder widerrufen, noch bitten und betteln, noch entfliehen; er fühlte das Gewicht ſeiner guten Sache und ſeiner Perſönlichkeit (wie ſpäter Luther in Worms) und ſprach: ich werde auf keinen Fall anders handeln, und

müßte ich noch ſo oft ſterben. Ich ziehe den Tod, den Geſetzen getreu, einem widergeſetzlichen Leben vor[1]. Trotz ſeines kühnen, den verwöhnten Richtern mißfälligen Benehmens, ward er nur mit einer Mehrheit von drei Stimmen verurtheilt; ein Beweis daß ſelbſt damals die Meinung von ſeiner Schuld keineswegs allgemein war, und viele Athener -- faſt ohne es zu wiſſen — ſeinen Ueberzeugungen nicht ganz fremd waren.

Es iſt bemerkt worden: Sokrates müſſe auch Schuld haben, damit ſein Tod tragiſch erſcheine. Dieſe Regel mag für die Tragödie gelten (welche vollkommen unſchuldige Perſonen nicht brauchen kann), ſie iſt aber ungültig für die rechtliche Beurtheilung; denn nicht ſelten litten ganz Unſchuldige und wurden Märtyrer ihres Glaubens und ihrer Ueberzeugung. Doch geben wir zu: Sokrates iſt mit demſelben Rechte verurtheilt worden, wie unzählige Ketzer, wie Huß und Hieronymus, die Jungfrau von Orleans, ja wie Chriſtus ſelbſt!! — Zur Ehre der Athener muß man bemerken, daß ſie ihr Verfahren gegen Sokrates bald bereuten und ſeine leidenſchaftlichen Ankläger ſtreng beſtraften[2]; auch zeigen andere, angeblich chriſtliche Zeiten, weit mehr ſchuldloſe Opfer ſinnloſer und grauſamer Unduldſamkeit.

Eine ganze Welt von Anſichten entwickelt ſich aus dem fruchtbaren Boden der Lehren und der Lehrweiſe des Sokrates. Die meiſten ſeiner Schüler ſuchten in irgend einer einzelnen Richtung das ihnen ungenügend Erſcheinende ſchärfer und weiter auszubilden, wurden aber eben dadurch einſeitig. Indem ſo dem Antiſthenes das Entbehren des Aeußern Hauptzweck ward, mangelte es dieſem verneinenden Beſtreben an einem genügenden Inhalte. In ſeine Strenge kam Schroffheit, in ſeine Erhabenheit Hochmuth und die Lehre daß der Menſch nichts anderes und

1 Xen. Mem. IV, 4.

2 Diod. XIV, 37.

nichts weiter als tugendhaft ſeyn ſolle, gab zu dem Mißverſtändniſſe Veranlaſſung, als könne man ohne allſeitiges Ausbilden menſchlicher Kräfte, ohne Wiſſenſchaft und Erkenntniß, vielleicht am bequemſten die höchſte Tugend erreichen. Auch ließ es ſich ſchwer begreifen wie man, bei jener anmaßlich vereinzelnden Lehre, den Geſetzen des Staats gemäß zu leben geneigt, verpflichtet und im Stande ſey.

Sowie Antiſthenes der Arme, das Entbehren, ſo ſtellte Ariſtipp der Reiche, einſeitig das Genießen in den Vordergrund der Sittenlehre. Doch gehört wol noch mehr dazu daß man Herr der äußeren Dinge werde, als daß man ſie zur Seite ſchiebe; ſowie umgekehrt derjenige tiefer fällt, welcher von den äußeren Dingen beherrſcht wird, als der ſich von ihrem Einfluſſe ganz abſondert. Niemand unter allen Griechen, die den Namen Philoſophen erhielten, hatte eine ſolche Beweglichkeit und Geſchicklichkeit ſich, als Welt- und Lebemann, dem Orte, der Zeit und den Perſonen anzupaſſen, wie Ariſtipp. Er konnte ſich in die höchſten Verhältniſſe hineindenken und ſelbſt des Sokrates Tod beneiden, oder doch bewundern; und dann wiederum ſich mit handfeſtem Witze an Höfen und in liederlichen Häuſern umhertreiben: unbezwungen jedoch und ſo daß er frei blieb und überall herrſchte, nicht beherrſcht wurde. Aber bei minder kräftigen und ſchlechten Gemüthern ging die folgerechte Haltung und die Würde des Lebens ganz verloren, denn Ariſtipp lehrte: jede Sehnſucht nach der Vergangenheit, jede Furcht vor dem Künftigen müſſe als thöricht beſeitigt werden, weil nur der Augenblick der Gegenwart von entſcheidender Wichtigkeit ſey. Die Tugend iſt ein bloßes Mittel, Schmerz das größte Uebel, der ſinnliche Genuß hingegen höchſter Zweck und alleiniges Lebensglück[1]. Mögen die Empfindungen auch nicht das Weſen der Dinge aufſchließen, ſo ſind ſie

[1] Aristippus non dubitavit summum malum dolorem dicere. **Cicero Tusc. I, 6.**

doch Maßſtäbe, Kriterien über Güter und Uebel, Glück und Elend. Hienach erſchien eine tiefere Unterſuchung: „was wahren Genuß gewähre", entbehrlich, weil die fünf Sinne für die höchſten Lehrmeiſter der Weisheit galten. Wenn ſich deßungeachtet die Gewißheit aufdrang, daß ein ununterbrochenes Glück unmöglich ſey, ſo ſtrebte man unſicher umhertappend nach Einzelnheiten und lebte in ſcheinbarer Bequemlichkeit von Tage zu Tage, bis Lehre und That in bloße Verkehrtheit überging.

Schon mußte es in einem lebendigen Staate Anſtoß geben, wenn behauptet wurde: „daß die Philoſophen nach Aufhebung aller Geſetze, auf gleiche Weiſe leben könnten"; wie viel mehr wenn *Theodoros* ſagte: „die Welt ſey das Vaterland, und kein kluger Mann opfere ſein Leben für den Staat." — Aber dieſen klugen Männern war gewiß nicht wohl zu Muthe, wenn ſie lehrten: „Freiheit oder Sklaverei, Ruhm oder Schande, Freundſchaft und Anhänglichkeit trage nichts zum Glücke bei;" — wenn ſie, verzweifelnd irgend ein Ziel zu erreichen, die troſtloſe Behauptung aufſtellten: Vernichtung ſey dem Daſeyn vorzuziehen. — Von dieſem folgerechten Wahnſinn der Lehre und des Thuns, ſuchte *Anniceris* einzulenken: er räumte der Freundſchaft, der Ehre, dem Vaterlande wieder die gebührenden Rechte ein, ohne jedoch den Grundfehler des ganzen Syſtems wegſchaffen zu können.

Gleich verſchieden von der Richtung des Antiſthenes und Ariſtipp, war die der *Megariker*. Sie ſchienen nur im Kampfe, in der Dialektik zu leben, und waren Tadler und Widerſprecher in Jeglichem. *Euklides* nannte zwar Einſicht, Verſtand, das Göttliche u. ſ. w. gut, war aber Vielen wol unverſtändlich wenn er Eleatiſches mit Sokratiſchem zu verbinden ſuchte und alles dem Guten Entgegenſtehende, als nicht ſeyend aufhob. In dieſer Schule zeigte ſich mehr Tiefe und (trotz der Streitſucht) weniger Leichtſinn als bei den Sophiſten; aber auch mehr Pedanterie und weniger zierliche Gewandtheit.

Es war die höchſte Aufgabe nicht bloß dieſe einzelnen Ausſtrahlungen des ſokratiſchen Geiſtes in einem höhern, allgemeineren Brennpunkte zuſammenzufaſſen, ſondern auch alle früheren, ſo verſchiedenen philoſophiſchen Schulen einer Prüfung zu unterwerfen, das Irrige vom Wahren zu ſcheiden, und das letzte in reinerer Verklärung darzuſtellen. Es genügte nicht mehr einzelne Richtungen mit übertriebener Vorliebe und im vergrößerten Maße, als das Ganze zu empfehlen, oder andere bei Seite zu ſchieben; ſondern es kam darauf an, jeder ihre rechte Stelle, in angemeſſenem Umfange anzuweiſen, Mißverſtändniſſe in allgemeinere Harmonie aufzulöſen, der Dialektik, Phyſik und Ethik, der theoretiſchen und praktiſchen Vernunft ihr Recht widerfahren zu laſſen, und aus dem Meinen und Zweifeln, zu einer wahren Erkenntniß vorzudringen. Platon ſtellte ſich dieſe Aufgabe und löſete ſie in einer Weiſe, welche allerdings nicht alle weiteren philoſophiſchen Beſtrebungen unnütz machen konnte oder ſollte, aber die Bewunderung der geſammten Nachwelt verdiente und erwarb.

Platon, geboren den 21. Mai 429, geſtorben 348 vor Chriſtus, ſtammte angeblich väterlicherſeits von Kodrus, mütterlicherſeits von einer Verwandtin des Solon. Er ward geiſtig und leiblich wohl erzogen und zeigte ſo bedeutende Anlagen zur Dichtkunſt, daß er ſich ſelbſt in Trauerſpielen verſuchte. Ein zehnjähriger Umgang mit dem Sokrates führte ihn jedoch zu ſeinem wahren Lebensberufe, und Reiſen nach Italien, Sicilien und Aegypten wurden von ihm ernſtlich für ſeine weitere Ausbildung benutzt. In Italien traf er mit Archytas und anderen Pythagoräern zuſammen, in Sicilien boten getäuſchte Hoffnungen (an den Höfen der beiden Dionyſe) mancherlei Belehrung, und die Eigenthümlichkeiten der ägyptiſchen Prieſterherrſchaft machten ernſten Eindruck auf Platon, obgleich er aus dem Lande die Philoſophie nicht holen und mitbringen konnte, wo es in wiſſenſchaftlichem Sinne gewiß keine gab. Mit Recht pries ſich vielmehr Platon glücklich, daß

er geboren ſey als Menſch, als Hellene und zur Zeit des Sokrates. Schön und wahr zugleich ſagt von ihm ein Dichter[1]:

Edelſter Mund des beredten Athen; von den Blättern der weiſen
Panhellenen ertönt keines ſo mächtig wie du.
Während das Aug du zu Gott und dem Himmel erhebeſt, o Platon,
Göttlicher ſchauſt du zugleich Sitten und Leben der Welt.

Die Geſprächsform, in welcher faſt alle Werke des Platon geſchrieben ſind, war nicht etwas Willkürliches, Entbehrliches; ſondern ging aus ſeiner Perſönlichkeit, dem Zuſtande der Wiſſenſchaft und ſeinen Zwecken nothwendig hervor. Nur ſie konnte den Irthum ſicherlich vernichten, Selbſtbewußtſeyn und eigene Thätigkeit in ungekanntem Maße hervorrufen, Anſtoß Gebendes in mittelbarer Weiſe erörtern, eine rege Theilnahme, eine dramatiſche Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit bewirken, Scherz mit dem Ernſte, und die Wiſſenſchaft mit Kunſt und Schönheit in die engſte Verbindung bringen. Niemals iſt der Dialog wieder in ſolcher dialektiſcher und äſthetiſcher Vollkommenheit gehandhabt, er iſt in der Regel von ſpäteren Philoſophen verſchmäht worden; theils weil ihnen die Gabe fehlte ihn angemeſſen und dramatiſch durchzuführen, theils weil dieſe Form wie ihre Lichtſeiten, ſo auch ihre Schattenſeiten hat. Zu dieſen gehört: daß ſie einen regelmäßigen wiſſenſchaftlichen Fortſchritt erſchwert, Weitläufigkeiten und Wiederholungen herbeiführt und die letzten Ergebniſſe in ſolcher Unbeſtimmtheit hinſtellt, daß nicht blos Laien ſie nicht faſſen, ſondern ſelbſt Meiſter über Sinn und Bedeutung in Streit gerathen. Auch kann man nicht alle Geſpräche Platons dialogiſche Kunſtwerke nennen, vielmehr tritt dieſe Form allmälig immer mehr zurück, und wird faſt zu einem Aeußerlichen, Entbehrlichen, einem hors d'oeuvre. Eben ſo ſind die, in platoniſche Geſpräche eingewebten Mythen, einerſeits ſehr bewundert, andererſeits aber mit Recht be-

1 Jacobs Anthologie V, 20.

merkt worden, daß dieſe Fantaſien gewöhnlich da ihren Platz finden, wo die Wiſſenſchaft ihre Gränze ſieht, und die Gedanken nicht rein zu klarem Bewußtſeyn zu bringen ſind. Sie führen in das Gebiet der Dichtkunſt und Religion, wodurch der philoſophiſche Boden (wie Einige behaupten) erweitert und verklärt wird; wodurch man (wie Andere klagen) unwiſſenſchaftliche Vermiſchungen herbeiführt, und mit Gefühlen und Träumen die Lücken und Mängel wiſſenſchaftlicher Erkenntniß auszufüllen und zu verdecken ſucht.

Platon wußte ſehr wohl daß der Menſch keine ganz vollkommene Erkenntniß aller irdiſchen und überirdiſchen Dinge erlangen könne; dieſe beſcheidene Einſicht brachte ihn aber keineswegs dahin alle Erkenntniß zu läugnen und ſich mit bloßen Vorſtellungen und Meinungen zu begnügen. Alles Meinen iſt nur ein Mittelding zwiſchen Unwiſſenheit und Wiſſenſchaft; und die Lehre, daß die Wiſſenſchaft lediglich Empfindung ſey und darauf beruhe, vernichtet alle wahre Allgemeinheit des Wiſſens. Das Verlangen der Wiſſenſchaft geht nicht auf dieſe oder jene Erkenntniß, ſondern auf alles Erkennen überhaupt. Die Philoſophie iſt beſtimmt alle Erkenntniß zu durchdringen, und die Dialektik ſteht an der Spitze aller Disciplinen, als Wiſſenſchaft vom Seyenden und Wahrhaften. Ihr Gegenſtand iſt das Seyn und Denken nach ihren ewigen Beſtimmungen; ſie lehrt das Verhältniß des Seyenden zum Nichtſeyenden und die Art wie Begriffe ſich durchdringen, in Gemeinſchaft treten oder ſondern; worohne Denken und Erkennen überhaupt unmöglich bleibt. Sokrates hat dieſe Spekulationen zu ſehr an die Seite geſchoben; vielmehr kann und muß man darthun, daß weder das bloße Seyn der Eleaten, noch das bloße Werden des Heraklit, noch die in Objekte verwandelten Zahlbegriffe des Pythagoras dem menſchlichen Geiſte genügen und alle vorliegenden Fragen löſen. Jedes Ding iſt zugleich ein Eins und ein Vieles, ein Beharrliches und ein Bewegliches; es giebt

kein Werden ohne alles Seyn, und kein Seyn ohne alles Werden. Veränderliches und Zufälliges ließe ſich ohne Unveränderliches und Nothwendiges nicht denken: Erkenntniß iſt weder ohne Ruhe, noch ohne Bewegung; weder ohne Stehendes, noch ohne Fließendes. Das Wiſſen beſteht nicht im Wahrnehmen, ſonſt gäbe es keine allgemeine Wahrheit; es liegt auch nicht im Gebiete der bloßen Vorſtellung, denn wenn dieſe genügte, könnte es keine irrigen Vorſtellungen geben. Der bloßen Vorſtellung fehlt die Einſicht in die Nothwendigkeit der Sache.

Die Stufen und Verwandlungen welche der Menſch durchſchreitet und an ſich erfährt um aus dem Zuſtande der Unwiſſenheit zur Erkenntniß vorzudringen, beſchreibt Platon ſehr ſchön, indem er ſagt[1]: in einer finſteren Höhle, die jedoch an einer anderen Seite zum Lichte Ausgang hat, ſind Menſchen durch Feſſeln am Haupte und an allen Gliedern gezwungen, unwandelbar nach einer gegenüberliegenden Felswand hinzublicken. Hinter ihnen zeigt ſich ein Damm, auf welchem allerhand Kunſtwerke, Bildniſſe von Menſchen und Thieren, erſt ſtill ſtehen, dann auch von Leuten hin und hergetragen werden, welche hinter jenem Damme verborgen ſind, und bald ſprechen, bald ſchweigen. Ein fernes Feuer beſtrahlt jene Kunſtwerke, die Schatten fallen auf die Felswand. Nur dieſe Schatten ſehen die Gefeſſelten, ſie kennen Nichts als dieſe Schatten und halten ſie deshalb für das Weſenhafte, wähnen daß ſie reden, gehen u. ſ. w.; nie erſchien ihnen etwas Wahrhafteres. Jetzt löſet man ſie plötzlich von den Banden, zeigt den Umgewandelten die Kunſtwerke ſelbſt, ſagt ihnen wie ſie bisher nur Schattenbilder ſahen und in lauter Täuſchung verſtrickt waren. Sie aber, geblendet vom Glanze des Feuers, werden nur in dem früher Erkannten, Wahrheit und Wohlbefinden ſuchen und die Belehrenden thöricht nennen, bis ſie allmälig daran gewöhnt, glauben zum Wahren und Weſenhaften gedrungen zu ſeyn. Von Neuem

1 Republik, Buch 7.

ergreift ſie indeſſen ein Führer und bringt ſie durch die Windungen der Höhle zum Lichte, zeigt ihnen zuerſt im Waſſer Bilder lebendiger Menſchen, endlich die Menſchen ſelbſt, die Sonne, den Himmel. Schmerzlich wird ſolche Erleuchtung wirken, Sehnſucht entſtehen nach der vorigen Finſterniß; Wenige nur bleiben eingeweiht, Kinder des Lichts.

So ſchwer iſt alſo ſelbſt ein allmäliger Uebergang zur wahren Erkenntniß, ſo gewöhnlich verſchmähen die in tiefer Unwiſſenheit Befangenen das Licht, ſo groß erſcheint bei ſchnellerem Uebergange die Unfähigkeit, irgend etwas von dem unendlich Schönen und Guten zu erblicken. Wenn ein Geheiligter, ein Geweihter, aus lichten Höhen zu den in Finſterniß Wohnenden hinabſteigt, und von Unwiſſenheit und Dunkelheit umnebelt, nicht ſogleich Jegliches ſieht, und dann ſogar erweiſet daß hier nur Nichtiges zu ſchauen ſey; ſo ſchmäht ihn das Volk in thörichter Verblendung und meint: ſeine Unfähigkeit im Verkehrten leben zu können, ſey gleich ihrem Ungeſchick im Rechten zu verweilen und daſſelbe zu erkennen.

Wenn ſich nun das Weſenloſe, Unwahre dem Menſchen von allen Seiten aufdrängt, wenn der Weg zur wahren Erkenntniß ſo ſchwer zu finden, der bloße Schein ſo ſchwer von dem Wirklichen, das Vergängliche vom Ewigen zu unterſcheiden iſt; giebt es da keinen Wegweiſer, keinen Prüfſtein, keine ſichere Stütze des Ausgangs und Fortſchrittes um das erſehnte höchſte Ziel der Menſchheit, die Erkenntniß des Wahren, Guten und Schönen zu erreichen? Platon glaubte in der Lehre von den Ideen die Aufgabe richtig geſtellt, und die Löſung gefunden zu haben.

Jedem Scheine muß irgendwie etwas Wahres, jedem Veränderlichen etwas Dauerndes zum Grunde liegen, oder damit verbunden ſeyn, wenn ſich nicht alles in ein Nichtiges, Nichtſeyendes, Unerkennbares auflöſen ſoll. In jedem einzelnen Dinge muß ſich ein Antheil finden an dem Allgemeinen und Nothwendigen, an den Ideen: ohne dieſe

kommt man nie von der zerſtreuten vergänglichen Vielheit zur unvergänglichen Einheit und zur Ausſöhnung der Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen, mit den zuſammenfaſſenden allgemeinen Begriffen. Die Ideen geben das Gleichmäßige, Gleichförmige zu dem Beweglichen: ſie werden aufgefunden und erklärt in der Dialektik, zeigen ſich in der Phyſik als die Grundlagen aller Naturerſcheinungen, und geben in der Ethik die Geſetze für das menſchliche Handeln. Die Ideen haben nur eine gedachte Wirklichkeit, ſie ſind (gleichwie die allgemeinen Begriffe) nicht äußerlich im Raume. Die Dinge ſind nicht bloße Vorſtellungen; wohl aber giebt es Begriffe welche der Vernunft angeboren ſind und denen kein Gegenſtand in der Erfahrung entſpricht. Die Ideen ſind die reinen Begriffe der Vernunft, urſprünglich der göttlichen, aus welcher die menſchlichen Vernunftbegriffe abſtammen: überhaupt iſt das unbedingt Wahre, Schöne und Gute nicht blos menſchlicher Abkunft, und das Phyſiſche nur der Durchgangspunkt aus dem Nichtſeyn zum wahren Seyn.

Vor Sokrates ſah man in den Gegenſtänden das Wahrhafte und die eigentliche Wirklichkeit; nach Platon iſt dies Empfundene, ſind dieſe Erſcheinungen das Unwirkliche, welches am wahren Seyn nur durch Bezugnahme auf die Ideen, dieſe Urbilder alles Seyns, Theil hat. So wird der Gedanke, der Geiſt (im Gegenſatze zur Natur) das Höhere, Schaffende, Belebende; die Ideen ſind das Weſentliche, wahrhaft Wirkliche in allen Dingen; ſie ſind das Allgemeine welches durch alles Einzelne hindurchgeht. Alles wahre Seyn liegt im Geiſte; die bloße Materie, der Stoff, iſt die Wurzel der Unvollkommenheit, des Böſen.

Wo ſich irgend etwas Wahres, Gutes, Schönes findet, giebt es auch eine Idee deſſelben; alle dieſe Ideen ſind begründet in Gott. Er iſt das Maß aller Dinge; das wahre Schöne, das wahre Gute, die Einheit des Seyns und Denkens. Alles Ideelle im Menſchen ſtammt von einem höheren Urheber: die Gottheit iſt Urheber der Ideen

und ihres Eintritts in die Welt der Erſcheinungen. Die Ideen ſind keine beſonderen Subſtanzen außerhalb Gottes und unbekannt woher; ſie ſind die Gedanken Gottes in denen er ſich ſchaut und wo das Denken und das Seyn daſſelbe iſt.

Von jeher iſt die Lehre von den Ideen als der wichtigſte, zugleich aber als der ſchwierigſte, unverſtändlichſte Theil der platoniſchen Philoſophie betrachtet worden. Dies liegt zum Theil an der ſchwankenden, nicht ganz gleichartigen Weiſe mit welcher Plato über die Ideen ſpricht; theils aber auch an der Sache ſelbſt. Leicht ſieht man daß die Ideenlehre der Mittelpunkt iſt, wo alle Fäden zuſammenlaufen; dennoch wird ſie immer eine Art Geheimniß bleiben, weil ſie eben die Erklärung eines ſolchen bezweckt: nämlich des Verhältniſſes des Einzelnen zum Ganzen, des Zeitlichen zum Ewigen, der inneren Freiheit und der Beſtimmung von außen, des Unveränderlichen und Veränderlichen, des Seyns und Werdens, des Stoffes und der Form. Auch ſind von jeher viele hieher gehörige Bedenken erhoben worden. Giebt es einen Stoff, eine Materie ſchon vor der Einwirkung der Ideen, oder wird das Nichtſeyende erſt durch das Hinzutreten derſelben zum Wirklichen? Wenn wiederum die Ideen durch Miſchung mit dem Nichtigen oder blos Scheinbaren in eine Art von Knechtſchaft gerathen, was beſtimmt ſie ſich in dieſelbe zu begeben? Wäre ihr Zurückziehen eine völlige Vernichtung der ſichtbaren Welt? Sind die Dinge gleichmäßig von ihnen durchdrungen, und woher die Verſchiedenheit der Dinge ſofern man ihr Lebensprincip ganz gleichartig ſetzt? Iſt der Leib, das Materielle, wirklich nur ein Hinderniß der Erkenntniß? Liegen die Ideen in einer unbegreiflichen Mitte zwiſchen Gott und der Welt, oder verſenkt ſich Gott pantheiſtiſch in dieſelbe, als in ſein eigenes Werk? Wie können die Ideen in den Dingen ſeyn, wenn ſie zugleich ein unabhängiges Daſeyn haben ſollen, und als von ihnen getrennt, ja als entgegengeſetzt dargeſtellt werden? Es

fehlt der begreifliche Uebergang von der Idee zur Erſcheinung, von dem angeblich weſentlichen, unveränderlichen Daſeyn in das Unweſentliche und Veränderliche. Woher kommt die Schranke für die Idee, und warum unterwirft ſie ſich derſelben? Nirgends iſt das Verhältniß der Ideen zu Gott, über allen Streit hinaus dargeſtellt und entwickelt. Das dialektiſch Mangelhafte findet indeſſen Hülfe bei dem Ethiſchen, wo Gott dem Plato die Idee aller Ideen, die des Guten iſt. Doch bleibt es unklar wie Gott nur mit und durch, oder neben den Ideen wirke; weshalb dann auch die Ideenlehre allmälig meiſt verſchwunden und die einfache Gotteslehre überall an die Spitze getreten iſt. Hiezu bietet ſich indeſſen der Uebergang, in ſofern bei Platon der neidloſe Gott, durch die der Weltbildung vorhergehenden Ideen, zu einer (liebevollen) Selbſtoffenbarung und Schöpfung fortſchreitet.

Jeden Falls zeigt ſich indeſſen hier ein außerordentlicher Fortſchritt des Gedankens, über das Gedankenloſe, eine gewaltige Macht des Geiſtes. Aber der Fortſchritt führte noch nicht zum Ziele, und die Vernachläſſigung der Natur und alles Perſönlichen, Individuellen, ward ſchon von dem größten Schüler Platons gerügt.

Am reinſten, edelſten und verſtändlichſten tritt Platons Gotteslehre da hervor, wo ihr künſtliches Verhältniß zu den Ideen zur Seite bleibt. Ueberall iſt jedoch dem Platon die weltbildende Vernunft höher, als das Menſchliche, ſeine Theologie wird nirgends zur bloßen Anthropologie, und Gottähnlichkeit bleibt das höchſte Ziel des menſchlichen Strebens. Platon unterſcheidet den wahren Glauben, vom falſchen Glauben[1], er weiſet von den abſterbenden Formen der heidniſchen Religionslehre hin auf eine tiefſinnige und höhere. Die Zweckmäßigkeit der Welt, und die Nothwendigkeit einer erſten Urſache wird überall hervorgehoben, und erwieſen: das Böſe könne nicht von

1 Gorgias 455.

Gott herrühren, ſondern habe entweder eine andere Urſache, oder ſey nur ſcheinbares Böſes.

Die Idee der Gottheit und des Guten gehört zum Menſchen und iſt ſchlechthin gewiß; ohne dieſe Gewißheit wäre überhaupt nichts wahr und gewiß, und das auf das Höchſte gerichtete Denken bleibt das Erſte und Würdigſte. Das größte Unternehmen der Vernunft iſt die wiſſenſchaftliche Erkenntniß Gottes. Er iſt der Urquell aller Wahrheit und Sittlichkeit, einig, allmächtig, allwiſſend, allweiſe, Schöpfer und Lenker des Weltalls. Gott iſt niemals dem Menſchen mißgünſtig[1], ſondern ſtets im höchſten Sinne vollkommen gerecht, und der ihm am ähnlichſten, welcher unter uns ebenfalls der gerechteſte und mit Einſicht fromm iſt.

Platons Sittenlehre ſteht in der engſten Verbindung mit ſeiner Erkenntniß- und Gotteslehre. Das rechte Wiſſen iſt untrennlich vom ſittlichen Handeln, und Alles was die Erkenntniß befördert, befördert auch die Sittlichkeit. Tugend iſt der Zuſtand der höchſten Vollkommenheit der Seele; ſie iſt Unterordnung des Thieriſchen unter das Menſchliche, und Gehorſam gegen Gott[2]. Keine Glückſeligkeit ohne Tugend, keine Unſittlichkeit ohne Unglückſeligkeit. Das Gute iſt nicht einerlei mit dem Angenehmen, noch das Böſe mit dem Unangenehmen[3]. Platon ſetzt Freiheit des Willens und Zurechnungsfähigkeit voraus, und nennt auch das gut, was dem Menſchen nicht in gewöhnlichem Sinne nützlich iſt[4].

Es giebt in jedem zwei vorherrſchende und führende Triebe: eine angeborne Begierde nach dem Angenehmen, und eine erworbene Geſinnung, welche nach dem Beſten ſtrebt[5]. Wenn uns dieſe Geſinnung durch Vernunft zum

1 Theätet 151, 176.

2 Doch finden ſich ſelbſt in dem hochgerühmten Gaſtmahle widerwärtig ſinnliche Beſtandtheile.

3 Gorgias 497.

4 Protagoras 333.

5 Gorgias 237.

Beſſeren führt und regiert, ſo heißt dieſe Regierung Beſonnenheit; wenn aber die Begierde vernunftlos hinzieht zur Luſt und in uns herrſcht, ſo wird dieſe Herrſchaft Wildheit genannt. Die Vollkommenheit des Menſchen erfordert Harmonie, Uebereinſtimmung der Seele und des Leibes. Wenn die beſſeren Theile der Seele, welche zu einem wohlgeordneten Leben und zur Liebe der Weisheit hinleiten[1], den Sieg erlangen, ſo führen ſie ſchon hier ein ſeliges und einträchtiges Leben. Gar nichts wiſſen vom Gerechten und Ungerechten, Guten und Böſen, das iſt in der That das Allerſchändlichſte, und wenn auch das ganze Volk es lobte. Vernunft iſt Tugend, entweder die ganze, oder ein Theil von ihr[2]. In der wahren Wiſſenſchaft fällt das Thun zuſammen mit dem Wiſſen; aber freilich iſt die menſchliche Wiſſenſchaft nur ein Werden, nur Philoſophie. Müßte ich (ſagt Platon) Unrecht thun oder Unrecht leiden, ſo würde ich das letzte vorziehen[3]. Denn wer rechtſchaffen iſt und gut, der iſt glückſelig; wer aber ungerecht und böſe, iſt elend. Der Ungerechte und Unrechtthuende iſt auf jeden Fall elend; elender jedoch wenn ihm nicht ſein Recht widerfährt, und er keine Strafe erleidet für ſein Unrecht. Man darf weder jemand wieder beleidigen, noch irgend einem Menſchen Uebles zufügen, und wenn man auch was es immer ſey, von ihm erleidet[4].

Ungeachtet dieſer reinen Sittenlehre hält Platon die Sklaverei, ſelbſt gleichartiger Menſchen für natürlich; und obwol er gegen grauſame Behandlung der Sklaven ſpricht[5], will er ſie doch ernſt, ſtreng und von oben herab behandeln, damit ſie nicht verweichlichen und übermüthig werden.

1 Gorgias 256, 277.

2 Menon 89.

3 Gorgias 469—472.

4 Kriton 49.

5 De legibus VI, 776, 779.

In enger Verbindung mit der Sittenlehre finden wir die Lehre von der Unſterblichkeit. Platon geht davon aus, es gehöre zum Weſen der Seele immer zu leben, und Unſterblichkeit ſey nothwendige Bedingung ächter Erkenntniß. Im Leibe befindet ſich die Seele wie in einem Gefängniß; mithin iſt der Tod ein Gewinn für die unabhängige Fortdauer. Ueberhaupt erfolgt alles Werden aus dem Entgegengeſetzten, alſo das Leben aus dem Tode. — Dieſe und ähnliche Beweiſe ſind jedoch vielmehr Vorausſetzungen; und ſo wenig z. B. die Ewigkeit des Leibes aus der Verwandlung ſeiner Beſtandtheile folgt, ſo wenig die perſönliche, bewußte Fortdauer der Seele, aus ihrer Trennung vom Leibe. Wir wiſſen weder etwas Gewiſſes über den Urſprung der Seele, noch darüber wie Seelen neu erſchaffen werden; was indeſſen einen Anfang hat in der Zeit, kann auch ein Ende nehmen. Zur Beſeitigung dieſes gewichtigen Einwandes, legte Platon großes Gewicht darauf: daß die Seelen ſchon vor ihrem Eintritte in das irdiſche Daſeyn irgendwo gelebt hätten, und ihr Lernen und Erkennen weſentlich nur ein Wiedererinnern ſey. Dieſe Annahme ſchiebt das Geheimniß des Anfangs nur weiter hinaus, ohne es aufzuklären. Wenigſtens fehlt nicht die gewaltige Arbeit des Neulernens, und wo Erinnerung und Bewußtſeyn ausgehen, gerathen wir in das Nichtſeyn. Weil das Ewige ewig iſt, iſt es nicht der Einzelne als ſolcher, und die Seele nicht unſterblich weil ſie den Tod von ſich weiſet, und die Idee des Lebens Unſterbliches in ſich ſchließt. Daher ſagte ſchon Cicero[1] in Bezug auf die platoniſchen Unſterblichkeitsbeweiſe: wenn ich den Phädon zur Seite lege und ſelbſt anfange über die Unſterblichkeit der Seelen nachzudenken, ſo verſchwindet mir alle frühere Beiſtimmung, und da Platon keine ächten Gründe giebt, ſo könnte mich nur das Anſehen eines ſolchen Mannes bezwingen. — Platon (ſchreibt der ameri-

[1] Cic. Tusc. I, 11, 21.

kaniſche Präſident Jefferſon) gilt hauptſächlich für einen Vertheidiger der Unſterblichkeit der Seele; und doch wage ich zu behaupten, daß wenn es keine beſſeren Beweiſe dafür giebt, kein Menſch in der Welt daran glauben würde[1].

Unter allen Richtungen und Aufgaben der Philoſophie, ſteht keine mit den allgemeinen Zwecken dieſer Vorträge in engerem Zuſammenhange, als die über *Recht, Gerechtigkeit und Staat*. Da nun Platon hievon vorzugsweiſe in drei großen Werken, dem Staatsmanne, der Republik und den Geſetzen handelt, ſo haben wir doppelte Veranlaſſung näher darauf einzugehen, nachdem wir mit wenigen Worten an die früheren Anſichten über Recht und Staat erinnert haben. Im Allgemeinen waren dieſelben bei den alten Griechen mit der Religion genau verbunden. Deshalb ſagte Heraklit: alle menſchlichen Geſetze werden von *einem*, von dem göttlichen Geſetze ernährt; und Archytas: daſſelbe iſt der Richter und der Altar, denn zu beiden nimmt der am Rechte Gekränkte ſeine Zuflucht. Weſentlich hatten ſich die Anſichten geändert, als die *Sophiſten* behaupten durften: das Gerechte beruhe nur auf Satzungen und auf der Willkür derer, welche die Menſchen zu beherrſchen verſtehen. Wir ſahen wie *Sokrates* dieſer ſchädlichen Richtung entgegentrat, auch boten ſeine Tugendgeſetze den Uebergang zu Rechtsgeſetzen. Indem *Antiſthenes* den Weiſen von jeder Feſſel ſeiner Freiheit losmachen wollte, ſprach er ihn auch los von allen Verbindlichkeiten gegen den Staat. Der Weiſe ſey unter den übrigen Menſchen, wie der Löwe unter den Haſen; könne alſo nicht Gleiches mit ihnen theilen, nicht nach den beſtehenden Geſetzen, ſondern nur nach ſeinen Geſetzen der Tugend leben. Auch *Ariſtipp* lehrte: daß allein Sitten und Geſetze, Quellen des Rechts ſeyen und der Weiſe ſich Alles erlauben dürfe, ſofern es nur zur rechten Zeit geſchehe. Die loſe Anſicht des Ariſtipp und die ſtrenge des

1 Jefferson Memoirs IV, 241, 325. Raumers Amerika I, 186.

Antiſthenes ſtimmten jedoch darin zuſammen, daß ihr Weiſer gleich eigenſüchtig erſcheint und ſich auf dem Wege zu einer flachen Weltbürgerei befindet.

Bevor wir auf Platon übergehen, mag hier noch eine allgemeine Bemerkung Platz finden. Der Begriff des Rechts, inſofern es ſubjektiv gedacht einer Perſon zugeſchrieben wird, kommt bei den Griechen (wenigſtens in der Kunſtſprache und der wiſſenſchaftlichen Behandlung) faſt gar nicht vor. Ihr Ausdruck iſt blos objektiv: τὸ δίκαιον bezeichnet den Zuſtand des Rechtsverhältniſſes als ſchon geſetzt und drückt die beſtimmte Ordnung der Dinge, oder vielmehr der Menſchen aus, worin ſie ſich gegenſeitig begegnen, und einer nicht in das Gebiet des zweiten hinüberſchreiten kann. Dieſe Ordnung betrachten ſie als etwas Urſprüngliches, nicht als etwas durch die Befugniß der Perſon Bewirktes, wie beim jus. Begriff und Wort der Geſetze bedeutet bei ihnen angemeſſene Gleichheit und Vertheilung, und mittelbar auch das rechte Gleichgewicht. Schwierig dagegen war bei den Griechen der Unterſchied zwiſchen Gerechtigkeit, als der Perſon zukommenden Tugend, und einem blos äußerlichen Verhältniß. Auch iſt Platons Darſtellung des Staats, nicht blos Darſtellung der Rechtsverhältniſſe, ſondern des ganzen ſittlichen Lebens. Der Staat wird auf Vernunft gegründet, iſt die Wirklichkeit der ſittlichen Ideen in ihrem Zuſammenhange, und die praktiſche Aeußerung der Gegenwart der Sittlichkeit im Beſonderen. Er bezweckt die ſittliche Veredlung der ganzen Menſchheit, welche außerhalb des Staates unmöglich iſt; er ſoll vorzugsweiſe für dieſe Entwickelung und den Frieden, nicht für den Krieg eingerichtet ſeyn[1]. Es giebt nach Platon urſprünglich verſchiedene Charaktere unter den Menſchen, verſchiedene Bildungsſtufen, die einen verſchiedenen Beruf in der Aufgabe der Sittlichkeit hervorbringen; daher ſind auch die Anſprüche an das Recht verſchieden. Dies iſt alſo zwar eine Gleichheit, aber nur eine

1 De legib. I, 628.

qualitative um der ungleichen Verhältniſſe willen; mithin nicht nach dem in unſern Tagen gewöhnlichen Sinne.

Um dies und alles Andere, hieher Gehörige zu verdeutlichen, dienen folgende Auszüge aus den bereits genannten Werken Platons. Der Staatsmann ſoll die königliche Wiſſenſchaft beſitzen, welche nicht die des Redners, Feldherrns, Richters, ſondern ein Höheres iſt, was dieſe unter ſich begreift. Sie weiß Tapferkeit und Mäßigung zu vereinigen: denn jene vorherrſchend führt zu unruhiger Gewalt, dieſe zu ſchlaffer Weichheit. Jene ſtrebt zu eigenem Verderben nach dem Gleichartigen, während doch nur aus der Verbindung des Entgegengeſetzten der allgemeinere Sinn, das wahre Leben, die ächte Geſundheit hervorgeht. Die königliche Kunſt entſpringt aus unwandelbarer Kenntniß des wahrhaft Guten, Schönen, Gerechten, und dieſe wiederum aus göttlicher Einwohnung und Erzeugung.

Die gewöhnliche Eintheilung der Staatsverfaſſungen nennt Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie, mit ihren Ausartungen; aber hiemit iſt nur wenig über Inhalt, Werth und wahre Anwendung jener königlichen Wiſſenſchaft und Kunſt geſagt. Einem ganzen Volke wohnt dieſelbe nicht bei; aber auch der, welcher ſie beſitzt, wird den Staat nicht gebührend gründen und aus dem Schlechteren zum Beſſeren führen können, ohne Geſetze. Dieſe gehen hervor aus der Sitte, beſtimmen das Gemeinſamſte, ſind das Feſtere in dem Beweglichen. Der Staatsmann bedarf dieſes Anhaltes, weil er darohne jede Verwickelung dauernd zu löſen außer Stande iſt; die Geſetze hingegen (welche einem unerfahrenen, halsſtarrigen Manne ähnlich ſind) muß der Staatsmann mit Rückſicht auf die Verhältniſſe der Zeit ändern, jedoch dergeſtalt daß die Bürger in ſicherem Schutze zum Gerechten geführt werden. Die Herrſchaft eines Einzelnen, der die königliche Kunſt inne hat, verbunden mit der Beobachtung guter Sitten und weiſer Geſetze, iſt die beſte aller Staatsformen. Ueberall iſt Ausartung, wo man das Beharrliche der Geſetze aufhebt.

In Platons Republik tritt, nach einer künſtleriſchen Einleitung, ſogleich die Idee des Gerechten hervor, und wie dieſe allmälig vom Irrigen und Einſeitigen befreit wird, zeigen die nacheinander dafür ausgeſprochenen Formeln[1]:

gerecht iſt, das Empfangene wieder erſtatten;
gerecht iſt, den Freunden Gutes, den Feinden Böſes zu thun;
gerecht iſt, dem Freunde wenn er gut iſt wohlzuthun, dem Feinde wenn er böſe iſt Schaden zuzufügen.
Nur der Ungerechte kann ſchaden, nie der Gerechte.

Erzürnt über dies anſcheinend blos verneinende Ergebniß, und die ſokratiſche Methode unnütze Zögerung ſcheltend, tritt Thraſymachos mit dem Satze auf: das Gerechte ſey nichts mehr und nichts weniger, als was dem Stärkeren (*κρείττων*) nützlich iſt. — Zugegeben wird, daß das Gerechte nützlich ſey, der Zuſatz wegen des Stärkeren aber beſonders durch das Eingeſtändniß widerlegt: der Stärkere könne dem Schwächeren oft das anbefehlen, was ihm ſelbſt ſchädlich ſey, wonach das Schädliche auch das Gerechte wäre. Die frühere Behauptung wird alſo zunächſt dahin berichtigt: der Stärkere, der Herrſcher, der Kunſtverſtändige als ſolcher, irre, behaupte und befehle niemals das Unvortheilhafte; auch ordne derſelbe nicht um ſein ſelbſt willen allein an, was *ihm* Vortheil bringe, ſondern was allen Uebrigen, und inſofern auch den Schwächeren nütze. Fortſchreitend wird ſiegreich gezeigt: Gerechtigkeit ſey Tugend und Weisheit, Ungerechtigkeit aber Verkehrtheit und Unwiſſenheit[2]. Dieſe könne nie als das Mächtigere betrachtet werden, ſondern der vollkommen und durchaus Ungerechte ſey durchaus unfähig irgend etwas auszurichten.

1 Buch 1.

2 Platons Anſicht: daß die Kraft, welche *eine* Tugend hervorbringe, auch alle anderen erzeugen müſſe, iſt ſo wahr und unwahr, als Drakos Anſicht von den Verbrechen, und der Stoiker vom vollkommenen Weiſen.

Digitized by Google

Nochmals faſſen Glaukon und Adeimantos in ihren Reden alles zuſammen, was nur irgend für die Ungerechtigkeit gegen die Gerechtigkeit geſagt werden kann. Nur in Bezug auf Folgen (Ruhm, Ehre u. dgl.) wird die Gerechtigkeit gelobt; niemals aber Gerechtigkeit (verbunden mit allem Scheine der Ungerechtigkeit durchs ganze Leben hindurch) für vorzüglicher gehalten als Ungerechtigkeit, mit allgemeinem, ungetheiltem Rufe der Gerechtigkeit. Dieſe iſt nur durch Uebereinkunft, durch Geſetze entſtanden, damit nicht das Aergſte, das Unrechtleiden auch einmal jeden treffe, und nicht Alle, bei völliger Freiheit und durch nichts Aeußeres im Zaume gehalten, das Ungerechte wählen. Dies möge Sokrates berichtigend widerlegen und feſtſtellen: was Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, in Rückſicht auf das Gemüth als ein Selbſtändiges ſey, ohne Beziehung auf Folgen, oder Beurtheilung durch Götter oder Menſchen[1].

Sokrates erwiedert: wenn für das Zuſammengeſetztere, den Staat, gefunden iſt was Gerechtigkeit ſey, wird ſich daſſelbe ohne Mühe für den Einzelnen ergeben, und das größere Bild die Unterſuchung erleichtern. Der Staat entſteht aus der Unzulänglichkeit der Kräfte eines Einzelnen zur Befriedigung jeglichen Bedürfniſſes; ſo vielfach als dieſes, ſo vielfach wird die Bildung und Ausübung der Kräfte, und wiederum beſtimmt die urſprüngliche Verſchiedenheit der letzten, die Richtung der Thätigkeit für die Einzelnen. Körperliche und geiſtige Erziehung muß von Jugend auf Auswüchſen dieſer Richtung vorbeugen. Es iſt unpaſſend hiebei die Dichter, und insbeſondere ihre irrigen Anſichten von der Gottheit zum Grunde zu legen. Sie ſollen eben ſo wenig als irgend ein anderer Kunſtverſtändiger, das Uebelgeſittete, Ausſchweifende, Unanſtändige, Unedle, in irgend einem Werke darſtellen oder geſtatten. Hingegen ſind Künſtler hervorzuziehen, welche, mit guter Anlage ausgerüſtet, die Natur des Schönen auszuſpüren

1 Buch 2.

vermögen, damit die Jünglinge, gleichſam in geſundem Boden aufblühend, von allen Gegenſtänden heilſame Früchte einſammeln, und zur Aehnlichkeit, Freundſchaft und Einſtimmigkeit mit dem Schönen geführt werden. Wer zu dieſer Einſtimmigkeit gelangt, beſitzt die wahre Kunſt der Muſen und mit ihr die Fähigkeit, Aeußerungen der Enthaltſamkeit, Mannhaftigkeit, Großherzigkeit, des Edelmuths und aller anderen, mit dieſen verſchwiſterten oder ihnen gegenüberſtehenden Tugenden, wo ſie nur hervorleuchten zu erkennen, in allen Gegenſtänden denen ſie inwohnen wahrzunehmen, ſie weder im Großen noch im Kleinen gering zu achten, ſondern für Wirkungen der gleichen Kraft und Uebung zu halten[1].

Das Laſter kann nicht ſich und die Tugend kennen: dieſe aber, durch Naturanlage und lange Uebung geſtützt, zugleich von ihrer eigenen Beſchaffenheit und der des Laſters wiſſen. Es ſey demnach in jedem Staate eine Arzneikunde und eine Rechtspflege, welche die Gutgearteten an Körper und Seele mit Sorgſamkeit abwarten, die an Leib oder Seele Bösartigen oder Unheilbaren aber ſterben laſſen, oder tödten heißen. Bei der aufgeſtellten Art der Bildung, wo die Kraft durch Sitte gebunden wird, dürfte ſolch Abſchweifen, ſolche Regelloſigkeit nur ſelten erſcheinen; Gymnaſtik und Muſenkunſt haben alles in Harmonie, in richtiges Verhältniß gebracht. Die erfahrenen Alten, in denen dies Verhältniß gegen Verblendung, Gewalt und Erſchlaffung ungetrübt geblieben iſt, deren Wirkſamkeit für das ihnen und dem Staate wahrhaft Zuträgliche ununterbrochen ſtatt gefunden hat, dieſe müſſen Herrſcher ſeyn.

Die Hüter, oder der Kriegerſtand, welche nach obigen Grundſätzen gebildet ſind, dürfen kein eigenes Beſitzthum haben, empfangen das Nothwendige als Lohn von den Bürgern, gehen zu gemeinſchaftlichen Tiſchen und ver-

1 Buch 3.

ſchmähen irdiſches Gold, da ſie reich an innerem, göttlichen Golde ſind, welches lauteren und unverfälſchten Werthes iſt. Tritt von allem dieſem das Gegentheil ein, werden ſie Eigenthümer, Hausverwalter, und aus Vorkämpfern in feindliche Tyrannen ihrer Mitbürger verwandelt; ſo fließt ihr Leben unter Haß und Nachſtellungen hin, und der Staat eilt ſeinem Untergange zu. Der Einwurf: dieſe Krieger, oder Hüter, dürften ſich bei der vorgeſchlagenen Einrichtung nicht beſonders glückſelig befinden, widerlegt ſich dadurch: daß überhaupt keinem Stande eine beſondere Glückſeligkeit zu bereiten iſt, vielmehr aus der guten Einrichtung des Ganzen erſt der Antheil hervorgeht, deſſen jeder Stand fähig iſt, ohne ſeine Natur zu ändern oder ſeine Beſtimmung zu verfehlen[1].

Ueberhaupt kommt Alles darauf an, daß der Staat in ſich ein Einiger ſey, nicht zuſammengeſetzt aus feindlich getrennten Beſtandtheilen der Reichen, Armen u. ſ. w. Sobald die Vergrößerung eines Staates ſo weit geht, daß er aufhören muß ein Einiger zu ſeyn, iſt ſie fehlerhaft; der gebührend eingerichtete zeigt dagegen lauter Harmonie, gleichen Willen und unzertrennliche Kraft.

In dem auf richtige Grundſätze und angemeſſene Bildung erbauten Staate, wird die Weisheit wenigſtens den Herrſchern beiwohnen; die Mannhaftigkeit (oder die Kraft der Seele wodurch wir in allen Lagen und Verhältniſſen jene richtige und geſetzmäßige Meinung von dem bewahren was furchtbar oder nicht furchtbar iſt) wird gewiß den Hütern nicht fehlen; die Mäßigung, welche zunächſt Beherrſchung des Unwürdigen und Einheit des Sinnes über die Macht des Beſſeren iſt, wird ſich durch alle Theile des Staates verbreiten; die Gerechtigkeit endlich bewirken, daß der Einzelne ſeine eigenen Geſchäfte abwarte, ohne ſich in fremdartige zu miſchen.

Dieſe Ergebniſſe für den Staat laſſen ſich auf den

1 Buch 4.

Einzelnen anwenden, und zwar die drei erſtgenannten Tugenden auf den vernünftigen, leidenſchaftlichen und begehrlichen Theil des Menſchen; die Gerechtigkeit endlich zeigt ſich, inſofern man jeder Kraft ſeiner Seele das gebührende Werk anweiſet, Ordnung, Freundſchaft und Harmonie unter den Beſtandtheilen bewirkt; und jede Handlung iſt gerecht und edel, ſofern ſie zur Entſtehung und Erhaltung jener harmoniſchen Eintracht beiträgt. Zuletzt haben alle Tugenden, die wir hier vielfach aufzählen nur eine einzige Geſtalt; das Laſter hingegen zeigt in ſeiner zügelloſen Zerſtreuung unendliche Arten der Aeußerung und Richtung.

So lange die Philoſophen in den Staaten nicht Könige ſind, oder dieſe nicht ächte und tüchtige Philoſophen, ſo lange Herrſchermacht und Philoſophie nicht in einer Hand vereinigt wird; ſo lange iſt an kein Aufhören des Elends für die Staaten und das menſchliche Geſchlecht zu denken. Man verwirre ſich aber nicht vorſätzlich durch Verwechſelung der Philoſophen, oder der Weisheitsfreunde, mit den Liebhabern der Meinung: denn jene erkennen und lieben die Dinge für ſich und unabhängig vom Scheine; die letzten dagegen nennen Manches ſchön und gerecht, was ihnen in andern Verhältniſſen als das Gegentheil erſcheint, und ſind unfähig ſich das wahre, unabhängige, unveränderliche Schöne und Gerechte vorzuſtellen, oder es zu erkennen. Was ließe ſich erreichen, wenn Männer jener Art die Sitten der Bürger, den geſammten Staat (unbeengt durch thörichte Einrichtungen) nach dem Vorbilde lenken könnten das ihnen urſprünglich vorſchwebt! So lange aber ſolch eine Verfaſſung nicht eingeführt iſt, werden ſie ſtill und mit Ernſt das Wahre der Dinge ergründen und in der Verborgenheit ihr eigenes Geſchäft treiben. Den Wanderern ähnlich, die, wenn ſie ein Ungewitter überfällt, und der Sturm, Staubwolken und Geſtöber auf ſie herantreibt, ſich freudig unter ein Schutzdach flüchten, ſind ſie (da ſie alle Uebrigen von Geſetzloſigkeit erfüllt ſehen) zufrieden, wenn ſie nur ſelbſt ihr Leben hienieden rein

von Ungerechtigkeiten und Freveln dahinleben und dereinſt, durch ſchöne Hoffnungen und ein frohes Bewußtſeyn erheitert, hinſcheiden können.

Abgeſehen von der vollkommenen Staatsverfaſſung zeigt ſich, obgleich ſchon ausgeartet, doch ihr am nächſten, die ſtreit- und ehrſüchtige, welche mit der lacedämoniſchen die meiſte Aehnlichkeit hat. Ihr entſpricht am Einzelnen das Vorwalten der kampfliebenden und leidenſchaftlichen Natur, welche, nicht hinlänglich gezügelt, den übermüthigen und ehrſüchtigen Mann erzeugt. Aus dieſer Abartung entſteht, mit Macht und Reichthum verbunden, die oligarchiſche Regierung wo das Maß des Beſitzes und nicht der Tugend, Maßſtab der Ehre wird. Bald entſpringt hieraus Unfähigkeit der Machthaber, Spaltung des Staates in Arme und Reiche; aus dem ehrliebenden Manne iſt ein geldſüchtiger geworden.

Siegen die Armen über die Reichen, ſo entſteht die Demokratie; die vorigen Herrſcher werden vertrieben, und die Uebrigen geſtehen ſich gleiche Rechte in Hinſicht der Verwaltung und der obrigkeitlichen Aemter zu. In ſolcher Staatsverfaſſung herrſcht unter den Bürgern die höchſte Freiheit des Redens und Handelns; am vielfachſten iſt die Art der Ausbildung, am mannigfachſten der Anblick: allein aus der Freiheit entſteht Willkür, Unverſchämtheit, Herrſchaft jeglicher Begier ohne Rang und Ordnung ſo für das Ganze, wie für den Einzelnen. Uebermäßiges Streben nach ungezügelter Freiheit führt dergeſtalt zum entgegengeſetzten Zuſtande, zur Tyrannei, oder der ärgſten Ausartung der Verfaſſung[1].

Der wirkliche Tyrann (nach der Wahrheit und nicht nach dem Scheine beurtheilt) iſt der dienſtbarſte, knechtiſchte aller Sklaven, ein Schmeichler der verworfenſten Menſchen[2], ein Elender welcher nie ſeine Begierden ſättigt, dem es immer an Allem mangelt, der (wenn jemand ſeine

1 Buch 5—8.

2 Vergl. Tacit. Ann. VI, 6.

ganze Seele zu durchſchauen verſteht) immer dürftig erſcheint, ununterbrochen mit Furcht erfüllt und von Schmerzen und Erſchütterungen gepeinigt iſt, dem ähnlich der bei einem kranken Körper, welchen er ſelbſt nicht regieren kann, doch nicht auf die Heilung ſeiner ſelbſt bedacht ſeyn darf und ſein ganzes Leben im Kampfe gegen die Krankheiten Anderer zubringen muß[1].

Die Geſetze dürfen keinen krankhaften Zuſtand (z. B. den Krieg) als letzten Zweck aufſtellen, nicht eine Geiſteskraft oder Tugend (z. B. die Tapferkeit) allein und vorzüglich bilden wollen, ſondern die eine alles in ſich begreifende Tugend und Vollkommenheit, welche aller übrigen Wurzel und Inbegriff iſt. Ohne umfaſſende Grundlage und Regel wird man bald das Unſchuldige verdammen, bald das Schädliche für nothwendigen Genuß halten, bald in Hemmung mannigfacher Bildung und in gewaltſamer Einförmigkeit, Einheit und Ordnung ſuchen.

In früheſter Zeit, vielleicht nach einer allgemeinen Ueberſchwemmung, lebten die Menſchen in geringer Zahl, ohne ausſchließenden Beſitz, ohne Geſetze, ohne Staat. Von der Familienherrſchaft ausgehend, entſprang Stammherrſchaft, ſpäter eigentliche Staaten. Hiemit war verbunden ausſchließlicher Beſitz, Armuth und Reichthum, und der Wunſch der Einzelnen, wie der Staaten, Alles nach eigener Willkür einzurichten. Mehr als aus Furcht oder vernachläſſigter Kriegszucht, ſind die Staaten durch dieſe ungeregelte Begier zu Grunde gegangen: denn ſie iſt am heftigſten bei der tiefſten Unwiſſenheit und Entfremdung vom Guten, Ehrbaren und Vernünftigen. Ueberhaupt wird ein einzelner Menſch ſelten die höchſte Unabhängigkeit ertragen können, ohne ausſchweifende und ſträfliche Willkür; und die Unbeſchränktheit Aller in der entgegengeſetzten Verfaſſung, der Demokratie, wird ähnliche Wirkungen haben. Daher möge der Geſetzgeber aus bei-

1 Buch 9, 10.

den einen Verein zu mittlerem Maße hervorgehen laſſen und bewirken daß der Staat frei, aber auch ſich ſelbſt befreundet, in ſich einig ſey und die Vernunft ihn beherrſche und verwalte. Vor Allem dürfen alsdann die Geſetze nicht etwa einen Theil der Bürger vorzugsweiſe berückſichtigen und die übrigen vernachläſſigen: ſo regle man z. B. das Uebermaß des Reichthums, wie die Auswüchſe der Armuth. Gemeinſchaft der Güter, Weiber und Kinder, durch Liebe und Freundſchaft, iſt ein vollkommener Zuſtand, dem man ſich wenigſtens nähern und den Reichthum nicht für ein Gut an ſich halten möge. Aller Geſetzgebung fehlt die Grundlage, ſobald die Gemüther nicht zur Tugend hingewandt ſind[1].

Vorſtehende Auszüge werden hinreichen um zu erweiſen daß Platon die Lehre vom Staate und den geſelligen Verhältniſſen theoretiſch zuerſt in größerem Maße und Sinne aufgefaßt und entwickelt hat, und ein ſittlicher Geiſt (wogegen neuere Begründungen oft ſehr zurückbleiben) durch das Ganze hindurchgeht und es belebt. Doch bietet Platons Staatslehre, beſonders hinſichtlich der einzelnen Vorſchläge, zu erheblichen Einreden Gelegenheit. Zuförderſt iſt behauptet worden: die platoniſche Republik ſey ein blos philoſophiſches, ſpekulatives Werk, und niemals vom Verfaſſer die Verwirklichung der darin vorgeſchlagenen und empfohlenen Einrichtungen bezweckt worden. Dies widerſpricht jedoch nicht allein den ausdrücklichen Worten Platons, ſondern es läßt ſich auch einwenden: da ſein Staat auf Ideen gegründet iſt und durch ſie in die Wirklichkeit hinaustreten ſoll, ſo wäre Erzeugung und Geburt mangelhaft, wenn man ihm alle Lebenskraft und die Möglichkeit des Daſeyns abſprechen müßte. Auch hat Platon in den ſpäteren Geſetzen nicht von den höchſten Forderungen der Weisheit abgelaſſen und ſeine weſentlichen Gedanken aufgegeben; ſondern nur einige Träume der Republik ermäßigt,

[1] Buch 3, 1.

um ſich dem Ausführbaren zu nähern. Wir halten uns deshalb vorzugsweiſe an die Republik, als dem höchſten platoniſchen Ideale für alle geſelligen Verhältniſſe.

Hier tritt nun aber zuerſt und vor Allem ein Einwand hervor: daß Platon, aus Furcht vor den Mißgriffen und übeln Folgen der Selbſtbeſtimmung, überall den Werth und die Eigenthümlichkeit der Perſon und der perſönlichen Freiheit verkennt und zu gering anſchlägt. Ja nicht blos der Einzelne, ſondern auch die Familie und das Familienleben, wird einem angeblich erhabenern Zuſtande und dem abſtrakten Begriffe eines unbrauchbaren Staates zum Opfer gebracht.

Platon fordert die Gemeinſchaft der Weiber und Kinder, wenigſtens für den auserwählteren Theil ſeines Volkes, für den Kriegsadel. Nur auf dieſem Wege werde der Beſitz des, durch die Seele unbedingt zu beherrſchenden Körpers unbedeutend und der Geiſt frei von der darauf gegründeten Sklaverei. Mit jener Gemeinſchaft nehme ferner alle eigenliebige, vereinzelte Liebe und jede daran ſich knüpfende böſe Leidenſchaft ein Ende, und Alle würden in Allen, nur Männer, Frauen, Brüder, Schweſtern, Aeltern und Kinder ſehen.

Schon Ariſtoteles hat hiegegen eingewandt: 1) wenn Allen, als Inbegriff, nur die Gemeinſchaft zuſteht, ſo hat keiner etwas Beſonderes; und von einer ſolchen unbedingten Einheit kann nicht geſagt werden, daß ſie Gemeinſchaft ſey. Hat aber jeder noch etwas Einzelnes, ſo fällt die bezweckte Gemeinſchaft ebenfalls dahin.

2) Sobald Niemand weiß, ob er unter der Maſſe noch etwas urſprünglich Werthes, Eigenes, z. B. ein Kind habe, ſo tritt nicht allgemeine Sorgfalt, ſondern allgemeine Vernachläſſigung ein. Es iſt aber weit beſſer die Verhältniſſe und Verbindungen (z. B. nach Graden der Verwandtſchaft) enger und weiter ſeyn zu laſſen, als in Allen das Gleiche zu ſuchen und Alles zu erkälten.

3) Jene Gemeinſchaft führt zu Blutſchande, oder un-

wiſſend zu Aeltern- und Vatermord, ſowie zu anderen Frevelthaten. Tritt dagegen Vermuthung oder Gewißheit über Verwandtſchaft, Vaterſchaft oder Kindſchaft ein, ſo fällt die völlige und gleiche Gemeinſchaft dahin.

Zu dieſen richtigen Bemerkungen fügen wir noch hinzu: der Geſchlechtstrieb wird hier von Platon blos in ſeiner untergeordneten, phyſiſchen Allgemeinheit aufgefaßt, ohne perſönliche Veredelung und Vergeiſtigung; daher konnte er auch tapfern Jünglingen zur Belohnung eine reichlichere Erlaubniß zur Beiwohnung der Frauen zubilligen[1], und Brüdern und Schweſtern ſolchen Umgang erlauben.

Mit der Familie nimmt auch der häusliche Wirkungskreis der Frauen ein Ende; welcher Verluſt dadurch nicht erſetzt wird, daß Plato den zur Gemeinſchaft Auserwählten einen Antheil an den Staatsgeſchäften, ja in gewiſſer Weiſe ſogar am Kriege zuſpricht.

Der Kreis der Neigungen, des Mitwirkens in Liebe und Thätigkeit erweitert ſich aus der Familie heraus; er darf nicht für Tauſende gleich abgegränzt werden, ohne daß man weniger als das Natürliche erreicht. Wäre aber jene Gleichheit, jene Gemeinſchaft naturgemäß, oder ein weſentlicher Fortſchritt; ſo fehlt es an genügenden Gründen ſie auf eine ſtreng geſchiedene Klaſſe von Menſchen zu beſchränken, alle übrigen aber zurückzuſetzen und davon willkürlich auszuſchließen. Ferner iſt das Beſtreben, jedes körperliche Verhältniß als gleichgültig oder verwerflich darzuſtellen, irrig und beruht auf der übertriebenen Anſicht von der unbedingten Sklaverei der Seele in und durch den Körper. Platoniſche Liebe ſteht allerdings höher als rohe Sinnenluſt; oft aber hat man darunter auch nur eine ſchwächliche ſchwankende, geſtaltloſe unnatürliche Abſtraktion verſtanden. Es giebt eine höhere und angemeſſenere Verklärung dieſer Gegenſtände. Wird die unläugbar vorhandene

[1] Republik V, 460, 461, 468.

Individualität der Dinge und Menſchen aufgehoben, ſo verliert ſich das wahre Leben in einem leeren Allgemeinen und jede freie Hingebung und Liebe fällt zu Boden. Die natürlichen Verhältniſſe zwiſchen Mann und Weib, Vater und Kind, ſind ja nicht hemmend, ſondern fördernd; wol aber iſt der Sprung in allgemeine Liebe und Einigung ſo lange ein salto mortale, als es Perſonen, Individuen giebt. Zwei Auswege ſind gleich unbrauchbar: der freie, wilde Beiſchlaf ohne Ehen, und das Behandeln der Ehen wie eine allgemeine Staatsanſtalt, woran ſich dann der irrige Gedanke von allgemeinen Erziehungshäuſern mit Vertilgung der häuslichen Erziehung anſchließt.

Sowie beim Sokrates die Anſicht vorherrſcht, daß nur durch Belehrung und Erziehung der Jugend eine gute Leitung der Staatsangelegenheiten könne vorbereitet werden, ſo will auch Platon ein ſittliches Leben im Staate von der Erziehung der Bürger ausgehen laſſen; und bis daß dieſelben zur Tugend erzogen ſeyn würden, hält er jede Staatsverfaſſung für mangelhaft, und einen Uebergang zum Beſſeren aus dieſem höchſt Unvollkommenen, kaum für möglich. Auch hier tritt das angeblich Vollkommene, dem Wirklichen ſchroff entgegen und ſtatt vermittelnder Auswege, wird eine unausführbare Umkehrung des Beſtehenden und Geachteten verlangt.

Noch ſchneidender tritt dies Mißverhältniß in der Lehre heraus, daß alles Privateigenthum für die Klaſſe der Hüter aufhören ſolle; welche Anſicht als unmöglich und ſchädlich darzuſtellen, nicht nöthig ſeyn dürfte. Gemeinſchaft der Güter iſt kein zweckmäßiges Mittel gegen übermäßigen Reichthum und übermäßige Armuth, und wenn es nur bei einer bevorrechteten Klaſſe eintreten ſollte, ſo bliebe ja das Uebel für alle Uebrigen. Ueberhaupt zeigt ſich in Platons Republik und den Geſetzen eine zugleich unphiloſophiſche und unpraktiſche Neigung zur Vielregiererei, z. B. in den Beſtimmungen über die Zahl der Bürger und der Ackerlooſe, den Aufwandsgeſetzen, der Vorſchrift: es ſolle

jedes Ehepaar nur zwei Kinder zeugen[1] (wonach die Welt ausſterben müßte) u. ſ. w.

Mit dieſem Vielregieren und einer übertriebenen Vorliebe für die Unveränderlichkeit deſſen, was ohne Bewegung im Staate nicht leben kann, ſteht es in genauem Zuſammenhange daß Plato (ſo wenig wie das Alterthum überhaupt) den rechten Uebergang aus einer bloßen Stadtverfaſſung zu einer wahren Staatsverfaſſung fand. Und ſelbſt innerhalb dieſes kleineren Kreiſes finden wir keine Mittel zur Theilung, oder vielmehr zur Gliederung und Ermäßigung der überall böſem Mißbrauche geneigten Gewalten. Denn daß Platon die Einwohner ſeines Staates nach gewiſſen Richtungen oder Funktionen der Seele eintheilt, daß er jedem Theile eine einzelne abgezweigte Tugend alleinherrſchend zuweiſet, iſt an ſich unnatürlich; oder wäre derlei Zerſtückung auch für den Einzelnen einigermaßen begründet, ſo iſt der Verſuch ungenügend dieſelben Eigenſchaften und Richtungen Zug für Zug in einer willkürlich hingeſtellten Totalität wiederfinden zu wollen. Das Eins und das Viele, die Perſonen und der Staat, das Privatrecht und das Staatsrecht müſſen neben der Gleichheit auch die Verſchiedenheit in ſich tragen und offenbaren. Mag auch eine Seelenthätigkeit, eine Tugend (Tapferkeit, Weisheit, Mäßigung u. ſ. w.) in dieſem oder jenem Menſchen ein Uebergewicht haben; ſo giebt es doch kein Mittel dies Uebergewicht genau abzuwägen, die Quantität und Qualität genau nachzuweiſen, und danach die ganze Lebensrichtung und Lebensthätigkeit im Staate gewaltſam vorzuſchreiben. Noch ungerechter erſcheint der Verſuch, wenn das Daſeyn ächter Tugenden für die große Mehrheit durch deren Zurückſetzung geläugnet, wenn ſie verächtlich den Herrſchenden untergeordnet wird. Nur dieſen wird Tapferkeit und Vaterlandsliebe beigelegt, und ein ſtehendes, nichtsthuendes Heer gebildet, welchem alle Staatsgewalt

[1] De legib. XI, 930.

zugewieſen wird, das aber gewiß nicht durch bloße Muſik und Gymnaſtik in Zaum zu halten, und zu Mäßigung und Ordnung zurückzubringen iſt. Alle Vorſchläge und Andeutungen Platons wie dieſe allervortrefflichſten Hüter oder Kriegsadelige aufzufinden und zu erziehen ſind, bleiben ſo unausreichend wie die der St. Simoniſten, nach der Fähigkeit, der Capacität durch willkürlich entſcheidende Perſonen, Beſitz, Einfluß und Beſchäftigung im Staate feſtzuſtellen. Platons ſchroffe Ariſtokratie, ſeine völlige Unterordnung und Vernachläſſigung des Volkes, entbehren aller höheren Wahrheit und Gerechtigkeit; und indem ſeine angeblich idealen Vorſchläge ſich den Kaſteneinrichtungen (welche die Hellenen längſt durchbrochen oder vielmehr nie geduldet hatten) wenigſtens nähern, zeigen ſie nicht allein keinen Fortſchritt aus dem Gegebenen zu einem Vollkommenern, ſondern empfehlen offenbare Rückſchritte.

Man hat geſagt: der platoniſche Staat ſey die Geſtaltung eines der göttlichen Idee entſprechenden und von ihr bewegten und beſtimmten Menſchenlebens in der Wirklichkeit. — Wenn auch die Herrſchenden und der Kriegsadel (woran jedoch Platon ſelbſt zweifelt) ihre unbedingte Zufriedenheit in ſo hohen Worten an den Tag legen ſollten, würden doch alle Uebrigen mit großem Rechte widerſprechen und erweiſen daß die vollkommene Idee des Gerechten keineswegs im platoniſchen Staate durchgeführt und in die Wirklichkeit eingetreten ſey.

Eben ſo irrig iſt die Behauptung: der platoniſche Staat ſey das wahrhaft und ächt Helleniſche, nur in gereinigter und vollendeter Geſtalt. Er iſt dem Platon vielmehr erwachſen aus Unzufriedenheit und im Widerſpruch gegen das vorhandene Helleniſche. Obgleich Platon ſelbſt eine der edelſten und ſchönſten Erſcheinungen des Hellenismus iſt; konnte er doch nicht alle Richtungen und Entwickelungen deſſelben in ſich und ſeinen Staat aufnehmen; obgleich er die Ideen des Guten, Wahren und Schönen trefflich entwickelt, unter welche ſich Alles einreihen ließe,

bleibt ihm, wenn er an dies Geſchäft ſelbſt geht, vieles Helleniſche unbrauchbar, unharmoniſch, incommenſurabel. Die helleniſche Welt iſt natürlicher, größer und mannigfaltiger als alle platoniſchen Ideale; und in gleicher Weiſe ſtehen Erfindungen ſpäterer Zeiten gegen die Wirklichkeit zurück, von Morus und Harrington, bis zu Fichte und der Histoire des Sevarambes. Schon deshalb iſt es keinem Griechen eingefallen in dem platoniſchen Staate ein anzuſtrebendes, zu erſehnendes Vorbild zu erblicken; vielmehr hat es zu ernſten und ſcherzhaften Einreden viele Gelegenheit gegeben[1].

Zu dem Tadel der atheniſchen Untugenden und Ungerechtigkeiten hatte allerdings Platon guten Grund, und ſeine Forderung der Tugend und Gerechtigkeit iſt durchaus löblich; allein darüber wie dem Uebel durch ſtaatsrechtliche Formen abzuhelfen ſey, ſchweigt er entweder, oder verfällt auf Mittel welche die Weltgeſchichte rückwärts geſchoben hätten. Durch ihre ungehemmte Bewegung, ihre perſönliche Selbſtbeſtimmung hatten die Griechen mehr erreicht, als je durch kaſtenartige Begränzungen, oder durch tyranniſche Gängelei von oben herab wäre möglich geweſen. Allerdings waren die Athener nicht ſelten freiheitstrunken; wer will jedoch dies Uebermaß durch platoniſche Feſſeln und Zwangsjacken vertilgen. Die Empfehlung der Tugend und Weisheit iſt kein förmliches Staatsrecht, und die platoniſchen Einrichtungen würden nur abwechſelnd Tyrannei und Anarchie herbeigeführt haben.

Alle geſelligen Uebel und Leiden (meint Platon) werden ein Ende nehmen, ſobald die Könige Philoſophen, oder die Philoſophen Könige ſind. Abgeſehen davon, daß ſich dies nicht recht damit zu vertragen ſcheint, daß Platon den Sophiſten, Staatsmann und Philoſophen unterſcheidet[2], und dieſem den Rath giebt ſich nicht um die

1 Isocrates ad Philippum 5.

2 Sophiſt 217.

öffentlichen Angelegenheiten zu bekümmern, hat es kein Bedenken daß die Philoſophen am Beſten regieren werden, wenn man darunter diejenigen verſteht, welche mit der höchſten Einſicht den tüchtigſten Charakter und die größte praktiſche Geſchicklichkeit verbinden; — und eben ſo werden die Könige, im Fall ſie ſo beſchaffen ſind, auch am beſten philoſophiren. Weil aber jene Vorausſetzung eben eine Vorausſetzung iſt, ſo hat es wol keinen Zweifel daß die größten Philoſophen im gewöhnlichen wiſſenſchaftlichen Sinn, ſchwerlich vollkommene Herrſcher geweſen wären. Plato hätte den Perikles nicht erſetzen können, Descartes nicht den Kardinal Richelieu, Spinoza nicht Wilhelm III, und Mendelsſohn oder Wolf nicht König Friedrich II.

Die einſeitige Stellung Platons offenbart ſich auch in ſeinen heftigen Angriffen auf alle großen Staatsmänner Athens[1], und in der Aeußerung: man entſchließe ſich nur die Herrſchaft zu übernehmen, um ſie nicht Schlechteren überlaſſen zu müſſen. Alle, ſagt er, die ſich in den helleniſchen Staaten mit den öffentlichen Angelegenheiten zu thun machen, ſind nicht Staatsmänner ſondern Parteimänner, die nur große Puppen regieren, auch ſelbſt ſolche, und die größten Sophiſten unter den Sophiſten ſind. Die angeblich großen Staatsmänner (rügt Platon anderwärts) ſind nicht durch Wiſſen und Erkenntniß tugendhaft, ſondern durch göttliche Schickung (θεια μοῖρα); wo man aber allerdings fragen könnte: ob dieſe Gottesgabe und Gottesoffenbarung nicht mindeſtens eben ſo hoch oder höher ſtehe, als das dialektiſche Erörtern und Schließen, ob es nicht in gottähnlicher Weiſe erleuchtet und ſchafft?

Von dieſen Gegenden aus ſind ſtrenge Anklagen nicht blos gegen die Wiſſenſchaft, ſondern auch gegen den Charakter und den Patriotismus des Platon ausgeſprochen worden. Wie konnte, ſagt man zu ſeiner Rechtfertigung, ein Mann von Platons hohem und tiefem Sinne,

1 Gorgias 519. Staatsmann 303.

an den Ausartungen der atheniſchen Demokratie Gefallen finden, wie mit den Mördern des Sokrates gemeine Sache machen; wie kann man wünſchen daß er ſeinen hohen philoſophiſchen Beruf, dieſe edelſte Thätigkeit hätte wo nicht aufgeben, doch vernachläſſigen ſollen, um in den atheniſchen Volksverſammlungen ſeine Zeit und ſeine Kräfte zu vergeuden.

Die Anklage: daß Plato ein ſchlechter Athener geweſen, beruht nicht auf der ganzen und vollen Wahrheit, aber eben ſo wenig iſt dieſe vollſtändig in obiger Vertheidigung ausgeſprochen. Je tiefer Platon die Mängel der Demokratie vor Augen ſah, deſto eher kann man ihn entſchuldigen, daß er (gleich vielen Anderen) lakoniſirte und den fernen Monarchismus in ſchönerem Lichte ſah. Dennoch war ſeine Anſicht und Stimmung nur eine einſeitige. Er wußte die Wiſſenſchaft nicht mit den Forderungen und Zwecken des praktiſchen Lebens zu verſöhnen[1]; ſeine perſönliche Stellung, Thätigkeit, Schreibart, Betrachtung des Volks, war nicht förderlich und begeiſternd nach alter Weiſe; er beſaß keine Geſchicklichkeit das Vorliegende zu geſtalten und zu beherrſchen.

Seine Vorliebe für Sparta ſtand vielleicht in Verbindung mit Einflüſſen aus Familienverhältniſſen. Alles was Athen fehlte, glaubte man in Sparta zu finden, und vergaß daß zu einer ſo einſeitigen beſchränkten Entwickelung, ſich nicht ſo vielfache Ausartungen hinzufinden und äußerlich konnten bemerkbar machen. Hochmüthige, verletzte Vornehme und Schwärmer wandten und ſehnten ſich nach Sparta wie nach Recht und Licht; aber die Herrſchaft der 30 Tyrannen zeigte bald was aus den glänzenden Blättern für Giftblüthen und Früchte hervorwuchſen, wie Maß, Gehorſam und Ordnung auch in Sparta fehlte, und deſſen Oberherrſchaft (unter der Leitung von Männern wie Lyſander) noch weit härter und

1 Theätet 173.

drückender ward, als die atheniſche. Die Sehnſucht würdiger Athener nach den Lichtſeiten Spartas, war indeſſen ſelbſt ein Zeichen geiſtiger Beweglichkeit und Größe; während es die Spartaner nie ſo weit brachten Athens glänzende Beſtimmung für die Geſchichte der Menſchheit einzuſehen.

Allerdings war die Praxis des Lebens nicht Platons Beruf, und er leiſtete das Herrlichſte ſofern er ſich auf die Philoſophie beſchränkte. Hätte er aber die damalige Gegenwart beſſer verſtanden, hätte er ſeinem Vaterlande und Volke mehr vertraut, ſtatt faſt überall nur zu tadeln und zu nergeln, hätte er, Sokrates, Xenophon u. A. (gleichwie Thraſybul) alle Kräfte zur Herſtellung und Erneuung Athens verwandt, welch ein Gewinn für Hellas und die Welt! Wie viel Uebel hätte man damals noch abhalten, wie viel Gutes erzeugen können! Daher hat Niebuhr nicht unrecht, wenn er Platon (unbeſchadet ſeiner Verdienſte um die Philoſophie) einen ſchlechteren Bürger und Athener nennt, als Demoſthenes[1]. Dieſer wandte ſich vertrauensvoll an das Volk mit den höchſten und edelſten Gedanken und Grundſätzen, und wo er Tadel ausſprach, war es ein praktiſcher; der Tadel Platons hingegen ein oft aus Mißverſtand hervorgehender und im Einzelnen den rechten Weg nirgends zeigender. Es iſt wehmüthig zu hören und zu leſen, wie er dem jüngern, jämmerlichen Dionyſius ſchmeichelt[2], oder doch von ihm das Beſte hofft; während er an ſeinen Mitbürgern, an dem glanzreichen Athen verzweifelt, das ſich ſelbſt nach ſeinem Falle bei Chäronea noch größer zeigte, als jemals alle Tyrannen zuſammengenommen. Hätte doch die ſchöne Begeiſterung für Athen, welche ſich in einer Stelle des Menexenos ganz vereinzelt offenbart[3], tiefere Wurzeln geſchla-

1 Niebuhr kleine Schriften 466.

2 De legibus IV, 710.

3 S. 238.

gen und reichere Zweige und Früchte getrieben; manche Lebensſorge wäre wol dem Platon abgenommen, manche ſeiner Anſichten und Vorſchläge berichtigt, mancher Vorwurf erſpart worden. Er ſagt daſelbſt: der Eine nennt die atheniſche Herrſchaft eine Volksherrſchaft, der Andere anders, wie es jedem beliebt; in Wahrheit iſt ſie aber die Herrſchaft der Beſſeren, mit dem guten Willen des Volks. Ihren Grund hat ſie in der Gleichheit der Geburt, woraus Rechtsgleichheit folgt, ſo daß man ſich nur unterordnet dem Rufe der Tugend und Einſicht. — Gewiß war aber Platon inſofern ein ächter Athener, und kein Spartaner, als er nirgends die bloße Tapferkeit an die Spitze ſtellte, ſondern allgemeine menſchliche Tugend und Bildung als Ziel vorſteckte.

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, einige Worte über Platons Verhältniß zur Kunſt und Schönheit zu ſagen. Ohne Zweifel war er ſelbſt einer der größten Künſtler; auch wußte er, daß man nicht durch Lernen äußerer Handgriffe und Regeln, ohne höhere Gabe und Weihe, dies Ziel erreicht[1]. Seine Lehre von den Stufen der Liebe zum Schönen und Guten ſteht hiemit in weſentlicher Verbindung. Zuvörderſt Liebe zu einzelnen ſchönen Geſtalten, dann zu allen, dann zu ſchönen Seelen, zu ſchönen Wiſſenſchaften und Beſchäftigungen, endlich zur Idee als dem Sitze des wahren Wiſſens und Handelns. So edel und großartig auch dieſe Steigerung zu ſeyn ſcheint, iſt ſie doch gewiß nicht der wahre gradus ad Parnassum. Sie führt mit Geringſchätzung alles Sichtbaren, Perſönlichen, Individuellen, zu dem Allgemeinen, zum Begriffe, und behauptet folgerecht: ohne wiſſenſchaftliche Erkenntniß gebe es keine rechte Liebe zum Schönen, und das Gute und Schöne ſey weſentlich daſſelbe. Hiemit würde aber über die meiſten Künſtler das Verdammungsurtheil geſprochen. Die angeblich wiſſenſchaftliche Zurechtlegung und Behand-

1 Gorgias 245.

lung der Künſte ſtiftet in der Regel mehr Schaden als Vortheil, und die Begeiſterung für die einzelne Geſtalt, den einzelnen Helden, die einzelne Naturſchönheit, welche Platon als die niedrigſte bald zu verlaſſende Stufe bezeichnet, iſt in Wahrheit für den ächten, ſchaffenden Künſtler die höchſte[1]. Platons Aufgabe war eine weſentlich andere, ja entgegengeſetzte: ihm erſchien die Macht des ſinnlich Schönen, als ungeiſtig und verderblich, und obwol umringt von den Wundern atheniſcher Künſte, ſtellt er ſich ihnen ohne Theilnahme, ja feindlich gegenüber. Sie geben ihm nur weſenloſe Nachbilder unerkannter, unbedingter Schönheit, oder ſchweifen aus in Sittenloſigkeit und Leidenſchaft. Der Begriff einer geometriſchen Figur mußte ihm tiefſinniger und ſchöner erſcheinen, als irgend eine menſchliche Geſtalt; und die Frage nach dem nächſten Gebrauch und Nutzen des Gebildeten hat ihm ſo viel Gewicht, daß Maler, Bildhauer und Dichter den geringſten Handwerkern gleich, ja nachgeſetzt werden. Denn dieſe nimmt er in ſeinen angeblichen Muſterſtaat auf, während er jenen und allen nachahmenden Künſten den Einlaß ernſtlich verweigert. Allerdings hatte ſich ſchon damals auf dem blos ſinnlichen Wege manches Anſtößige und Unſittliche eingefunden; daß man aber hiegegen auch nicht geſichert iſt, wenn man blos mit dem Allgemeinen und mit Begriffen verkehrt, erweiſen Platons Vorſchläge über Heirathen der nächſten Verwandten, Weibergemeinſchaft und Aehnliches. Es giebt keine unſinnliche Kunſt a priori, und wird die Schönheit mit dem Guten zuſammengeworfen oder gar ihm untergeordnet, ſo verliert ſie durch dieſe

1 Ganz verſchieden von der platoniſchen Auffaſſung iſt das was Raphael ſeine Idee nannte, und was Cicero (Orator 2) in Beziehung auf Phidias ſagt: Nec vero ille artifex, quum faceret Jovis formam, aut Minervae, contemplabatur aliquem e quo similitudinem duceret; sed ipsius in mente insidebat species pulcritudinis eximia quaedam, quam intuens, in eaque defixus, ad illius similitudinem artem, et manum dirigebat.

ſcheinbare Erhebung oder Verklärung ihren unentbehrlichen, ſinnlichen, künſtleriſchen Beſtandtheil.

So wenig wie Platons Vorſchläge über die Gründung eines vollkommenen Staates jemals praktiſch anwendbar gefunden worden; eben ſo wenig iſt ſeine herbe, wegwerfende Betrachtung der Dichtkunſt und der bildenden Künſte, vor dem höheren Standpunkte zu rechtfertigen, und es iſt beſſer dieſe Beſchränkung oder Einſeitigkeit (unbeſchadet ſeiner ſonſtigen unbezweifelten Größe) anzuerkennen, als ihm durch künſtliche Deutung, Gedanken und Anſichten unterzuſchieben, welche er gewiß nicht hatte.

Die nächſten Schüler Platons (Speuſippos, Xenokrates u. A.) pflanzten unter dem Namen der älteren Akademie, ſeine Lehren meiſt unverändert fort. Die neue Akademie (Arkeſilaos aus Pitane in Aeolis, 316—241 vor Chriſtus und Karneades aus Cyrene, 214—129 vor Chriſtus) nahm an, Plato ſey von den enggezogenen Schranken der menſchlichen Erkenntniß überzeugt geweſen; ſie wandte ſich deshalb zu einem gemäßigten Eklekticismus und Skepticismus. Die Neuplatoniker endlich, hoben in ſpäterer Zeit den entgegengeſetzten Beſtandtheil der platoniſchen Schriften, den mythiſchen und ſchwärmeriſchen hervor, und verbanden ihn mit eigenthümlichen Unterſuchungen oder Fantaſien. Der wahrſte, größte und umfaſſendſte Fortſchritt helleniſcher Philoſophie ging aber nicht von jenen Akademien aus, ſondern von Ariſtoteles, dem Stagiriten.

Dreissigste Vorlesung.

Von Ariſtoteles bis auf den Untergang der helleniſchen Philoſophie.

Raphael, der vielleicht Platon und Ariſtoteles nie las, hat ihre Natur richtiger als viele Philoſophen erkannt, und in ſeiner Schule von Athen dargeſtellt. Milde zeigt der alte, erhabene Lehrer oben hinauf, denn dort nur findet man die Löſung aller der Zweifel und Verwirrungen, die uns am Boden umſtricken und feſthalten; ſtreng und feurig weiſet der Schüler jeden voreiligen Verſuch zum Fliegen von ſich, er will erſt den Boden reinigen, die ihn umgebende reiche Welt begreifen und hier ein feſtes Reich gründen. Platon und Ariſtoteles ſind nicht daſſelbe, ſie laſſen ſich nicht gleich machen und verſchmelzen; aber ſie gehören zu einander um ein Ganzes, eine Totalität zu bilden. Im Irthume ſchwebt, wer da meint in der Hälfte das Ganze zu haben, und aus Vorliebe für den Einen, ganz allgemein hin auf den Anderen ſchilt. Jenſeits, wo der Garten der Philoſophie nicht mehr ein bloßer Garten der Spekulation iſt, werden die Weiſen Hand in Hand einhergehen und ihre ſtreitluſtigen Schüler zum Frieden anhalten.

Ariſtoteles, geboren zu Stagira 384 vor Chriſtus, war der Sohn des Nikomachus, des Leibarztes Königs

Amyntas III von Macedonien. Im 17. Lebensjahre kam er nach Athen und blieb 20 Jahre ein Zuhörer und Schüler des Platon. Nach deſſen Tode lebte er einige Zeit zu Atarne im Hauſe des Hermias, und ward dann mehrere Jahre lang nach König Philipps Berufung, Lehrer und Erzieher ſeines Sohnes Alexander. Der größte Schüler des größten Meiſters unterſtützte ihn während ſeiner Regierung auf königliche Weiſe, beſonders in Hinſicht auf ſeine umfaſſenden naturgeſchichtlichen Forſchungen. Von Alexanders Thronbeſteigung bis zu deſſen Tode lebte Ariſtoteles wiederum in Athen, ging dann (vielleicht wiſſenſchaftlichen Anklagen entweichend) nach Chalcis in Euböa, und ſtarb daſelbſt im 63. Lebensjahre[1].

Richten wir zuerſt unſere Aufmerkſamkeit auf die Form der Schriften des Ariſtoteles, ſo iſt dieſelbe durchaus verſchieden von der des Platon, was zu manchem einſeitigen Lobe oder Tadel Veranlaſſung gegeben hat. Wer die kunſtreichen, lebendigen Geſpräche des Platon in eine Reihe einfacher Lehrſätze auflöſen will, gleicht dem, welcher ein Trauerſpiel oder Luſtſpiel in eine geſchichtliche Inhaltsanzeige verwandeln möchte. Doch bleibt es wahr, daß ſchon in mehreren der größeren, eigentlich lehrhaften Werke Platons, die Geſprächsform immer mehr zurücktritt, und daß ſie in einigen anderen in ein breites entbehrliches Hin- und Herreden ausartet. Mit Recht gab Ariſtoteles dieſelbe ganz auf: theils weil ſie ſeiner Perſönlichkeit widerſprach, theils weil er den Ueberreichthum des ihm zu Gebote ſtehenden Stoffes, in ſolcher Weiſe nicht bewältigen konnte. Eben ſo wenig durfte er nach dem Glanze des Poetiſchen und Mythiſchen ſtreben, weil die reine Sonderung des Philoſophiſchen, ein nothwendiger unausbleiblicher Fortſchritt der Entwickelung war. Indem jedoch Ariſtoteles (als Urheber einer Geſchichte der Philoſophie) alle irgend erheblichen fremden Anſichten lichtvoll nebeneinander ſtellt und unparteilich beurtheilt, ſo entſteht durch dies

1 Vor Allen, Stahrs Leben des Ariſtoteles.

Verfahren eine Art wiſſenſchaftlichen Geſprächs, aus dem die höchſten Ergebniſſe der Spekulation lebendig hervorwachſen, ohne Irrwege und überflüſſiges Hin- und Herreden. Ueberhaupt iſt des Ariſtoteles Gedankenreichthum, ſeine gedrängte Schreibart, und die Kraft womit er Alles gerade und ſiegreich ſeinem Ziele entgegenführt, ſo eigenthümlich und bewundernswerth, als der dramatiſche Glanz des Platon. Jedem das Seine![1] Dieſe Billigkeit und Milde zeigt Ariſtoteles ſelbſt überall, wie es einem wahrhaft überreichen Geiſte zukömmt; er ſagt[2]: es iſt billig nicht blos gegen diejenigen dankbar zu ſeyn, deren Meinungen man theilen kann; ſondern auch gegen ſolche, welche noch nichts Haltbares geliefert haben. Auch dieſe geben ihren Beitrag zur Sache: ſie üben nämlich unſere Fähigkeit.

Es ſind von Ariſtoteles viel mehr Werke verloren gegangen, als von Platon (ſo z. B. ſeine Bücher über die Philoſophie, ſeine Beurtheilungen dramatiſcher Werke, ſeine Geſchichte und Charakteriſtik von 158 Staaten u. ſ. w.) und die überbliebenen Handſchriften haben mehr verderbliche Schickſale erlitten, als die irgend eines anderen alten Schriftſtellers. Dennoch iſt Umfang und Werth des Geretteten außerordentlich groß; denn als geſonderte, ſyſtematiſche, abgerundete Wiſſenſchaften hat Ariſtoteles zuerſt behandelt und dargeſtellt die Phyſik, Metaphyſik, Logik, Pſychologie, Ethik, Politik, Rhetorik und Poetik. Wie ungerecht nach ſolcher Thätigkeit, nach ſolchem Erfolge dem Ariſtoteles vorzuwerfen: daß er nicht alle Fragen aufge-

1 Klatſchereien über ſein Mißverhältniß zu Platon (Verſchiedenheit der Anſichten abgerechnet) werden ſchon widerlegt durch folgende Verſe des Ariſtoteles auf Platon:

Welcher allein klar oder zuerſt von den Sterblichen allen,
Durch ſein Leben wie durch Kunſt der Belehrung gezeigt,
Daß der Mann, der die Tugend erwählt, auch glücklich zu nennen:
Nicht jetzt bleibet noch wem dies zu erreichen vergönnt.

Weber elegiſche Dichter, 267.

2 Metaph. II, 1.

worfen, nicht alle Räthſel gelöſet, nicht das Meer der Wiſſenſchaft in übermenſchlicher Weiſe auf einmal völlig ausgeſchöpft habe.

Kein griechiſcher, und auch kein ſpäterer Philoſoph hat, ſo wie Ariſtoteles, die höchſte Spekulation mit einer ſo unermeßlichen Kenntniß der Geſchichte und der Natur verbunden[1]. Sein Blick reicht in die weiteſte Ferne, und zugleich ſah er das Nächſte und Kleinſte; ſeine Wiſſenſchaft verkümmerte und zerſplitterte nicht durch das Einzelne, ſondern dies gewann Bedeutung durch die Verbindung mit Regel, Geſetz und Zweck. Ariſtoteles iſt nicht blos der umfaſſendſte, ſondern auch der geiſtreichſte Gelehrte des Alterthums. Und bei allem Reichthume der Beobachtung, bei aller Kühnheit der Gedankenverbindungen, oder Combinationen, blieb er doch immer vorſichtig und gemäßigt. Weder die kleinſten Erfahrungen, noch die Unbeſtimmtheit glänzender Ideale konnten ihn verwirren oder verführen. Er trennte nicht das Unveränderliche unbedingt von dem täglich Geſchehenen und Veränderlichen, wol aber hielt er die Wiſſenſchaft für lehrbar, und wollte wo möglich Alles in ihre Kreiſe erheben und hinaufbilden. Wiederum wußte er, trotz dieſes Beſtrebens, mehr als alle anderen Schulen, die tiefſte Spekulation mit dem geſunden Menſchenverſtande auszuſöhnen.

Platons erſtes und höchſtes Ziel war das Erforſchen der allgemeinſten, höchſten Grundſätze; ohne dieſen Weg zu verſchmähen oder zu vernachläſſigen, blieb dem Ariſtoteles noch Zeit, Kraft und Luſt für die Beſchäftigung mit der Fülle des Einzelnen, worohne jene Richtung einſeitig und minder fruchtragend bleibt.

Wahrheit iſt dem Ariſtoteles Ziel der theoretiſchen, That der praktiſchen Wiſſenſchaft. Zu zwei Dingen iſt der

1 „Haller, Käſtner und Kant vereint, geben für Deutſchland, was Ariſtoteles für Griechenland war.“ Buhle Geſchichte der Philoſophie I, 257.

Menſch geboren, zum Erkennen und zum Handeln[1]. Das wahrhaft Wirkliche iſt zugleich das Vernünftige und alleiniger Gegenſtand der Wiſſenſchaft.

Die erſte Philoſophie iſt die des Geiſtes, von ihr entlehnt die Philoſophie der Natur ihre leitenden Grundſätze. Jene iſt die Wiſſenſchaft von den letzten Gründen alles Erkennbaren; ſie iſt die Lehre vom Weſen und dem Grunde alles Seyns, und ſofern dieſer in Gott ruht, iſt die erſte Wiſſenſchaft auch Theologie. Für den theoretiſchen Verſtand beſteht das Gute und Schlechte in der Wahrheit und dem Irthume. Zu jener führt die Wiſſenſchaft; Glaube und Meinung ſind oft mit dieſem verbunden. Alle Menſchen ſtreben von Natur nach Erkenntniß mancherlei Art; aber das Wiſſen und Verſtehen um ſeiner ſelbſt willen, gehört zur erſten einzig freien, ihren Zweck in ſich tragenden Wiſſenſchaft. Deshalb gewährt auch Denken und Erkennen, den höchſten, unabhängigſten, dauerndſten, vollſtändigſten Genuß. Die Kategorien bieten die Grundformen des Denkens, und der wirklichen Verhältniſſe aller Dinge. Der Gegenſtand der Erkenntniß geht aber nicht bis ins Unendliche, Unbegränzte, vielmehr entzieht ſich dies dem eigentlichen Wiſſen und Erkennen.

Die Kluft hingegen zwiſchen dem Sinnlichen und dem Verſtande iſt nicht übergroß, oder unüberſteiglich. Der bloßen Empfindung kommt nicht die Alleinherrſchaft zu, wol aber hat ſie eigenes Recht und eigenen Werth. Ohne Empfindung würde niemand etwas zu erkennen im Stande ſeyn, und mit jedem Sinne würde ein Zweig der gegenſtändlichen Erkenntniß fehlen. Andererſeits erwächſt keineswegs alle Erkenntniß aus den Sinnen, ſondern es giebt eine eigenthümliche Thätigkeit des Verſtandes welche ſich zwar an die Erfahrung anſchließt, aber nicht allein durch dieſe hervorgebracht wird. Das Sinnliche verhält ſich zur

1 Cic. De finib. II, 13.

Vernunft, wie der Körper zur Seele, und mit der Vollſtändigkeit der Erfahrung geht die Vollſtändigkeit der Wiſſenſchaft Hand in Hand. Die einzelnen Wiſſenſchaften ſtehen in Verbindung und Zuſammenhang durch die erſte, allgemeine Wiſſenſchaft.

Alles Erfahrne muß zur Wiſſenſchaft erhoben werden, aber nicht alles Wiſſen iſt erweisbar. Die allgemeinen Grundſätze ſind dieſelben für alle Wiſſenſchaften; außerdem aber bedarf jede einzelne auch ihrer eigenthümlichen und beſondern: denn in jedem Allgemeinen iſt zugleich etwas Beſonderes, und in jedem Beſonderen etwas Allgemeines. Das Unbedingte liegt nicht außerhalb der Welt; es giebt nur *eine* Welt und indem man Alles (wie Ariſtoteles) denkend betrachtet, vereint man Idealismus und Empirismus im höchſten Grade.

Der Verſtand iſt nicht blos negativ, empfangend, oder eine leere Tafel, ſondern er iſt zugleich weſentlich thätig, bildend, ordnend, und über die Wahrnehmung hinausgehend. Wir können das Wandelbare und das Beharrliche zugleich in ſeinem Unterſchiede und ſeinem Zuſammenhange auffaſſen. Die bloßen Empiriker wiſſen nur das *daß* (ὅτι), nicht das *warum* (διότι); ſie unterſcheiden nicht das Weſentliche vom Unweſentlichen, wo dann die Maſſe der unzähligen einzelnen Erſcheinungen, unüberſehbar und bedeutungslos bleibt.

Es giebt zwei Wege zur Erforſchung der Wahrheit: der Syllogismus (Schluß) ſteigt vom Allgemeinen hinab zum Einzelnen; und die Induktion, welche das Allgemeine aus dem Einzelnen ableitet. Beide, Syllogismus und Induktion, Allgemeines und Einzelnes, Form und Stoff gehören zu einander, ergänzen und durchdringen ſich wechſelſeitig; und wenn auch nach Maßgabe des Standpunktes und Weges, das Eine oder das Andere überwiegend in den Vordergrund tritt, ſo iſt doch keine unbedingte Spaltung und Entgegenſetzung vorhanden.

Der Beweis, die Erkenntniß aus Urſachen und Grün-

Digitized by Google

den, hatte dem Ariſtoteles hohen Werth; weil er aber zugleich wußte daß ſich das Beſondere nur aus ſeinen eigenthümlichen Gründen erweiſen laſſe, erhielt ſeine Philoſophie einen ſo großen, concreten Reichthum. Nicht minder behauptet er ganz richtig: alles Wiſſen durch Beweis ſey ein vermitteltes; ſo daß weder die höchſten Grundſätze, noch die einzelnen Thatſachen einen Beweis erlauben, oder bedürfen. Aber auch da wo die wiſſenſchaftliche Form nicht vorherrſchen, der ſtrenge Beweis nicht geführt werden kann, iſt ein Eindringen und Mitwirken der Philoſophie möglich und heilſam; ohne daß dieſe hiedurch verlöre, oder ſich wegwürfe.

Alles was wird, wird nur aus dem beziehungsweiſe Nichtſeyenden, dem die Möglichkeit des Seyns inwohnt, keineswegs aus dem unbedingt und ſchlechthin Nichtſeyenden. Alles ſtrebt aus der bloßen Möglichkeit, dem Vermögen, heraus zur Wirklichkeit. So iſt in jedem Werden ein ächt Wirkliches und Wahres. Alles was die Natur außer uns, und was unſer Verſtand wirkt, erfolgt nach Zwecken; und auch die ſogenannten zufälligen Begebenheiten erfolgen nach geſetzmäßigen Urſachen, obwol mit Zurücktreten des Zweckes. Der Zweck eines Dinges iſt ſein vollendetes Weſen, welches mit ſeiner vollendeten Thätigkeit eins iſt.

Daß Ariſtoteles der Lehre des Platon von den Ideen nicht beiſtimmen konnte, ergiebt ſich ſchon aus dem Geſagten. Er hielt feſt an dem unläugbar vorhandenen Seyn, an den Thatſachen der Wirklichkeit; was denen mißfallen muß welche darüber muthlos verzweifeln, oder hoffen ſich weit darüber hinaus zu erheben. Die Ideen haben weder als allgemeine Begriffe, noch als Subſtanzen ein abgeſondertes eigenes Daſeyn, ſie ſind keine für ſich beſtehende, wirkſame Gründe des Werdens. Vielmehr iſt ein Weſentliches, Beharrliches mit jedem Dinge verbunden, ſo daß die Ideen nicht über die wirkliche Welt hinausliegen, nicht transſcendent ſind, ſondern ihr wahres Weſen, ihre Ente-

lechie ausmachen[1]. Wie und warum, laut Plato, das vornehmere, unabhängige Allgemeine, in die einzelnen, unbedeutenden und nichtigen Dinge eindringe, iſt nicht nachgewieſen. Die Ideen Platons haben nirgends eine Heimath, ein ſicheres Seyn; ſie helfen weder zum Seyn, noch zum Wiſſen. Wenn die Idee in dem Einzelnen das Weſentliche, Subſtantielle ſeyn ſoll, wie läßt ſie ſich jemals von ihm trennen, oder mit dem ſchlechthin Nichtigen und Nichtſeyenden faſt zufällig verbinden? Das Sinnliche, der Stoff, war dem Ariſtoteles nicht ohne Werth; der Geiſt aber gab die Form. Dies Durchdringen von Stoff und Form war nicht ein äußerlicher Gegenſatz, oder Dualismus, ſondern Geiſt und Natur in Einheit und Harmonie. Ariſtoteles verſtändigte den Gedanken mit dem Seyn: er gab keineswegs eine Seite als unbedeutend, nichtig, oder verächtlich auf, ſondern kam zu einer tieferen Philoſophie des Subjekts und Objekts, wenn auch nicht in den heutigen Formeln und Ausdrücken. Während Platon die Ideen und die wirklichen Gegenſtände trennt, legt Ariſtoteles die Möglichkeit in den Stoff, und die Wirklichkeit in die Form; beide vereinen und durchdringen ſich zum Erzeugen der Welt.

In der Individualität ſah Ariſtoteles das höchſte Seyn und die edelſte Offenbarung, und nicht blos matte Abbilder allgemeiner Begriffe oder fremdartiger Subſtanzen. Das Urſächliche ſteht ihm im Zuſammenhange mit dem Nothwendigen, ohne daß ihm jedoch Urſache und Zweck blos auf das Gebiet des Einzelnen getrieben würde. In der erſten Urſache, die nicht aus anderen abgeleitet wird, liegen auch alle Zwecke; Alles wahrhaft Seyende wird dem

1 Ariſtoteles (Metaph. I, 6) ſagt unter Anderem: Die Weſenheit und der Träger der Weſenheit läßt ſich nicht trennen; wie könnten alſo wol die Ideen, wenn ſie die Weſenheit der Dinge bilden, von ihnen getrennt ſeyn? — Zu ſagen: die Ideen ſeyen Urbilder und das Andere habe an ihnen Theil, ſind leere Worte und dichteriſche Metaphern.

Ariſtoteles zur Seele. Der Geiſt iſt die Form der Form, er iſt der Begriff der Begriffe, und die Natur wird aufgefaßt nach lebendiger, geiſtiger Geſtaltung; die geiſtigen Geſetze ſind die herrſchenden, und ſchließen alle Zwecke in ſich.

Indem Ariſtoteles ſich nicht in eine feindliche Stellung zur Natur hineinkünſtelte, ſondern den Geiſt mit ihr verſtändigte, wuchs ſeine Luſt und Geſchicklichkeit ſie zu beobachten und aufzufaſſen: er iſt in bewundernswerther Weiſe, Schöpfer und Meiſter der Naturwiſſenſchaft, der Beobachtung und Anordnung geworden. Er erkennt die Fortſchritte der Natur, vom Unorganiſchen zum Organiſchen und Geiſtigen. Sein genaues, ſcharfſichtiges und ſcharfſinniges Beſchreiben der Natur iſt weſentlich verſchieden von den Fantaſien Platons über die Natur; ſeine Phyſik iſt das Gegentheil der demokritiſchen, welche alle qualitativen, alle Eigenſchaftsveränderungen aufhebt, oder unbegreiflich erſcheinen läßt. Nicht blos durch mechaniſche Geſetze wird die Natur bewegt, ſondern durch eine innerlich ſchaffende Kraft. Dieſe ſchaffende Kraft und Bewegung wirkt ohne Anfang und Ende: die Welt iſt weder jemals in der Zeit entſtanden, noch wird ſie jemals vergehen. Indem Ariſtoteles dieſe Kraft verewigt, indem er den Begriff des Zweckes ſo hoch ſtellt, und überall in der Natur ſucht und findet; iſt er ſehr weit von der oft getadelten, flachen Empirie, und der blos gedankenloſen und leeren Nothwendigkeit entfernt.

Von hier bietet ſich der Uebergang zur Theologie des Ariſtoteles, welche oft und ſtreng getadelt worden iſt. Zuletzt gründet ſich dieſer Tadel weſentlich darauf: daß Ariſtoteles auch auf dieſem Boden keine fremde, unphiloſophiſche Autorität anerkennt, und das Geglaubte nicht für gewußt, eingeſehen und erwieſen gelten läßt[1].

[1] Göttlich iſt die Wiſſenſchaft, welche Gott am meiſten beſitzt. Metaph. I, 2.

Die Welt (lehrt Ariſtoteles) iſt nicht entſtanden aus Zufall oder durch blinde Naturkraft. Es muß einen erſten unbewegten Grund alles Werdens und Bewegens geben, der ewig und unvergänglich iſt. Gott iſt als Prinzip der Welt, auch ihr höchſter Zweck; er iſt die Fülle alles Seyns, aller Glückſeligkeit, aller Vernunft, aller Zwecke. Ihm iſt Seyn und Denken gleich, und ein überall thätiger Gott, iſt auch ein lebendiger perſönlicher Gott[1]. Er und die Natur thun nichts zwecklos. Gott iſt ſchlechthin ſelbſtändig, durch nichts bedingt, keiner Einwirkung und keinem Leiden unterworfen, Urheber des Weltalls, Urquell alles abhängigen Daſeyns und Lebens, unſinnlich, unkörperlich, ſchlechthin einfach. Sein Leben iſt das ſeligſte, weil es die vollkommenſte Thätigkeit in ſich ſchließt. Er iſt die ewige Schönheit in ewiger Ruhe, und doch die wirkende Urſache aller Bewegung. Einſeitig deutend, hat man Ariſtoteles ſo ausgelegt, als wäre ſein Gott nur eine Art von materiellem Hebel für die materielle Welt; während er doch zugleich der Urquell und Beweger aller Geiſter und Gedanken iſt.

Eben ſo wenig läugnete Ariſtoteles die Einwirkung Gottes auf die Angelegenheiten der Erde; er wollte aber (mit Recht) Ordnung und Naturgeſetze nicht aufheben, unter dem beſchränkten Vorwande Gott zu ehren und ihn zu verherrlichen. Allerdings ſind gewiſſe Räthſel in der ariſtoteliſchen Philoſophie nicht vollſtändig gelöſet (z. B. über Vorſehung und menſchliche Freiheit, Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen); welcher ſpätere Philoſoph iſt denn aber dieſer Aufgaben völlig Herr geworden, während ſo viele weit hinter Ariſtoteles zurückblieben. Es iſt gar leicht über das Allerſchwierigſte, mit großer Zuverſicht Lehrſätze auszſprechen; dieſe Art der Dogmatik hat aber mit dem wahren Wiſſen nichts gemein, und wenn die chriſtliche Philoſophie höher ſteht, ſo geſchieht dies nur

[1] Metaph. XII, 7.

durch Annahme eines Autoritätsglaubens; mit Syllogismen und Induktion dürfte man eben nicht über Ariſtoteles hinauskommen.

Eben ſo iſt ein unbilliges Geſchrei darüber erhoben worden, daß Ariſtoteles der Gottheit nicht menſchliche Tugenden beilegen will; insbeſondere ſofern dieſe eine zu beherrſchende Sinnlichkeit vorausſetzen. So wie thieriſche Wildheit unter dem Menſchen ſteht, ſo iſt die Gottheit über jene Tugenden erhaben; ſonſt wäre ja die Tugend beſſer wie die Gottheit[1]. In der Welt des ewig Unveränderlichen giebt es keine unerklärlichen Gegenſätze: nur für das Erdenleben des Menſchen tritt das Böſe, dem Guten und der Tugend gegenüber. Götter ſind weder tapfer, noch mäßig, noch gerecht; ſondern nur weiſe.

Jeder Körper hat ſeine eigene Form und Seele, daher findet keine Seelenwanderung ſtatt. Was einen Anfang hat, kann auch ein Ende nehmen. Die allgemeine Vernunft hat ein ewiges Seyn in Gott, und der rein denkende Geiſt iſt unſterblich[2]; für die Unſterblichkeit der einzelnen menſchlichen Perſönlichkeit, giebt es hingegen keine wiſſenſchaftlichen Beweiſe, und Ueberzeugungen vom Glauben hergenommen, ſind dem Ariſtoteles fremd. Doch fordert er: daß man ſich ſchon auf Erden ſo viel als möglich unter die Unſterblichen verſetze und thue was uns der Gottheit verwandt, und fähig macht ein neues, höheres Leben zu beginnen.

Unter des Ariſtoteles Namen ſind drei umfangreiche, höchſt anziehende und lehrreiche Schriften über die Sittenlehre auf uns gekommen: die große, die nikomachiſche und die eudemiſche Ethik. Ihr gegenſeitiges Verhältniß iſt hier nicht zu erörtern[3]; es genügt Einiges auszugs-

1 Magna Moral. II, 5.

2 Metaph. XII, 3.

3 Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Ariſtoteles nur Verfaſſer der nikomachiſchen Ethik iſt, und die beiden andern von Schülern und Freunden herrühren.

weiſe aus denſelben mitzutheilen, und nächſtdem erläuternde Bemerkungen folgen zu laſſen.

Ariſtoteles nimmt an, daß der Menſch frei und zurechnungsfähig ſey, ohne hiefür einen wiſſenſchaftlichen Beweis zu verſuchen, welcher ſich (über das ſichere unmittelbare Bewußtſeyn hinaus) mit Aufhebung aller Gegenſätze nie hat finden laſſen. Doch hatte er und das Alterthum kein geringeres Gefühl und Bewußtſeyn ihrer Perſönlichkeit als wir. Die Tugend hängt ab von der Vollkommenheit des Erkenntnißvermögens. Keine Tugend ohne Wiſſenſchaft; doch iſt dieſe Tugend nicht blos Ausbildung der theoretiſchen Vernunft. Die Herrſchaft der Vernunft iſt das innere Weſen, der Zweck des Menſchen; durch ſie ſoll die Sinnlichkeit gelenkt und beſtimmt werden. Keine Tugend ohne wahre Erkenntniß, keine wahre Erkenntniß ohne Tugend. Zu der Einſicht muß jedoch der Wille hinzutreten, um dem anerkannten Guten Gehorſam zu leiſten. In einem vollkommenen menſchlichen Leben muß die *That* aus der Fähigkeit und Kraft hervorgehen. Tugend iſt nicht blos Werk der Einſicht, ſondern auch der Uebung und Gewohnheit, und das Rechte muß mit Abſicht und um ſein ſelbſt willen gethan werden. Irrig behauptet Platon: alle Fehler und Laſter entſpringen blos aus Mangel an Erkenntniß des Rechten und niemand ſey freiwillig böſe: man kann auch gegen beſſeres Wiſſen ſchlecht handeln.

Der höchſte Zweck menſchlicher Thätigkeit muß das wahre und höchſte Gut ſeyn. Derjenige welcher hierüber, über Tugend, Recht und Politik Belehrungen ſoll faſſen können, muß ſchon eine ſittliche Anlage und Bildung in ſich tragen. Das wahre Gut des Menſchen beſteht in tugendhaften, der menſchlichen Vollkommenheit gemäßen Thätigkeiten der Seele. Die Ausdrücke: wohl leben, wohl handeln und glückſelig ſeyn, ſind gleichbedeutend: die Glückſeligkeit beſteht weſentlich in Thätigkeit.

Ariſtoteles hält ſich fern von unpraktiſchen Idealen und dichteriſchen Einbildungen; er weiſet überall auf das

Digitized by Google

Vorhandene und Brauchbare hin, auf Thätigkeit und wirkliches Handeln. Der Menſch ſoll ſich in dem ihm gegebenen Kreiſe ausbilden und vollenden, und ſich nicht fruchtlos abmühen für Unerreichbares. — Das Leben des Tugendhaften bedarf nicht des Vergnügens als eines Zuſatzes, welcher der Tugend von außen müſſe beigefügt werden; ſondern es enthält das Vergnügen als einen Beſtandtheil in ſich.

In tugendhaften Handlungen kommt zuſammen: die höchſte Güte, die höchſte Schönheit und das größte Vergnügen. Doch iſt die Tugend mit Ausſchließung aller äußeren Güter nicht hinreichend zur Glückſeligkeit. Wenn jedoch das Handeln, und eine gewiſſe Art zu handeln, das Wichtigſte im menſchlichen Leben iſt, wovon Glückſeligkeit und Elend abhängt; ſo kann der Tugendhafte nie ganz elend ſeyn, weil er nie ſchlechte und haſſenswerthe Handlungen thun wird. Unter Widerwärtigkeiten leuchtet nicht minder, wie unter günſtigen Umſtänden die Kraft einer edelen Denkart hervor. Unter allen Umſtänden kann und wird der Tugendhafte recht handeln, und dadurch den weſentlichſten Beſtandtheil der Glückſeligkeit feſthalten. Giebt es doch nicht einmal ächte Luſt ohne Tugend, und umgekehrt keine Tugend ohne ächte Luſt. Die Tugend iſt und bleibt alſo weit der wichtigſte Beſtandtheil der Glückſeligkeit; aber äußere Güter (Geſundheit, Reichthum, edle Lebensverhältniſſe) können ſie vermehren; und endlich hat auch die Luſt ihren Werth, als naturgemäße Freude über vollendete Thätigkeit und als weſentlich zuſammenhangend mit dem Lebenstriebe überhaupt.

Die Tugend und Geiſtesglückſeligkeit, das höchſte aller Güter, kommt zuerſt von Gott. Denn ſchon in ſofern iſt die Tugend göttlich, als der Preis welcher ihr vorgeſteckt wird, und der Zweck auf welchen ſie losarbeitet, das Höchſte iſt wodurch ſich die Gottheit ſelbſt unterſcheidet.

Die Tugenden ſind nicht von der Natur unausweichbar eingepflanzt, aber auch nicht wider dieſelbe. Wir

werden gerecht, indem wir oft gerechte Handlungen thun; wenn aber Tugend durch Uebung zu erhalten iſt, dann iſt es auch möglich ſie unter den Menſchen immer mehr gemein zu machen. Die Tugend iſt eine Fertigkeit, und ohne Vollbringen guter Handlungen wird niemand gut. Spricht man von dem Werthe, von den Vorzügen der Tugend, ſo muß man ſie das Vollkommenſte und Höchſte, alſo ein Aeußerſtes nennen; ſonſt aber kann das Sittliche auf zweifache Weiſe verdorben werden, durch Uebermaß und durch Mangel. Es iſt ein Mittleres zwiſchen zwei Aeußerſten (ſo findet ſich die ächte, wahrhaft wirkſame Tapferkeit zwiſchen Tollkühnheit und Furchtſamkeit, die rechte Freigebigkeit zwiſchen Verſchwendung und Knickerei). Dieſe rechte, poſitive Mitte liegt aber nicht genau in der arithmetiſchen oder geometriſchen Hälfte, oder immer gleich weit von den Endpunkten; auch iſt ſie nicht für alle Menſchen eine und dieſelbe. Vielmehr behält das Perſönliche und Individuelle auf dieſem Boden ſein Gewicht, dem Allgemeinen und Formalen gegenüber.

Ariſtoteles beſchränkte ſeine Ethik keineswegs auf ein bloßes Verneinen: ſeine Mitte iſt der lebendige, belebende Mittelpunkt, das Centrum alles Handelns, und wenn ſeine Auseinanderſetzungen in dieſen Regionen nicht auf der höchſten Spekulation zu beruhen, oder unmittelbar aus ihr zu entſpringen ſcheinen, ſo ſind ſie deſto praktiſcher, inhaltsreicher, einleuchtender und gemeinnütziger. Der Schatz ächter Weisheit in den ethiſchen Werken des Ariſtoteles iſt mehr werth, als einige vermißte Begriffsbeſtimmungen, welche er hier mit vollkommener Schärfe zu geben, für unmöglich hielt. Daß er ſich aber nicht (wie Etliche behaupten oder andeuten) in bloßen Plattheiten umhertreibt und der Faden der Verbindung mit der höchſten Erkenntniß nie ganz abreißt, geht ſchon aus dem hervor, daß er die Glückſeligkeit ſetzte, in die vollkommene Thätigkeit der Seele mit Vernunft durch das ganze Leben hindurch. Auch ſteht jene Lehre von der richtigen Mitte, der plato-

niſchen von der Harmonie der Begierden und des Lebens nicht ſo fern, als man anfangs wol meint; und ein neuerer Schriftſteller ſagt mit Recht[1]: die rechte Mitte iſt das Ideal des Guten und der Wahrheit.

Liegt die Selbſtheit des Menſchen am meiſten im Verſtande, ſo iſt auch das Leben welches im Denken beſteht, das würdigſte, angenehmſte und glückſeligſte. Im Denken und Betrachten der Dinge beſteht die Thätigkeit des göttlichen Weſens, und diejenige menſchliche Thätigkeit, welche dieſer göttlichen am nächſten verwandt iſt, giebt den Grund zur höchſten dem Menſchen möglichen Glückſeligkeit. Wie man nun auch über dieſe Rangordnung menſchlicher Lebensweiſe urtheile, gewiß iſt des Platon und Ariſtoteles hohe Schätzung jenes denkenden, thätigen Seyns, durchaus verſchieden von der Büßerei und Gedankenvernichtung der Inder.

Hiemit hängt es zuſammen, daß Ariſtoteles die geiſtigen, intellectuellen Tugenden, von den ethiſchen, ſittlichen unterſcheidet. Jene giebt Gott und ſie werden geſteigert durch ernſtes Streben; dieſe ſind mehr erworbene und bleibende Eigenſchaften des Charakters. Wer die Wiſſenſchaft der Arzneikunde hat, iſt ein Arzt; wer die Wiſſenſchaft des Gerechten hat, iſt darum noch nicht gerecht. Für die intellectuellen Tugenden (Klugheit, Weisheit) wird man in der Regel nicht gelobt, und es giebt hier kein zu viel oder zu wenig, wie bei den ethiſchen der Mäßigung, Tapferkeit u. ſ. w. Tugend und Laſter bezieht ſich nur auf Freiwilliges, Weisheit auf das Unveränderliche, Gleichbleibende, Klugheit auf das Veränderliche und Wechſelnde. Sie iſt die Fertigkeit nach richtigen Einſichten zu handeln in Dingen, welche ſich auf das Wohl und Weh der Menſchen beziehen.

Die Sittenlehre des Ariſtoteles beſchränkt ſich nicht auf einen Theil oder Ausſchnitt (wie z. B. der Eudämo-

[1] Burdach, Blicke ins Leben III, 124, 125.

nismus, die Glückſeligkeitslehre anderer Schulen) ſondern ordnet zu einander und übereinander äußere Güter, ſittliche Tugenden des praktiſchen Lebens, wiſſenſchaftliches Erkennen und logiſche, intellektuelle Tugend der Weisheit. Er ſtellt nicht (um einen Gegenſatz herauszukünſteln) die natürlichen und ſinnlichen Triebe des Menſchen hin, als unbedingt ſchlecht, und bleibt auch nicht bei quantitativen Beſtimmungen über die Tugenden ſtehen ohne in die qualitativen ſittlichen Stellungen und Richtungen einzugehen. Thatenloſes Hinbrüten und Grillenfangen gilt dem praktiſchen Ariſtoteles nicht für Weg und Ziel der höchſten ſittlichen und geiſtigen Tugenden. Der Menſch wird gut durch Natur, Uebung, Gewöhnung und Vernunft.

Vom Laſter unterſcheidet ſich thieriſche Roheit, und von der Tugend die gottähnliche Handlungsweiſe, welche mehr iſt als Tugend. Das Lieben iſt wegen der Energie, der Thätigkeit, mehr werth, als das Geliebtwerden. Der, welcher keine Begierden hat, verdient, weil er ſich gemäßigt zeigt, kein Lob.

Die Anſicht des Ariſtoteles vom Rechte hängt genau mit ſeiner Lehre von der Sittlichkeit zuſammen. Die Tugend wird als Maß bezeichnet und begreift eine angemeſſene Quantität und Qualität in ſich; von wo aus ſich wiederum ein Uebergang bietet zu der gewöhnlichen Anſicht der Griechen von Recht und Geſetz, als Gleichheit und gleichmäßiger Vertheilung. Wenn dem Platon die Gerechtigkeit eine Vereinigung aller Tugenden iſt, zur vollkommenen Harmonie; ſo iſt ſie dem Ariſtoteles vorzugsweiſe die Uebung aller Tugenden, ſofern ſie in äußere Handlungen ausſchlägt, welche ſich auf andere Menſchen beziehen. Oder: in ſofern ſich tugendhafte Handlungen auf Andere richten, machen ſie die Gerechtigkeit aus; in ſofern ſie aus einer gewiſſen Fertigkeit des Gemüths entſpringen und dieſelbe erweiſen, ſind ſie Tugend an ſich betrachtet. Im engeren Sinne nannte Ariſtoteles Gerechtigkeit diejenige Tugend, durch welche ein jeder das Seine erhält. Dieſe äußere

Gerechtigkeit bezieht ſich auf das Quantitative[1], wonach der Menſch weder zu viel noch zu wenig haben ſoll. Ungerecht handeln heißt ihm: von Allem was an ſich gut iſt einen zu großen Theil zueignen, von Allem was böſe iſt, einen zu kleinen Theil tragen wollen. Dieſes Mittlere wird durch die verbeſſernde Gerechtigkeit (*ἐπανορθωτική*) gefunden: der Eine muß ſein Mehr verlieren, damit des Anderen Weniger in ſein rechtes Verhältniß geſetzt werde. Dieſe wahre Gleichheit ſtellt der Richter wieder her. Außer dieſer im wechſelſeitigen Verkehre waltenden Gerechtigkeit, welche man ſpäter auch die austauſchende, oder ausgleichende (commutativa) genanut hat, und die nach einfachen arithmetiſchen Verhältniſſen ordnet, erwähnt Ariſtoteles einer anderen austheilenden (*διανεμητική, κατ' ἀξίαν*, distributiva) welche auf die Qualität Rückſicht nimmt, und nach Würdigkeit, alſo ungleich und in geometriſchem Verhältniſſe austheilt. Dies führt in Staat, Klaſſen, Stände und Politik hinein.

Ariſtoteles unterſchied (genauer als Sokrates), natürliches und poſitives Recht (*φυσικόν* und *νομικόν*): beide aber waren ihm Theile des geſelligen, politiſchen Rechtes, und jenes ging ihm keineswegs aus einem ſogenannten Naturſtande hervor, ſondern bezeichnete nur das Recht an ſich, das an allen Orten und zu allen Zeiten gilt, ohne Verabredung durch Menſchen, oder Beſtätigung durch Geſetze. Ich verſtehe (ſagt Ariſtoteles) unter dem Geſetze ſowol das eigentliche (*ἴδιον*) als das gemeinſchaftliche (*κοινόν*). Unter dem eigenthümlichen dasjenige, welches einzelne Völker für ſich ſelbſt feſtgeſetzt haben, und zwar ſowol das ungeſchriebene, als das geſchriebene; unter dem gemeinſchaftlichen aber das natürliche: denn es giebt, wie es jedermann durch innere Eingebung fühlt, divinirt, von Natur ein gemeinſchaftliches Recht und Unrecht. Geſetzlich gerecht iſt hingegen dasjenige, was urſprünglich eben ſo

1 Eth. Nic. V, 3; Eud. IV, 1; Magn. Mor. I, 33; Rhet. I, 9.

gut auf die eine, als auf die entgegengeſetzte Weiſe geſchehen konnte, was aber erſt als Pflicht angeſehen wird, nachdem man über gewiſſe Geſetze einig geworden iſt.

Der Staat, ſein Entſtehen, der Eintritt in denſelben u. ſ. w. hängt, nach Ariſtoteles gar nicht von der Willkür des Einzelnen ab; der Menſch iſt ihm ein geſelliges, politiſches Weſen, das nicht blos zufällig oder behufs der Erreichung einzelner Zwecke mit anderen in Verbindung tritt; ſondern weil nur auf dieſem Wege und erſt im Staate vollſtändige Verwirklichung der Erkenntniß und Sittlichkeit, vollkommene Tugend und Glückſeligkeit erreichbar wird. Sowie der Menſch, ſeinem geſelligen Zwecke nach, das herrlichſte aller lebendigen Weſen iſt, ſo iſt er auch fern von Recht und Geſetz, das ſchlechteſte von allen. Wenn Ariſtoteles die ſittliche Thätigkeit ſogleich auf die Gemeinſchaft mit Anderen richtet, ſo ſetzt er doch überall voraus die Beziehung nach innen und die Bildung von innen heraus.

Obgleich (ſagt Ariſtoteles) die Familie aus einzelnen Menſchen und die Stadt aus mehreren Familien beſteht, kann man doch ſagen daß die Stadt oder das Gemeinſame das Erſte und Urſprüngliche ſey und die Familie, gleichwie der einzelne Menſch, nur davon abgeleitete Weſen ſind. Denn das Ganze iſt nothwendig die Grundlage der Theile, und muß alſo als ſelbſtändiger und urſprünglicher betrachtet werden. Gäbe es Menſchen, die an dieſer Vereinigung nicht Theil nehmen könnten, oder derſelben aus Allgenugſamkeit nicht bedürften, ſo wären ſie beſſer oder ſchlechter als Menſchen, Götter oder Thiere.

Die Politik iſt die Wiſſenſchaft vom Staate: ſie lehrt wie die Menſchen durch den Staat zur Tugend und Glückſeligkeit gelangen können. Nimmt man dieſen Zweck hinweg, ſo iſt die übrige bürgerliche Gemeinſchaft nichts als ein Vertheidigungsbündniß, und das Geſetz nichts weiter als der Buchſtabe und Bürge deſſelben, ohne alle Rückſicht auf Tugend und Gerechtigkeit der Bürger. Alle

einzelnen Zwecke die man noch aufſtellen könnte, werden vorausgeſetzt bei einer bürgerlichen Geſellſchaft, ſind aber nur Mittel für die höchſten Zwecke und die höchſte Wirkſamkeit aller Glieder zu guten und löblichen Handlungen. Im beſten Staate iſt die Tugend des Menſchen und des Bürgers dieſelbe. Man ſoll vielmehr dahin ſtreben daß der Staat gerecht und weiſe, als daß er groß werde. Krieg iſt nicht Zweck an ſich, ſondern Mittel für den ächten Frieden.

Die Staatsverfaſſung iſt die Regel, welche die Rechte der verſchiedenen Obrigkeiten, insbeſondere der höchſten Gewalt beſtimmt. Es giebt deren im Weſentlichen drei: Monarchie, Ariſtokratie und Republik, und drei ihnen entgegenſtehende Ausartungen; außerdem aber eine große Zahl Abſtufungen und Miſchungen derſelben. Alle Verfaſſungen bei welchen das allgemeine Beſte des ganzen Staates Zweck der Regierung iſt und das Geſetz (nicht die Willkür) herrſcht, ſind, nach den weſentlichen Grundſätzen der Gerechtigkeit, gut und vollkommen; alle die hingegen, bei welchen blos auf das beſondere Beſte des regierenden Theils geſehen wird, ſind fehlerhaft. Hieraus folgt aber nicht die Nothwendigkeit einer vollen Gleichheit aller Rechte unter den Bürgern: denn wenn auch die Einen und die Anderen in gewiſſen Punkten, z. B. dem Vermögen gleich ſind, denn doch nicht in anderen, und die Staatsverbindung bezieht ſich nie ausſchließend auf dieſe oder jene Eigenſchaft. Wo alſo Reichthum, Geburt, oder irgend eine einzelne Eigenſchaft alle öffentlichen Rechte beſtimmt, iſt Irthum; Wiſſenſchaft und Tugend geben in Wahrheit weit größere Anſprüche auf Herrſchaft. Dieſe umfaßt drei Staatsgewalten: 1) die, welche über die gemeinſamen Angelegenheiten berathet und beſchließt, und dies iſt die höchſte Gewalt; 2) die, welche obrigkeitliche Würden an einzelne Bürger überträgt und 3) die richterliche Gewalt.

Bei Bildung der einzelnen Staaten ſieht Ariſtoteles auf die beſonderen, menſchlichen Verhältniſſe, betrachtet

dieſe als einen gegebenen Stoff, ſchließt ſeine Darſtellungen und Urtheile vorzugsweiſe der Erfahrung, dem Wirklichen an, und fragt nicht blos nach dem Beſten, ſondern auch nach dem Ausführbaren. Mit dem ruhigen Blicke des Naturforſchers unterſucht er die Bedingungen und Formen der Staaten, ſowie die Mittel durch welche ſie erhalten und zerſtört werden, und giebt Rathſchläge ſelbſt zur Befeſtigung des Ausgearteten. Doch tritt hiebei (weit beſtimmter als ſpäter bei Macchiavelli) die Beziehung auf das Sittliche, auf ein Ideal heraus, von welchem Ariſtoteles jedoch und mit Recht meint, daß es nicht überall und unter allen Umſtänden könne verwirklicht werden. Wenn er alſo auch Vorſchläge macht und Anſichten mittheilt über das Beſte und Zweckmäßigſte in Beziehung auf den Umfang und die Bevölkerung eines Staates, die Beſchäftigung und Vertheilung der Bürger, die Landmacht und Seemacht u. ſ. w., ſo hält er doch feſt an dem Grundſatze: daß nicht eine und dieſelbe Verfaſſung für alle Staaten paſſe.

Ueberall unterſcheidet Ariſtoteles die Form und den Inhalt, das Objektive der Staatseinrichtungen und das Perſönliche der Machthaber, und findet meiſt in gemiſchten Verfaſſungen Hülfe gegen die formalen oder perſönlichen Mängel der ſogenannten reinen, oder einfachen Verfaſſungen. Unter dieſen ſcheint ihm indeß Königthum und Ariſtokratie vorzüglicher, als die (damalige) Volksherrſchaft.

Die Lehre von der Sklaverei ſucht Ariſtoteles aus natürlichen Verſchiedenheiten und der Niedrigkeit der Geſinnung abzuleiten, macht ſich aber hiebei ſelbſt Einwendungen welche, ſchärfer verfolgt, das Verwerfliche derſelben in helles Licht geſetzt haben würden[1].

So ungenügend dieſe Andeutungen ſind, müſſen wir uns doch hier darauf beſchränken; auch iſt der Inhalt der

1 Schon in der Odyſſee XVII, 322 heißt es:

Schon ja die Hälfte der Tugend entrückt Zeus waltende Vorſicht
Einem Mann, ſobald nur der Knechtſchaft Tag ihn ereilet.

ariſtoteliſchen Politik ſo ungemein reich und mannigfaltig, daß er kaum einen Auszug leidet.

Mit Recht ſtellt Ariſtoteles das Helleniſche höher als alles Barbariſche, denn vor den Griechen hatte man keinen Begriff und keine Praxis der Freiheit; aber ſein Forſchungsgeiſt treibt ihn über die Gränzen des Einheimiſchen hinaus: er kennt und beurtheilt nicht blos dieſes nach allen ſeinen verſchiedenen Richtungen, ſondern auch das Fremde und Entgegengeſetzte. Während Platon die helleniſche Sittlichkeit und den Staat in alte, halbaſiatiſche, allzu enge Feſſeln ſchlagen wollte, und ſich mit der höheren Stufe der Entwickelung ſeines Volkes nicht verſtändigen konnte, giebt Ariſtoteles überall in praktiſcher Weiſe, Lehren und Vorſchriften: er nimmt Rückſicht auf die mannigfaltigen Verhältniſſe und Bedürfniſſe, und verlangt weder eine abſtrakte Gleichheit, noch einen tyranniſchen, rückläufigen Idealismus.

Die Wiſſenſchaft, ſagt Ariſtoteles[1], entſpringt aus Erkenntniß der Grundwahrheiten, Prinzipien; die Kunſt bringt zufällige Dinge nach richtigen Grundſätzen hervor. Ungeachtet dieſer, nur ſcheinbar die Kunſt zurückſetzenden Anſicht, hat Ariſtoteles dieſelbe zuerſt in umfaſſender Weiſe zum Gegenſtande wiſſenſchaftlicher Betrachtungen gemacht, die Poetik und Rhetorik neu begründet, und eine Geſchichte der Dichtkunſt geſchrieben. Kunſt und Wiſſenſchaft, Sittlichkeit und Poeſie, welche bei Platon in unverſöhnlichem Streite leben, und ſich über ihre Rechte und Anſprüche nicht verſtändigen können, hat Ariſtoteles die ihnen zukommende natürliche Stellung angewieſen. So iſt er auch hier, der, alle Richtungen und Ergebniſſe der Vergangenheit und Gegenwart (faſt möchte man auch ſagen der Zukunft) erkennende, durchdringende, ordnende und verſöhnende Geiſt. Wenigſtens bleibt Ariſtoteles der Gipfelpunkt aller helleniſchen Wiſſenſchaft und Philoſophie. Sei-

1 Metaph VI, 4.

nen Nachfolgern fehlte die Kraft das Ganze zu umfaſſen, oder gar weiter auszubilden; vielmehr brach das Ganze auseinander, weil ſie ſich einzelnen Richtungen bis zur Uebertreibung hingaben, und in dieſer Einſeitigkeit irrig einen Fortſchritt ſahen.

Anfangs blieben die eigentlichen Peripatetiker allerdings die gelehrteſten, ſprachen und ſchrieben verſtändlicher als die Stoiker, und verdienten Lob wegen ihrer Naturforſchung[1]. Später aber (ja das ganze Mittelalter hindurch) vernachläſſigten ſie leider die letzte, während ſie ſich ausſchließend mit abſtrakten, trockenen Begriffsbeſtimmungen abmühten, bis Bacon kräftig auf die vernachläſſigte Seite der Philoſophie hinwies. Unrecht aber iſt es ſo zu ſprechen, als habe Ariſtoteles ſelbſt jemals eine flache Empirie, oder eine inhaltsloſe Spekulation vorzugsweiſe begünſtigt.

Nach dem Sinken der Peripatetiker, theilten zwei Schulen die Herrſchaft der gebildeten Welt. Sowie die Staaten ihre Haltung, ihr geſundes Daſeyn, ihre abgerundete Eigenthümlichkeit einbüßten, und ihr Ziel außerhalb des Maßes ächter Beſonnenheit und natürlicher Vielſeitigkeit ſuchten, ſo auch die Epikuräer und die Stoiker. So verſchieden, ja entgegengeſetzt deren Syſteme auch waren, trafen ſie doch darin zuſammen, daß jedes eine Richtung bis zum Verkehrten und Fratzenhaften verfolgte, die Hälfte höher hielt als das Ganze, die Beziehungen auf den Einzelnen (das Subjekt) vorherrſchten, und deſſen Verbindung mit Objekten, ſowie deren Beobachtung vernachläſſigt ward. Trotz etlicher Fortſchritte und Begriffsentwickelungen, beſchränkten Epikuräer und Stoiker den Umfang und die Tiefe der Philoſophie: ſie ſank (gleichwie das helleniſche Leben überhaupt) von der Höhe herab, auf welche ſie Platon und Ariſtoteles gehoben hatten, und weder die leichtſinnige Anmaßung Epikurs, noch die ſtolze Zeno's

1 Cic. De fin. III, 12; IV, 1; V, 4. Acad. Quaest. I, 5. Laut Cicero vernachläſſigten einige Peripatetiker ſelbſt die Dialektik und die wiſſenſchaftliche Schärfe.

kann dieſe Rückſchritte verdecken. In genauer Verbindung mit der Entwickelung beider Schulen ſtanden die traurigen Verhältniſſe des Staats und des öffentlichen Lebens: die Epikuräer ſuchten allein Hülfe in dem Genuſſe, die Stoiker in der Tugend des Einzelnen.

Epikur war geboren im Jahre 342 vor Chriſtus im atheniſchen Flecken Gargettos, und ſtarb im Jahre 271. Er legte die Atomiſtik Demokrits und die Ethik des Ariſtipp ſeiner Lehre zum Grunde, ſuchte jedoch beide auszubilden und zu berichtigen[1]. Indeſſen waren jene Grundlagen viel zu einſeitig und mangelhaft, als daß dieſe Bemühungen gelingeu konnten. So reichten z. B. die willkürlich ſenkrechten oder ſchrägen Bewegungen der Atome nicht hin das Entſtehen und die Mannigfaltigkeit der Dinge zu erklären. Die Sinnesanſchauung (lehrte Epikur) beſtimmt die Wirklichkeit und iſt die Grundlage aller Wahrheit. Wiſſenſchaft trägt nichts bei zur Glückſeligkeit des Lebens, und nur der Nutzen beſtimmt ihren Werth. Die Welt iſt das Werk des Zufalls, ohne Zweckbegriff; und die Moral blos eine empiriſche Klugheitslehre. Tugend iſt Mittel zur Glückſeligkeit; das höchſte Gut beſteht jedoch in den verſchiedenen Arten der Luſt. Unter Freuden und Leiden findet zwar eine Ueber- und Unterordnung ſtatt; doch erſcheint als letztes Ziel die Seelenruhe, welche entſteht wenn der Körper frei iſt von Schmerz, und die Seele frei von Angſt und Furcht vor äußeren Dingen, inneren Leiden und höheren Mächten. Die Seele iſt räumlich und wirkt im Raume; ſie iſt weil aus Atomen zuſammengeſetzt, auch trennbar und vergänglich. Tod, das heißt Beraubung der Empfindung, kann weder ein Gut noch ein Uebel genannt werden. Der Zufall beherrſcht die Welt, und die ſeligen Götter haben mit den Angelegenheiten der Menſchen nichts zu thun. Dieſe ſind auf ſich ſelbſt und auf das Vergängliche beſchränkt.

1 **Fontibus Democriti, Epicurus hortulos suos irrigavit.** Cic. De nat. deor. I, 26, 43; De finib. I, 6.

Epikurs Sitten und Lebensweiſe verdienten mehr Lob als ſeine Lehre; denn ſchon Cicero tadelt mit Recht daß er zwar den Worten nach Götter annehme[1], in der That aber ſie vernichte. Eben ſo ſind ihm Hoffnung und Erinnerung zwar Beſtandtheile der Luſt (um ſich nicht ganz auf den einzelnen Augenblick und den einzelnen Genuß feſtzufahren) wie viel richtiger hatte indeß bereits Ariſtoteles das wahre Gewicht der Tugend und der äußeren Güter feſtgeſtellt.

Selbſt der regelmäßige Verſtandesgebrauch (die Logik, Definitionen, Eintheilungen, Schlüſſe) mißfielen dem Epikur[2], und während er die ſtrenge Form verſchmähte, erhob er ſich doch keineswegs zu einer ſchönen Darſtellung. Was nicht gerade ſeine Weltbetrachtung förderte, ward als unnütz bei Seite geſchoben, und die Unermeßlichkeit der Erfahrung verlor ſich in wenige Hausregeln, oder vielmehr in unzuſammenhangende Willkür. Wenn Platon himmelan, Ariſtoteles rings um die Welt führt, ſo führt Epikur bergab in Sümpfe und Moräſte[3], wo Tugend und Einſicht höchſtens für Mittel gelten, um das Irlicht des äußeren Vergnügens als ein ſchwankendes, unſicheres Ziel zu erreichen. Freilich ließ ſich künſtlich und unwiſſenſchaftlich mehr und Edleres in dieſe Anſicht hineindeuteln; aber wie viel natürlicher erſcheint der Abweg zum Gemeinen und Niedrigen. Ja wenn Epikur zuletzt die Abweſenheit des Schmerzes als Hauptvergnügen bezeichnet, ſo tritt in einer anſcheinend ſo lebensluſtigen, beweglichen, heiteren Philoſophie die bloße Verneinung, es tritt Leere und Abgeſtorbenheit heraus. Die Gegenwart ließ ſich nicht in eine würdige Vergangenheit verwandeln, oder der Zukunft als Muſter vorſtecken. Mit Vorſatz verengte man den Ge-

1 De nat. deor. I, 44; De finib. II, 22, 25.

2 De nat. deor. I, 8, 26; Tuscul. III, 17; De fin. I, 5, 7, 11.

3 Dennoch war Epikur hochmüthig: contumeliosissime Aristotelem vexavit. Cic. De nat. deor. I, 33. — Vestra enim solum legitis, vestra amatis: ceteros causa incognita damnatis. ib. II, 29.

ſichtskreis um dadurch Beruhigung zu finden, und anſtatt daß das Unermeßliche, welches ſich darüber hinaus aufthat, erregend, erhebend, tröſtend wirkte, mußte es ſtören, ja zermalmen. Nur wer das Größte über ſich verehrt, kann zum Großen führen; wo hingegen der Zufall oder blinde Nothwendigkeit regieren, iſt ewige Anarchie, und auch die Schüler müſſen gedankenloſe Sklaven, oder im Aberglauben an die bequeme Lehre, unwürdige Egoiſten werden.

Je mehr der Staat und die Philoſophie ausarteten, deſto ſchneidender trat ihre Unverträglichkeit heraus, und die gegenſeitigen Forderungen und Vorwürfe wurden immer einſeitiger und verkehrter. Daher begnügten ſich die Cyniker nicht mit einer wahrhaft natürlichen Lebensweiſe und einer löblichen Kräftigung gegen die Schläge des Schickſals; ſondern gingen mit Aeußerungen, Sitten und Beſtrebungen, bis zu einem unſchönen und fratzenhaften Aeußerſten. Diogenes wies philoſophiſche Unterſuchungen weniger mit geſundem, als mit plattem Verſtande zur Seite, und ſein angeblicher Weltbürgerſinn entſtand keinesweges weil er die Mannigfaltigkeit der einzelnen Naturen, oder das Allen Gemeinſame begriff, ſondern ging allein aus verdrießlichem Widerſpruche gegen beſtimmte Staatseinrichtungen hervor. Er bettelte bei den Bildſäulen im Ceramikus[1] um ſich an abſchlägige Antworten zu gewöhnen, nannte die großen dionyſiſchen Schauſpiele bewundernswürdig für Narren, behauptete in Griechenland gebe es keine Männer und in Lacedämon nur Knaben, hielt es für wichtig barfuß, in ſchlechten Kleidern und mit zottigen Haaren einherzugehen, ſpottete, daß man Bildſäulen theurer als Mehl kaufe u. ſ. w.! Er kam allmälig ſo weit daß es ihm zweckmäßig ſchien Menſchenfleiſch zu eſſen; er verſank ſo in gemeinem Umgange, daß — ande-

1 Diogen. Laert. Diogenes et Crates. Plut. De fals. pud. VIII, 106; De Stoic. repugn. X, 318; Gellius II, 18.

Digitized by Google

rer Sünden nicht zu gedenken — daß Jünglinge ihm, dem Cyniker, dem Hunde, beim Abendeſſen Knochen hinwarfen und er, folgerecht fortſchreitend, hierauf — ſich noch unanſtändiger benahm. So weit war man ſchon von den Grazien der Akademie entfernt. Wir finden in dieſer Schule die platteſten Bettelmönchsnaturen z. B. Krates, und zwar ohne alle Beziehung auf ein Unſichtbares, Erhebendes. Es zeigt ſich neben ſcheinbarer Demuth der ärgſte Hochmuth; ſowie gewöhnlich aus der Unterwerfung in die eigenen Grillen, Anmaßung gegen Andere hervorgeht.

Einer ſolchen, zur Roheit hinabſinkenden Weltbetrachtung und Lebensart, mußte nothwendig eine andere entgegentreten, welche vorzugsweiſe dem Erhabenen nachſtrebte und den Menſchen unmittelbar erhob; aber ſchon um dieſes ſtrengen Gegenſatzes willen ließ ſich vorausſetzen daß die Stoiker ſchwerlich die rechte Mitte, Tiefe und zugleich Beweglichkeit, würdigen Ernſt gemildert durch innere Heiterkeit, erreichen würden[1].

Die überall an der Oberfläche haftenden Lehren der Cyniker und Epikuräer, konnten ohne Mühe und auf einmal fertig hingeſtellt werden; die Stoa hingegen zeigt eine allmälige, fortſchreitende Entwickelung durch Zeno von Kittium in Cypern (um 300 vor Chriſtus), Kleanth, Chryſippus u. A. Sowie Epikur ſich dem Demokrit und Ariſtipp anſchloß, ſo die Stoiker dem Heraklit und Antiſthenes. Sie läugneten angeborne Vorſtellungen, und nahmen den Stoff aller Erkenntniß aus den Sinneswahrnehmungen. Das Allgemeine iſt kein für ſich Beſtehendes, und die Ideen ſind nur in unſeren Gedanken. Nichts wirkt was nicht ein Körper iſt; doch bleiben alle Arten des Seyns nur ſtufenweiſe Entwickelungen einer und derſelben Kraft. Gott iſt die thätige, bildende Kraft in der Materie, die allgemeine Vernunft der Welt. Die Einheit

1 Diog. Laert. Zeno. Cic. De nat. deor. I, 15; II, 24, 65; Quaest. acad. I, 10; II, 43; De finib. 1, 21; II, 4; III, 2; IV, 12; Plut. De fortit. Alex. VIII, 302; De Stoic. repugn. X, 320.

des göttlichen Geiſtes und Körpers kann aus keinem untergeordneten Zwecke erklärt werden. Das Vernünftige iſt beſſer als das Unvernünftige, dieſe Welt die beſte, alſo vernünftig. Die Stoiker, ſagt deshalb Cicero[1], lehren die Welt ſey Gott. Von ihm ſagt Kleanth in ſeiner Hymne:

Nimmer geſchieht etwas auf Erden ſonder dich Herrſcher!
Nimmer im Meer und nie am ätheriſchen Pole des Himmels,
Außer was Frevler begehen in ſinnberaubter Bethörung.
Doch du verſteheſt es auch in Weisheit zu ebnen, was ungleich,
Ordneſt was ordnungslos und machſt Unliebliches lieblich.
Alſo ſtimmeſt du Alles in Eins, ſelbſt das Böſe zum Guten,
Daß durch die weite Natur ein ewig herrſchend Geſetz ſey.

Tugend und Einſicht ſtehen in enger Verbindung, und die Richtung der Wiſſenſchaft auf das praktiſche Leben erſcheint deshalb von der höchſten Bedeutung. Wie alle Dinge iſt auch die Seele körperlich, und wol nur die ſtärkere des Weiſen unſterblich. Alle Tugenden ſind ſo innig untereinander verbunden, daß wer eine beſitzt, beſitzt alle und umgekehrt. Nicht minder ſind alle Vergehungen und Laſter (weil ſämmtlich Abweichungen vom Rechten) unter ſich gleich. Die höchſte ſittliche Regel iſt: der Natur folgen und mit ihr in Uebereinſtimmung leben. Nicht auf Genuß, ſondern auf Thätigkeit gründet ſich die Sittlichkeit, und nichts iſt gut und möglich als das Ehrbare[2] (honestum). Aeußere Güter und Zwecke haben weder Werth, noch Einfluß und Bedeutung. Der Schmerz iſt kein Uebel, und Gleichmuth (Apathie) das höchſte Ziel menſchlicher Beſtrebungen.

Den Künſten und Wiſſenſchaften waren die Stoiker zwar nicht abhold; aber dieſe konnten bei ihrer Anſicht doch nicht die Fülle der Anmuth behalten, welche nie von ihnen getrennt werden darf. Die Form ward, um des Stoffes willen, zu ſehr vernachläſſigt, und die etymolo-

1 De nat. deor. II, 8.

2 Cic. De fin. II, 21; Tuscul. II, 12; De offic. III, 3.

giſche und phyſikaliſche Deutung der Götternamen und Götter, die allegoriſche und ſinnbildliche Erklärung der Dichter (welche für einen höheren Standpunkt des Betrachtens ausgegeben ward) bewies nur, daß das jugendlich-dichteriſche Leben entflohen war, daß es an Geſchicklichkeit fehlte ſich zurückzuverſetzen, oder durch eigene Kraft die lebendige Stelle feſt zu halten. Auch das Schaffen einer neuen philoſophiſchen Sprache läßt ſich nur zum Theil als Folge eigenthümlicher Gedanken rechtfertigen; zum Theil dagegen mochte es aus dem Mangel an Gewandtheit herrühren, in die Sprache hinein und aus ihr herauszubilden[1].

Eben ſo war die, hiemit wol zuſammenhängende Ungeſchicklichkeit der Stoiker, öffentlich und durch Rede auf das Volk zu wirken, ein Zeichen daß zwiſchen dem Oeffentlichen und dem Schulweſen eine böſe Spaltung hereinbrach. Zwar näherte ſich Zeno ſcheinbar den gewöhnlichen Anſichten, indem er die Erfahrung als Quelle aller Erkenntniß betrachtete und die Volksreligion erhalten und veredeln wollte; aber auch das vollkommenſte Syſtem konnte das letzte Ziel nicht erreichen und die Stoiker waren keineswegs über Aberglauben und kleinliche Deuteleien erhaben. Sie zogen vielmehr die Gottheit allmälig in den, Alles umfaſſenden, Kreis des Körperlichen hinab, nannten die Welt ihren Leib und behandelten jene mehr wie ein phyſikaliſches, denn als ein ſittliches und wahrhaft ſchaffendes Prinzip. Eben ſo wenig wollte es dem geſunden Menſchenverſtande einleuchten daß der Schmerz gar kein Uebel, und jedes Verbrechen gleich ſchwer ſey; daß Tugend und Laſter keine Zunahme und Abnahme erlaube[2], und die meiſten Dinge zu den ſchlechthin gleichgültigen gehörten. Daher ſtaunte das Volk den ſtoiſchen Weiſen wol

1 Cic. Brutus 30, 31; De orat. I, 11; De fin. V, 8; De nat. Deor. I, 7; Quinct. Inst. XII, 2, 6, 25.

2 Queis paria esse fere placuit peccata, laborant
Cum ventum ad verum est: sensus moresque repugnant.
Horat. Satir. I, 3. Cicero pro Murena 29.

an, wenn er in den ärgſten Verhältniſſen den größten Heldenmuth bewies, den Glauben an Tugend aufrecht erhielt und wie ein Koloß die enge Welt beſchritt; aber es war im Gefühl ſeiner Schwäche wenig geneigt ihm nachzuſtreben. Wenn der Weiſe unbedürftig und gleichgültig gegen äußere Güter daſtand, fehlte der rechte Quell der Begeiſterung und Vaterlandsliebe, und alles Volksthümliche und Individuelle verſchwand durch das Beſtreben Alles (ohne Beſonderheiten) unter ein gleiches Geſetz und eine allgemeine gleichartige Rechtsverfaſſung zu bringen.

Die Stoiker wußten nur von untrüglichen Weiſen und von bloßen Thoren[1], und ſchreckten hiedurch von der wahren Bahn zurück welche dem Menſchen vorgeſchrieben iſt: oder vielmehr, es gab gar keine Bahn, ſondern feſt, unbeweglich, ungeſellig, wie eine Pyramide in der Wüſte, ſtand jede Natur allgenugſam — oder hülflos da. Niemandem war der Weg, die Stufenfolge gezeigt, auf welcher er vorſchreiten könne; und wenn man die meiſten Dinge die am Wege vorkommen, wie geſagt, als gleichgültig beſeitigte, ſo genügt dies ſo wenig den höchſten wiſſenſchaftlichen Forderungen, als dem nächſten Reize und dem nächſten Bedürfniſſe. Die Grundlagen der ſtoiſchen Sittenlehre gaben, wie die Knochen dem Körper, Feſtigkeit und Haltung; aber man bekleidete ihn nicht mit lebendigem Fleiſche und es ſchien mehr auf eine Kunſtausſtellung, als auf das Leben ſelbſt abgeſehen zu ſeyn. Der ſtoiſche Weiſe war nicht frei von der erkünſtelten Selbſtgenügſamkeit, mit welcher Diogenes aus ſeiner Tonne hervorſah und die Epikuräer in ihren Gärten luſtwandelten: die erhabene Enthaltſamkeit und das negative Dulden deutete auf Ungeſchick im Behandeln und Würdigen des Aeußern, und auf Anmaßung, die man nicht gut durchführen konnte, ja nicht durchführen ſollte. Antwortet man hierauf: „der

[1] Indem der ſtoiſche Weiſe ſich gewiſſermaßen Gotte gleich ſetzt, wird er gottlos.

ſtoiſche Weiſe iſt nur das höchſte Ideal, welches aus dem Grunde daß es ſchwer zu erreichen ſey, nicht niedriger geſtellt werden darf;" ſo antworten wir: er iſt nicht das höchſte Ideal, weil es das Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen, der menſchlichen Natur zu allen äußeren Dingen unrichtig ſtellte, und ſich nach einer nie zu erlangenden Allmacht vergebens abmühte.

Die Gottheit ſelbſt, wenn ſie gleich für die Wurzel des Rechtlichen und Sittlichen gilt, ſteht doch neben dem ſtoiſchen Weiſen ziemlich überflüſſig da, und der Glaube an das unabwendbare Schickſal und den unwandelbaren Zuſammenhang aller Urſachen, verkehrt den Heldenmuth des Weiſen in eine nothgedrungene Ergebung, von welcher die Gottheit keineswegs zu erlöſen vermag. In ſolchen Verhältniſſen zu Gott, von einer ſterblichen Seele nur einſtweilen belebt, mit dieſer rein abgeſchloſſenen, blos perſönlichen Kraft, bei der Anerkenntniß ſolcher Gewalt des Aeußern, wollten die Stoiker Alles beherrſchen und unterjochen! Aber ſie duldeten mehr als ſie wirkten, ſie rühmten die freien Verfaſſungen und ſprachen von Weltbürgerſchaft und allgemein gültigen, in allen Staaten gleichen Geſetzen, während kein Geſetz beobachtet wurde; ſie fielen, erhabene Opfer der Tyrannei, ſtatt durch jugendliche Kraft die Tyrannen zu ſtürzen und die Welt zu erneuen. Mit der Grundregel: Ertrage und Entbehre, kann man überhaupt keine handelnde Welt zu Stande bringen, höchſtens einen feierlichen Leichenzug der Geſchichte, nie einen Morgengeſang. Daher nahm während der theoretiſchen Herrſchaft des ſtoiſchen Syſtems, die Unſittlichkeit dennoch immer mehr und mehr überhand: der Pöbel vergaß ſeine frühere Bewunderung und lachte nur ihrer äußerlichen, mit der Sitte oft in wunderlichem Widerſpruch ſtehenden Lebensweiſe[1]; und die denen eine Bekehrung Noth

[1] Manche angebliche Philoſophen: Vultum, et tristitiam et dissentientem a caeteris habitum pessimis moribus praetendebant. Quint. Inst. Prooem. 15.

that, fanden ſich mehr von dem äußerlichen epikuräiſchen Lebensreichthume, als von der ſtrengen ſtoiſchen Beſchränkung angezogen und meinten: „ein Ziel das die Beſten nicht erreichen könnten, wollten ſie ſich lieber gar nicht vorſtecken.“

So ſtand der ſtoiſche, nicht verzeihende Weiſe, ohne Milde, ohne Demuth, ohne Herablaſſung, ohne Mittler; niemand wagte es ihm vertrauensvoll zu nahen, und er wollte keine Gemeine um ſich verſammeln. Die Stoiker hielten, in ihrer ſtolzen Armuth, das Leben nicht einmal für ein Gut, verwarfen die Ewigkeit, ſprachen der größeren oder geringeren Dauer in der Zeit allen Werth ab, oder hoben gar den freiwilligen Tod, als den höchſten Grad der Tugend hervor. So lernten ſie ſich umbringen; aber mehr in philoſophiſcher Verzweiflung, als in philoſophiſcher Ruhe, und was das Sterben eigentlich ſey, davon hatten ſie weder die Wahrheit der ſchreckenden, noch den Glanz der erfreulichen Seite kennen gelernt. Alle dem Weltlaufe unterliegenden Stoiker, ſind traurige Beweiſe für das Ungenügende ihrer Lehre; alle wahrhaft chriſtlichen Weiſen dagegen — im Glücke wie im Unglücke — Vorboten, Propheten des Himmelreichs.

Lange Zeit gingen die *Akademiker* vermittelnd neben den Stoikern her und es fehlte ihnen nicht an Gewandtheit und großem Verſtande; aber die Friſche und Tiefe der platoniſchen Begeiſterung war verſchwunden. Andere verwarfen, ohne wiſſenſchaftliches Bemühen kurzweg ſchon deshalb alle Philoſophie weil ſie in ihren Lehren nicht übereinſtimme, obwol ſchon Cicero mit Recht bemerkt[1]: niemals wäre die Philoſophie in Griechenland zu ſolcher Ehre gekommen, wenn ſie ſich nicht durch den Streit und die Abweichungen der gelehrteſten Männer gekräftigt hätte.

Von jenen ohne Prüfung abſprechenden Gegnern der Philoſophie, unterſchieden ſich weſentlich die wiſſenſchaftlichen Zweifler, oder *Skeptiker*. *Pyrrho* aus Elis (et-

1 Tuscul. quaest. II, 2.

was jünger als Ariſtoteles) und Sextus Empirikus ums Ende des zweiten Jahrhunderts ſind die merkwürdigen, ſcharfſinnigen Häupter dieſer Schule. Sie lehrten: Empfindungen ſind allerdings wahr, geben aber keinen Aufſchluß über das innere Weſen der Dinge. Noch weniger helfen uns Urtheile (welche unter ſich ſo ſehr abweichen) über dieſe Unerkennbarkeit und das unbekannte Etwas des Ueberſinnlichen hinaus. Jeder Lehre kann man eine andere mit gleichem Gewichte gegenüberſtellen, weshalb man ſich alles Urtheilens enthalten, Gutes und Böſes nicht allzuwichtig nehmen und überſchätzen ſoll. Auf dieſem Wege erreicht man das höchſte Ziel, die vollkommen beglückende Seelenruhe oder Ataraxie. Alle menſchliche Erkenntniß iſt nur ſubjektiv und relativ, perſönlich und bezüglich; insbeſondere erſcheinen alle ſpekulativen Wiſſenſchaften ungewiß und unbegründet. Die Dogmatiker glauben die Wahrheit gefunden zu haben; die Akademiker, ſie ſey unbegreiflich und nicht zu finden; die Skeptiker ſuchen dieſelbe unermüdlich[1]. Sie werden hiezu durch die Hoffnung veranlaßt, zur beglückenden Gemüthsruhe zu gelangen, und ſehen den Grund ihres Beſtrebens darin, daß man nach gewiſſen Regeln (die von der Perſon, oder dem Gegenſtande, oder von beiden hergenommen ſind) jedem Satze einen gleich ſtarken entgegenſtellen kann. Hierauf gründeten die griechiſchen Skeptiker Unterſuchungen über die Gottheit, Urſache und Wirkung, Raum, Zeit, Bewegung u. ſ. w., welche vieles Spätere vorbereiteten und an Hume und Kant erinnern. Lob verdient die Mäßigung, Beſcheidenheit und Unermüdlichkeit der Skeptiker; wogegen ihre Geringſchätzung alles Menſchlichen und ihre faſt nur verneinenden Ergebniſſe, der Vernunft und dem Gemüthe gleich wenig genügten, und die urſprünglichen, unvertilglichen Bedürfniſſe gering zu achten, ja ſelbſt die Wiſſenſchaft zu verſchmähen ſchienen.

1 Sext. Hypotyp. I, 1, 6, 7.

Digitized by Google

Kein Wunder daß die Neuplatoniker in die ganz entgegengeſetzte Richtung und über alle Ergebniſſe früherer Dogmatik hinaus[1], den Menſchen durch Aſcetik, Myſtik und Magie zu unendlich höheren Zielen führen wollten. Es war bei ihnen mehr Fantaſie als Nachdenken, mehr Glaube als Erkenntniß, und manche Skeptiker ſuchten bei ihnen die Hülfe, welche ſie im eigenen Syſteme nicht gefunden hatten. Die Neuplatoniker meinten, durch ihr Beſtreben ſey der mythiſche oder myſtiſche Beſtandtheil des alten Platonismus erſt wahrhaft ausgebildet und zur gebührenden Höhe erhoben worden; in der That aber ſteht ihre Lehre in näherer Verwandtſchaft mit gewiſſen düſteren orientaliſchen Vorſtellungen, welche von zeitlicher Thätigkeit abführen und den Lebensmuth vermindern mußten. Sie begriffen das Perſönliche nicht, oder hielten es dem Allgemeinen gegenüber für gering; und doch iſt das Individuellſte (was ſchon Ariſtoteles wußte) zugleich das Allgemeinſte und die größten Perſönlichkeiten haben immer das meiſte Göttliche (θεῖον) in ſich. Sehe ich in allem Beſonderen das Richtige, ſo komme ich höchſtens zu einer allgemeinen Subſtanz.

Die Griechen hatten und wollten die quietiſtiſchen, ermattenden Beſtandtheile morgenländiſcher Entwickelung nicht[2]; ihre Religion und Philoſophie führte überall zur Thätigkeit, und von dem Augenblicke wo dieſe nicht mehr ausreichten, überflügelte die geſchichtliche chriſtliche Offenbarung den Neoplatonismus, welcher blos menſchliche Kräfte ins Unendliche ſteigern wollte, ohne die Rechte der Perſonen aufrecht, und ein unmittelbares Verhältniß des Menſchen zu einem lebendigen Gotte feſt zu halten.

Nur zu oft hört man leichten und leichtſinnigen Tadel über die Entwickelung der helleniſchen Philoſophie. Und

1 Ammonius Saccas um 193 n. Chr., Plotin geb. 205, geſt. 270 n. Chr.; Porphyrius geb. 233 n. Chr.

2 Witzige Verſpottung und Parodie der griechiſchen Philoſophenſchulen, findet ſich im Lucian z. B. in der Vitarum auctio.

doch war dieſe doppelt ſchwierig und bewundernswerth; weil ſie überall beginnen mußte, und ſich nicht wie die neuere Philoſophie auf die Schultern großer Meiſter ſtellen, und von da ins Weite umherſchauen konnte. Hat die ſpätere Offenbarung wirklich früher unlösbare Räthſel gelöſet, ſo geſchah es eben nicht in helleniſch-wiſſenſchaftlicher Weiſe durch Vernunftgebrauch. Die griechiſche Philoſophie war freier von mythologiſchem und dogmatiſchem Einfluſſe, als die chriſtliche, und wenn ihre Freiheit auch bisweilen in Willkür ausartete, duldete ſie doch niemals aufgezwungene Feſſeln.

Einunddreissigste Vorlesung.

Die Geſchichte der Perſer, von der Schlacht bei Kunaxa bis auf Darius Kodomannus.

Die Geſchichte Alexanders des Großen iſt unverſtändlich ohne Kenntniß der griechiſchen Geſchichte, aber ſelbſt dieſe genügt keineswegs zur vollſtändigen Aufklärung der Verhältniſſe, wenn man nicht gleichzeitig den Blick auch auf Perſien richtet; deshalb folgen hier die, zwar dürftigen, aber ſehr lehrreichen Nachrichten, welche über die ſpäteren Zeiten dieſes Reichs auf uns gekommen ſind.

Nach der Schlacht bei Kunaxa wünſchte Artaxerxes Mnemon eitel für den Mörder ſeines Bruders Cyrus gehalten zu werden, und bemühte ſich Jeden, der in dieſer Hinſicht ein näheres Recht oder Verdienſt zu haben meinte, dadurch zu beſchwichtigen, daß er ihm große Geſchenke für ſeine dabei geleiſteten Dienſte ſandte; welche Dienſte aber, nach den vom Könige gebrauchten Worten, immer nur Nebendinge, nie die Hauptſache, nie die eigentliche Tödtung betrafen. Dieſe wirklichen oder erdichteten Haupt- oder Nebengehülfen ſchwiegen aber, aus gleicher Eitelkeit, keineswegs beſcheiden ſtill, und Paryſatis ſtrebte nun mit wilder Grauſamkeit jeden zu verderben, der ſich als Feind ihres Lieblingsſohnes Cyrus gezeigt hatte. In arge Par-

teiungen zerfiel hierüber der perſiſche Hof, und jene Königinn ſetzte ihre rachſüchtigen Plane, ſelbſt mit oder gegen den ſiegenden *Artaxerxes* durch. Zuvörderſt rühmte ſich ein Karer jenes Mordes und der König befahl, hiedurch beleidigt, ihm den Kopf abzuſchlagen: aber Paryſatis erbat ſich den Mann zur Beſtrafung, ließ ihn zehn Tage lang martern, die Augen ausſtechen und geſchmolzenes Erz in die Ohren gießen. Mithridates ein edler Perſer ward hierauf verleitet beim Trunke, vielleicht der Wahrheit gemäß, laut zu behaupten: daß er nicht blos, wie der König bei Bewilligung eines Geſchenkes äußerte, den Sattel des Cyrus aufgefunden, ſondern dieſen wirklich getödtet habe. Ein Verſchnittener hinterbrachte dies der Paryſatis, welche den Artaxerxes bewegte, Mithridates im Troge tödten zu laſſen. Dieſer, mit einem genau paſſenden Deckel verſehene Trog, umſchloß den Leib des Mannes; Haupt, Arme und Füße reichten frei und ohne Stütze, zur ſchrecklichſten Ermüdung heraus. Doch war dies nur das geringere Leiden: denn durch Stechen in die Augen zwang man den Unglücklichen zum übermäßigen Eſſen, damit deſto mehr Unrath entſtehe; und in dieſem Unrathe lag jener, bis ſich Würmer erzeugten und ihn lebendig auffraßen. Megabates den Verſchnittenen, welcher nach des Königs Befehl dem Cyrus Hand und Kopf abſchlagen mußte, gewann Paryſatis im Spiele. Zuerſt nämlich verlor ſie tauſend Dariken an den König, ſpielte dann mit ihm um einen Verſchnittenen, wählte den Megabates, ließ ihn lebendig ſchinden und einzelne Theile ſeines Leibes und ſeiner Haut an mehrere Kreuze ſchlagen. Zwar zürnte Artaxerxes hierüber, beruhigte ſich aber bald, als ihm ſeine Mutter erwiederte: „was er doch um eines elenden Verſchnittenen willen für Aufſehen mache, habe ſie ſich doch nicht über den Verluſt der tauſend Dariken beklagt!“

Nur *Statira*, des Königs Gemahlinn, ſtand der Paryſatis noch überall im Wege, weshalb dieſe die *eine* Seite des Meſſers vergiftete, womit Geflügel vorgeſchnit-

ten wurde; ſie behielt das unſchädliche und gab Statiren das vergiftete Stück, welche daran unter ſchrecklichen Schmerzen ſtarb und laut behauptete, daß die Schwiegermutter Urheberinn ihres Todes ſey. Gigis, eine Theilnehmerinn, bekannte die Frevelthat auf der Folter. Man legte dieſer nunmehr einen Stein auf den Kopf, und ſchlug ſo lange mit einem zweiten darauf, bis Haupt und Geſicht ganz platt und hinweggedrückt waren. Paryſatis ward zwar nach Babylon verwieſen, kehrte aber bald zurück und wußte ihren Einfluß dadurch zu vermehren, daß ſie ihre Enkelinnen Atoſſa und Ameſtris für ihren Sohn Artaxerxes kuppelte, und dabei äußerte: „der König ſey Urheber der Geſetze, und brauche ſich deshalb um Sitte und Geſetz nicht zu kümmern.

Artaxerxes hatte zwei Söhne, welche vorzugsweiſe auf die Nachfolge Anſpruch machten, Darius den ältern, und Ochus den jüngern. Dieſer ſuchte ſich dadurch eine Partei zu bilden, daß er ſeine Schweſter Atoſſa nach dem Tode ſeines Vaters, ihres erſten Mannes, zu heirathen verſprach; deßungeachtet ernannte Artaxerxes, dem, bei ihm befolgten Grundſatze gemäß und um bürgerliche Kriege zu vermeiden, Darius zum Thronerben. Der letzte erhielt hiedurch, einer alten Sitte gemäß, das Recht vom Könige etwas zu erbitten, und er bat um Aspaſia, eine edle Griechinn die früher des Cyrus Geliebte geweſen, dann in Artaxerxes Weiberhaus gekommen war. Hierüber zürnte dieſer, ob er gleich 360 Frauen hielt und befahl, Aspaſia ſolle zwiſchen ihm und Darius wählen. Sie zog den Sohn vor und ward ihm übergeben, nach einiger Zeit aber wieder entriſſen und zur Prieſterinn der Artemis Aneitis geweiht. Deshalb verſchwur ſich Darius, von Tiribazus angefeuert, gegen ſeinen Vater, welcher jedoch Kunde davon erhielt und den nahenden Mördern durch eine, zu dieſem Zwecke hinter ſeinem Bette angebrachte Thüre entſprang. Jene waren erkannt worden und litten, gleichwie Darius, die Todesſtrafe. Ochus wußte hierauf noch zweien andern

Brüdern den Untergang zu bereiten, und bahnte ſich hiedurch die beſtimmteſte Ausſicht zur Herrſchaft.

In dieſem Meere von Frevelthaten ſchwimmen, bei Plutarch, einige oberflächliche Charakterzüge, welche den Artaxerxes vortheilhaft darſtellen ſollen: z. B. daß er einen Armen, der ihm beim Mangel anderer Güter, Waſſer in beiden Händen zum Geſchenk brachte, reichlich belohnte; daß er dem heftig und nicht geziemend redenden Spartaner Euklides antwortete: „dir iſt das Sprechen, mir das Sprechen und das Thun erlaubt.“ Verwandter mit obigen Erzählungen von Gräueln, möchte eher die alberne Aeußerung ſeyn, wornach er Jemanden, der einen ſehr großen Granatapfel gezogen hatte, auch für fähig hielt, einen Staat groß zu machen. Dieſe höchſte Kunſt verſtand aber Artaxerxes leider ſo wenig, als jener Mann mit dem Granatapfel.

Von den Kriegen gegen Evagoras, die Kaduſier und die Aegypter iſt bereits geſprochen worden: ſie führten zu ſo ungenügenden Ergebniſſen, und zeigten die Schwäche des Reichs ſo deutlich, daß ein Jahr nach der Schlacht bei Mantinea eine allgemeine Empörung der Statthalter des vordern Aſiens ausbrach, und ſich über Phönicien, Cypern und Aegypten verbreitete. Orontes, der Satrap von Myſien, war zum oberſten Anführer erwählt worden, verrieth aber dem Könige (nachdem dieſer ihm große Geſchenke und die Statthalterſchaft des vordern Aſiens verſprochen hatte) mehrere der Verbündeten, einige ihrer Feſtungen, und die angeworbenen Söldner. Auch Rheomithres der aus Aegypten große Summen Geldes und Kriegsſchiffe zuführte, lieferte beides nicht ab, ſondern trat zu Artaxerxes über. Hiedurch verloren natürlich die entworfenen Plane den gehörigen Nachdruck, und nur Datames zeigte ſich tüchtig unter den Schwächlingen oder Verräthern. Er hatte ſich zuerſt im Kriege gegen die Kaduſier hervorgethan, und dann ſeinen Verwandten Thyus, den Beherrſcher von Paphlagonien zum Beſten des Arta-

xerxes beſiegt. Hiefür wollte ihm dieſer, nach des Pharnabazus Abgang, die Anführung gegen die Aegypter anvertrauen, mußte ihn aber vorher gegen Aspis ſenden, welcher ſich in Kataonien empört hatte. Datames beſiegte durch raſchen Angriff auch dieſen ſo unerwartet ſchnell, und erhöhte dadurch ſeinen Ruf ſo ſehr, daß ihn Viele am Hofe des Königs beneideten und er durch Pandares, ſeinen Freund, Nachricht erhielt: wie man damit umgehe, den geringſten Unfall, welcher auf dem Zuge nach Aegypten eintreten könne, zu ſeinem Sturze zu benutzen. Dieſer dringenden Gefahr halber fiel Datames vom Könige ab: und obgleich Scismas, ſein eigener Sohn, dies Vorhaben an Artaxerxes verrieth, obgleich Mithrobarzanes, ſein Schwager, kurz vor der Schlacht zu den Feinden überging, obgleich Autophradates eine wol zwanzigmal ſtärkere Macht gegen ihn anführte; widerſtand er dennoch durch Feldherrngeſchick und Kenntniß der Gegenden ſo tüchtig, daß man ihn nicht beſiegen konnte, ſondern einen Vergleich mit ihm abſchließen mußte. Hierauf nahm Artaxerxes ſeine Zuflucht zu heimlichen Nachſtellungen, denen aber Datames oft entging, bis endlich Mithridat, der ſich argliſtig ſtellte als ſey er des Königs Feind, ſein Zutrauen gewann und ihn ermordete.

Nach dieſer unedeln Beſeitigung einer großen Gefahr, wandte ſich der König gegen Tachos von Aegypten, der aber eine Flotte von 200 Dreiruderern beſaß, welche Chabrias befehligte; ferner ein Heer von 80,000 Aegyptern, welches er ſelbſt anführte; endlich 10,000 griechiſche Söldner und tauſend Lacedämonier, an deren Spitze Ageſilaos ſtand. Ehe indeſſen Artaxerxes nahete, empörte ſich Nektanebus, ein Verwandter des Tachos, und zwang dieſen mit Hülfe des, durch unzeitigen Spott beleidigten und deshalb leicht gewonnenen Ageſilaos, nach Perſien zu fliehen, wo ihm auch Verzeihung für ſeinen Abfall zu Theil ward[1]. Da-

1 Athen. XIV, 616. Von dem Drucke, den die Prieſter während dieſer Zeit erdulbeten, Aristot. Oecon. im zweiten Buche.

durch hatte aber Nektanebus noch nicht den ruhigen Beſitz Aegyptens erlangt, denn ein dritter Thronbewerber zog aus Mendes herzu, und ſchloß ihn und Ageſilaos ein. Beide hielten ſich ruhig bis der Graben um die Stadt faſt vollendet, und nur noch ein enger Ausweg übrig war, dann brach der König von Sparta gegen die Feinde heraus, denen ihre größere Anzahl jetzt nicht von bedeutendem Nutzen ſeyn konnte; er ſiegte, Nektanebus ward Herr des ganzen Landes, hielt den Ageſilaos in großen Ehren und zahlte ihm 230 Talente. Dieſer ſah jedoch ſein Vaterland nicht wieder, ſondern ſtarb nahe beim Hafen des Menelaos im vierundachtzigſten Jahre ſeines Alters[1]. Sein Leichnam ward in Honig gelegt, nach Sparta gebracht und ehrenvoll begraben.

Mittlerweile war auch Artaxerxes Mnemon nach dreiundvierzigjähriger Regierung (361 Jahre vor Chriſtus) geſtorben, und ſein Sohn und Nachfolger Artaxerxes Ochus, der Zeitgenoſſe Philipps von Macedonien, war nicht ſowol friedlich geſinnt, als nachläſſig, träge und keineswegs großer Thaten, wol aber heftiger Leidenſchaften fähig. Deshalb ließ er in raſcher Wuth faſt alle ſeine Verwandten umbringen, konnte aber nur durch die beunruhigendſten Nachrichten bewegt werden, perſönlich zur Sicherung ſeines Reiches einen Feldzug zu unternehmen, welcher auch nicht durch eigene Tugend oder Tapferkeit glücklich ausfiel, ſondern nur durch Hülfe von Verrath und von griechiſchen Söldnern. Nektanebus hatte nämlich die perſiſchen Heere geſchlagen und dadurch den Phöniciern, welche von ihren Statthaltern willkürlich und grauſam behandelt wurden, Muth zu offenbarem Abfalle gemacht. Sie verwüſteten, damit kein Rückſchritt möglich bleibe, die königlichen Gärten, und tödteten die Perſer welche an ihnen gefrevelt hatten. Hierauf rückten die Statthalter Beleſis von Syrien und Mazäus von Cilicien gegen ſie an; aber

1 361 vor Chriſtus.

Tennes, der König von Sidon, überwand beide mit Hülfe von 4000 griechiſchen Söldnern, welche der Rhodier Mentor anführte. Auch in Cypern erklärten ſich neun kleine Könige gegen die Perſer, wofür ſie von einem Heere hart bedrängt wurden welches aus Karien herzuſegelte, und unter den Befehlen des vertriebenen jüngern Evagoras und des Atheners Phocion ſtand. Endlich eilte Ochus ſelbſt mit größerer Land- und Seemacht nach Phönicien, und in ſeinem Heere befanden ſich an 10,000 Griechen aus den aſiatiſchen Städten, aus Argos und Theben. Hierüber gerieth Tennes in feige Furcht und gab dem Antrage der Perſer Gehör: er möge Sidon verrathen, um ſich ſelbſt zu retten. Dem gemäß führte er hundert edle Sidonier an eine Stelle wo ſie den Feinden in die Hände fallen mußten, und Ochus ließ nicht allein dieſe, ſondern auch 500 Andere tödten die als Flehende vor ihm erſchienen; er wollte die Stadt nicht durch Vergleich, er wollte ſie mit Gewalt einnehmen, um grauſam ſtrafen zu können. Die Sidonier, einſehend welch Schickſal ſie erwarte, verbrannten ihre Schiffe, Häuſer, Güter, ja ſich ſelbſt; an 40,000 Menſchen kamen ums Leben! Ganz Phönicien mußte ſich unterwerfen, und da er ſeiner nicht mehr bedurfte, ließ der König den Tennes hinrichten. Unterdeſſen hatte ſich auch Salamis und deſſen König Protagoras ergeben; der jüngere Evagoras erhielt jedoch nicht, wie er erwartete, das alte Beſitzthum wieder, ſondern (wahrſcheinlich um ihn in genauer Aufſicht zu halten) eine andere Statthalterſchaft auf dem feſten Lande. Bald nachher gab er den Perſern Veranlaſſung mit ſeinem Betragen unzufrieden zu ſeyn; um ſich zu ſichern, entfloh er nach Cypern, ward aber gefangen und hingerichtet. Unter dem Oberbefehl der Perſer herrſchte Protagoras von Neuem in Salamis.

Nunmehr wandte ſich Ochus nach Aegypten, neben einem Perſer befehligte ſtets ein Grieche in ſeinem Heere. Aber auch Nektanebus war trefflich gerüſtet und hatte außer den Aegyptern viele Libyer und 20,000 Hellenen

angeworben. Deſsungeachtet führte ſeine eigene Anmaßung und ſein Ungeſchick, einen übeln Ausgang herbei: denn um des frühern, durch griechiſche Feldherrn erzeugten Erfolgs willen, hielt er ſich ſelbſt für kriegskundig, floh indeſſen, als nur ein kleiner Theil ſeines Heeres zurückgedrängt wurde, nach Memphis, und veranlaßte dadurch die griechiſche Beſatzung von Peluſium, ſich an Lakrates, einen in perſiſchen Dienſten ſtehenden Thebaner, unter der Bedingung des freien Abzuges zu ergeben. Ohne Rückſicht auf dieſe Bedingung ward ein Theil derſelben durch die, erſt anlangenden Soldaten des übermüthigen Verſchnittenen Bagoas, geplündert: da wagte es Lakrates, die abziehenden Hellenen ſelbſt mit Gewalt gegen die Perſer zu ſchützen, und der König ſprach den hierüber Angeklagten frei, theils weil er offenbar Recht hatte, theils weil er ihn nicht entbehren konnte. — In den, mit Aegyptern und Griechen beſetzten Städten, entſtand jetzt Argwohn und Zwiſt, weil die Perſer denen Verzeihung verſprachen, die ſich freiwillig ergeben würden, alle Widerſtehenden aber mit Sidons Schickſal bedrohten. Jeder ſuchte deshalb dem Andern mit Rettungsmaßregeln und Verträgen zuvorzukommen: ſo wollten die Aegypter Bubaſtus an Bagoas übergeben, wogegen ſich die, hiemit unzufriedenen Griechen an Mentor, einen andern Feldherrn wandten, welcher die verrätheriſche Einnahme Sidons befördert hatte und ſeitdem in großem Anſehen ſtand. Auch traf dieſer mit ihnen die Abrede, daß ſie die perſiſchen Soldaten in die Stadt einlaſſen, und dann nebſt Bagoas gefangen nehmen ſollten. So geſchah es, und Mentor vermittelte nunmehr klüglich des letzten Freilaſſung, weshalb ſtatt früherer Feindſchaft, von jetzt an lebenslängliche Einigkeit unter ihnen entſtand. Nektanebus entfloh nach Aethiopien, alle Landſchaften wurden unterworfen, die Mauern der Städte eingeriſſen, die Tempel geplündert, die heiligen Bücher der Prieſter erſt mitgenommen, dann von Bagoas für große Summen zurückgegeben[1].

1 350 vor Chriſtus.

Nach ſeiner Rückkehr bekümmerte ſich Ochus nicht um die Regierungsgeſchäfte, ſondern Bagoas beherrſchte die innern, Mentor die vordern Landſchaften. Durch Liſt und Gewalt gelang es dem letzten, alle diejenigen welche hier abgefallen waren, zum Gehorſam zu bringen, und Artabazes und Memnon, die ſich zu Philipp von Macedonien geflüchtet hatten, mit dem Könige wieder auszuſöhnen. Faſt noch größer war die Macht des Bagoas: dennoch befand er ſich durch den ſchwachen Ochus beengt, vergiftete ihn und tödtete ſeine Söhne bis auf den jüngſten, ſcheinbar zur Herrſchaft erhobenen Arſes. Zwei Jahre ſpäter kam aber auch dieſer mit ſeinen Kindern durch Bagoas um, weil er die Vermuthung erregt hatte, er werde die Ermordung ſeines Vaters und ſeiner Brüder dereinſt rächen. Seitdem beherrſchte der frevelnde Verſchnittene das Reich nach Willkür, bis er für gut fand, in dem Jahre wo Alexander die Regierung in Macedonien antrat, Darius den Dritten, Kodomannus, welcher ſich im Kriege gegen die Kaduſier ausgezeichnet hatte, auf den Thron zu ſetzen. Schon wollte er auch dieſen wiederum vergiften, als der König den Nachſtellungen zuvorkam und nunmehr ohne äußere Beſchränkung herrſchte. Aber die größere Beſchränkung lag in ihm ſelbſt und in den geſammten Verhältniſſen: denn er war perſönlich tapfer, aber kein Feldherr, ein Mann von gutem aber ſchwachem Willen, ſchätzbar und geſchätzt als Freund, Gatte, und in bürgerlichen Kreiſen; allein außer Stande, Liebe und Furcht (welche Gehorſam und Kraft erzeugen) in Millionen zu erwecken und in kurzer Zeit ein aufgelöſetes Reich zu erneuen.

Wenn des Darius Perſönlichkeit gegen die Alexanders zurückſteht, wie viel mehr das perſiſche Reich gegen Hellas! Oder wer könnte zweifeln, wo die Ausartung größer, das Verderben tiefer, und die Bildung und die Einſicht und der Muth geringer war? Da, wo ohne irgend eine große erhabene Erſcheinung, Paryſatis, Ochus,

Bagoas frevelten, wo Vater- und Brudermord, wo Blutſchande, innere Empörung, Verrath, Wortbruch an der Tagesordnung war? Oder da, wo die bereits gerügten Uebel allerdings hereinbrachen, gleichzeitig aber auch Ageſilaos, Pelopidas, Epaminondas, Dion, Timoleon, Philippos, Demoſthenes, Phocion, und viele andere hochzurühmende Männer, lebten und wirkten?

Zweiunddreiſſigſte Vorleſung.

Geſchichte Alexanders bis auf die Schlacht bei Arbela.

In dem Jahre, wo Delphi durch die Phocier erobert wurde, der dritte heilige Krieg begann, der Bundesgenoſſen Krieg aber zu Ende ging; an dem Tage, wo Parmenion die Illyrer und Päoner ſchlug, Philippos in den olympiſchen Spielen bekränzt ward, und der Tempel zu Ephesus niederbrannte [1]; am ſechsten Junius des Jahres 356 vor Chriſtus, ward Alexander geboren. Seine Mutter Olympias, des Aeaciden Neoptolemos Tochter, hatte Philippos ſchon als Jüngling bei Gelegenheit der Feier ſamothraciſcher Myſterien lieb gewonnen, und wunderbare Andeutungen begleiteten ihre ſpätere Verehelichung. Philippos ſah vor der Hochzeit einen Blitz auf den Leib ſeines Weibes fallen und daraus ein glänzendes, allgemein ſich verbreitendes, aber ſchnell erlöſchendes Feuer entſtehen. Ihm träumte: er verſiegele den Leib ſeiner Gemahlinn mit einem Ringe, auf welchem ein Löwe abgebildet ſey. Alle Wahrſager deuteten dies dahin, daß er den Wandel ſeiner Gemahlinn beobachten müſſe, nur Ariſtander ſprach: „man verſiegelt nicht das Leere; dein Weib iſt ſchwanger und

1 Cic. De nat. Deor. II, 27.

wird ein löwenartiges Kind gebären." Später wurden die zahmen Schlangen, welche Olympias bei myſtiſchen und bacchiſchen Spielen mit ſich zu führen pflegte, in einen Drachen verwandelt, deſſen Geſtalt Jupiter Ammon angenommen habe, um der Olympias beizuwohnen.

Leonides, der Königinn verwandt und ein Mann von ſtrengen Sitten[1], war Alexanders erſter Erzieher; hierauf Lyſimachos der Akarnaner, welchen man der Eitelkeit und Schmeichelluſt beſchuldigte; endlich, acht Jahre lang Ariſtoteles[2]. Dieſem ſchrieb Philippos: „ich freue mich daß das Kind geboren iſt, während Du lebſt, es unterrichten und zu einem würdigen Könige bilden kannſt"[3]; und dem Sohne befahl er: Ariſtoteles zu folgen, damit er dem Vater nicht in Dingen nachahme, welche dieſer ſelbſt bereue. — Nie hatte ein größerer Erzieher einen größeren Zögling! Auch in den ſtreng philoſophiſchen Wiſſenſchaften ward Alexander unterrichtet, und tadelte Ariſtoteles ſpäter, daß er den Inhalt derſelben öffentlich bekannt gemacht habe; der Weltweiſe aber erwiederte: „er iſt bekannt, und auch nicht bekannt." Nachdem ſich ein ganz anderer Wirkungskreis für Alexander eröffnet hatte, beſchäftigte er ſich freilich ſo wenig anhaltend mit der theoretiſchen Philoſophie, als König Friedrich der zweite mit den, einſt ſo hoch gehaltenen Werken Chriſtian Wolfs; aber die Liebe zu den Dichtern verließ ihn nie. Vor allen ehrte er Homeros, und äußerte: „wenn je Heſiodos über dieſen den Preis davongetragen, ſo rühre dies daher, daß nicht Könige gerichtet hätten." Sowol Philippos als Alexander waren dankbar gegen Ariſtoteles: jener ſtellte des Philoſophen Vaterſtadt, das zerſtörte Stagira, wieder her und ließ um ſeinetwillen viele Gefangene frei[4]; dieſer ſagte: „er

[1] Quinctil. De instit. orat. I, 1, 8 beſtätigt dies Lob des Leonides nicht.

[2] Dionysius ad Ammaeum cap. 5.

[3] Gellius IX, 3; XX, 5.

[4] Athen. X, 435.

danke dem Philippos das Leben, dem Ariſtoteles das ſchön leben.“ Freilich löſete ſpäter die Weltherrſchaft in etwas das enge Band, aber die Sagen von völligem Zerfallen beider ſind unerwieſen; ſie blieben höchſt wahrſcheinlich in ſtetem Briefwechſel, und mit königlicher Freigebigkeit und großem Aufwande ließ Alexander durch unzählige Jäger und Fiſcher, für die meiſterhafte Thiergeſchichte des Ariſtoteles ſammeln.

Streng beherrſchte ſich Alexander in Hinſicht jugendlicher Begierden; er war ſo keuſch, daß man lange den Grund ſeiner Enthaltſamkeit in körperlichen Mängeln ſuchte.

Leicht war er durch Güte zu bewegen, nie durch bloße Gewalt. Nur eine Leidenſchaft beherrſchte ihn immerdar, die Begierde nach Ruhm — aber nicht nach jeglichem; denn als man ihn fragte: „ob er in Olympia mit um den Preis kämpfen wolle?“ antwortete er: „ja, wenn Könige die Gegner ſind[1]!“ — Macedonien iſt für dich zu klein! rief Philippos, als Alexander den Bucephalus bändigte; und der Sohn klagte, daß ihm der Vater nichts zu thun übrig laſſe. Perſiſche Geſandte, welche den Knaben in Macedonien ſahen, erſtaunten und fragten beſorgt nach der Macht und den Kräften des Reiches. Die Schlacht bei Chäronea ward hauptſächlich durch Alexander gewonnen, und noch zur Zeit Plutarchs zeigte man die Eiche, wo ſein Zelt geſtanden hatte.

Philippos, der heftigen herrſchſüchtigen Olympias überdrüſſig, auch ſonſt nie mit einer Frau ſich begnügend, heirathete Kleopatra; dadurch entſtand Zwiſt in der königlichen Familie. Attalus, der neuen Königinn Bruder, wünſchte bei einem Feſte, daß Philippos mit ihr einen Sohn und Nachfolger erzeugen möge. Alſo, rief Alexander erzürnt, bin ich unächt geboren, und warf ihm einen Becher ins Geſicht. Der König zog ſein Schwert und

1 Plut. apophth. VI, 683.

wollte die Streitenden trennen oder den Sohn beſtrafen, aber er ſtieß an und fiel, wahrſcheinlich vom Weine trunken. Da rief Alexander: „der Mann will aus Europa nach Aſien gehen, und kann nicht von einem Stuhle zum andern kommen!“ Olympias und Alexander flohen jetzt nach Epirus, und nur mit Mühe vermittelte Demaratus die Ausſöhnung zwiſchen Vater und Sohn. Auch blieb die Einigkeit und das Zutrauen keineswegs ungeſtört: denn als eine Heirath des unächten Arrhidäos mit der Tochter des Statthalters von Karien, Pexodoros, betrieben ward, beſorgten Olympias und Alexander, der König möge jenem den Thron zuwenden wollen. Alexander bot ſich alſo dem Karier heimlich ſelbſt zum Schwiegerſohn an; aber Philippos, welcher davon Nachricht erhielt, ſchalt dies eine Herabwürdigung, ſtrafte die Unterhändler und entfernte viele Freunde Alexanders vom Hofe. Wir vermögen nicht zu beſtimmen wohin der Streit zwiſchen Vater und Sohn gediehen ſeyn möchte, wenn jener länger gelebt hätte; vom Verdachte des Antheils an dem Morde Philipps, müſſen wir aber Alexandern aus überwiegenden Gründen durchaus frei ſprechen. Er ließ alle Mörder hinrichten, nur Alexander des Aeropos Sohn, welcher ihm zuerſt zur Thronbeſteigung Glück gewünſcht und ſich lebhaft für ihn erklärt hatte, fand Gnade: des Attalus und der Kleopatra grauſamer Untergang, war das Werk der Olympias[1].

Schwer war für den zwanzigjährigen Jüngling der Anfang ſeiner Regierung: Hellas gedachte der Freiheit, alle neubezwungenen barbariſchen Völker hofften das Joch abzuſchütteln, und die Macedonier ſelbſt waren der Anſtrengungen überdrüßig. Deshalb riethen ſelbſt die angeſehenſten Männer ihrem Könige: er möge Hellas ganz aufgeben und ſich gegen die Barbaren milde zeigen; jener aber entgegnete: „dadurch würden Alle muthig, und Macedonien

[1] Olympias ließ ſie auf einer glühenden Platte hin und her ziehen. Paus. Arcad. c. 7.

eine Beute ſeiner Nachbaren werden." Alexanders Anrede an das Volk wirkte, wie einſt die ſeines Vaters; er gewann gegen alle Erwartung die Gemüther. Streng ward von ihm hierauf der Kriegsdienſt verlangt, manche Abgabe aber erlaſſen, wofür die Meiſten gern jene zahlreichen Uebungen ertrugen. Eine Aufforderung, welche gleichzeitig an die Hellenen erging, ſie möchten in der bisherigen Zuneigung beharren, blieb nicht ohne Erfolg, weil das macedoniſche Heer ſchlagfertig in der Nähe ſtand und jene auf einen Wechſel der Verhältniſſe gar nicht vorbereitet waren. Mithin behielt Alexander freie Hand zuerſt gegen die, oberhalb Macedonien wohnenden, Völker aufzutreten. Leicht beruhigte er die Illyrer und Triballer, und zog dann den Thraciern, von Amphipolis aus, bis an den Hämus entgegen. Von einer ſteilen Anhöhe herab, ſtürzten hier die feindlichen Streitwagen unter die Macedonier; ſchnell öffneten dieſe aber ihre Glieder, oder warfen ſich zu Boden und deckten ſich mit den verſchränkten Schilden. Mithin verurſachten jene Wagen keinen Schaden, die Thracier wurden geſchlagen und zählten 1500 Todte. Hierüber erſchreckt dachten die Triballer von Neuem auf Krieg; aber ehe ſie es erwarteten, ſtand Alexander in ihrem Lande und während ſich ihr König Syrmus mit einem Theile ſeines Heeres auf eine Inſel der Donau rettete, wurden die Uebrigen leicht von der macedoniſchen Phalanx beſiegt. Alexander verſuchte hierauf, mit Hülfe einiger byzantiniſchen Schiffe, auch jene Inſel zu nehmen, allein der Strom war zu gewaltig, und am anderen Ufer ſtanden die Geten mit 4000 Reitern und 10,000 Fußgängern. Dieſe Schwierigkeiten befeuerten den König anſtatt ihn abzuſchrecken: er ließ alle Kähne aus der ganzen Gegend zuſammenbringen, die zu Zelten beſtimmten Häute mit Spreu und andern leichten Dingen anfüllen, und ſetzte nun unbemerkt in der Nacht mit 1500 Reitern und 4000 Fußgängern über den Fluß. Erſtaunt über dieſe Kühnheit hielten die Geten nicht Stand, ſondern zogen ſich in ihre Wüſten

zurück; Alexander aber zerſtörte ihre Stadt, kehrte dann über den Iſter zurück und befahl, Zeus dem Retter, dem Herakles und dem Strome ſelbſt, große Opfer zu bringen.

Nach dieſen Ereigniſſen ſuchten die benachbarten Völker des Königs Gunſt; auch von den Celten, welche angeblich im Norden des adriatiſchen Meeres wohnten, erſchienen Geſandte. „Was fürchtet ihr am Meiſten", ſprach Alexander zu ihnen, vielleicht in der Hoffnung daß ſie antworten würden: — „Dich." Jene aber, der Entfernung und Unzugänglichkeit ihres Landes vertrauend, und von den anderweitigen Planen des Königs unterrichtet, ſagten: „wir fürchten daß der Himmel einfalle." „Die Celten ſind prahleriſch", meinte der König, doch ſchloß er mit ihnen einen Vertrag.

Von einem Zuge gegen die Päoner und Agrianer, hielt die jetzt eingehende Nachricht ab, daß ſich Klitus Bardyles Sohn, und Glaukias, König der Taulantier, eines illyriſchen Volkes, empört habe. Alexander mußte Pelion, welches nur funfzehn Meilen von ſeiner Hauptſtadt Pella entfernt lag, mit den Waffen erobern; und als Glaukias dem Klitus zu Hülfe kam, wurden die Macedonier in einer Berggegend, wo die Phalanx nicht wirkſam ſeyn konnte, von ſehr vielen leichten Soldaten eingeſchloſſen. Aber durch geſchickte Bewegungen, eine Keilſtellung der Phalanx und ſchnellen Angriff, gewann Alexander die Höhen, überfiel drei Tage ſpäter die nachläſſigen Feinde in ihrem Lager, und ſchlug ſie; Klitus mußte zu den Taulantiern fliehen.

Nach glücklicher Beſeitigung dieſer Fehden mit barbariſchen Völkern, richteten ſich die Blicke wieder auf das wichtigere Griechenland.

Demoſthenes hatte hier mit dem vollkommenſten Rechte behauptet: Philipps Tod biete den Hellenen eine Gelegenheit dar, ihre Unabhängigkeit wieder zu gewinnen: — wer kann verlangen, daß er in dem zwanzigjährigen Jünglinge einen künftigen Welteroberer habe erkennen ſol-

len? Ja, wäre nur in den Hellenen die Einheit des Entſchluſſes und die Schnelligkeit der Ausführung geweſen, auf welche Demoſthenes drang, hätte man Alexandern nicht Zeit gelaſſen, ruhig alle die erzählten Thaten auszuführen, hätte man nicht, indem man die Zeit verlor Alles verloren; ſo möchten leicht die Begebenheiten ſich ſo gewandt haben, daß kein Eroberer Aſiens aufgeſtanden wäre. — Die Akarnaner riefen die vom Philippos Verwieſenen zurück, die Ambracioten verjagten die macedoniſche Beſatzung, die Arkader hatten den König nie für den Oberbefehlshaber von Hellas anerkannt; Argos, Elis und Sparta wollten zum wenigſten unabhängig bleiben, in Athen war das Andenken größerer Zeiten noch nicht ganz erloſchen, die Thebaner fielen auf die falſche Nachricht von Alexanders Tode in Illyrien, offenbar ab und belagerten die Macedonier in der Burg Kadmeia: was ließ ſich in ſolchen Verhältniſſen nicht hoffen, was nicht bewirken?

Aber Niemand wirkte, außer Demoſthenes: denn ehe ſich die Athener oder Lacedämonier entſchließen konnten, den vereinzelten, von ihnen auf arge Weiſe verlaſſenen Thebanern ein Hülfsheer zu ſchicken, oder vielmehr (was ohne Zweifel das Beſte geweſen wäre) angriffsweiſe zu verfahren; war Alexander ſchon mit äußerſter Schnelligkeit durch die Thermopylen vorgedrungen, und lagerte bei Oncheſtus in Böotien. Den Thebanern ließ er Bedenkzeit; dem Demoſthenes aber, welcher ihn zuerſt einen Knaben, dann einen Jüngling genannt habe, werde er unter den Mauern Athens zeigen, daß er ein Mann ſey.

Noch immer glaubte das Volk in Theben: ein anderer Alexander von der Nebenlinie des macedoniſchen Königsſtammes, führe, ſtatt des getödteten ächten Alexander, nebſt Antipater das Heer; und obgleich dieſe Täuſchung endlich verſchwand und der König ihnen zum friedlichen Berathen vorſätzlich Zeit ließ, behielt die kriegeriſche Partei dennoch die Oberhand. Man forderte öffentlich und wiederholt alle Hellenen zur Vertheidigung der Freiheit auf:

allein ſie berechneten jetzt zwiſchen Furcht und Hoffnung den möglichen Erfolg, ſie handelten nicht, wie einſt bei Marathon und Salamis; und ehe des Demoſthenes Schreiben an Darius Hülfe bewirken konnte, war in Hellas ſchon Alles entſchieden. Denn obgleich die Thebaner, in der nicht länger zu vermeidenden Schlacht, mit der höchſten Tapferkeit fochten, auch den Perdikkas verwundeten und zurücktrieben; ſo wurden ſie doch beſiegt und ihre Stadt in Sturm erobert, als Alexander mit der Phalanx vordrang und gleichzeitig die macedoniſche Beſatzung aus der Kadmeia ſie im Rücken angriff. Des Königs Zorn gegen die Thebaner war vor Allem dadurch erhöht worden, daß ſie von hohen Thürmen ausrufen ließen: „der König von Perſien werde Hellas befreien, und den neuen Tyrannen ſtürzen." Deßungeachtet wollte er den Vorwurf einer ſtrengen Beſtrafung von ſich abwenden, und überließ deshalb ſeinen Bundesgenoſſen zu entſcheiden, was mit der eroberten Stadt anzufangen ſey: und da zeigten Phocier, Platäer, Orchomenier und Thespier (Griechen gegen Griechen) mehr Grauſamkeit als wahrſcheinlich der Sieger gezeigt hätte. Die Kadmeia blieb beſetzt, die Bürger wurden geplündert (nur mit Ausnahme der Prieſter, der macedoniſchen Gaſtfreunde, der früher gegen den Krieg Stimmenden und der Nachkommen Pindars), die Häuſer wurden geſchleift, viele Tauſende der Bewohner zu Sklaven verkauft und das Land unter die Bundesgenoſſen vertheilt[1]. So ward Theben ausgetilgt, achtundzwanzig Jahre nach dem Heldentode des Epaminondas; damals Schiedsrichterinn gegen Mitternacht und Mittag, und nach ſo wenigen Jahren in Nichts verſunken! Schrecken und Wehmuth ergriff alle Hellenen — es war zu ſpät. Manche tröſteten ſich indeſſen und meinten, jeden Vorwurf durch Erinnerung an alte Weiſſagungen und an alte Verſchuldungen der Thebaner, von ſich ablehnen zu können; ſie gedachten z. B.

[1] Plin. hist. nat. VII, 29. 335 vor Chriſtus.

des mediſchen Krieges, Platäas, des Stimmens für die gänzliche Verwüſtung Athens u. ſ. w.

Die Eleer nahmen jetzt nach Alexanders Weiſung ihre Vertriebenen wieder auf, die Aetoler baten wegen angefangener Unruhen um Verzeihung, die Arkader verurtheilten ſogar die zum Tode, welche den Thebanern Hülfe geleiſtet hatten; die Athener endlich (darin größer als die Uebrigen), nahmen die thebaniſchen Flüchtlinge milde auf, ſchickten aber, von den Verhältniſſen bedrängt, zugleich Geſandte an Alexander, um zu dem Erfolge in Illyrien und Böotien Glück zu wünſchen. Dieſer antwortete freundlich, verlangte aber die Auslieferung mehrerer Redner und insbeſondere des Demoſthenes, als des Urhebers aller ältern und neuern Bewegungen gegen Philippos und Alexander. Phocion ſtimmte für die Auslieferung dieſer Männer und tadelte ihre Feigheit, weil ſie ſich nicht für das Wohl des Vaterlandes aufopfern wollten. Demoſthenes hingegen behauptete: daß jene Auslieferung nur die allgemeine Feigheit beweiſen würde; er erzählte den Athenern eine Fabel von Schafen, welche die ſie beſchützenden Hunde preisgegeben hätten; er erinnerte ſie bildlich, wie man mit einer Probe, alles Getraide zu verkaufen pflege. Voller Unwillen vertrieb hierauf das Volk den Phocion vom Markte, und Demades, welcher für Geld eine neue Geſandtſchaft an den König übernahm, rettete die Redner; nur Charidemos ward verwieſen. Mit Auszeichnung empfing indeſſen Alexander allein den, jener Geſandtſchaft zugeſellten Phocion, welcher ihm rieth: dem Kriege ein Ende zu machen im Fall er nach Ruhe ſtrebe; wenn er dieſes aber für tadelnswerth halte, ſeine Macht nicht gegen die Hellenen, ſondern gegen die Barbaren zu wenden. Der König erwiederte: „die Athener ſollten auf alle Ereigniſſe aufmerkſam ſeyn, denn im Fall er ſterbe, würden ſie die Leitung aller gemeinſchaftlichen Angelegenheiten von Hellas übernehmen müſſen.“ — Zu jener Milde und zu dieſer Höflichkeit ward Alexander theils aus Achtung gegen die

hochberühmte, in ihrer Art einzige Stadt bewogen, theils durch die Betrachtung, daß er bei Unternehmung größerer Dinge, in Hellas nicht zu heftigen Haß gegen ſich erzeugen und zurücklaſſen dürfe.

Daß die allgemeine Verſammlung der Griechen auf der Landenge von Korinth, nach Alexanders Willen, den Krieg gegen Perſien beſchließen und ihm den Oberbefehl beſtätigen müſſe, litt keinen Zweifel; nur die Spartaner antworteten mit altem Sinne, aber ohne alte Kraft: „ſie wären gewohnt Andere zu führen, nicht ſich führen zu laſſen." Jetzt eilte Alexander nach Delphi, um das Orakel zu befragen; die Pythia wollte aber, weil es ein unglücklicher Tag ſey, den Dreifuß nicht beſteigen. Da führte ſie der König mit Gewalt zum Tempelſitz, ſo daß ſie ausrief: „mein Sohn, du biſt unwiderſtehlich!" Mir genügt dies Orakel, erwiederte Alexander, kehrte nach Macedonien zurück, brachte Zeus dem Olympier bedeutende Opfer, hielt große Spiele und Muſenkämpfe in Aegä und bereitete alles zum Zuge gegen Perſien vor[1]. Antipater, ſo klug als gemäßigt, ward Statthalter von Macedonien, und befehligte 12,000 Fußgänger und 1500 Reiter, um Hellas und alle Nachbarn in Ordnung zu erhalten. Die Größe des Heeres, welches Alexander nach Aſien führte, wird verſchieden angegeben.

Plutarchs höchſte Zahlen ſind 34,000 Fußgänger und 4000 Reiter, die geringſten lauten einſtimmig mit Arrian auf 30,000 Fußgänger und 5000 Reiter.

Juſtinus hat 32,000 Fußgänger, 4500 Reiter und 182 Schiffe.

Dioboros führt auf:

macedoniſche Fußgänger . .	12,000
Bundesgenoſſen	7000
Miethsvölker	5000
Odryſer, Triballer, Illyrer	5000
Agrianer	1000
Zuſammen aus	30,000

1 Athen XII, 549.

die Reiterei beſtand aus:

Macedoniern	1500
Theſſalern	1500
Griechen	600
leichten Thraciern und Päonern	900
Zuſammen aus	4500

Der Geldvorrath betrug nach Ariſtobul nur ſiebenzig Talente, die Schulden dagegen, laut Oneſikritus, zweihundert Talente; Lebensmittel waren nur auf dreißig Tage vorhanden.

Aus dem Allem geht ſo viel mit Gewißheit hervor: daß Alexanders äußere Hülfsmittel ſehr beſchränkt waren; dennoch hielt er ſich des Erfolges ſo ſicher, daß er alle eigenen Güter in Europa vertheilte, und auf des Perdikkas Frage: „was ihm dann bleibe?" zur Antwort gab: — „die Hoffnung!" Antipater und Parmenion verlangten, er ſolle erſt heirathen und einen Thronerben zeugen, er aber ſprach: „ſchimpflich wäre es, ſolch ein Heer anzuführen, ja aller Hellenen Feldherr zu ſeyn, und die Zeit mit Hochzeitmachen und Kinderzeugen zu verbringen!"

Binnen zwanzig Tagen zog er (im Jahre 334 vor Chriſtus) über Kerkina, Amphipolis, den Strymon, Abdera und Maroneia, den Hebrus und Melas zum Hellespont; in Elaios opferte er dem Proteſilaos, als dem erſten Hellenen welcher nach Aſien ging, damit ihm ein glücklicheres Schickſal zu Theil werde. Auf 160 Dreiruderern und vielen kleinen Schiffen, ſetzte das Heer über den Hellespont, der König fuhr nach dem ſigäiſchen Vorgebirge, ſtieg zuerſt ans Land und rief aus: „Aſien werde nicht verheert, es iſt mein Land, ich nehme es als erobert in Beſitz!" In Ilium opferte er dem Poſeidon, der Athene und dem Priamos; dieſem, damit ſein Zorn von dem Geſchlechte des Neoptolemos abgewendet werde. Einige alte heilige Waffen nahm der König hinweg, und ließ ſie ſich vortragen; dagegen hing er die Seinigen im Tempel auf.

Nicht des Paris Leier wollte er ſehen, ſondern die des Achill; auch bekränzte er Achills, ſowie Hephäſtion des Patroklos Grabmal. Der Wunſch, welchen Alexander äußerte, wie Achill einen Freund zu finden, ward ihm gewährt; der Wunſch, einen Homer zu finden der ſeine Thaten verewige, blieb dagegen unerfüllt.

Bei Lampſakus ſammelte ſich das macedoniſche Heer und rückte ungehindert bis zum Fluſſe **Granikus**[1] vor; hier aber zeigte ſich am andern Ufer das perſiſche Heer in Schlachtordnung. Memnon, ein Rhodier, alſo auch ein Hellene, der lange ſchon in perſiſchen Dienſten ſtand, rieth: man möge keine Schlacht wagen, ſondern ſich zurückziehen und das Land verwüſten, damit Alexanders Heer durch den Mangel zu Grunde gehe. Arſites und andere Perſer, neidiſch auf Memnons Anſehen und voll kühnen Muthes, behaupteten hingegen: auch nicht ein Haus der eigenen Unterthanen dürfe man anzünden; das helleniſche Heer ſey ſchwächer an Zahl, und nicht vorzüglicher in Hinſicht des Muthes und der Kriegesübung. Nach der ſicherſten Angabe Arrians hatten die Perſer 20,000 Reiter in langer Reihe am Fluſſe, und 20,000 Fußgänger hinter denſelben aufgeſtellt; andere Schriftſteller nennen weit größere, aber unwahrſcheinlichere Zahlen.

Auch bei den Macedoniern waren die Meinungen getheilt, ob man die Schlacht annehmen müſſe oder nicht: zuerſt ſollte der halbreligiöſe Grund, daß die Könige von Macedonien in dieſem Monate keine Schlacht zu liefern pflegten, Alexander abhalten; er aber ſprach: „ſo möge der Monat anders heißen.“ Erheblicher war die Meinung Parmenions, des erſten erfahrenen ſiegreichen Feldherrn Philipps: man ſolle ein Lager aufſchlagen und ruhig bleiben, bis ſich die Feinde von dem jenſeitigen hohen Ufer zurückzögen; dann habe der Uebergang keine Schwierigkeit,

[1] Der Granikus heißt, nach d'Anville, jetzt Dusvola, nach Chateaubriand Reiſe II, 50, Souſonghirli oder Souſeverlé.

jetzt aber ſey er, wegen der Unmöglichkeit den Feinden mit der ganzen Macht auf einmal entgegen zu treten, für die Vereinzelten welche nach und nach durch den Strom ſetzen müßten, äußerſt gefährlich. Dies iſt wahr (entgegnete der König) wir aber, die wir leicht über den Hellespont gegangen ſind, dürfen uns vor ſolch einem Bach nicht fürchten, jede Zögerung iſt meiner und meines Heeres unwürdig; die Perſer müſſen ſogleich erfahren, daß ſie geringer ſind als die Macedonier. Er ſtellte dieſe in Schlachtordnung, in der Mitte das Fußvolk und auf den Seiten die Reiterei; Kraterus befehligte das Mitteltreffen, Parmenion den linken, Alexander den rechten Flügel. Beide Heere ſtanden ſtill und ſchweigend am Ufer. Die Perſer warteten daß die Macedonier in den Fluß gehen ſollten und verſtärkten ihren linken Flügel, weil ſie, dieſem gegenüber, Alexandern prächtig gerüſtet und mit zahlreicher Umgebung erblickten. Einige Schaaren macedoniſcher Reiter drangen jetzt vorwärts; aber die Wurfſpieße und Pfeile welche die Perſer von der Höhe auf ſie herabwarfen, der Nachtheil des ſchlüpfrigen Bodens, Memnons und ſeiner Söhne Anſtrengungen und die Ueberzahl der Feinde brachten ſie zum Weichen. Mit dreizehn Abtheilungen der Reiterei folgte Alexander raſch in ſchräger Ordnung durch den Fluß, und ſtürzte ſich in die dichteſte Schaar der Feinde, einem perſiſchen Heerführer entgegen. Seine Lanze brach während dieſes Kampfes, und in dem Augenblicke wo er eine zweite erhielt, führte Mithridates, des Darius Schwiegerſohn, friſche Mannſchaft herzu. Sogleich wandte ſich der König, ſtürzte den neuen Feind zu Boden, ward aber gleichzeitig von Röſakes in den Helm getroffen; jedoch nur ſo leicht daß auch dieſer von ihm durchbohrt ward, ehe er ſich decken konnte; dem Spithridates, welcher jetzt verſuchte den König von hinten zu verwunden, ward durch Klitus der Arm abgehauen. Während dieſer Gefechte kamen immer mehr macedoniſche Reiter, endlich auch die Phalanx herbei, und der neue Kampf mit Lanzen war jetzt

den Perſern ſo gefährlich, als der mit Pfeilen früher den Hellenen. Zuerſt wichen diejenigen Perſer welche dem Könige gegenüber ſtanden, bald nachher ihre ganze Reiterei; endlich ward auch das Fußvolk, nunmehr von größerer Macht bedrängt, gänzlich geſchlagen.

Groß erſchien der perſiſche, weit geringer der macedoniſche Verluſt, und dieſer ward bei den Maßregeln und dem Benehmen des Königs leicht verſchmerzt. Er ließ die Bildſäulen von fünfundzwanzig Kampfgenoſſen, welche gleich im Anfange der Schlacht geblieben waren, durch Lyſippos in Erz gießen und zu Dium aufſtellen: er beſuchte die Verwundeten, welche ihm einzeln von ihren Thaten erzählten, und befreite die Nachkommen der Getödteten von allen Abgaben. Den griechiſchen Miethsvölkern, welche am tapferſten im perſiſchen Heere gefochten hatten, ward zu Folge einer Nachricht, die Todesſtrafe zuerkannt; was jedoch mit einer glaubwürdigeren Angabe unverträglich iſt, wonach man die lebendig Gefangenen nach Macedonien in die Arbeitshäuſer ſchickte, weil ſie gegen den Beſchluß der Hellenen für die Barbaren gekämpft hatten. Manche Koſtbarkeit ſandte Alexander ſeiner Mutter, dreihundert vollſtändige perſiſche Rüſtungen aber nach Athen, mit der Inſchrift: „Alexander, Philipps Sohn und die Hellenen (außer den Lacedämoniern), von den Barbaren, welche Aſien bewohnen."

Sardes die Stadt, ja ſelbſt die Burg, welche ſich ſehr gut hätte vertheidigen können, übergab man dem Könige, und die Befehlshaber nebſt den vornehmſten Einwohnern kamen ihm demüthig entgegen. Er ſetzte hierauf Statthalter, befahl die Abgaben nur in ſeine Kaſſen zu zahlen, erlaubte aber übrigens den Lydern nach ihren Geſetzen zu leben. In Epheſus überließ er die Steuern der Diana, und duldete nicht daß das Volk aus Rache und Gewinnſucht, gegen die Anhänger der Perſer grauſam verfahre. Sowol hier, als in den übrigen befreiten Städten Aeoliens und Joniens, wurden die Vertriebenen zurückbe-

rufen, die alten Geſetze und die demokratiſchen Verfaſſungen wieder eingeführt. Dadurch gewann und beſchäftigte der König die größere Zahl der Einwohner, und hatte von den nunmehr gleich Geſtellten weniger zu befürchten, als von einzelnen ehrgeizigen Häuptern.

Die Vorſtädte von Milet fand man von den Perſern bereits verlaſſen; hundert und ſechzig helleniſche Schiffe ankerten in der Nähe dieſer Stadt bei der Inſel Lade, vierhundert perſiſche Schiffe ankerten dagegen bei Mykale.

Parmenion rieth jetzt zu einer Seeſchlacht, weil der Gewinn im Siege groß und der Verluſt bei einer Niederlage gering ſey, weil die Hellenen tapferer wären als die Perſer, und ein Adler ſich als Siegeswahrzeichen am Ufer bei den helleniſchen Schiffen habe ſehen laſſen. Der König aber widerſprach: denn die Feinde wären zu zahlreich, und die Phönicier im Seedienſte geübter als die Hellenen. Dem unſicheren Elemente müſſe man ſich überhaupt nicht anvertrauen, eine Niederlage dürfte den Hellenen leicht Veranlaſſung zu Unruhen geben, und raube auf jeden Fall das Größte, nämlich den Ruhm. Der Adler endlich, ſitze auf dem Lande und deute auf Landſieg; damit ſey auch die Herrſchaft des Meeres gewonnen, und die Flotte unnütz gemacht.

Die Mileſier erboten ſich jetzt gegen Aufhebung der Belagerung, Hafen und Stadt den Macedoniern und Perſern gleichmäßig einzuräumen; dieſer unzeitige Antrag ward aber mit Recht zurückgewieſen, der Hafen von den Hellenen geſperrt, die Mauern durch Kriegszeug erſchüttert und die Stadt, ungeachtet Memnons tapferer Vertheidigung, endlich eingenommen. Viele kamen um, Andere retteten ſich auf benachbarte Inſeln, die griechiſchen Miethsvölker ſuchten Dienſte in Alexanders Heere. Milet ward für frei erklärt, und faſt alle aſiatiſchen Hellenen traten nunmehr auf des Königs Seite. Die perſiſche Flotte, welche man am Waſſerholen hinderte, ſegelte gen Samos, und kehrte dann ſchnell noch einmal nach Milet zurück, ohne jedoch

etwas auszurichten. Um dieſelbe Zeit entſchloß ſich Alexander ſeine Flotte ganz auseinander gehen zu laſſen; denn er durfte ihr, weil ſie blos mit Hellenen beſetzt war, nicht ganz trauen, hatte kein Geld die Matroſen zu bezahlen und meinte, nach der Einnahme aller Seeſtädte könne ihm die feindliche Seemacht nicht mehr ſchädlich werden.

Nur die Eroberung von Halikarnaß verzögerte ſich; denn die Stadt war feſt, ſtark beſetzt, und — das Wichtigſte — Memnon hatte den Oberbefehl. Damit dieſer Aufenthalt nicht ihm nachtheilig gedeutet werde, verſuchte Alexander in nächtlichem Ueberfall, mit Hülfe von Einverſtändniſſen, Myndus zu erobern; es nahte jedoch, ſchneller als man erwartete, Hülfe zu Waſſer und zu Lande, ſo daß die erſchreckten Bewohner die Thore nicht zu öffnen wagten und die Macedonier nach Halikarnaß zurückkehren mußten. Hier wurden jetzt die Graben ausgefüllt, Belagerungswerkzeuge an die Mauern gebracht und die Feinde, welche jene anzuzünden verſuchten, zurückgeſchlagen. Kühn drangen einige halbtrunkene Macedonier bis zu den Thoren, und ihnen folgten mehrere; woraus endlich ein allgemeiner Kampf entſtand, welcher zwar damit endete daß die Belagerten wieder in die Stadt getrieben, aber auch ein hölzerner Thurm und die Sturmdächer der Macedonier verbrannt wurden. Hierüber erzürnt begannen dieſe von Neuem das Gefecht; zwei Thürme der Stadt ſtürzten nieder, und ſchon hoffte man die Eroberung ſey vollendet, — als eine zweite innere Schutzmauer, wider alle Erwartung das Vordringen hemmte. Vergeblich rechneten die Macedonier auf Vergleichsvorſchläge von Seiten der Belagerten: erſt nachdem Memnon Waffen und Vorräthe zerſtört und ſich nach Kos gerettet hatte, ergab ſich zwar die Stadt, aber noch immer nicht die wohlbeſetzte feſte Burg. Da dieſe indeſſen keiner beſonderen Belagerung werth zu ſeyn ſchien, ſo ward Parmenion nach Phrygien geſandt, und Alexander drang ohne bedeutendes Hinderniß durch Lycien bis Phaſelis. Ada, die Herrſcherinn von

Alinda, kam ihm entgegen, übergab ihre Stadt und nahm ihn als Sohn an; ſpäter ernannte er ſie dafür zur Statthalterinn über ganz Karien. — Weil der jetzt einbrechende Winter bedeutende Unternehmungen in dieſem gebirgigen Theile Kleinaſiens unmöglich machte, ſo erlaubte Alexander den neuvermählten Kriegern nach Macedonien zurückzu gehen: er gewann hiedurch ihre Liebe und beförderte die neuen Werbungen, welche er in Macedonien und Hellas angeordnet hatte, damit ſein Heer verſtärkt und die Veranlaſſung zu Unruhen in jenen Ländern gemindert werde.

Gefährlicher als offener Krieg, wäre dem Könige um dieſe Zeit faſt eine Verſchwörung geworden: denn jener von ihm begnadigte Alexander, des Aeropos Sohn, ließ ſich in Unterhandlungen mit Darius ein, und wollte für **1000** Talente Gold und die Anwartſchaft auf Macedonien, ſeinen Wohlthäter tödten. Aber der Bote welchen Parmenion aufgefangen hatte, bekannte, und der Verräther ward beſtraft.

Von Phaſelis führte ein beſchwerlicher Weg über den Berg Klimax nach Pergä; ein anderer zog ſich dem Meere entlang, faſt immer vom Waſſer bedeckt und bei ſtarkem Wellenſchlage gar nicht zu betreten. Seinem Glücke vertrauend wählte Alexander den letzten: ein günſtiger Nordwind hielt die Gewäſſer zurück, und die Bewohner von Aspendus ergaben ſich überraſcht, zahlten funfzig Talente, und lieferten die Pferde des Darius aus. Unmöglich konnte der König überall Beſatzungen zurücklaſſen, ohne ſein Heer übermäßig zu ſchwächen; deshalb, und weil jene willige Aufnahme am wenigſten Verdacht erregte, blieb auch Aspendus davon frei. Kaum aber waren die Macedonier nach Side und Syllion abgezogen, ſo brachen die Bewohner den geſchloſſenen Vergleich und befeſtigten ihre Stadt. Solch übles Beiſpiel durfte Alexander nicht dulden: er kehrte ſchnell zurück, erzwang einen neuen Vergleich, hundert Geißeln, hundert Talente Buße, ſetzte einen macedoniſchen Statthalter, und beſtimmte die jährlich zu zahlenden Abgaben.

Der Weg nach Termeſſus, welchen man jetzt einſchlug, führte durch ein enges, von hohen Bäumen umſchloſſenes Thal, deſſen ſteilen Ausgang Piſider beſetzt hatten. Alexander griff dieſe nicht an ſondern lagerte ruhig, und ſeine Vermuthung täuſchte ihn nicht; denn läſſig entfernten ſich die Piſider welche keinen Angriff vermutheten, und leicht verjagte man nun durch raſchen Ueberfall die zurückgelaſſene Wache. Auch die Sagalaſſer hatten mehrere Bergpfade beſetzt; aber die Nackten konnten den Geharniſchten nicht lange widerſtehen, ohne Mühe ward ihre und manche andere Stadt genommen.

Zu Kelänä in Phrygien ſammelte Alexander ſein ganzes Heer, die Neuvermählten und die Neugeworbenen trafen aus Macedonien wiederum ein, und ein freudiges Anzeichen belebte den Muth Aller. Demjenigen verkündete nämlich eine alte Weiſſagung die Herrſchaft Aſiens, welcher den *gordiſchen Knoten* löſe, und Alexander löſete ihn; ſey es mit dem Schwerte oder durch Geſchicklichkeit, — denn die Nachrichten lauten verſchieden. Gewiß eroberte er Aſien nicht blos durch das Schwert, wie die Dſingiden und Timuriden; ſondern die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes, ja des helleniſchen Geiſtes überhaupt, entſchied gegen die Aſiaten. Aber faſt eben ſo viel Griechen waren wider ihn, als mit ihm: daher wies er das Geſuch der Athener, ihre am Granikus gefangenen Mitbürger zu entlaſſen, mit dem Bedeuten zurück: „erſt wenn der Krieg einen ganz entſcheidenden Ausgang genommen, könne er ohne Gefahr jene Bitte bewilligen.“ Dieſe Vorſicht war um ſo mehr an der Zeit, da *Memnon* (im Vertrauen auf die Ueberlegenheit der perſiſchen Seemacht und auf den Haß der Hellenen gegen die Macedonier), vor dem Hannibal einen Plan Hannibals hegte, und den Krieg nach Griechenland verſetzen, hier Alexanders Macht untergraben und ſtürzen wollte. Schon war Chios und Lesbos, ſchon Mitylene erobert, da ſtarb Memnon, der einzige würdige Gegner Alexanders; denn keiner der perſiſchen Feldherrn war ihm

an Einſicht und Kraft zu vergleichen, und des Darius Sache ſchien mit ſeinem Hinſcheiden rettungslos verloren. Zwar nahm Mitylene perſiſche Statthalter ein, und verſprach Zinszahlung nach den Grundſätzen des antalcidiſchen Friedens, zwar eroberte Pharnabaz Tenedos; aber die europäiſchen Griechen waren erſchreckt, ſie hemmten ſchon begonnene Bewegungen und Datames, der mit zehn Schiffen nach den Cykladen ſegelte, ward bei Kydnos, unterhalb Euböa, von Proteas geſchlagen welcher funfzehn helleniſche Schiffe führte. Hiezu kamen die Nachrichten über die raſchen Fortſchritte Alexanders: von Ancyra zog er durch Kappadocien gen Cilicien, die Paphlagoner ergaben ſich ihm durch eine Geſandtſchaft und verſprachen dem Statthalter von Phrygien Kalas zu gehorchen; alles Land diſſeits, ja auch noch jenſeits des Halys, ward vom Könige abhängig.

Einige Beſorgniſſe erregte es indeſſen, wie man Cilicien gewinnen ſolle: denn von dieſer Seite führte nur ein ſchmaler, faſt unangreifbarer Paß in das Land, und überaus hohe, unerſteigliche Berge, zeigten ſich auf allen Seiten; — da verließ Arſames, der perſiſche Feldherr, in thöichter Feigheit jenen Paß, und Alexander erreichte unbehindert Tarſus.

Hier erkrankte er — eine Folge der zu großen Anſtrengung, oder des Badens in den kalten Gewäſſern des Cydnus — und zwar ſo ſehr, daß alle Aerzte ihn aufgaben; nur nicht Philippos der Akarnaner. Der König war im Begriff die von ihm verordnete Arznei auszutrinken, als ein Schreiben Parmenions anlangte: Philippos ſey vom Darius zur Vergiftung Alexanders beſtochen worden. Alle erſchraken, nur nicht der König. Er gab dem Arzte das Schreiben und trank zu gleicher Zeit: unfähig eines Verdachts gegen ſeine Freunde, verdiente er wahre Freundſchaft. Die Arznei wirkte zwar Anfangs heftig, aber ſie ſtellte ihn wieder her.

Unterdeſſen hatte Ptolemäus und Aſander den Oron-

tobazes beſiegt, und den noch übrigen Theil von Karien bezwungen; Parmenion beſetzte die ſyriſchen Päſſe, und eroberte unter mehreren ciliciſchen Städten auch Soli, Anchialus und Magarſus. Als er bei Mallus am Pyramus lagerte, traf die Nachricht ein: „zwei Tagereiſen jenſeits der ſyriſchen Päſſe ſtehe König Darius, ſein Heer ſey zahlreich und beſonders trefflich die Reiterei.“ — Um dieſe Uebermacht, dieſe Vorzüge benutzen zu können, beſchloß Darius nach des Griechen Amyntas Rath, er wolle den macedoniſchen Angriff auf einer großen Ebene erwarten. Aber einige Zögerungen Alexanders, welche durch ſeine Krankheit oder aus kriegeriſchen Rückſichten entſtanden, gaben Gelegenheit den Darius zu überreden, jener werde aus Furcht nicht angreifen. Thöricht verließen hierauf die Perſer ihre günſtige Stellung und drangen durch die amaniſchen Päſſe in die engen Gegenden Ciliciens vor, wo Ueberzahl und Reiterei nicht allein unnütz, ſondern ſogar hinderlich wurde. Alexander war ihnen mittlerweile ſchon durch die ſyriſchen Päſſe entgegengezogen, und wollte Anfangs der Nachricht gar nicht glauben daß Darius ihm im Rücken, bei Iſſus am Fluſſe Pinarus ſtehe. Kaum aber erhielt er durch zurückkehrende Kundſchafter die Beſtätigung, als er freudig ausrief: Darius ſey in ſeinen Händen! Er machte die eiligſt verſammelten Anführer auf die nachtheilige Stellung der Perſer aufmerkſam, erinnerte an die Thaten der Macedonier und die Verweichlichung der Perſer, verglich Xenophons geringe Hülfsmittel mit den ſeinigen und nannte ganz Aſien den unausbleiblichen Lohn des Sieges. Alle zeigten hohen Muth und reichten dem Könige die rechte Hand, als Zeichen des feſten Entſchluſſes zu ſiegen oder zu ſterben; das Heer zog zurück durch die ſyriſchen Päſſe, den Feinden entgegen.

In örtlicher Hinſicht hatte Darius durch Wahl eines ihm nachtheiligen Schlachtfeldes, gewiß gefehlt, aber wahrſcheinlich hoffte er durch die Mehrzahl jene Nachtheile auszugleichen; daß dagegen Alexander in ſtrategiſcher Hinſicht

umgangen und in einer übelen Lage war, dürfte nicht zu läugnen ſeyn. Er ſtand mit dem Geſichte nach dem vorderen, mit dem Rücken nach dem inneren Aſien, alle Verbindung mit ſeinen frühern Eroberungen war ihm gänzlich abgeſchnitten, und im Fall einer Niederlage blieb ihm blos die Flucht nach Syrien frei, wo man leicht die Geſchwächten ganz vernichten konnte. Aber ſchon hier zeigte ſich, was man bei der Lehre vom Umgehen nur zu oft überſieht: daß nämlich der Umgehende allemal auch umgangen iſt, und erſt die Schlacht entſcheidet, für welchen Theil die, durch jene Maßregel allerdings geſteigerte Gefahr, in völliges Verderben übergeht.

Der rechte Flügel des Darius reichte bis zum Meere, der Pinarus deckte die Vorderſeite; aber ſelbſt morgenwärts dieſes Fluſſes ſtand eine bedeutende Abtheilung des perſiſchen Heeres, um entweder Alexandern ſo lange abzuhalten bis Jegliches geordnet ſey, oder um die Schlacht überhaupt allmälig auf das linke Ufer des Pinarus hinüber zu ſpielen, und die Macedonier auf dem engen Raume zwiſchen Bergen, Fluß und Meere zu erdrücken. Alexander dagegen beſchloß: der linke Flügel, welchen Parmenion führte, ſolle mehr vertheidigungsweiſe gegen die, dieſſeit des Pinarus ſtehende Mannſchaft verfahren; mit dem rechten Flügel aber, an deſſen Spitze er ſelbſt ſtand, wollte er den Ausſchlag geben.

Schon war eine perſiſche Abtheilung im Begriff, oberhalb ſeines rechten Flügels über den Strom zu ſetzen, um ihn auch von dieſer Seite einzuſchließen, als er ihr durch eine raſche Bewegung zuvorkam. Allein durch dieſen Marſch rechts ab, war in der Mitte eine Lücke entſtanden, und durch einen tapferen Angriff der in perſiſchen Dienſten ſtehenden **Miethsvölker**, kamen die Macedonier in die höchſte Gefahr durchbrochen und gänzlich getrennt zu werden. Mittlerweile aber hatte Alexander den linken Flügel des Darius angegriffen und ihn auf das Mitteltreffen geworfen, wodurch die, hier in unnützer Tiefe aufgeſtellten

großen Maſſen der Barbaren in Unordnung geriethen; und ehe jene auf dem linken Ufer des Pinarus aufgeſtellten Abtheilungen über den Fluß zurückgehen und zu Hülfe kommen konnten, war die Niederlage allgemein[1] und die Verfolgung dauerte bis in die Nacht. Alexander, der überall vorkämpfte, ward in der Hüfte verwundet.

Darius floh Anfangs auf einem Wagen, dann in unwegſamer Gegend zu Pferde: jener Wagen, ſein Schild und ſein königlicher Mantel, fiel den Siegern in die Hände. Syſigambis, die Mutter des Königs, ſeine Gemahlinn, ſeine Schweſter, ein kleiner Sohn und zwei Töchter wurden gefangen; ſie brachen in laute Wehklage aus, weil ſie glaubten Darius ſey getödtet. Aber Alexander ließ ſie zuerſt durch Leonnatus beruhigen und tröſtete ſie dann ſelbſt: ſtatt harter oder ungeziemender Behandlung, welche ſie befürchteten, behielten ſie ihren Hofſtaat und genoſſen überhaupt die größten Auszeichnungen. Als ſpäter Darius hievon zu ſeinem Erſtaunen glaubhafte Nachricht erhielt, bat er die Götter: ihm das Reich zu erhalten um ſich dankbar bezeigen zu können, oder, wenn den Perſern der Untergang bevorſtehe, keinen Andern als den König von Macedonien herrſchen zu laſſen. — Den in der Schlacht Gebliebenen wurde jetzt ein feierliches Leichenbegängniß gehalten. Alexander ſetzte Statthalter in den eroberten Landſchaften, ernannte neue Leibwächter an die Stelle der Getödteten, und befahl dem Zeus, dem Herkules und der Athene Dankaltäre zu errichten. Dieſe entſcheidende Schlacht bei Iſſus[2] ward von Alexander gewonnen im dreiundzwanzigſten Jahre ſeines Alters, etwa ſiebzehn Monate nach der Schlacht am Granikus, im Monate November des Jahres 333 vor Chriſtus.

Die Ueberreſte des perſiſchen Heeres folgten theils

1 Daß von 600,000 an 100,000 Fußgänger und 10,000 Reiter umgekommen ſeyen, iſt unglaublich.

2 Ueber das Schlachtfeld ſiehe Kinneir voyage dans l'Asie mineure I, 213—240. Iſſus iſt das heutige Pias.

ihrem Könige nach Thapſakus zum Euphrat, theils erreichten ſie von Griechen geführt, Tripolis, Cypern, Aegypten. Pharnabazos, der von Chios nach der Inſel Siphnos geſegelt war und mit Agis, dem Könige von Lacedämon, Unterhandlungen angeknüpft hatte, ſah, auf die Nachricht der perſiſchen Niederlage, ſeine Plane ſcheitern.

Zu Marathus in Phönicien fanden Geſandte des Darius den König und ſtellten vor: ſchon Philippos handelte dadurch feindlich gegen Perſien, daß er den Attalus und Parmenion mit Heeresmacht nach Aſien ſchickte; ohne Grund und Ankündigung begann jetzt Alexander ſelbſt den Krieg. . Weil indeſſen die Schlacht, nach der Götter Willen, für ihn entſchieden habe, ſo möge er Aſien bis an den Halys und große Summen nehmen, dem Darius Weib, Kinder und Mutter zurückgeben, mit ihm ein Freundſchaftsbündniß errichten und bedenken, welche Macht den Perſern noch übrig bleibe. — Alexander erwiederte: „die Vorfahren der Perſer ſind ohne Grund in Hellas eingefallen, und ich will, als Heerführer der Griechen, dies rächen. Die Perſer ſandten den Thraciern Hülfe gegen Philippos und ſtanden den Perinthiern bei; ſie reizten die Hellenen zum Kriege gegen Macedonien und gaben Geld zur Beſtreitung der Koſten, ſie rühmten ſich endlich die Mörder Philipps angeſtellt zu haben: — alſo ſind ſie die Urheber des Krieges, nicht ich. Darius ſelbſt hat kein Anrecht auf den perſiſchen Thron, er nahm ihn widerrechtlich mit Hülfe des Bagoas in Beſitz. Das Land, welches die Macedonier erobert haben, gehört ihnen durch die Götter ohne weitere Abtretung, ſie ſind Herren von Aſien. Will Darius zu mir kommen und das Reich abtreten, ſo ſoll er mehr zurückempfangen als er erwartet; will er kämpfen, ſo werde ich ihm überall entgegen gehen."

Bei ſo verſchiedenen Anſichten war an keinen Frieden zu denken, vielmehr eroberten die Macedonier zunächſt Damaskus mit Hülfe von Verräthern; viele Schätze, vornehme Perſer, und die Geſandten der Hellenen an

Darius geriethen in ihre Hände. Den thebaniſchen Geſandten verzieh Alexander, denn bei dem überſchwenglichen Unglücke ihrer Stadt, ſey es ihnen nicht zu verdenken wenn ſie aller Orten Hülfe ſuchten; der Sohn des Iphikrates ward aus Achtung für ſeinen Vater und für Athen frei gelaſſen; die Spartauer ſollten dagegen in der Gefangenſchaft bleiben bis der König überzeugt werde, daß ihre Vaterſtadt den Neuerungen ganz entſagt habe. In Damaskus fand Alexander Barſinen, die Witwe Memnons, eine gebildete Griechin; ſie iſt das einzige Weib mit welcher er vor ſeiner Vermählung, nach Parmenions Rath, Umgang gehabt hat.

Ueber Byblus und Sidon erreichten die Macedonier Tyrus, deſſen Bewohner durch Geſandte höflich erklärten: „ſie wären bereit den Befehlen Alexanders zu genügen." Dieſer erwiederte: „ihr Entſchluß ſey löblich und er verlange nur in der Stadt dem tyriſchen Herkules zu opfern." Da fürchteten die Tyrier bei näherer Ueberlegung, dies möge nur ein Vorwand ſeyn um ſie leicht und gänzlich zu unterjochen; es ſchien ihnen übereilt, bei dem noch zweifelhaften Ausgange des Krieges, die Perſer ganz zu verlaſſen, von denen ſie mit Achtung behandelt wurden und unter deren Führung ſie ſo oft gegen die Hellenen gekämpft hatten. Dieſe Gründe, und das Vertrauen welches ſie in ihre wirklich erhebliche Macht ſetzten, vermochte ſie zu der Antwort: „daß, um keine Partei zu beleidigen, man weder Perſer noch Macedonier in die Stadt aufnehmen könne." Hierüber erzürnte Alexander außerordentlich und erklärte in einer Rede an alle Befehlshaber: „wenn Tyrus im Rücken liegen bleibe, ſey der Weg nach Babylon unſicher; leicht möchten die Perſer mit ihrer und der tyriſchen Flotte die Seeſtädte wieder erobern, und dann den Krieg nach Griechenland ſpielen, wo Sparta faſt in offener Fehde und Athen nur durch Furcht willig ſey. Mit der Eroberung von Tyrus komme dagegen der Handel in ihre Hände, die Perſer würden vom Meere und von

Hellas abgeſchnitten, die Flotten (von allen Küſten des feſten Landes ausgeſchloſſen) müßten ſich ergeben, und keine Störung ſey auf dem Zuge nach Aegypten zu beſorgen.“ Alle ſtimmten bei und die Belagerung begann.

Mit Hülfe der benachbarten Einwohner ſchafften die Macedonier Steine, Holz, Pfähle, kurz alle nur irgend brauchbaren Gegenſtände herzu, um vom feſten Lande aus einen Damm nach der Stadt zu ſchütten; denn Tyrus lag auf einer Inſel. Anfangs rückte die Arbeit vor, weil das Waſſer flach war und die Bewohner dies, ihrer Ueberzeugung nach unausführbare Beginnen, nicht ſtörten; bald aber zeigte ſich das Meer tiefer, und die Arbeiter wurden von den Mauern und den nahenden Schiffen beſchoſſen. Zur Sicherung ſtellten die Macedonier Thürme mit Wurfzeug auf das Ende des Dammes; allein Brander, welche vom Winde begünſtigt herzutrieben, zündeten alle Werkzeuge an und gaben den Tyriern Muße, einen größeren Theil des Dammes zu zerſtören. Alexander ſah daß ohne Seemacht der Erfolg nur langſam und unſicher ſeyn könne, und zu dieſer Seemacht kam er ſchneller und leichter, als er wol ſelbſt gehofft hatte. Die cypriſchen und faſt alle phöniciſchen Schiffe verließen nämlich die Partei der Perſer, und ergaben ſich ihm in Sidon. Seitdem konnten die Tyrier keine Seeſchlacht mehr wagen, ſondern mußten ſich auf die Sperrung ihres Hafens beſchränken. Auch war mittlerweile das neue Kriegszeug fertig geworden, welches die Macedonier der Mauer näherten, die 150 Fuß hoch und verhältnißmäßig breit war.

Dagegen errichteten die Tyrier auf der Mauer hölzerne Thürme, ſchoſſen aus denſelben brennende Pfeile, warfen glühenden Sand auf die Belagerer, verſenkten große Steine in das Meer und behinderten hiedurch die Macedonier mit Sicherheit heranzuſegeln; ja ſie wagten ſich in bedeckten Schiffen ſogar bis zur feindlichen Rhede und hieben die Ankertaue ab. Schon glaubte Alexander dieſe letzte Gefahr durch Aufſtellung einer hinreichenden

Macht gehoben zu haben, als kühne Taucher unbemerkt herzuſchwammen und dennoch jenen Zweck erreichten. Statt der Ankertaue gebrauchten die Macedonier jetzt eiſerne Ketten, und es gelang ihnen Stricke um die, den Schiffen nachtheiligen Steine, zu ſchlingen und ſie gegen den Damm hinzuziehen, oder in tiefere Stellen des Meeres zu verſenken. Nun ſegelten ſie endlich bis zur Mauer. Die Tyrier aber überfielen um dieſe Zeit die cypriſchen Schiffe auf der ſidoniſchen Seite und richteten großen Schaden an, bis Alexander zur Hülfe herbeieilte, und die Feinde jetzt mit noch größerem Verluſte zurückſchlug. Vergeblich ließ er indeſſen die Mauern beſchießen: nur an dem nach Aegypten gerichteten Theile zeigten ſich geringe Beſchädigungen, und der Verſuch, hievon Vortheile zu ziehen mißlang, weil die angreifenden Macedonier von den günſtiger geſtellten Tyriern leicht zurückgeworfen wurden.

Um den, durch ſolche Zögerungen und Ereigniſſe ſchon ſinkenden Muth der Belagerer zu beleben, weiſſagte jetzt Ariſtander, des Königs erſter angeſehener Wahrſager: „Tyrus werde noch in dem laufenden Monate erobert werden.“ Hierüber entſtand ein großes Gelächter, denn der letzte Tag des Monats war ſchon angebrochen; Alexander aber, um das Götterwort zu ehren und raſch in Erfüllung zu ſetzen, befahl einen allgemeinen Sturm. Rings auf der Mauer und auch mit der Flotte wurden die Tyrier angegriffen, nirgends war für ſie Ruhe. Beide Hafen kamen in die Gewalt der Macedonier, und Alexander und Admetus, welche kühn vorkämpften, betraten von einem Schiffe aus zuerſt die Mauer. Groß war das Blutbad, wie es bei gewaltſamen Einnahmen und heftigem Widerſtande nicht zu vermeiden iſt; hiezu kam außerdem, daß die Macedonier über die langen Zögerungen und noch weit mehr darüber aufgebracht waren, daß die Tyrier grauſam mehrere Gefangene an den Mauern aufgehangen und dann ins Meer geſtürzt, ja ſogar die Geſandten nicht verſchont hatten. Diejenigen, welche in den Tempel des Herkules

geflüchtet waren, ferner die Geſandten der Karthager und viele Andere erhielten Verzeihung: aber deßungeachtet ſollen 8000 umgekommen und 13,000, ja nach einer andern Angabe gar 30,000 Bürger und Fremde verkauft worden ſeyn. Sidon und andere phöniciſche Städte löſeten die Meiſten, eine große Zahl hatte ſich auf ſidoniſchen Schiffen verborgen und gerettet. Die Einnahme von Tyrus fällt, nach ſiebenmonatlicher Belagerung, auf den Junius des Jahres 332 vor Chriſtus. Von frühern ähnlichen Unglücksfällen hatte ſich die Stadt leicht erholt, auch diesmal ſehen wir ſie von Neuem im Stande ſchon den unmittelbaren Nachfolgern Alexanders großen Widerſtand zu thun: allein die Anlage von Alexandrien mußte die Bedeutſamkeit der phöniciſchen Küſtenſtädte zwar nur allmälig, aber deſto ſicherer untergraben.

Die Macedonier zogen nunmehr, ohne Widerſtand zu finden, bis Gaza, welchen Ort aber Batis heldenmüthig zwei Monate lang vertheidigte. Man warf einen Schutt um die Mauer und legte Minen an: dennoch ergab ſich die Stadt erſt beim vierten Sturm, nachdem faſt alle Männer fechtend umgekommen waren. Nur Weiber und Kinder fielen in die Hände der Macedonier, und wurden verkauft.

Um dieſe Zeit ſandte Alexander ſeinem Hofmeiſter Leonides eine große Menge Weihrauch und Myrrhen, damit er nicht bei dem Opfern geize: denn dieſer hatte ihm, da er noch Kind war, zu reichliche Spendungen mit den Worten verwieſen: „ſo viel dürfe er erſt dann verwenden, wenn er das Gewürzland beherrſche." — Hieher würde ferner die Erzählung des Joſephus, von Alexanders Anweſenheit in Jeruſalem gehören, wenn ſie nicht, bei dem Stillſchweigen aller anderen Geſchichtſchreiber, durchaus zweifelhaft wäre.

Ohne Hinderniß kam jetzt das Landheer und die Flotte bis Peluſium, aber zweifacher Widerſtand war in Aegypten zu befürchten: erſtens von der perſiſchen Macht, dann von den Aegyptern ſelbſt. Mazakes indeſſen, der perſiſche

Statthalter, wohlunterrichtet von Alexanders Siegen, verſuchte auch nicht einmal die Macedonier abzuhalten; und die Aegypter gewann der König dadurch, daß er in Memphis dem Apis opferte und für die alten Sitten und Gebräuche große Achtung bewies, welches die Perſer bisher mit Vorſatz, aber zu ihrem eigenen Schaden vernachläſſigt hatten. Nach der Unterwerfung des Landes eilte Alexander zur kanopiſchen Mündung des Nils und legte den Grundſtein zu einer neuen Stadt: er bezeichnete den Umfang, die Marktplätze, die Tempelzahl für die griechiſchen und für die ägyptiſchen Götter. Jene Umfangslinie beſtreute man, beim Mangel anderer leicht bemerkbaren Dinge, mit Mehl[1]; Vögel flogen herzu um dies zu freſſen, und daran knüpfte man die Weiſſagung von dem künftigen Reichthum und der Größe Alexandriens. Sicherer ruhte dieſe Hoffnung auf der meiſterhaften Wahl der Stelle. Wenn Tyrus durch Verbindung mit dem Mittelmeere und durch mühſeligen Landhandel nach Aſien, ſchon ſo mächtig geworden war; was ließ ſich nicht da erwarten wo, neben jenen Vorzügen, ein großer Strom, ein fruchtbares Land, ein Waſſerweg nach Afrika, Arabien und Indien offen ſtand, wo naturgemäß ein Stapelort für alle Waaren der Welt zu ſeyn ſchien. Selbſt Karthago, das die Rettung von Tyrus verſäumt hatte, erſchrak und ſandte den Hamilkar ab, um den König auf ſeinen fernern Zügen zu begleiten und darüber Bericht nach der Heimat zu erſtatten.

Weſtlich von Aegypten im Sandmeere lag Ammonium[2] auf einer fruchtbaren, mit Palmen und Oelbäumen reich verſehenen, rings von Felſen eingeſchloſſenen, wohlbewäſſerten Oaſis. Schon Perſeus und Herkules befragten, der Sage nach, das Orakel des Jupiter Ammon,

1 Valer. Max. I, 5, ext. I.

2 Das heutige Siwah, etwa funfzig Meilen von Kairo, fünfundzwanzig vom Meere. Ritter I, 368.

und es hatte ſeinen Ruf hoher Weisheit und Unbeſtechlichkeit noch bis in dieſe Zeit zu erhalten gewußt, während die helleniſchen, und ſelbſt das zu Delphi, ſo ſehr in der allgemeinen Achtung geſunken waren. Jene Sage von der Anweſenheit vergötterter Helden in Ammonium, jenes ungeſchmälerte Vertrauen, beſtimmte den König unwiderruflich dahin zu ziehen. Ohne Beſchwerde erreichte man dem Meere entlang Paraitonium, und wandte ſich dann links in das Innere des Landes. Hier, in dieſen ungeheuern beweglichen Sandwüſten, verloren aber ſelbſt die Führer den Weg, Waſſermangel brach ein und es zeigten ſich Hinderniſſe der mannigfaltigſten Art. Da fiel plötzlich ein ungewöhnlicher, ſtarker Regen und zwei Raben leiteten das Heer bis zum bewohnten, Nahrungsmittel bietenden Ammonium; Allen erſchienen dieſe Ereigniſſe als göttliche Wahrzeichen.

Ueber die Befragung des Orakels durch den König ſind ſehr abweichende Berichte vorhanden: nach dem einen verlangte er zu wiſſen, ob alle Mörder ſeines Vaters beſtraft wären; und erhielt die Antwort: er möge vorſichtiger ſprechen, da er keinen ſterblichen Vater habe. Die Fragen, ob alle Mörder Philipps beſtraft wären, ob er alle Völker beherrſchen werde, wurden bejaht, und vom Könige hierauf, der Sitte gemäß, reiche Geſchenke bewilligt. Der Olympias ſoll er, ſo lautet eine unbeſtimmte Nachricht, geſchrieben haben: einige Orakelſprüche ſey er nur mündlich mitzutheilen im Stande; — und daran hat man die bekannte Fabel von dem Drachen geknüpft. Einer andern, nicht unwahrſcheinlichen Erzählung zu Folge, wollte der, im helleniſchen nicht ſehr geübte Prieſter, den König *παιδίον*, Sohn, anreden, ſagte aber fehlerhaft *παι διος*, Sohn des Zeus: und Alexander ergriff, ſo raſch als einſt bei der Pythia, dies Wahrzeichen und ließ ſich daran genügen.

Allgemein, wenn auch nicht aus gleichen Gründen, iſt Alexander deshalb getadelt worden. Einige verlachten

ſeinen Aberglauben, Andere fanden die Gottloſigkeit, Andere den wahnwitzigen Stolz, Andere die Heuchelei verwerflich. Zuförderſt kann nicht unbemerkt bleiben, daß dieſe Vorwürfe nicht aufeinander gehäuft werden können, da ſie ſich untereinander ausſchließen: heuchelte Alexander zum Beiſpiel, ſo war er nicht abergläubig; glaubte er dem Gott, ſo ſchwindet die Gottloſigkeit; war ſein Stolz wahnwitzig, ſo konnte er nicht ſelbſt über ſeine Götterſchaft ſcherzen. Wenn er bei einer Verwundung lächelnd ſagte[1]: das iſt nicht Ichor, wie er den ſeligen Göttern entfließt; wenn er äußerte: Jupiter ſey Vater aller Götter und durch Kindesannahme aller tüchtigen Menſchen; ſo hat er dadurch den Standpunkt ſeiner eigenen Anſicht wol zur Genüge bezeichnet, und wie könnte man den Scherz der Olympias mißverſtehen: er ſolle ſie in keine Händel mit Juno verwickeln[2]! Unſere eigene Anſicht muß ſich aber ſtets verwirren, ſobald wir die Idee des einzigen allmächtigen chriſtlichen Gottes, nicht gänzlich bei der Götterſchaft Alexanders vergeſſen. Wenn Herkules ein Halbgott, wenn er Zeus Sohn war, warum ſollte Alexander ihm nachſtehen? Wenn wir an den Vergötterungen der römiſchen Kaiſer keinen Anſtoß nehmen, ſondern ſie richtig würdigen, warum ſoll Alexander nach einem ganz andern Maßſtabe betrachtet werden? Wenn wir Simeon Stylita als chriſtlichen Heiligen dulden, warum nicht Alexander als heidniſchen Heros? So bliebe alſo nur die Frage: ob es nicht außer aller Zeit, ob es nicht tauſend Jahre zu ſpät und unerhört war, ſich den gebildeten Hellenen gegenüber als Halbgott aufſtellen zu wollen? und darauf entgegnen wir Zweifaches: erſtens, daß das Beginnen nicht ſo ganz unerhört war, indem man dem Braſidas, dem Lyſander Altäre errichtet hatte, und Philippos ſeine Bildſäule mit denen der übrigen Götter

1 Die Nachricht des unkritiſchen Diogenes im Anaxarch c. 3, iſt unerheblich; verglichen mit Plut. Alex. c. 28, Apophth. VI, 686. Athen. VI, 251.

2 Gellius XIII, 4.

umhertragen ließ; zweitens, daß Alexander den Ruf göttlichen Urſprungs, vorzugsweiſe nur gegen die Barbaren, zu leichterer Unterwerfung mit großem Erfolge gelten machte[1]. — In Athen brachte Demades Alexanders Vergötterung in Vorſchlag, ward aber dafür in Strafe genommen. Spottend entgegnete er: „hütet Euch nicht die Erde zu verlieren, indem ihr den Himmel ſo wol verwahret."

Von Ammonium kehrte Alexander auf demſelben Wege, oder, wie Ptolemäus bezeugt, quer durch die Wüſte nach Memphis zurück und ernannte, weil es zu gefährlich ſchien Aegypten einem anzuvertrauen, mehrere Statthalter für das Land. Er bekam die Nachricht daß ſich Lesbos und Tenedos nach Auflöſung der perſiſchen Flotte den Macedoniern ergeben hätten, daß alle Verſuche perſiſch Geſinnter in Paphlagonien und Kappadocien mißglückt wären, daß Neugeworbene von Antipater geſandt aus Hellas heranzögen; und eilte nunmehr nach **Tyrus** zurück. Im Frühjahr 331 vor Chriſtus, gab er hier große muſikaliſche und theatraliſche Spiele, bei denen cypriſche Könige Chorführer waren. Jetzt erhielten die Athener ihre am Granikus gefangenen Landsleute zurück, er wollte ſie gewinnen; phöniciſche Schiffe ſegelten zum Peloponneſos, er wollte die Spartaner ſchrecken.

Um dieſe Zeit bot Darius von Neuem den Frieden. Er wollte alles Land zwiſchen dem Euphrat und dem griechiſchen Meere abtreten, 10,000 Talente für die Befreiung ſeiner Mutter und der übrigen vornehmen Gefangenen zahlen, Alexandern ſeine Tochter zur Ehe geben, und ein Freundſchaftsbündniß mit ihm errichten. — So vortheilhaft erſchienen dieſe Bedingungen, daß Parmenion ausrief: „wahrlich, wenn ich Alexander wäre, ſo würde ich die Anträge annehmen!" — und ich, erwiederte der König, würde es thun wenn ich Parmenion wäre. — Er gab den Geſandten zur Antwort: „Geld brauche er nicht; da das

1 Lucians Todtengeſpräche 14.

Ganze ihm gehöre, ſo ſey die Abtretung eines Theils unnütz; wenn er die Tochter heirathen wolle, ſo könne er es aus eigener Macht thun; Darius ſolle zu ihm kommen und die würdigſte und freundſchaftlichſte Aufnahme finden."

Wie ſicher mußte Alexander des Sieges, wie zerſtreut und aufgelöſet mußten die Kräfte, wie zweideutig und lau die Geſinnungen, wie mangelhaft und unzuſammenhängend die Maßregeln im perſiſchen Reiche ſeyn; daß jener Tyrus und Gaza ſo lange belagern, Aegypten erobern, dem Welthandel eine neue Bahn vorſchreiben, Ammonium beſuchen, den langen Weg zurückkehren, und Thapſakus am Euphrat erreichen konnte, — ohne die geringſte Störung von ſeinen Feinden zu erleiden. Selbſt der Euphrat ward nicht vertheidigt, vielmehr zog Mazäus die Beſatzung vom linken Ufer zurück, und verwüſtete hinter ſich das Land. Alexander folgte ihm nicht gen Babylon, ſondern eilte, auf die Nachricht daß Darius mit einem großen Heere am Tigris ſtehe, dieſem entgegen. Er fand aber weder Darius, noch eine Bedeckung des Stroms; und nicht die Feinde, ſondern allein die reißende Fluth erſchwerten das Ueberſetzen des Heeres. Eine Mondfinſterniß deuteten die glücklichen Sieger leicht den Perſern zum Verderben, und opferten der Sonne, der Erde und dem Monde.

Nach viertägigem Vorrücken erreichten die Macedonier Arbela, und erblickten zuerſt in dieſer Gegend tauſend feindliche Reiter die entfliehen wollten, aber eingeholt und zu einem Gefechte gezwungen wurden, welches einigen das Leben, andern die Freiheit koſtete. Dieſe Gefangenen ſagten aus: Darius ſtehe mit ſeinem Heere bei Gaugamela[1] am Fluſſe Bumodus, auf einer weiten durchaus geebneten Gegend, und erwarte den Angriff Alexanders. Anſtatt ängſtlich oder kriegskünſtleriſch die Perſer durch geſchickte

[1] In der Nähe des heutigen Karmelis, wenige Meilen ſüdöſtlich von Moſul. Mannert V, 140. Die Richtigkeit der Beſchreibung des Curtius bezeugt Kinneir voyage dans l'Asie mineure etc. I, 258.

Bewegungen, aus dieſer, ihnen ſcheinbar ſehr günſtigen Stellung herauszulocken, zog ihnen der König gerade entgegen, ſchlug ein Lager auf, befeſtigte es mit Wall und Graben und ließ ſein Heer daſelbſt vier Tage lang ausruhen. In der Nacht zum fünften Tage brach er nebſt allen Wehrhaften auf (Kranke und Gepäck blieben im Lager) und rückte dreißig Stadien weit vorwärts. Mit dem Anbruche des Tages erreichten ſie die Gipfel einiger Anhöhen, ſie erblickten das perſiſche Heer.

Parmenion rieth jetzt: man ſolle keineswegs ſogleich angreifen, ſondern auskundſchaften ob durch Hinterhalt, Pfähle, Gräben u. dgl. irgendwo Gefahr drohe, und dieſer Rath ward befolgt. Er rieth ferner dem Könige zu einem nächtlichen Ueberfall, aber dieſer antwortete, als Ritter und als Feldherr: er wolle den Sieg nicht ſtehlen, ſondern öffentlich und ohne Hinterliſt gewinnen.

Weil ihm die Gegend unbekannt und die Ueberzahl der Feinde leider zu gewiß war, ſo durfte er Nichts vom Zufall, er mußte Alles von der, nur am Tage wirkſamen Leitung und von der Tapferkeit erwarten, welche keinen Schutz der Nacht bedarf. Darius aber fürchtete einen ſolchen Ueberfall, und ließ deshalb ſein Heer während der Nacht in Schlachtordnung ſtehen, wodurch Ermattung und mit der Ermattung Furcht entſtand. Die Macedonier dagegen ruhten; ja Alexander verfiel in ſo tiefen Schlaf, daß Parmenion ihn endlich wecken mußte und äußerte: er ſchlafe als habe er geſiegt, nicht als ſtehe der größte Kampf noch bevor. Und hätten wir nicht ſchon geſiegt, entgegnete Alexander, da wir den Darius nicht mehr zu ſuchen brauchen, ſondern ihn endlich erreicht haben?

Auf dem linken Flügel der Perſer ſtanden: Baktrier, ſcythiſche Reiter, Daher, Arachoter, perſiſche Fußgänger und Reiter, Suſianer, Kaduſier: in der Mitte griechiſche Söldner, Darius mit ſeinen Verwandten und der Leibwache, nochmals griechiſche Söldner, Inder, Karer, Marder; hinter dieſen als Rückenhalt: Urier, Babylonier, Ery-

thräer, Sitacener; auf dem rechten Flügel Albaner, Sacesſiner, Tapurer, Hyrkaner, Saker, Parthiäer, Meder, Syrer, Armenier, Kappadocier. Vor dem linken Flügel ſtanden hundert, vor dem rechten funfzig Streitwagen, vor dem Mitteltreffen funfzig Streitwagen und funfzehn Elephanten. Seit Xerxes waren ſo viele Völkerſchaften nicht in einem Heere vereint geweſen; daß man aber dennoch den griechiſchen Söldnern am Meiſten vertraute, zeigt ihre Stellung neben Darius. Juſtinus giebt die Stärke des perſiſchen Heeres auf 100,000 Reiter und 400,000 Fußgänger an, Plutarch ſpricht von einer Million, Diodor hat 200,000 Reiter und 800,000 Fußgänger, Arrian 40,000 Reiter und eine Million Fußgänger[1]. Wie ſollte Alexander, dem der letzte Schriftſteller (nach ſo mancher Werbung in Europa und Aſien vielleicht zu gering), nur 7000 Reiter und 40,000 Fußgänger giebt, einer ſolchen Maſſe widerſtehen? Vor Allem war ein gänzliches Umringen und Einſchließen zu befürchten; weshalb Alexander auf den Flügeln der Hauptlinie, welche den Feinden zugekehrt war, rückwärts gebogen beſondere Abtheilungen aufſtellte, und mit dieſen eine zweite Linie in Verbindung brachte, welche der erſten den Rücken zukehrte; ſo daß alſo die Schlachtordnung gewiſſermaßen ein hohles Viereck bildete, und insbeſondere die Phalanx gegen einen Angriff auf ihre hintere ſchwächere Seite, geſichert war.

Die Bewegungen der Perſer ließen vermuthen daß ſie den rechten Flügel der Macedonier, welchen Alexander ſelbſt anführte, umgehen wollten. Hierauf befahl dieſer ſeinem Heere ſchräg rechts hin anzurücken, wodurch der rechte Flügel der Perſer unnütz und dem linken die Seite abgewonnen ward. Auch die Sichelwagen, welche man ſehr fürchtete, verloren ihre Wirkſamkeit: theils durch enges Aneinanderſchließen der Schilde, theils durch Tödten der Führer, oder durch Abhauen der Stränge und durch ge-

1 Alle dieſe Zahlen ſind indeſſen gewiß viel zu hoch.

ſchicktes Oeffnen der Glieder. Bei jenem Rechtsziehen des macedoniſchen Heeres, war aber eine Lücke in der Linie des linken Flügels entſtanden; hier brachen die Perſer durch und drangen bis zum macedoniſchen Lager. Parmenion ſandte Eilboten an Alexander und verlangte um ſo mehr Unterſtützung, da die Gefangenen mit den Feinden gemeinſame Sache machten; der König aber gab zur Antwort: „den Siegern gehört Alles, die Beſiegten müſſen an einen ehrenvollen Tod denken.“ Er ſelbſt hatte unterdeſſen den linken Flügel der Perſer geſchlagen und wollte dem Parmenion zu Hülfe eilen, als er zufällig nochmals an die perſiſche Reiterei gerieth, welche den Rückweg ſuchte. Der neue Kampf war heftig, und ehe der König nun ſeinen linken Flügel erreichte, hatte auch Parmenion, beſonders mit Hülfe der theſſaliſchen Reiter, die Feinde beſiegt. Das perſiſche Lager ward erbeutet, und in demſelben zum zweitenmal ein Wagen und ein Schild des Darius. — Dieſe Schlacht fällt auf den Herbſt des Jahres 331 vor Chriſtus.

Alexander zog nunmehr nach Babylon, brachte große Opfer und ſtellte — jegliche Art der Verehrung der Gottheit achtend, keine verfolgend — den von Xerxes zerſtörten Tempel des Belus wieder her. Er vertheilte große Geldſummen unter das Heer, ordnete die Verwaltung der eroberten Länder und ernannte, mit weiſer Sonderung der Geſchäfte, in jeder Landſchaft einen Statthalter für die bürgerlichen Angelegenheiten, einen Befehlshaber der Kriegsmacht, und einen Aufſeher des Steuerweſens. — In Suſa, welches die Macedonier ſchon nach zwanzig Tagen erreichten, fanden ſie ungeheuere Geldſummen, große Koſtbarkeiten, und (den Hellenen das Erfreulichſte), die von Xerxes erbeuteten ehernen Bildſäulen des Harmodius und Ariſtogeiton, welche Alexander nach Athen zurückſandte.

Ein Theil der Uxier, welcher den Perſern ſchon früher unterworfen war, ergab ſich jetzt freiwillig; der andere in Bergen wohnende, bisher unabhängige Theil, verlangte dagegen von den Macedoniern eben die Abgabe, welche die

Perſer bisher nicht verweigert hätten: Alexander aber umging ihre Päſſe, ſiegte und machte ſie zinsbar. Er fand hierauf die ſogenannten perſiſchen Thore, faſt unerſteigliche, enge Bergpfade beſetzt, und ward Anfangs zurückgetrieben; da zeigten ihm Gefangene (wie einſt Verräther dem Xerxes bei den Thermopylen) einen andern Weg zu noch größeren Anhöhen. Die Perſer wurden geſchlagen, und die Macedonier zogen in Paſargada ein, dem Stamm- und Königsſitze der Perſer.

Nun erſt nannte ſich Alexander mit Recht König von Aſien; erſt mit der Zerſtörung der Königsburg, des Volksheiligthums der Perſer, ſchien der Sieg vollkommen und unzweifelhaft zu ſeyn. Abweichend aber ſind die Nachrichten über das Schickſal dieſes Palaſtes. — Thais, die Athenerinn, ſo erzählen Einige, wünſchte bei einem Gelage daß die Götter ihr, einem ſchwachen Weibe, gewähren möchten an Xerxes für Verbrennung von Athen, durch Verbrennung ſeines Palaſtes eine größere Rache zu nehmen, als bis jetzt allen Feldherrn gelungen ſey; und ſo habe man dann im trunkenen Taumel der Siegesfreude, jedoch unter feierlich angeordneten Geſängen und Aufzügen, das Gebäude angezündet. Nach andern wünſchten die Macedonier dieſe Zerſtörung, als ein Anzeichen der bevorſtehenden nahen Rückkehr. Endlich, nach den genaueſten Berichten, behauptete Parmenion bei einer förmlichen Berathung: es ſey unſchicklich das Seine zu zerſtören, und die Aſiaten würden glauben Alexander wolle nur verwüſtend durchziehen, nicht einen dauernden Beſitz gründen; worauf ihm dieſer aber entgegnete: die Frevel, welche die Perſer in Hellas, beſonders an den Heiligthümern der Götter verübt hätten, müſſe er wenigſtens an dem Palaſte des Königs rächen[1]. Auch mochte der Umſtand, daß man hier

1 Vielleicht gedachte man an das, was Aeſchylos in den Perſern ſagt:

Sie ſcheuten nicht in Hellas Götterbilder frech
Zu plündern, Göttertempel zu verbrennen. Ja,

viele Hundert gefangene Griechen fand, welche die Perſer grauſam verſtümmelt, und ihnen Füße, Hände, Naſe oder Ohren abgeſchnitten hatten, zu einer ſtrengeren Vergeltung auffordern. Daß aber die Zerſtörung nicht vollſtändig geweſen ſey, bezeugen ſowol die Schriftſteller als auch die Ueberbleibſel, welche nach mehr denn 2000 Jahren noch vorhanden ſind[1]. Wir müſſen Alexanders Verfahren, trotz jenes religiöſen Vorwandes, mißbilligen; aber die zu ſtrengen Tadler, welche vor der Barbarei jener alten Zeiten zurückſchaudern, erinnern wir beiſpielsweiſe an die Verwüſtung im Schloſſe zu Hubertusburg, für die Verwüſtungen im Schloſſe zu Charlottenburg; wir ſtellen Alexander den heidniſchen Heros, welcher um ſeine Götter zu rächen den Theil eines Palaſtes anzündete, Ludwig dem vierzehnten dem chriſtlichen Könige gegenüber, welcher alle Städte und Dörfer eines ganzen Landes, ohne eine ſolche Veranlaſſung niederbrennen ließ.

Altäre ſind verſchollen, ew'ger Götter Sitz
Ruchlos von Grund aus umgeſtürzt und umgewühlt.
Drum müſſen Gleiches, die ſo übel thaten, jetzt
Erwarten und erdulden: noch iſt nicht ihr Kelch erſchöpft;
Es bleibt noch eine Neige bittrer Schuld.

1 Laut Diodor XVII, 70 überließ man Perſepolis (mit Ausnahme der Königsburg) den Macedoniern zur Plünderung. Sie tödteten die Männer, verkauften die Weiber als Sklavinnen, und geriethen aus Habgier in blutigen Streit.

Dreiunddreissigste Vorlesung.

Von der Schlacht bei Arbela, bis auf den Tod Alexanders.

Darius war nach der Schlacht bei Gaugamela gen Ekbatana in Medien geflohen, verließ aber dieſe Stadt bei der Annäherung Alexanders und kam glücklich durch die kaspiſchen Thore, ehe ihn die raſch verfolgenden Feinde einholen und die, ſich ihnen widerſetzenden Paraitaker, beſiegen konnten. Aber ſein Unglück erzeugte ihm neue Feinde und Viele meinten, es biete nicht blos Gelegenheit, ſondern ſogar genügenden Vorwand zum Abfall. Beſſus, der Statthalter Baktriens, ließ im Einverſtändniſſe mit Nabarzanes und Barſaentes, den König gefangen nehmen; entſchloſſen, die höchſte Gewalt mit den Waffen zu behaupten, oder, im Fall Alexander umkehre und ihn hart bedränge, durch Auslieferung des Darius für ſich günſtige Bedingungen zu gewinnen. Nur Artabazus und die griechiſchen Hülfsvölker blieben dem Könige treu, verließen, als ſie den Frevel nicht hindern konnten, jene Ungerechten und zogen ſich in die Berge zurück. In Eilmärſchen folgend, legte Alexander binnen eilf Tagen etwa zweiundachtzig Meilen zurück, und gelangte endlich an einen Ort, wo Tags zuvor Beſſus mit dem gefangenen Könige gelagert hatte. Zwei Wege ſtanden den Macedoniern offen: ein längerer,

der durch fruchtbare Gegenden, ein kürzerer, der durch waſſerloſe Wüſten führte; dieſen wählte Alexander in Begleitung von 500 Auserleſenen, jenen ſchlug das übrige Heer ein. Solchen Durſt aber mußten die erſten unterwegs erleiden, daß ſie faſt verſchmachteten, und ein wenig trübes Waſſer, welches ein Soldat dem Könige in ſeinem Helme überreichte, für ein köſtliches Geſchenk galt. Den allgemeinen Mangel wollte indeſſen Alexander mit Allen gleich ertragen; er goß das Waſſer aus und erhöhte dadurch in Jedem die Anhänglichkeit und den Muth.

Endlich, mit dem Anbruche des Tages, erblickte man die ungeordneten Feinde, ſie gedachten nicht des Widerſtandes, ſondern der Flucht; aber auch in dieſer ſahen Barſaentes und Nabarzanes keine genügende Sicherheit mehr, ſie verwundeten den unglücklichen Darius tödtlich, und hofften nun ſich leichter zu verbergen. Ein gewiſſer Polyſtratus reichte dem Könige Waſſer zur Erquickung, und dieſer klagte ſterbend: es ſey ſein größtes Unglück daß er nur Wohlthaten empfangen müſſe, ſie aber nicht erweiſen könne; Alexander möge ihn dafür belohnen. Als dieſer herzukam, war Darius ſchon geſtorben[1]; er bedeckte ihn mit ſeinem Mantel und ſandte den Leichnam nach Perſepolis, um in den königlichen Gräbern beigeſetzt zu werden. Nicht dieſes Verfahren Alexanders ſcheint uns großen Lobes würdig, denn das Gegentheil wäre bloße Barbarei geweſen; wohl aber bewies er dadurch richtigen und hohen Sinn, daß er diejenigen ehrte welche dem Darius treu geblieben waren, und auch Perſern bedeutende Aemter anvertraute.

Um dieſe Zeit hielten viele Soldaten den Krieg für beendigt, und kehrten in ihre Heimat zurück; die Bleibenden empfingen dagegen große Geſchenke um ſie weiteren Unternehmungen geneigt zu machen. Hierauf wurden zunächſt die Hyrkaner und Tapurer beſiegt, welche in der

1 330 vor Chriſtus.

Gegend des kaſpiſchen Meeres wohnten; ſie gaben, als Alexander mit den härteſten Strafen drohte, erſchreckt den in ihre Hände gefallenen Bucephalus wieder zurück. — Funfzehnhundert griechiſche Söldner mußten ſich dem Könige in derſelben Gegend auf Gnade und Ungnade unterwerfen, weil er mit Leuten, welche gegen den Schluß der Hellenen für die Barbaren gefochten hatten, keinen Vergleich eingehen wollte; doch erhielten ſie ſpäter Verzeihung und wurden in dem Heere vertheilt. Hierauf zog man in das unzugängliche Bergland der armen, aber kriegeriſchen Marder: ſie wurden, weil ſie an keinen Angriff der Macedonier geglaubt hatten, überraſcht, beſiegt, und ihnen Statthalter vorgeſetzt. Vierzehn Tage verweilte Alexander in Zadrakarta, der Hauptſtadt Hyrkaniens, damit das Heer ſich erholen und den Göttern große Opfer und Spiele bringen könne; dann zog er zu den Parthiern, den Ariern, und als die Botſchaft eintraf Beſſus maße ſich die Herrſchaft an und nenne ſich Artaxerxes, ſchleunigſt gen **Baktra**. Satibarzanes, welcher, dieſen Augenblick benutzend, die Arier zum Abfall bewegte, ward ohne Mühe von dem herbeieilenden Könige in die Flucht getrieben, und der, von den Indern ſpäter ausgelieferte Barſaentes, als Mörder ſeines Herrn und Königs hingerichtet.

Um dieſelbe Zeit entſtand aber auch für Alexandern zum erſtenmale eine ernſtliche Gefahr, durch Verrath umzukommen. **Philotas**, der Sohn Parmenions, von Natur ſtolz und hochfahrend, hatte in Damaskus eine Griechinn Antigone erbeutet, und in ihrer Gegenwart ſeine und ſeines Vaters Thaten erhoben, die des Alexander dagegen herabgeſetzt und ihn einen unerfahrenen jungen Menſchen genannt. Antigone erzählte dies einem Bekannten, der Bekannte an Kraterus, Kraterus zur Zeit des Aufenthalts in Aegypten, an den König. Dieſer aber ſchwieg, der Treue Parmenions vertrauend und mehr Beweiſe erwartend. Jetzt nun ſchienen ſich ſolche Beweiſe zu finden: Dimnos nämlich machte einen Anſchlag auf das Leben

Alexanders, konnte jedoch ſeinen Geliebten Nikomachos nicht für den Plan gewinnen; ja Kebalinos, des letzten Bruder, eilte vom Geheimniſſe unterrichtet, zum Zelte des Königs und verlangte ihn wegen hochwichtiger Dinge zu ſprechen. Mehrere Male wies ihn hier Philotas ganz zurück, dann hörte er ihn zwar, gab aber dem Könige keine Nachricht von der Verſchwörung; worüber dieſer, als ihm von anderen Seiten her die Kunde zukam, natürlich ſehr zürnte, und (auf die Verſicherung Vieler, daß ein ſolcher Plan gewiß nicht ohne die Theilnahme hochangeſehener Perſonen entworfen ſey) befahl, daß Philotas vor den Macedoniern angeklagt werde. Er vertheidigte ſich nachdrücklich, allein ſeine Ankläger bewieſen, daß er von Unternehmungen gegen Alexander wirklich gewußt und geſchwiegen habe; nach ſo geführtem Beweiſe ward er von den Macedoniern erſchoſſen. Einige behaupten, auf den Grund genügender Anzeigen ſey gleichmäßig über Parmenion das Verdammungsurtheil ausgeſprochen worden, nach Anderen ſcheint man dagegen deſſen Theilnahme nur vermuthet zu haben. Auf jeden Fall blieb ſein Anſehen und ſeine Größe nach dem Tode des Philotas, Alexandern ſo verdächtig, daß er ſich entſchloß, auch ihn tödten zu laſſen. Dadurch ſorgte er indeſſen mehr für ſeine Sicherheit und ſein Anſehen, als für ſeinen Ruhm. Denn wenn wir auch ohne vollen Beweis annehmen, daß das Verfahren eben ſo gerecht als klug geweſen ſey; ſo fehlt ihm doch immer der Charakter der Großmuth und Dankbarkeit, und von Alexander müſſen wir niemals das blos Gewöhnliche verlangen. Außerdem konnte wol die Gefahr größerer Meutereien nicht bedeutend ſeyn, da der König alle Unzufriedenen, anſtatt ſie zu trennen, in eine Abtheilung, ſey es zur Schande oder zu leichterer Aufſicht, zuſammenſtellen durfte. Darin erkennt man jedoch Alexandern wieder, daß er nicht allein den Amyntas frei ſprach, welcher mit ſeinen Brüdern wegen der Freundſchaft für Philotas angeklagt ward, ſondern auch das unbillige Geſetz ganz auf-

hob, welches die Verwandten ſtrafbarer Verräther verdammte. Die Hetairen (der ſchönſte und tapferſte Theil der Reiterei) erhielten von jetzt an zwei Befehlshaber, Hephäſtion und Klitus, damit deren Macht getheilt und nie gefährlich werde; Ptolemäus, der Sohn des Lagus, trat in die Reihe der Leibwächter.

Den Ariaspen, zu welchen ſich Alexander jetzt wandte, ließ er nicht allein die Freiheit, ſondern ſchenkte ihnen noch Land dazu, weil ſie geſittet und nicht wie Barbaren lebten. Die Dranger, Gedroſer, Arachoter und alle Nachbaren der Inder wurden, jedoch nicht ohne Mühe, unterworfen; denn der Zug führte in ſtrenger Jahreszeit über hohe beſchneite Bergrücken. Um dieſelbe Zeit war Satibarzanes wiederholt mit 2000 Reitern in das Land der Arier eingefallen, erlitt aber von der, zum Schutze zurückgelaſſenen Abtheilung des Heeres, eine Niederlage und ward getödtet.

Die Nachricht dagegen, Beſſus habe das Land verwüſtet und ſich dann über den Oxus zurückgezogen, erſchien dem Könige ſo wichtig, daß er ſich nördlich wandte und trotz aller Hinderniſſe, auf einer Brücke von zugenähten, mit trockenem Geſtrüpp angefüllten Häuten, über den ſehr großen und reißenden Strom ſetzte. Erſchreckt erboten ſich jetzt Spithamenes und Datafernes, den Beſſus auszuliefern, und Ptolemäus ward zur Vollführung dieſes Plans mit einem Theile des Heeres in höchſter Eil vorausgeſandt. Obgleich er fand daß es jenen mit ihrem Anerbieten keinesweges Ernſt geweſen ſey, gelang es ihm den Beſſus in einem Dorfe einzuſchließen und die Bewohner zur Gefangennehmung deſſelben zu bewegen. Nackt und gefeſſelt ward er am Wege hingeſtellt, wo Alexander und das Heer vorüberzogen. Der König fragte ihn: warum er ſeinen Herrn, ſeinen Verwandten, ſeinen Wohlthäter verrathen habe? und Beſſus antwortete: er und ſeine Genoſſen hätten es gethan, damit ſie ſich retten und bei Alexander in Gunſt ſetzen möchten. Auf deſſen Befehl ward er aber

dem Bruder und den Verwandten des Darius übergeben, welche ihn unter grauſamen Martern hinrichteten.

Die Macedonier erſetzten in dieſen Gegenden den Verluſt, welchen ihre Reiterei an Pferden erlitten hatte, und gelangten dann nach Marakanda in Sogdiana; hierauf, jedoch nicht ohne heftige Gefechte in denen ſelbſt der König verwundet ward, zum Jaxartes. Den Plan über dieſen Strom zu gehen, mußte man aber aufſchieben, weil Nachrichten von der Empörung mehrerer, beſonders baktriſcher Städte einliefen. Leicht wurden dieſe Städte genommen, die Männer getödtet, Weiber und Kinder gefangen: nur Kyropolis, die größte unter ihnen, widerſtand länger, mußte ſich endlich aber auch ergeben, nachdem man durch das trockene Flußbett heimlich einen Eingang gefunden und von Innen die Thore geöffnet hatte. Auch hier ward Alexander verwundet, gegen 8000 der Bewohner kamen ums Leben.

Die Scythen (welche jenſeits des Jaxartes wohnten) und Alexander, hatten ſich wechſelſeitig des Kundſchaftens halber Geſandte zugeſchickt; jene hielten ſich indeſſen durch den Strom für hinreichend geſichert, und verſpotteten übermüthig die Macedonier. So begierig war der König ſie dafür zu ſtrafen, daß er ſich durch ungünſtige Opferzeichen nur kurze Zeit zurückhalten ließ; dann ging er ungeduldig auf eben die Weiſe über den Jaxartes, wie er über den Oxus gegangen war. Er ſchlug die Scythen; von weiterem Verfolgen rettete ſie indeſſen eine ſchwere Krankheit, welche ſich der König durch Trinken ſchlechten Waſſers zugezogen hatte. Ueberdies belagerte Spithamenes die Macedonier dergeſtalt in Marakanda, daß Alexander Hülfsmannſchaft dahin ſenden mußte. Uebereilt verfolgte dieſe den Spithamenes, welcher ſich bereits zurückgezogen hatte, und ward nun von ihm und den Scythen umringt. Bei dieſer kriegeriſchen Wendung der Sachen wollte Pharnuchos die Befehlshaberſtelle niederlegen, weil ſie ihm, einem beider Sprachen Kundigen, mehr als Unterhändler, denn

als Feldherrn anvertrauet worden; wogegen Menedemos und die übrigen Häuptlinge, welche den Ausgang fürchteten, den Oberbefehl ihrerſeits unter dem Vorwande ablehnten, ſie dürften nicht gegen Alexanders Beſtimmung handeln. Dadurch entſtand Unordnung, und die Macedonier wurden Alle, entweder erſchlagen oder gefangen. Sobald Alexander dieſe böſen Nachrichten erhalten hatte, durchzog er mit einer Abtheilung des Heeres binnen drei Tagen ſiebenunddreißig Meilen, und verfolgte Spithamenes bis zum Fluſſe Polytimetus[1]; dann wandte er ſich nach Baktra und Zariaspa.

Um dieſe Zeit wurden des Königs Thaten von Einigen, bei einem Gaſtmahle, über die Thaten des Kaſtor und Pollux und über die des Herkules erhoben; Behauptungen, denen der Geſchichtſchreiber allerdings beitreten muß, ſobald er von jenen den alten religiöſen Glanz hinwegnimmt. Klitus widerſprach, und als man jetzt Alexandern höherſetzte als Philippos, ward er noch heftiger und erhob den Vater weit über den Sohn. Der König zürnte darüber und Klitus ward, wahrſcheinlich um böſern Auftritten vorzubeugen, von ſeinen Freunden entfernt. Thöricht aber kehrte er in der Trunkenheit zurück und rief aus: „dieſe Hand hat dich Alexander am Granikus gerettet!“ Da ſprang der König, ebenfalls vom Weine erhitzt, auf; vergeblich hielten ihn Einige, Gewaltthaten fürchtend, zurück, er rief nach den Wächtern und klagte laut: es gehe ihm wie Darius mit Beſſus, kaum bleibe ihm der Name eines Königs. Mit Gewalt ſich losreißend, ergriff er ein Schwert und tödtete den Klitus! Kaum aber kehrte die Beſinnung zurück, ſo ward ſein Schmerz unermeßlich; drei Tage lang enthielt er ſich aller Nahrung, und ſagte: nach des Freundes Ermordung könne er nicht länger leben. Erſt als man ihn ernſtlich an ſeine Herrſcherpflichten erinnerte, und als Anaxarch ihm zu beweiſen ſuchte: ohne höhere

[1] Nach Ritter II, 575, iſt der Polytimetus der heutige Sogdfluß.

Fügung habe ſich, ſowie überhaupt Nichts, ſo auch dieſer Unfall, nicht ereignen können, ward er allmälig beruhigt. Wir ſind weit entfernt das ſtrenge Urtheil, welches Alexander für dieſe verdammliche That gegen ſich ſelbſt ausſprach, zu mildern[1]; müſſen aber bemerken, daß auch der ruhige Darius den Athener Charidemos hinrichten ließ, weil er ihm vor der Schlacht bei Iſſus einen unangenehmen zur Selbſterkenntniß führenden Rath gab; wir dürfen nicht überſehen, daß zwiſchen einer ſolchen Uebereilung und beſonnener Tyrannei noch ein himmelweiter Unterſchied iſt. Andererſeits darf das Betragen des Klitus gegen einen urſprünglich und verfaſſungsmäßig beſchränkten König, nicht nach heutigem Hofgebrauche abgeſchätzt werden; und endlich möchten ſich die alten Griechen und Römer ſehr wundern, wenn die, welche heut zu Tage Alexandern ſo bitter für die faſt bewußtloſe Tödtung des ihn ſchwer reizenden Freundes verdammen, es oft als Ehrenpflicht aufſtellen, wegen noch geringerer Beleidigungen einen Freund mit kalter Beſonnenheit im Zweikampfe umzubringen.

Wenn es den macedoniſchen Großen ſchwer fiel, ſich im Umgange mit dem König von ſklaviſcher Unterwürfigkeit und demokratiſcher Aumaßung gleich fern zu halten; ſo ſcheinen ſie bei wachſender Macht und wachſenden Anſprüchen, noch weniger untereinander immer einig geweſen zu ſeyn. Beſonders geriethen Hephäſtion und Kraterus mehrere Male in Zwiſt; und zwar nicht minder zum Nachtheil der Geſchäfte, als zum Verdruſſe Alexanders, ihres gemeinſamen Freundes, welcher jenen den Freund Alexanders, dieſen den Freund des Königs nannte. Oft ſöhnte er ſie aus, immer entſtand neuer Hader: da ſchwur er endlich, Niemanden liebe er inniger als ſie, aber den Urheber eines neuen Streits werde er tödten laſſen. Hierauf vertrugen ſich beide.

Auch unter den Philoſophen die den König beglei-

1 Cic. Tuscul. IV, 37.

teten, zeigte ſich Parteiung. Anaxarch war ſo ſehr Höfling daß er oft ſeiner Würde vergaß, und Kalliſthenes, ein Schüler des Ariſtoteles (welcher Anfangs die Meinung der Abſtammung des Königs vom Jupiter Ammon hatte vertheidigen helfen), ward, als er ſeinen Einfluß verlor, der Vertheidiger ſtrenger Sitten und freibürgerlicher Anſichten. Eitelkeit ließ ihn glauben, Alexanders Ruhm rege le und richte ſich nach ſeinem Urtheile, und er allein könne ihn auf die Nachwelt bringen. So ging das Gute, was er in der That hätte ſtiften können, durch ſein ungeſchicktes eckiges Benehmen verloren, und die bittere Art ſeine Meinungen darzulegen, war keineswegs geeignet auf einen Welteroberer irgend vortheilhaften Eindruck zu machen. Bei einem Streite über das Klima eines Ortes, behauptete Kalliſthenes zuletzt: es müſſe unbezweifelt in Hellas wärmer geweſen ſeyn, weil dem Anaxarch dort ein Mantel genügt habe, hier dagegen auf keine Weiſe genüge. Beleidigt verband ſich jetzt Anaxarch mit den übrigen Sophiſten gegen Kalliſthenes, der ſchon früher zu Philotas geſagt haben ſollte: Niemand werde mehr geehrt als ein Tyrannenmörder. Hat Kalliſthenes wirklich damit zu Alexanders Mord anreizen wollen, ſo lag bei ihm wol die täuſchende, ungeſchichtliche Hoffnung zum Grunde, als könne unter Alexanders Nachfolgern alte helleniſche Freiheit neu aufblühen.

Einſt hielt er eine Lobrede auf die Macedonier, und Alexander bemerkte: dies ſey kein ſchweres Unternehmen, er möge das Gegentheil verſuchen. Kalliſthenes that es, und leitete die macedoniſche Größe von dem Zwiſte und dem Verrathe der Griechen, ſowie von den unedeln Mitteln welche Philippos anwandte, auf eine ſo bittere Weiſe ab, daß der König es übel nahm. Lebhafter ward der Zwiſt als Anaxarch, weil es ſich in Aſien ſo gebühre, den Vorſchlag machte, die morgenländiſche Kniebeugung einzuführen. Kalliſthenes widerſprach: „wolle man göttliches und menſchliches Recht vermiſchen? wolle man auch Helle-

nen dieſer Demüthigung unterwerfen? auch Macedonier? oder nur die Morgenländer, und wie dieſe von jenen ſondern? Die helleniſche Sitte ſtehe höher als jede barbariſche, und der ganze Zug ſey ja nur unternommen um helleniſche Herrſchaft und Sitte zu verbreiten. Den perſiſchen Königen habe die Kniebeugung Nichts geholfen, weder dem Cyrus und Darius Hyſtaspes gegen die Scythen, noch dem Xerxes gegen die Hellenen; wohl aber habe Alexander den Darius beſiegt, ehe Jemand vor ihm niedergefallen ſey." Der König befahl: es ſolle in Hinſicht auf Macedonier und Hellenen von der Kniebeugung nicht mehr die Rede ſeyn, worüber Alle ſehr erfreut waren; die Perſer dagegen blieben ihrer alten Sitte getreu. Nach einer andern Erzählung, reichte Alexander einſt beim Gaſtmahle der Reihe nach den Becher herum, der Empfangende beugte das Knie, trank und ward dann vom Könige geküßt. Kalliſthenes nun ſoll das Knie nicht gebeugt, und der König, welcher darauf aufmerkſam gemacht ward, ihn nicht geküßt, jener aber endlich ſpöttelnd geſagt haben: „ſo gehe ich denn um einen Kuß ärmer hinweg!"

Hieran reihte ſich bald nachher ein wichtigeres Ereigniß. Schon Philippos hatte die Sitte eingeführt, daß Söhne vornehmer Macedonier an den Hof genommen, unterrichtet, und gleichſam als Edelknaben des Königs erzogen wurden; wodurch dieſer ſich nicht allein gegen die Anſchläge der Väter ſicherte, ſondern auch eine tüchtige Pflanzſchule von Kriegern und Staatsbeamten bildete. Einer derſelben, Hermolaos, erſchoß aus Uebereilung oder Anmaßung, vor Alexander auf der Jagd ein Schwein, und ward dafür beſtraft. Rachſüchtig zettelte er jetzt mit ſeinen Genoſſen eine Verſchwörung an, und ſchon war die Nacht beſtimmt, in welcher ſie, — die Wächter des Königs — ihn ermorden wollten. An dem Abende vor dieſer Nacht ging Alexander aus einer Geſellſchaft nach Hauſe, begegnete aber einer Syrerinn, die ihn auf ſeinen Zügen begleitete und die er früher verlacht hatte, jetzt aber ehrte,

weil viele ihrer Weiſſagungen eingetroffen waren. Sie rieth ihm in die Geſellſchaft zurückzukehren, und er befolgte ihren Rath als einen Wink der Gottheit. Dadurch ward jener Anſchlag vereitelt; denn am andern Tage erhielt Alexander davon Nachricht, und alle Theilnehmer wurden gefangen genommen. Hermolaos vertheidigte ſein Unternehmen damit: daß nach dem Tode des Philotas, Parmenion und Klitus, nach Begünſtigung aſiatiſcher Sitten, kein freier Menſch mehr unter Alexander leben könne; aber die Macedonier beſtraften den verſuchten Königsmord durch die Steinigung. Auch gegen Kalliſthenes entſtand dringender Verdacht der Theilnahme: zuförderſt, ſeiner zweideutigen Reden und ſeiner Freundſchaft für Hermolaos halber; dann weil es überhaupt zweifelhaft erſchien, daß die Jünglinge den Plan ganz ohne Zuziehung oder Anreizung von erwachſenen Perſonen ſollten entworfen haben. Ob nun gleich volle Beweiſe jenes Verdachts fehlten, ward Kalliſthenes dennoch, entweder auf den Grund eines durch die Folter erpreßten Bekenntniſſes gekreuzigt, oder im Gefängniß gehalten bis er bald nachher ſtarb. Plutarchs Vermuthung, Ariſtoteles habe von den Unternehmungen ſeines Schülers gegen den König gewußt, iſt unbegründet[1].

Anerbietungen der Scythen, daß ſich Alexander und ſeine Feldherrn mit ihrem Königshauſe verſchwägern ſollten, Anerbietungen der Choraſmier, die Macedonier zum Pontus zu führen, wurden um dieſe Zeit höflich zurückgewieſen. Ein Feldzug weiter gegen Norden oder Nordoſten erſchien unräthlich: denn jenſeit des Jaxartes ſteigen die Gebirge gewaltig auf, und in der Höhe liegen kalte, wüſte Flächen, wo ſich ſelbſt Karavanen nur mit Mühe durchhelfen können. Erſt nach monatlangem Wandern[2] kommt

1 Diog. Ariſtot. Kap. 6, läßt den Kalliſthenes im Käfig umherführen und dann einem Löwen vorwerfen; er weiß nichts von der Theilnahme des Ariſtoteles, und ſagt nur Kap. 8, Alexander habe ihm die Empfehlung des Kalliſthenes übel genommen.

2 Ritter I, 513.

man wieder zu fruchtbaren, bevölkerten Gegenden im äußerſten Oſten. Ferner hielt man damals irrig das kaspiſche Meer bald für den Pontus, bald für einen Buſen des Nordmeers; man hielt den Jaxartes für den Tanais, und den Paropamiſus für den Kaukaſus: — Irrthümer, welche mehr als ein Jahrtauſend hindurch, die richtigen Nachrichten Herodots verdrängten. Dies gänzliche Verſchwinden von ſo merkwürdigen, einſt vorhandenen geographiſchen Kenntniſſen mag uns hier nur daran erinnern: wie wenig wir die Umſchiffung Afrikas durch die Phönicier, welche Herodot ſo genau erzählt, deshalb läugnen dürfen, weil ſie nachher vergeſſen worden iſt.

Noch immer fand der König in dieſen Gegenden an Spithamenes einen ſo klugen als thätigen Gegner; aber freilich kam deſſen Wirkſamkeit zu ſpät, und konnte eine ſchon ganz gebrochene Macht nicht wieder herſtellen[1]. Während Alexander den Aufſtand einiger Städte am Oxus in Sogdiana dämpfte, eilte jener an der Spitze vieler Maſſageten gen Baktra und machte große Beute, ward dann zurückgetrieben, ſiegte durch raſchen Ueberfall noch vollſtändiger, und würde ungeachtet der neuen, von Kraterus und Könus erfochtenen Vortheile, den Macedoniern noch manche Unruhe erregt haben, wenn ihn die Scythen nicht aus Furcht vor dem Könige getödtet, und dieſem ſein Haupt überſandt hätten.

Von dem Zuge gegen Spithamenes zurückkehrend, vereinten ſich Könus und Kraterus mit Alexander bei Nautaka und man begann die Belagerung einer Felſenburg in Sogdiana, welche dem Oxyartes gehörte. So ſteil und unzugänglich war dieſe Bergfeſte, ſo reich mit Lebensmitteln und Waſſer verſehen, daß ſich nicht allein ſehr Viele dahin geflüchtet hatten, ſondern Oxyartes, auf das Erbieten Alexanders ihnen freien Abzug zu geſtatten, höhnend

[1] Ein Alexandrien ward angelegt in der Gegend des heutigen Cojend. Ritter II, 537.

antworten konnte: „er möge erſt geflügelte Soldaten zur Einnahme herbeiſchaffen.“ Der König ſetzte jetzt große Belohnungen auf die Erſteigung; und in der Nacht gelang es dreihundert Mannen, mit Hülfe von Nägeln welche ſie in den Felſen befeſtigten, unbemerkt die Spitze von der ſteilſten Seite zu erklimmen: dreißig von ihnen ſtürzten jedoch hinab und ſo tief in den Schnee, daß ſie nicht einmal aufzufinden waren. Am andern Morgen ließ Alexander die Burg zur Uebergabe auffordern, denn die geflügelten Soldaten hätten ſich ſchon gefunden. Oxyartes ſah erſchreckt die von der macedoniſchen Mannſchaft mit leinenen Tüchern auf der Höhe gegebenen Zeichen, und ergab ſich mit den Seinen; Alexander aber nahm ihn nicht allein freundlich auf, ſondern gewann auch deſſen Tochter Roxane ſo lieb, daß er ſie mit ihrer freien Beiſtimmung heirathete. Durch Vermittelung des Oxyartes kam noch ein anderes unzugängliches, von Waſſer umfloſſenes Bergſchloß, in Alexanders Gewalt, und dieſer ehrte den Beſitzer Chorienes, weil er ſich mehr aus Achtung vor dem Glücke und der Tugend des Königs, als aus Noth ergeben hatte.

Bei dem Siegeszuge über den Paropamiſus[1] zu den Paraitakern, Aſſakenern, Aspaſiern und Guraiern, wurden nicht allein Ptolemäus und Leonnatus, ſondern auch Alexander in Gefechten verwundet; welches den Zorn der Macedonier erweckte und die gewaltſame Einnahme mehrerer Städte nach ſich zog. Hiedurch erſchreckt, ſandten faſt alle indiſche Fürſten dieſſeits des Indus, der erhaltenen Weiſung gemäß, Geſchenke an Alexander; nur Aſtes widerſtand in Peukelaotis, bis Hephäſtion nach dreißig Tagen ſeine Stadt eroberte und ihn tödtete. Auch Ptolemäus erlegte

1 Der Paropamiſus hat zwar an ſich keine bedeutende Höhe, aber die ſteilen Klippenzüge und kalten Bergwüſten mußten doch wol vermieden oder ſüdlich umgangen werden. Der Strich von Herat, Gasna, Kandahar, Kabul mit Oaſen und Waſſerſtätten, iſt der Weg faſt aller Eroberer geweſen; nördlich hindern Gebirge, noch ſüdlicher furchtbare Wüſten. Ritter II, 9—25, 495.

in einem Gefechte einen indiſchen Fürſten und nahm die Stadt Arigäum nebſt der umliegenden Gegend in Beſitz. Den heftigſten Widerſtand endlich fand Alexander vor Maſſaga. Ein dreimaliger Angriff ward abgeſchlagen, die zur Mauer gelegte Sturmbrücke ſtürzte ein, und erſt als der Anführer der indiſchen Soldaten getödtet war, kam ein Vergleich zu Stande, vermöge deſſen jene Soldaten in Alexanders Heere dienen ſollten. Sie verſuchten aber zu entfliehen, wurden eingeſchloſſen, niedergehauen und Maſſaga nun mit Gewalt erobert. Hiedurch geſchreckt flohen die Einwohner der benachbarten Städte Ora und Bazira nach Aornos, einem Felſen von ungeheurer Höhe, der aber mit Quellen und fruchtbarem Ackerlande reichlich verſehen war, und zu dem nur ein einziger, ſchmaler, künſtlicher Weg führte. Schon durch dieſe Schwierigkeit ward Alexander angeſpornt die Eroberung zu verſuchen, noch weit mehr aber durch die Sage: daß Herkules nicht im Stande geweſen ſey, dieſe Bergfeſte einzunehmen. Beim Anblicke der großen Belagerungsanſtalten verloren die Inder ſo ſchnell den Muth, daß ſie ihre ganze Hoffnung darin ſetzten, während der Unterhandlungen wegen der Uebergabe, unbemerkt zu entfliehen: Alexander aber nahte mit wachſamer Vorſicht, tödtete Viele in dem entſtehenden Gefechte, und gewann Aornos.

Entſchloſſen über den Indus zu gehen, ſandte der König den Hephäſtion und Perdikkas voraus, um eine Brücke zu bauen; und ſo groß war in dieſem Augenblicke noch der Eifer für die Unternehmung, daß er zuerſt ſeine und ſeiner Freunde, dann ſogar des Heeres Gepäck und überflüſſige Beute verbrennen durfte, daß er einen zur Beſatzung eines Orts angewieſenen, dem Zurückbleiben ungeziemend widerſprechenden Hauptmann hart beſtrafen mußte. Manche ſahen ein, wie ſchwer ein reiches Heer tapfer, ein unbewegliches ſiegreich ſeyn könne; Andere hofften bald mehr wieder zu gewinnen, als ſie verloren hatten. Die Macedonier erreichten Nyſa, welches, zu Folge einer Sage,

Dionyſos gebaut und nach ſeiner Amme benannt haben ſollte; ſie waren ſtolz, nunmehr noch weiter vorzudringen, als ſelbſt der Gott vermochte.

Alexander verlangte daß die Stadt dreihundert Reiter ſtelle und hundert Männer aus dem dreihundert ſtarken Rathe als Geißeln überliefere. Wir wollen, entgegnete Akuphis, welcher an der Spitze der Geſandtſchaft ſtand, dir lieber die doppelte Zahl ſchlechter Männer ſenden; denn wie ſoll die Stadt nach dem Verluſte von hundert ihrer trefflichſten Mitbürger noch tüchtig regiert werden? Hierauf erließ der König dieſe zweite Forderung.

Das Heer ſetzte jetzt nördlich von Attok über den Indus und betrat das Land der ſpätern Seiks, der Maratten, der Kriegerkaſte; es erreichte die große Stadt Taxila. Der König Taxiles brachte anſehnliche Geſchenke, dabei bemerkend: es gebühre dem Größern, Wohlthaten zu erzeigen, dem Geringern Wohlthaten zu empfangen: worauf ihn Alexander auch ſo überreichlich belohnte, daß manche Macedonier darin weder Großmuth noch Klugheit erblicken wollten, ſondern zum Neide aufgeregt wurden. Einige Beherrſcher des benachbarten Landes verſuchten jetzt ihr Glück in einzelnen Gefechten, Andere dagegen ſchickten Geſandtſchaften, um ihre Unterwürfigkeit zu bezeugen; Alexander ſelbſt ließ die zurückgebliebenen Schiffe auseinander nehmen, und auf Wagen vom Indus zum Hydaspes (Dſchilum) bringen[1].

Hier fand er aber erheblichen Widerſtand, denn Porus, der König der Inder, deckte mit einem großen Heere das jenſeitige Ufer, und ein gewaltſamer Uebergang erſchien durch die Größe des reißenden Stromes, die Zahl der Feinde, und die Furcht der Pferde vor den Elephanten, mit den äußerſten Gefahren verknüpft. Auch erklärte Alexander: er wolle den Winter abwarten, und den Abfluß

1 Elphingſtone Reiſe nach Kabul I, 34. Ich benenne die Ströme nach Ritters Erdbeſchreibung.

der jetzt angeſchwollenen Gewäſſer; heimlich aber bereitete er Jegliches zu baldigen Verſuchen. Zuförderſt änderten die Macedonier mehrere Male ihr Lager und ihre Stellung, und erhoben in der Nacht oft Schlachtgeſchrei, weshalb Porus anfänglich ſein Heer ausrücken und nachfolgen ließ, ſich aber bald überzeugte, daß es ihm unmöglich ſey Alles zu decken. Er begnügte ſich überall Kundſchafter aufzuſtellen, damit er ſogleich von jedem erheblichen Unternehmen Nachricht erhalte. Etwa hundert und funfzig Stadien vom macedoniſchen Lager[1] machte der Strom eine große Krümmung, in deren Mitte eine unbewohnte, gleich den Ufern dicht mit Bäumen bewachſene Inſel lag. Von dieſer Stelle aus, welche jedes Unternehmen verbarg, beſchloß Alexander über den Hydaſpes zu gehen; Kraterus aber, der mit einem Theile des Heeres im Lager blieb, ſollte den Porus gleichzeitig bedrohen, oder (wenn dieſer mit ſeiner ganzen Macht gegen Alexander zöge) wirklich verſuchen das andere Ufer zu gewinnen und jenem in den Rücken zu kommen. Eine finſtere Nacht, Platzregen und Gewitter, deckten Alexanders Zug, und ſchon war er der Inſel vorbeigeſegelt, als es die Kundſchafter des Porus erſt gewahrten. Man landete mit Anbruch des Tages. Zu ihrem großen Schrecken bemerkten aber gleich nachher die Macedonier, daß ſie noch nicht das jenſeitige Ufer, ſondern erſt eine zweite, ſich lang hinſtreckende Inſel betreten hatten, welche durch einen ſchmalen Arm des Stromes vom feſten Lande getrennt war. Schiffe hatte man nicht zur Hand, das Waſſer wuchs durch den nächtlichen Regen, man durfte keine Zeit verlieren. In dieſer Verlegenheit rief Alexander: „o Ihr Athener, würdet Ihr glauben welchen Gefahren ich mich unterziehe, um von Euch geprieſen zu werden[2]!“

1 In der Gegend des heutigen Dſchellalpur. Elphingſtone I, 132.

2 Man kann allerdings ſagen, daß ohne atheniſche Bildung und den Hinblick auf dieſelbe, Aſiens Eroberung unbedeutend, ja unmöglich geweſen wäre.

Endlich fand man eine Furth: aber dennoch ging den Soldaten das Waſſer bis zur Bruſt, und kaum hatte Alexander die Seinen, etwa 6000 Fußgänger und 500 Reiter, in Schlachtordnung geſtellt, ſo zeigte ſich der Sohn des Porus mit einer Abtheilung des feindlichen Heeres, deren Stärke man nicht überſehen konnte. Die Macedonier griffen deßungeachtet an, ſiegten und tödteten den Feldherrn. Auf dieſe Nachricht ließ Porus nur wenige Elephanten und geringe Mannſchaft im Lager: mit 300 Streitwagen, 200 Elephanten, 30,000 Fußgängern und 4000 Reitern eilte er vorwärts und ſtellte die Reiter auf die Flügel und vor ihnen die Streitwagen, das Fußvolk in die Mitte und vor demſelben die Elephanten. Alexander dagegen umgab ſeine dichtgeſtellte Phalanx, vorn und auf beiden Seiten mit Reitern, damit ſie ſich von den Anſtrengungen erſt erhole; dann brach er mit der Reiterei, welche vor der Linie und zur Rechten ſtand, gegen den linken Flügel der Feinde auf. Sogleich ſandten die Inder die Reiterei ihres rechten Flügels zu Hülfe, aber Könus kam dieſer mit der Abtheilung, welche zur linken der macedoniſchen Phalanx ſtand, in den Rücken, ſo daß ſie ſich hinter die Elephanten zurückziehen mußte, zu deren Vorgehen Porus jetzt Befehl gegeben hatte. Ungeachtet nun die Macedonier manche Führer dieſer Thiere herabſchoſſen, wurden dennoch die dichten Reihen der Phalanx durch die unwiderſtehliche Gewalt derſelben durchbrochen, und erſt als Alexander, deſſen ſämmtliche Reiterei ſich jetzt auf ſeinem rechten Flügel befand, die feindliche nochmals warf, als er dem linken Flügel der Inder in die Seite fiel und ihn in Unordnung brachte, als endlich Kraterus über den Strom ſetzte und jenen in den Rücken kam, ward der Sieg der Macedonier vollkommen. Sie tödteten angeblich 2000 Reiter, 20,000 Fußgänger und zwei Söhne des Porus; ſie erbeuteten alle Streitwagen, und nahmen alle lebendig gebliebenen Elephanten. Die Schlacht ward gefochten im Juni des Jahres 327 vor Chriſtus, ſieben Jahre nach der

Schlacht am Granikus, und iſt den übrigen Schlachten Alexanders ähnlich: das heißt, der rechte Flügel, welchen der König jedesmal befehligte, war beſtimmt die Entſcheidung herbeizuführen, während der linke gewiſſermaßen immer verſagt wurde. Hieraus entſtand eine Durchbrechung der feindlichen Linie mit verſtärkter Kraft; es entſtanden Flügelangriffe und ein Aufrollen der Gegner von ihrer linken bis zu ihrer rechten Seite. Alexanders Plane waren immer auf vollſtändige Vernichtung angelegt, ſo wie die Plane Hannibals, Cäſars, Marlboroughs, Napoleons.

Porus ſelbſt hatte mit heldenmüthiger Tapferkeit gefochten, und ſeinen Elephanten erſt umgewandt, als Nichts mehr zu retten war. Dieſer Elephant vertheidigte ihn Anfangs, legte ſich dann auf die Knie, ſetzte den Verwundeten vorſichtig ab, und ſoll ihm ſogar mit dem Rüſſel den Pfeil aus der Wunde gezogen haben. Alexander ſandte Taxiles zu Porus, der aber dieſen Verräther der Inder getödtet hätte, wenn er nicht entflohen wäre; der zweite Bote Merdes fand dagegen den König von Wunden und Durſt ſo erſchöpft, daß er ſich ergab und zu Alexander geführt ward. Dieſer ging ihm entgegen, verwunderte ſich über ſeine Größe, Schönheit, ſein edles Benehmen und fragte: „wie er behandelt ſeyn wolle?“ Porus erwiederte: „königlich.“ Dies, entgegnete Alexander, müſſe er ſchon um ſein ſelbſt willen thun, was er aber ſonſt verlange? Porus antwortete: „jenes begreift Alles ſchon in ſich;“ — und ſein Verlangen ward in ſo hohem Maße erfüllt, daß Alexander ihm nicht allein alle frühern Beſitzungen ließ, ſondern auch noch neue hinzufügte.

Ariſtobulus überreichte dem Könige eine Beſchreibung der Schlacht gegen den Porus; da ſie aber nicht ganz der Wahrheit gemäß abgefaßt war[1], ſo warf ſie Alexander zornig in den Fluß und ſagte: dem Schmeichler gebühre

1 Lucianus quomodo historia sit conscribenda 13, 40. Bipont. p. 173, 203.

die gleiche Strafe, und die Nachwelt urtheile anders als die nach Belohnung trachtenden und födernden Augendiener.

Um dieſe Zeit ſtarb **Bucephalus** vor Alter und Ermattung, und Alexander benannte ihm zu Ehren eine neuerrichtete Stadt Bucephala[1].

Die Völker bis zum Aceſines (Dſchenab) ergaben ſich freiwillig; am Hydraotes (Rawi) fand man keinen Widerſtand, da ein zweiter Porus welcher Anfangs den Macedoniern günſtig war, dann wegen der Erhebung des erſten Porus zürnte, ſich ſchnell zurückgezogen hatte. Erſt jenſeits des Hydraotes mußten die Kathäer aus einer dreifachen Wagenburg heraus geſchlagen, und ihre Hauptſtadt Sangala mit Gewalt erobert werden. Erſchreckt flohen hierauf alle benachbarten Bewohner des Landes, und das Heer erreichte den **Hyphaſis** (Bejah). Jenſeits deſſelben (ſo lauteten die Nachrichten), wohnen geſittete, gut regierte, tapfere, mächtige Völker; und dieſe Nachrichten waren wol nicht ungegründet, wenn anders Sandrakottus, ein König jener Gegenden, dem Seleukus 600 Elephanten ſchenken und 600,000 Soldaten ins Feld ſtellen konnte.

Da entſtand Mißvergnügen, ja Furcht unter den Macedoniern: ſie klagten, daß Anſtrengungen aus Anſtrengungen, Gefahren aus Gefahren hervorwüchſen. Hievon benachrichtiget, berief Alexander eine Verſammlung und ſprach: „ich habe von den Anſichten und Bedenken gehört, welche Ihr über den bevorſtehenden Feldzug hegt, und komme, um Euch für meine Ueberzeugung zu gewinnen, oder um mich von Euch bereden zu laſſen. Zuförderſt hoffe ich, daß Ihr mit meiner Führung zufrieden ſeyd, und freudig bedenkt wie gering urſprünglich unſer Reich war, und zu welcher beiſpielloſen Größe Wir es erhoben haben. Nur noch Weniges iſt zu thun übrig, bald erreichen Wir den Ganges und das indiſche Meer, und dann iſt in dieſen Gegenden Alles erobert und geſichert. Fügen Wir nächſt-

1 Gellius V, 2.

dem Libyen bis zu den Säulen des Herkules unserem Reiche hinzu, ſo wird es die Gränzen haben, welche Gott der Erde geſetzt hat; laſſen Wir aber etwas unvollendet zurück, ſo folgen Empörungen, Angriffe und daraus doppelte Anſtrengungen. Jeder frühere Sieg erleichtert den folgenden, immer furchtſamer werden die noch übrigen Feinde: wie unrühmlich dagegen, wenn Wir ruhig in Macedonien verweilt hätten, wie unrühmlich wenn Wir nicht das Wenige dem Vielen hinzufügen wollten! Auch Herkules, auch Dionyſos verſchmähten die Ruhe der Heimat, und Uns muß kein Ziel unerreichbar erſcheinen, da Wir über Nyſa hinaus vorgedrungen ſind, da Wir Aornos eroberten, welches Herkules zu nehmen nicht im Stande war. Ich habe alle Gefahr, allen Gewinn mit Euch getheilt, und daher könnt Ihr keinen Grund zur Klage hernehmen. Es hat der Erfolg bis jetzt die höchſten Erwartungen übertroffen; dennoch verſpreche ich diejenigen, welche nach der Heimat verlangen, zurückzuſchicken oder zurückzuführen, die Ausharrenden aber ſo zu belohnen, daß jeder Entfernte ſie beneiden ſoll. Ein tapferer Mann hat kein anderes Ziel als die Anſtrengungen ſelbſt, welche ſchöne Thaten mit ſich führen; nur dadurch wird Uns das Leben ſüß, nur dadurch bleibt uns, wenn wir ſterben, unſterblicher Ruhm!"

Dieſer Anrede folgte eine lange Stille, und als der König wiederholt zum Sprechen aufforderte, trat endlich Könus hervor und ſagte: „die ertheilte Erlaubniß entſchuldigt den Inhalt meiner Worte; ungeziemende Nebengründe, wird bei meinem Anſehen, Alter und dem Rufe unbeſtrittener Tapferkeit, Niemand vermuthen. Ich rathe zur Rückkehr: denn die Thaten ſind groß und zahlreich genug, von den Griechen und Macedoniern blieben nicht Viele mehr übrig, die meiſten erlagen dem ungewohnten Himmelsſtriche und den Feinden, oder wurden als Ausgediente in Städten angeſiedelt: ja die Theſſaler zogen ſchon von Baktra aus, in ihre Heimat. Alle fühlen Sehnſucht nach Aeltern, Weibern, Kindern, Vaterland; und

dieſe Sehnſucht wächſt in dem Maße, als man Ehre, Ruhm und Erfahrung erwirbt. Unwillige ſind ungeſchickt zu großen Thaten; kehre deshalb, o König, zu Deiner Mutter, zur Anordnung der helleniſchen Angelegenheiten zurück und beginne dann, wenn es anders Dir gut dünkt, einen neuen Zug mit kräftigern Soldaten, welche der Kriegsnoth unkundig ſind, und dem Ruhme und der Ehre um ſo lieber und begieriger folgen. Unter Deiner Führung dürfen wir zwar von den Feinden Nichts beſorgen, aber durch ein göttliches Geſchick widerfährt oft den Menſchen was ſie am wenigſten erwarten, was ſie am wenigſten glauben abwehren zu müſſen; und ſo wie überall, ſo ſoll uns auch im Glück Beſonnenheit und Mäßigung leiten."

Ein Gemurmel erhob ſich, Manche weinten; da ſah Alexander, daß die Stimmung ſeiner Anſicht nicht günſtig war, und entließ unwillig die Verſammlung. Am folgenden Tage erklärte er den wiederum Berufenen: „er werde weiter gehen, und es würden ſich genug finden die ihn begleiteten; wer nicht wolle, möge umkehren und zu Hauſe verkünden, wie der König von ihnen mitten unter den Feinden verlaſſen worden ſey." — Drei Tage lang verſchloß er ſich jetzt in ſein Zelt und hoffte eine Aenderung jener Anſichten: die tiefe Stille war aber ein Zeichen, daß des Königs Zorn die Macedonier zwar ſchmerze, ihr Sinn aber unverändert bleibe. Dennoch opferte Alexander für den Uebergang über den Strom; als aber auch hier die Zeichen ungünſtig fielen, erklärte er ſeinen Entſchluß: „er wolle umkehren", — und allgemein äußerte man darüber lebhafte Freude!

Es giebt wenig Zeitpunkte in der Weltgeſchichte, wo die entgegengeſetzten Grundtriebe der menſchlichen Natur ſo beſtimmt und ſchön heraustreten; Grundtriebe, welche im Großen wie im Geringen, in der Geſchichte der Reiche wie des kleinſten häuslichen Kreiſes, unentbehrlich ſind, und wo der Eine das nothwendige Gegenſtück und Gegengewicht, die nothwendige und nützliche Gegentriebfeder des

Anderen bildet. Dort zeigt ſich die natürliche Sehnſucht nach Ruhe, Friede, Heimat und den angeſtammten Kreis der Umgebungen und Sitten; nur daran könne man ſich feſt und aufrecht halten, das Andere ſey zwar raſtloſe, aber nichts fördernde Thätigkeit, ſey loſes Treiben. Es müſſe doch ein Ziel des Sehens, Eroberns, Entdeckens geben; dies Alles könne doch nur als Mittel gelten, um einen erſten, höchſten Zweck, deſto ſicherer zu erreichen.

Viele verſtehen dieſe Anſicht, Wenigere verſtehen die entgegengeſetzte, welche dem Streben Alexanders zum Grunde lag; oder was kann man dem Einwande entgegenſetzen: „er habe ja genug gehabt?" — als, daß er auch in Macedonien ſchon genug hatte, genug, wenn er, wie Diogenes, in der Tonne zu leben verſtand. Wenig mehr iſt erklärt, wenn wir ihm eine Berechnung der Handelsvortheile, eine Sehnſucht nach Gold und Gewürz, kurz wieder nur ein größeres, handgreifliches Habenwollen unterſchieben. Mit welcher Theilnahme begleiten wir Kolumbus auf ſeiner Reiſe, welche Spannung, Hoffnung, Furcht fühlen wir mit ihm, wie ergreift uns die Beſorgniß: jene unbekannte, wundervolle Welt werde durch die furchtſame Läſſigkeit ſeiner Matroſen ihm verborgen bleiben, die große Bahn werde ihm zerriſſen werden; — und wir ſollten Alexanders, bis auf Kolumbus in dieſer Beziehung nicht wiedergekehrte, in der Weltgeſchichte nun nie wiederkehrende Lage, anders beurtheilen? Die ganze Erde ſchien vor ihm offen zu liegen, und aus dieſer Laufbahn ward er — welch ein Schmerz — gewaltſam herausgeworfen: Iſt es nicht begreiflich, daß nur nach und nach die Ruhe und die Ueberzeugung wiederkehrte: ſeiner Kraft und Thätigkeit werde es nie an Gegenſtänden der Uebung und Einwirkung mangeln? Manche, die uns vielleicht bis hieher beiſtimmen, wollen neben dem Entdecken nicht das Beherrſchen dulden. Mit Recht: wenn, wie ſo oft, der Wunſch des Herrſchens eigentlich nur ein Wunſch des Habens iſt, bei innerer Leere, Schlechtigkeit und Dummheit: wem aber ein Ueber-

gewicht, die Welt zu regieren, von Gott wahrhaft eingepflanzt iſt, wird und ſoll herrſchen, und ihn begeiſtert das höchſte Gefühl, welches ſeinen edeln Widerſchein in dem Gemüthe des Dichters und Geſchichtſchreibers findet, die von jenen inneren Offenbarungen weiſſagen[1].

Alexander errichtete zwölf Altäre, an Höhe den erhabenſten Thürmen nichts nachgebend, aber von weit größerem Umfange[2]. Nach mannigfaltigen prachtvollen Spielen und feierlichen Opfern wandte ſich das Heer zum Hydraotes, Aceſines, Hydaspes zurück: dem Porus verblieb das Land bis zum Hyphaſis[3]. — Um dieſe Zeit ſtarb Könus und ward ehrenvoll begraben, doch äußerte Alexander: „um ſo weniger Tage willen habe er ſo lange Reden gehalten, als werde er allein Macedonien wiederſehen!" — Kraterus ſtellte ſich beim weiteren Zuge mit einem Theile der Mannſchaft auf das rechte, Hephäſtion mit einem zweiten auf das linke Ufer des Hydaspes; die dritte Abtheilung, vom Könige geführt, beſtieg die Schiffe, deren achtzig Dreiruderer und an 2000 anderer Art vorhanden waren. Nachdem man dem Herkules, dem Jupiter Ammon, den andern Göttern und den indiſchen Flüſſen Opfer gebracht, nachdem Alexander aus goldener Schale die Spende dargeboten hatte, brachen Alle auf, in prachtvoller, vorgeſchriebener Ordnung. Der Chorgeſang der Schiffenden hallte zwiſchen den felſigen, waldbewachſenen Ufern in ungeheurem Echo zurück; vom Lande her ertönten die Antworten der übrigen Macedonier und der Inder, dann trafen Alle zuſammen in gleichem Lobliede. Welch ein Triumphzug, welch ein plötzliches, herrliches Leben, in dieſen Wäldern, Gewäſſern und Felſen! Mehr als zwei-

[1] Nemo igitur vir magnus sine aliquo afflatu divino unquam fuit. Cic. De nat. Deor. II, 66.

[2] Plin. Hist. nat. VI, 17.

[3] Obwol man nicht auf gerader Linie nach Macedonien zog, war doch ohne Zweifel hiemit der erwünſchte Rückweg angetreten.

tauſend Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, und jene Ufer haben nie wieder helleniſche Geſänge gehört; das Echo iſt ſtumm geblieben bis auf den heutigen Tag, es erklingt nur in unſeren Herzen mit freudiger Wehmuth.

Am fünften Tage der Fahrt verengte ſich das Strombette, man hörte erſt Rauſchen aus der Ferne, dann ward es immer ſtärker und ſtärker, das Waſſer wirbelte und ſchäumte: man nahte dem Zuſammenfluſſe des Hydaspes und Aceſines. Die runden Schiffe welche flach gingen, wurden leicht gerettet, aber an den langen zerbrach manche Ruderreihe, einige gingen ſogar unter. Alexander landete deshalb auf dem rechten Ufer und ließ jegliches herſtellen; das Heer traf hier wieder zuſammen, Hephäſtion führte den Vortrab, Ptolemäus den Nachzug. So gelangte man durch eine waſſerloſe Wüſte in das Land der Maller, das heutige Multan, überraſchte und ſchlug einen Theil der Bewohner, und ging dann, trotz alles Widerſtandes, über den Hydraotes. Bei dem Nachſetzen der Fliehenden gerieth aber Alexander, weil ſich die Maller unerwartet zu einem neuen Kampfe umwandten, in große Gefahr und konnte kaum, durch geſchickte Bewegungen, Zeit gewinnen bis das Fußvolk zur Unterſtützung und glücklichen Entſcheidung, herbeizueilen im Stande war.

Man umlagerte hierauf die Hauptſtadt der Maller, welche ſich aber in ihre feſte Burg zurückzogen und ſo heftigen Widerſtand leiſteten, daß die Macedonier beim Tragen der Sturmleitern zu zögern begannen. Raſch ergriff Alexander deshalb die eine und ſtieg, vom Schilde gedeckt, die Mauer hinan; Peuceſtes, Abreas und Leonnatus folgten. Ehe aber Mehrere, gleich dieſen den Gipfel erreichten, brach die Leiter und von allen Seiten beſchoſſen nun die Inder den König, welchen ſeine Kühnheit und prachtvolle Rüſtung auszeichnete. Es war unmöglich nach Außen zurückzuſpringen, nur die höchſte Tapferkeit konnte vielleicht erretten; deshalb ſprang Alexander von der Mauer hinab, in die Stadt. Einen indiſchen Anführer hieb er

mit dem Schwerte nieder, zwei andere tödtete er mit Steinwürfen, einen vierten wiederum mit dem Schwerte, ſo daß keiner mehr zu nahen wagte; aber deſto gefährlicher wurden die unzähligen Angriffe aus der Ferne. Abreas, Peuceſtes und Leonnatus ſtanden zwar dem Könige treulich bei: allein der erſte fiel ſchwer verwundet, Alexander ſelbſt ſank von einem Geſchoß in der Bruſt getroffen danieder, und Peuceſtes, welcher ihn Anfangs mit dem Schilde aus Ilium deckte, ward dann ebenfalls mit Leonnatus verwundet. Aus Mangel an Werkzeugen und Leitern hatten die Macedonier dem Könige nicht ſogleich folgen können; aber in dieſem Augenblicke der allerhöchſten Noth, gelang es ihnen an Nägeln, die ſie in der Mauer ſchlugen, emporzuklimmen und durch die äußerſte Anſtrengung ein Thor zu ſprengen. Furchtbar ward jetzt der Kampf, alle Maller, ſelbſt ihre Weiber und Kinder, wurden von den zürnenden Siegern getödtet. Kritolaos von Kos bemühte ſich unterdeſſen, den Pfeil aus der Bruſt des Königs herauszuziehen; aber Perdikkas mußte, der Widerhaken halber, mit dem Schwerte erſt die Wunde erweitern, wobei von Neuem ein großer Blutverluſt Statt fand. Beſinnungslos ward Alexander auf dem Schilde hinweggetragen. Da erhuben die Macedonier unermeßliche Wehklage: wer könne ihn erſetzen, wer ſie zurückführen, wer die Feinde beſiegen, allſeitige Empörungen unterdrücken? Ohne den König ſchien ihnen Alles rettungslos verloren! Die Nachricht daß er lebe, gab zwar ſchon großen Troſt; allein man war der Herſtellung doch nicht ganz ſicher, und insbeſondere hegte die größere Abtheilung des Heeres, welche am Zuſammenfluſſe des Hydraotes und Aceſines zurückgeblieben war, ängſtliche Zweifel über die Wahrheit der Botſchaften. Sobald es ſein Zuſtand irgend erlaubte, ſegelte deshalb Alexander auf einem Schiffe zu dieſem größeren Heere: das Zelt, welches ihn verdeckte, ward nach der Ankunft plötzlich vom Vordertheile hinweggenommen, frei ſtand er da und ſtreckte die Hände nach den

Seinen aus. Jubelgeſchrei erhob ſich daß die Felſen wiederhallten, man wollte ihn hinwegtragen, er aber eilte ans Land, ſtieg zu Pferde, ritt durch die Reihen, ging vor den Zelten umher; ein Jeder wollte ſeine Knie umfaſſen, ſein Kleid berühren; von allen Seiten ſtreute man ihm Blumen und Bänder, und keiner konnte die Thränen der Freude zurückhalten: — ſo mächtig iſt die Herrſchaft eines großen Gemüths!

Die Maller und Oxydraker und mehrere indiſche Völker ergaben ſich jetzt ohne Widerſtand, ſtellten Soldaten und erhielten Statthalter; nur der König Muſikanus, welchem Alexander Anfangs milde ſein Land gelaſſen hatte, ward bei einer neuen Empörung, beſiegt, gefangen und mit mehreren Brahmanen, den wahrſcheinlichen Urhebern des Abfalls, getödtet. Andere Gymnoſophiſten oder Weiſen, ließ Alexander zu ſich kommen und legte ihnen Fragen vor, welche ſie, wenn auch nicht tiefſinnig, doch mit einer gewiſſen Gegenwart des Geiſtes beantworteten. Nur Kalanus, einer derſelben, blieb bei den Macedoniern, die übrigen erklärten dagegen: Alexander könne ihnen weder helfen noch ſchaden, ſie erinnerten ihn ſogar, wie wenig Erde zum Grabe nöthig ſey. Der König that ihnen keine Gewalt, ſondern wußte die Eigenthümlichkeit ihrer Geſinnung zu ſchätzen; er mochte fühlen, daß Grab und Tod für Alle zwar gleich iſt, gleich dieſer Durchgangspunkt; aber unermeßlich verſchieden das Wichtigere, — das Leben vor dem Tode.

Kraterus zog nunmehr mit einem Theile des Heeres rechts nach Karamanien, Alexander ſegelte den Indus hinab, Hephäſtion begleitete zu Lande die Flotte. Da, wo der Strom ſich in zwei große Arme theilt und ein Delta, ein Dreieck bildet, ward ein Schiffslager errichtet und die Bewohner, welche furchtſam geflohen waren, kehrten zurück, als der König verkünden ließ daß Keinem ein Leid geſchehen ſolle. Auf dem rechten Arme des Indus ſchiffte Alexander weiter, aber ein Sturm verhinderte den Gebrauch der

Ruder und beſchädigte einige Fahrzeuge; noch größer ward der Schrecken als das Waſſer ſchnell abnahm und die Schiffe auf dem Trocknen feſt ſaßen. Es war die, den Macedoniern unbekannte Ebbe. Mit der Fluth hoben ſich alſo die Schiffe wieder, man erreichte das Meer und brachte feierliche Opfer. Anfangs gedachte der König, ſeiner Neigung für ungewöhnliche Unternehmungen gemäß, eine Entdeckungsreiſe zu wagen und zum perſiſchen Meerbuſen zu ſegeln; dann hielt ihn Wichtigeres ab und lange wollte, aus Furcht oder Weichlichkeit, Keiner den Oberbefehl der Flotte übernehmen, bis ſich endlich Nearchos, Alexanders Freund, dazu erbot und das Schiffsvolk, im Vertrauen auf ihn und das Glück des Königs, freudig die Fahrt begann. Mit muſterhafter Genauigkeit iſt das Tagebuch über dieſe Reiſe abgefaßt, ſelbſt nach zwei Jahrtauſenden beſtätigt ſich jede Bemerkung. Zu den wilden, rohen Stämmen an der Küſte, drang niemals ein Eroberer; die nordwärts liegenden Wüſten erſchwerten den Zugang, und die höchſte Dürftigkeit beſchränkte das eigene Aufſtreben.

Alexanders Landzug durch Gedroſien war nicht minder eine Entdeckungsreiſe, als die des Nearchos; ja ſie war noch gefährlicher und die Gefahren unerwarteter. Anfangs erreichte man glücklich den Fluß Arabius (Ilment), auch die Oreiten ergaben ſich; dann aber ward das Land allmälig immer öder, und wenn man auch Narden, Myrrhen und Lorberbäume fand, ſo fehlte doch das Unentbehrlichſte, Waſſer und Lebensmittel. Der König traf alle nur erdenkbare Maßregeln zur Abhelfung dieſes Mangels; allein ſie blieben unzureichend, und die entſetzliche Hitze und der tiefe Sand[1] vermehrten das Uebel ſo ſehr, daß man (bei der nothwendigen Eile des Zuges und weil die Laſtthiere theils umgekommen, theils verzehrt waren) viele Ermattete und

1 Strabo XV, 69. Der Küſtenſtrich von Mekran iſt flach und ſandig, aber bald erheben ſich Berge zu wüſten Bergflächen, die in ſchmalen Längenthälern zerriſſen und höchſt mühſelig zu durchgehen ſind.

Kranke hülflos am Wege zurücklaſſen mußte! Eines Tages lagerte das Heer an einem faſt ausgetrockneten Bache, in der Nacht aber ſchwoll er durch Regengüſſe und Bergfluthen ſo plötzlich an, daß das königliche Feldgeräth verloren ging, Viele im Waſſer umkamen und nicht Wenigere an den Folgen des zu raſchen Trinkens ſtarben. Bald nachher erneute ſich der Waſſermangel, und Leichtbewaffnete eilten voraus um Quellen zu ſuchen. Sie brachten dem Könige, der alle Anſtrengungen theilend vor dem Heere zu Fuß herging, in einem Helme aus dem gefundenen dürftigen Vorrathe ein wenig Waſſer: er aber goß es aus und trank nicht. Endlich verloren die Wegweiſer den Weg ganz und gar im Sande, und Alexander behauptete allein gegen alle Uebrigen: man müſſe links ziehen; er ſuchte und fand auch, nur von fünfen begleitet, das Meeresufer und reiche ſüße Quellen. Hier ruhete das Heer, wandte ſich dann wieder landeinwärts, erreichte endlich Karamanien und vereinte ſich mit Kraterus. Wenn auch die Nachricht gewiß übertrieben iſt, daß von 120,000 Fußgängern und 15,000 Reitern nur der vierte Theil übrig geblieben ſey, ſo ſtimmen die Berichte doch darin überein: daß gegen die Schwierigkeiten dieſes Zuges, alle Anſtrengungen aller Feldzüge nur gering erſchienen.

Man hat den König wegen dieſer ganzen Unternehmung hart getadelt und hinzugefügt: es möge eine Sage, daß Semiramis und Cyrus auf einem Zuge durch Gedroſien ihr Heer verloren hätten, bei ſeiner Eitelkeit und Ruhmbegierde wahrſcheinlich Hauptbeſtimmungsgrund der Nachahmung geworden ſeyn. Außer Stande zu entſcheiden, ob eine ſolche Sage vorhanden war und wie ſie wirkte, bemerken wir das näher Liegende, nämlich: daß man das Land und deſſen Unfruchtbarkeit nicht kannte; daß man dem Meere und Nearchos nahe bleiben wollte, daß endlich gar kein anderer Weg gegen Abend offen ſtand, ſondern Alexander dieſen einſchlagen oder ſtromaufwärts, an 150 Meilen gen Mitternacht, zurückſchiffen mußte.

Dankbar für die Rettung und die indiſchen Siege, zog das Heer prachtvoll geordnet einher, mannigfache Spiele wurden gegeben, und dabei wahrſcheinlich an des Dionyſos indiſche Siegeszüge erinnert. Große, den Göttern gebrachte Opfer bewieſen, daß in dieſer Erinnerung und Vergleichung, noch keine Gleichſtellung liegen ſollte; iſt aber Jemand ſo ernſt geſinnt, daß ihn die Vermiſchung des Krieges mit Feſten, Aufzügen, Hochzeiten und andern Ergötzungen nicht anſpricht, der bedenke daß die Welt damals jugendlicher war als jetzt, und ſchon bei den Römern alles Aehnliche finſterer und ſchreckhafter heraustritt.

Faſt Niemand hatte erwartet, daß Alexander je aus Indien zurückkehren werde, und deshalb fand er große Frevel der Statthalter zu beſtrafen; es geſchah mit ernſter, gewiſſenhafter Strenge. Orxines ward von den Perſern, Kleander und Sitalces von den Medern des Eigennutzes und der Gewaltthaten überführt; dem Herakon ward bewieſen, daß er den Tempel in Suſa beraubt habe: ſie erlitten ſämmtlich die Todesſtrafe, und Peuceſtes übernahm die Statthalterſchaft von Perſis. Während Hephäſtion jetzt den größten Theil des Heeres durch Karamanien dem Meere entlang nach Perſis führte, ging Alexander nach Paſargadä. Hier war (zu Folge einer nur mühſam mit früheren Berichten[1] zu vereinigenden Erzählung) das reiche, prachtvolle Grabmal des Cyrus in Alexanders Abweſenheit geplündert, Theile des Sarges beſchädigt und der Leichnam herausgeworfen worden. Man erwähnt einer Inſchrift des Inhalts: „Menſch, wer du auch ſeyſt und woher du kommſt — denn daß du kommen wirſt, weiß ich — ich bin Cyrus, der den Perſern die Herrſchaft erwarb. Mißgönne mir nicht die wenige Erde, welche meinen Leichnam bedeckt.“ — Wie viel oder wie wenig aber auch hievon wahr ſeyn mag, ſo iſt doch gewiß, daß Alexander die Uebelthäter aufzufinden ſuchte, und die Gräber der perſiſchen Könige mit Sorgfalt und Ehrerbietung behandelte.

1 Kteſias bei Photius p. 111.

Hier in Perſis erkrankte Kalanus, der Inder, und beſchloß ſich zu verbrennen. Als der König ihn von dieſem Vorſatze nicht abbringen konnte, ſo trug er wenigſtens dazu bei, daß die Handlung mit höchſter Feierlichkeit begangen werde. Das Heer verſammelte ſich, Kalanus ward zum Holzſtoße hingetragen, man ſang Hymnen und Muſik ertönte. Nachdem die feierlichen Gebete beendet, die Opferſpenden dargebracht waren, und nachdem Kalanus für die Macedonier Segen erfleht hatte, loderte das Feuer empor und der Inder blieb unbeweglich in den Flammen, bis man ihn nicht mehr ſah[1]. Für den Menſchen, bemerkt Arrian bei dieſer Veranlaſſung, iſt nichts nutzlos, woraus ſich erkennen läßt, daß ein ſtarkes und unbewegliches Gemüth Alles vollbringen kann, was es nur will — und damit wären einſeitige Betrachtungen über Kalanus zurückgewieſen: — auf daß aber andere ängſtliche Gemüther von hier aus nicht übereilte Folgerungen gegen Alexander ziehen, ſtehe hier ſchützend das treffende Wort unſeres erſten Dichters:

Als Diogenes ſtill in ſeiner Tonne ſich ſonnte,
Und Kalanus mit Luſt ſtieg in das flammende Grab;
Welche herrliche Lehre dem raſchen Sohn des Philippos,
Wäre der Herrſcher der Welt, nicht auch der Lehre zu groß.

Damit das Morgenland und das Abendland, Perſien und Hellas verſchmolzen würden, feierte Alexander in Suſa mit ſeinen Feldherren und ſeinem Heere, die prachtvollſten, feierlichſten und zahlreichſten Hochzeiten, deren die Geſchichte Erwähnung thut[2]. Er ſelbſt heirathete Statira, die älteſte Tochter des Darius, und Paryſatis, die jüngſte Tochter des Ochus; Hephäſtion heirathete Drüpetis, die Tochter des Darius, Kraterus Amaſtrynen, die

1 Vergleiche Athen. X, 437. Cic. Tusc. II, 22. — Kalanus habe dem Alexander einen baldigen Tod geweiſſagt. Cic. De divin. I, 23.

2 Athen. XII, 538.

Nichte des Königs; es heiratheten Perdikkas und Ptolemäus und Eumenes und Seleukus und Nearchos, an achtzig Anführer, an 10,000 Macedonier. Alle erhielten vom Könige Geſchenke und Heirathsgut. Nicht minder großmüthig wollte er auch die Schulden der Soldaten bezahlen; aber anfänglich wagten nur wenige ſich zu melden, weil ſie glaubten, es ſey blos ein Verſuch, die Unluſtigen und die ſchlechten Wirthe zu entdecken. Auf Alexanders wiederholte, unwillige Aeußerungen: ein König müſſe ſtets wahr reden und nie liſtig täuſchen, erhöhte ſich indeſſen das Zutrauen und gewaltige Summen wurden jetzt ausgezahlt. Die Großen erhielten außerdem Belohnungen und die Leibwächter goldene Kränze, ein Ordenszeichen der alten Welt.

Bald nachher beſchloß Alexander, die Alten und Verwundeten nach Hauſe zu entlaſſen, welches die Macedonier aber unwillig dahin mißdeuteten: als wolle er ſie ſämmtlich entfernen. Sie ſpotteten deshalb über Ammons Sohn, zeigten Neid und Eiferſucht auf die geehrten Perſer und auf die zahlreichen, macedoniſch erzogenen und in das Heer aufgenommenen Kinder der Perſer; ſie ſteigerten ſo ihre Widerſetzlichkeit bis zur offenbaren Meuterei. Alexander wollte von der Bühne herab zu ihnen reden, aber der Lärm dauerte fort: da ſprang er entſchloſſen herab, bezeichnete dreizehn der heftigſten Aufwiegler und ließ ſie zum Tode abführen. Dieſer Muth erſchreckte, Alle ſchwiegen, und er ſtellte ihnen nachdrücklichſt vor: „wie ſie ſonſt in Thierfelle gekleidete Hirten, ohne Bildung und in ſteter Furcht vor den Illyrern und Triballern geweſen wären; und was aus ihnen durch Philippos und durch ihn geworden ſey. Jeder Soldat beſitze jetzt mehr, als er ſelbſt in jener Zeit, wo er gewagt den perſiſchen Krieg mit Schulden zu beginnen. Wer habe mehr Anſtrengungen ertragen, wer ſich tapferer bewieſen, wer mehr Wunden erhalten? Mit Gelde, mit Bildſäulen, mit Kränzen, mit Befreiung von allen heimiſchen Dienſten und Zahlungen

Digitized by Google

wären ſie belohnt worden, und dennoch undankbar. Sie möchten nach Hauſe gehen, wenn ſie wollten, und verkünden daß ſie ſolch einen König, den beſiegten Feinden zu bewachen gelaſſen hätten; oder ſie möchten ſich einen Feldherrn wählen und er wolle ſich an die Spitze der Perſer ſtellen und ihnen zeigen, durch wen der Sieg herbeigeführt ſey, wem ſie zu gehorchen verpflichtet wären."

Raſch entfernte ſich jetzt Alexander in ſein Zelt, zwei Tage lang zeigte er ſich den Macedoniern nicht, am dritten aber berief er die vornehmſten Perſer, theilte hohe Würden unter ſie aus und bildete eine Leibwache perſiſcher Silberſchildner. Da wurden die Macedonier rathlos und reuig, flehend und weinend umringten ſie ſein Zelt. Er trat hervor, und Kallines, ein Aufführer der Reiterei, äußerte: „die Macedonier wären betrübt, weil er die Perſer ſeine Verwandten, ſeines Stammes nenne, und ſie küſſe." — „Ihr ſeyd alle meine Verwandten", entgegnete der König, indem er Kallines küßte. Große Opfer wurden jetzt dargebracht, und ein allgemeines Verſöhnungsfeſt gefeiert an welchem alle Völkerſchaften Theil nahmen, und wo man unter anderen eine Geſundheit auf die Einigkeit und gemeinſame Herrſchaft der Perſer und Macedonier ausbrachte. Die Becher, Geſänge, die Opferſpenden, ja die Gemüther waren nunmehr einig, und dieſer Augenblick höherer Stimmung war wiederum blos durch Alexanders Ueberlegenheit herbeigeführt; ſeine Nachfolger vermochten nicht Erſcheinungen dieſer Art zu erzeugen.

Zehntauſend Ausgediente wurden jetzt von Kraterus und Polyſperchon nach Macedonien zurückgeführt, jeder erhielt vollen Sold bis zur Ankunft, ein Talent Silber und Auszeichnungen in der Heimat, unter andern einen Ehrenſitz in den Schauſpielen. Dagegen blieben die Kinder von perſiſchen Weibern bei Alexander, damit in Macedonien nicht Zwiſt mit denen aus früheren Ehen entſtehe; ſie wurden ſorgfältig und macedoniſch erzogen. Antipater erhielt den Auftrag, die Neugeworbenen zum Könige zu

führen; denn, obgleich Hellas und Macedonien von Menſchen erſchöpft war, ſo fanden ſich doch bei Alexanders Ruhm und Großmuth jetzt freiwillig mehr Soldaten, als früher beim Zwange.

Der Zwiſt, in welchem Antipater mit Olympias lebte und ihre gegenſeitigen Klagen über Anmaßung, veranlaßten das Gerücht, als gehe der König damit um, jenen zu ſtrafen; wir haben jedoch keine Urſache zu vermuthen, daß er parteiiſch gegen den treuen Diener, oder hart gegen die Mutter geweſen ſeyn würde. Das letztere beſtätigt ſeine Aeußerung: „eine Mutterthräne löſche tauſend Klagebriefe des Statthalters aus;" für jenes ſpricht der Umſtand, daß er den Sinn der Olympias wohl kannte, ihr keinen Einfluß auf Staatsangelegenheiten verſtattete und einſt ſagte: „ſie mache ihm viel Noth für die neunmonatliche Herberge."

Um dieſe Zeit traf Alexandern das erſte große Unglück, ſein Freund Hephäſtion ſtarb an einem Fieber. Drei Tage lang war des Königs Schmerz ſo heftig, daß er keine Nahrung zu ſich nahm; dann that er alles Mögliche, um das Andenken Hephäſtions zu ehren und zu erhalten. Die Abtheilung des Heeres, welche er geführt hatte, ſollte auch künftig nach ihm benannt werden, ſein Scheiterhaufen war prächtig über alle Maßen: 3000 Kämpfer traten bei den Todtenſpielen auf, und in Alexandrien ward ihm ein Heldentempel (Heroum) errichtet, ja an allen Orten des Reichs ſollte man ihn als Helden verehren.

Nachdem Alexander ſeines Schmerzes wieder einigermaßen Herr geworden, beſiegte er im Winter, trotz aller Schwierigkeiten, die Koſſäer ein räuberiſches Bergvolk, ſchenkte den glückwünſchenden Hellenen alle von den Perſern wieder gewonnene griechiſche Beute, und empfing die Geſandtſchaften der Lybier, Karthager, Iberer, Bruttier, Aethiopen, Lukaner, der europäiſchen Scythen u. ſ. w.; ja, nach einem, jedoch ganz einzeln ſtehenden Zeugniſſe, auch eine Geſandtſchaft der Römer. Dies Schweigen al-

ler andern Schriftſteller, die Entfernung der Römer, ihre Abneigung gegen Könige, macht es (nach Arrians Meinung) unwahrſcheinlich daß ſie, Furcht oder Hoffnung halber, ſich an Alexander gewandt haben ſollten; andererſeits war er ihnen aber doch gewiß nicht ganz unbekannt geblieben (auch ſchloſſen ſie mit ſeinem Vetter Alexander von Epirus, einen Vertrag); und endlich könnte man die Geſandtſchaft eines, damals noch nicht wichtigen Volkes, leicht überſehen haben. Livius meint: Alexander würde die Römer, im Fall er ſich gegen ſie gewendet hätte, nicht beſiegt haben; aber ſein Beweis iſt einſeitig. Wenn die Samniter ſie um dieſe Zeit in den kaudiniſchen Päſſen dem Untergange nahe brachten, ſo würde die Macht mehr als eines Welttheils, vom größten Feldherrn geführt, von zahlreichen Flotten und wahrſcheinlich in Italien von neuen Bundesgenoſſen unterſtützt, ſie gewiß, wo nicht völlig bezwungen, doch in die größte Gefahr geſtürzt haben. Nicht minder darf man zweifeln: ob römiſche Herrſchaft je im Oſten von Italien eingetreten wäre, wenn Alexander bei längerem Leben ſeinen großen Bau tiefer begründet hätte.

Alexander nahte Babylon; da warnten ihn die Chaldäer, er möge die Stadt nicht betreten, weil der Gott Belus eröffnet habe: dies werde ihm zum Unheil gereichen. Der König aber vermuthete, daß ſie ſeine Entfernung aus Eigennutz und Nebenabſichten wünſchten, und kehrte ſich nicht an ihre Weiſung. Bald nachher verließ er die Stadt und äußerte: „jene Weiſſagung zeige ſich trügeriſch, da ihn in Babylon nichts Böſes betroffen habe.“ Als er aber zu den Sümpfen im Euphrat fuhr, wo die Grabmäler der alten aſſyriſchen Könige ſeyn ſollten, warf ihm der Sturm den königlichen Kopfſchmuck und die Stirnbinde herab; dieſe blieb am Rohre hängen, jener ſank in die Tiefe und ward durch Seleukus von einem Grabmale herauf geholt. Man kam nach Babylon zurück, wo jetzt Peuceſtes mit einem Heere anlangte, das aus Perſern und andern Völkern beſtand; auch aus Karien, Lydien u. ſ. w.

nahten Verſtärkungen, und bei einer neuen Vertheilung und Vermiſchung der Soldaten, geſellte man ſtets zu vier befehlenden Macedoniern, zwölf Perſer oder Männer unhelleniſchen Stammes. Die Wehre, welche die Perſer angeblich aus Abneigung gegen Seemacht und Handel, und aus Furcht vor Anfällen vom Meere her, im Tigris angelegt hatten, waren auf Alexanders Befehl hinweggeſchafft und der Pallakopas neu aufgegraben worden[1]. Des Nearchos Flotte lag bereit und ward noch verſtärkt: man wollte, nach ſolchen Vorbereitungen des Sieges gewiß, vom perſiſchen Meerbuſen aus Arabien angreifen, welches für größer und reicher als Indien galt; — da erkrankte Alexander in Babylon.

Das merkwürdige, ſehr genaue Tagebuch über dieſe Krankheit, beweiſet unwiderſprechlich daß ihn nach einem Feſte bei Medius ein Fieber ergriffen hatte, deſſen Stärke von Tage zu Tage anwuchs. Bis zum ſiebenten konnte er baden, bis zum zehnten opfern, auf den eilften Tag war noch eine Verſammlung der Feldherrn angeſetzt, aber ſchon verſagte ihm die Sprache. Den zwölften und dreizehnten dauerte das Fieber Tag und Nacht, weshalb die Feldherrn fürchteten er ſey geſtorben und man verhehle ihnen ſeinen Tod. Sie drangen zu ihm, er reichte ihnen die Hände, hob den Kopf etwas in die Höhe und ſah ſie an: „ich ahnde, ſprach er, es werden nach meinem Tode große Kampfſpiele gegeben werden." Man fragte, wen er zum Nachfolger beſtimme? er antworte: „den Tüchtigſten!" — und verſchied am einundzwanzigſten April des Jahres 323 vor Chriſtus[2], nachdem er zwölf Jahre und acht Monate geherrſcht hatte.

So ward das reichſte Leben in ſeiner Blüthe gebro-

1 Vielleicht waren es nur Wehre, der Bewäſſerung halber angelegt. Mannert V, 371.

2 So Heeren, nach Idelers Unterſuchungen S. 341 iſt indeſſen der Tag nicht mit Genauigkeit anzugeben; L'art de vérifier les dates III, 304, erklärt ſich für den 30. Mai 323 vor Chriſtus.

chen, alle Plane fielen dahin und dieſe waren ſämmtlich groß, das darf man ſelbſt bei unvollſtändigen Nachrichten vorausſetzen. Babylon ſollte Hauptſtadt des Reichs, mithin der Welt werden; durch Verwandtſchaft, Sitten, Handel und Einheit der Regierung, das Morgenland und das Abendland verſchmelzen, damit ſich hieraus eine höhere Form der Menſchheit entwickele; Entdeckungsreiſen und Eroberungszüge ſollten den Geſichtskreis immer mehr erweitern und die ganze Erde kennen lehren. So wie das Südmeer, wollte Alexander auch das kaspiſche Meer unterſuchen laſſen: — in Jahrhunderten haben die Römer in dieſer Beziehung nicht ſo viel gethan und verſucht, als er. Die Gründung von Städten, die Erbauung von Tempeln, ſtand mit dieſen Planen in Verbindung[1]; und wie tiefe Einſicht hatte Alexander nicht bereits hierin bewieſen, wie glücklich wußte er kriegeriſche Zwecke mit Bildungs- und Handelszwecken zu vereinigen!

Er würde Nichts mehr beendet haben, hören wir einwenden, denn er war ein Ausgearteter, ein Schwelger. Hierauf antwortet zuförderſt Arrian aus den glaubhafteſten Quellen[2]: „Alexander war, in Hinſicht aller Ausgaben die ſein Vergnügen betrafen, äußerſt ſparſam; er beherrſchte ſich in Hinſicht aller körperlichen Ergötzungen ſehr ſtreng; und wenn er lange bei Gelagen verweilte, ſo geſchah dies nicht um des Weines willen, wovon er wenig trank, ſondern der Geſellſchaft und der Freunde halber." — Anekdoten für und gegen die Selbſtbeherrſchung Alexanders, bei Plutarch, können nicht viel beweiſen, da dieſer Schriftſteller nur zu häufig entgegengeſetzte in ſich widerſprechende Züge, aus verſchiedenen Quellen mit gleicher Zuverſicht aufnimmt: mehr aber als durch einzelne Bemerkungen und Zeugniſſe, widerlegt ſich die Anſicht von der gänzlichen Ausartung des Königs, durch ſein ganzes Le-

1 Plin. Hist. nat. VI, 27.

2 Arrian. VII, 28.

ben. Wer bis zum dreiunddreißigſten Jahre ſeines Alters mehr als jemals ein Sterblicher gethan hatte, konnte unmöglich ein unthätiger Schwelger ſeyn; und dieſe Thätigkeit, Selbſtbeherrſchung und Tapferkeit zeigte er noch bei den Mallern, in Gedroſien, ja auf dem Todtenbette. Niemand wird behaupten, daß ſein beiſpielloſes Glück nirgends auf ihn nachtheilig gewirkt habe, er blieb ein Menſch; aber welchen Eroberer hat es weniger verderbt, weſſen Fehler ſchwinden mehr bei unbefangener, genauer Prüfung der Zeugniſſe?

Einige aber behaupten, tiefer eingehend, und mit geringerer Rückſicht auf die Perſönlichkeit Alexanders: ſein ganzes Bemühen ſey verkehrt, ſeine geſammte Thätigkeit ſey von Hauſe aus falſch gerichtet und ſchädlich geweſen. Solche Vorwürfe theilt Alexander mit andern großen Männern, mit Perikles, Cäſar, Karl dem Großen, Harun al Raſchid, Innocenz III. Dies deutet auf ein tieferes, oft mißverſtandenes Geſetz. So wie ſich in dem Leben jedes Einzelnen ein kürzerer oder längerer Zeitraum findet, wo geiſtige und leibliche Kräfte in ſchönſter Einheit und höchſter Ausbildung wirken, dann aber unabwendbar Alter und Schwäche herannaht, — ſo auch in den Staaten. Es giebt für beide eine Gränze, über welche hinaus (mit den zeitherigen Mitteln) weder die Tiefe, noch die Dauer des Daſeyns ausgedehnt werden kann. Dieſer höchſte Wendepunkt des perſönlichen und des Staatenlebens, erſcheint dort in einer einzelnen That, einem einzelnen Kunſtwerke; hier in einem längeren Zeitabſchnitte, wo ſich die herrlichſten Thaten und Kunſtwerke in erſtaunenswürdiger Zahl eng aneinander reihen. Das allmächtige Geſetz der Natur, welches die Sonne ſinken heißt nachdem ſie ſich zur Mittagshöhe erhoben, erwärmt, genährt und erzeugt hat, waltet auch über Völkern und Staaten, und man ſoll deshalb nicht ausſchließend den Einzelnen mit harten Vorwürfen treffen, ſondern ſich feſt einprägen: daß jeder große Mann zwar auf ſeine Zeit einwirkt, aber die Zeit auch mächtig

auf ihn zurückwirkt, daß es alſo ſo falſch iſt von Alexander und Cäſar die Gründung von Freiſtaaten, als vom Papſte Innocenz III. eine lutheriſche Kirchenverbeſſerung zu verlangen. Wer etwas erzeugen will, was nicht an der Zeit iſt, verſteht die Zeit geſchichtlich nicht und wird trotz aller noch ſo ehrlich und redlich gemeinten Bemühungen, keineswegs etwas Tüchtiges zu Stande bringen. Aus dieſem, freilich nicht allumfaſſenden, Geſichtspunkte betrachtet, könnte man Alexanders Vorſatz, das abgelebte perſiſche Reich zu ſtürzen, immer noch natürlicher und paſſender finden, als des Demetrius Poliorcetes Bemühen, die ſchöne Zeit der Freiheit in Athen wiederum zu erneuen; — und ähnliche Beiſpiele giebt jeder Zeitabſchnitt der Geſchichte.

Niemand ſoll Götzendienſt treiben mit Weltreichen, Keiner aber auch die Frage vorſätzlich unterdrücken: ob denn das ſich Erobernlaſſen, nicht gemeiner, kraftloſer und ſündhafter ſey als das Erobern? Und unter allen Eroberern beſaß Alexander nicht allein den mehreſten dichteriſchen Geiſt und die höchſte Genialität, ſondern auch die höchſte Humanität. Dies folgte ſchon daraus daß er aus der größten aller Zeiten, aus der helleniſchen, hervorging und überdies war er der bildſamſte aller Menſchen: ſelbſt Cäſar blieb nur Römer, weil es damals nur eine, bei allem Umfange doch einſeitige und beſchränktere römiſche Welt gab und er nicht, wie Alexander, mit dem Morgenlande in Berührung kam. Daß dieſer die Welt nicht über Macedonien vergaß, ward ihm ganz natürlich von den ſiegenden Soldaten zum Vorwurf angerechnet; die Geſchichtſchreiber aber dürfen die Stimme des unterworfenen Aſiens nicht überhören, und es unbedingt nachſprechen. Alexander änderte ſo wenig als möglich, ſchützte gegen Unterdrückungen der Sieger, ehrte die Religion, die Sitten und die Sprache der Einwohner, ließ die bürgerliche Verwaltung in ihren Händen, ſchloß Niemand von Ehrenſtellen aus, und duldete überhaupt keine Verſchiedenheit zwiſchen den Siegern und den ihm gleich theuer gewordenen Beſiegten.

Wem dieſe einleuchtenden Beweiſe der Fähigkeit Alexanders viele Völker zu beherrſchen, und ſeiner Würdigkeit von vielen Völkern geehrt zu werden, nicht genügend erſcheinen; der möge ſeine Größe — ſowie die Cäſars und Karls des Großen — durch Vergleichung mit ſeinen Nachfolgern erkennen!

Vierunddreissigste Vorlesung.

Vom Tode Alexanders, bis auf den Tod des Eumenes.

Die Umwälzungen, welche beim Leben Alexanders Statt fanden, ſchienen alle nach einem einfachen großen Geſetze zu erfolgen; ſie hatten ihren Mittelpunkt in ihm, und keine Zeit dünkte ſich reicher an großen Ereigniſſen. Unter ſeinen Nachfolgern ſehen wir dagegen plötzlich nichts, als wilde Gährung und auflöſende Verwirrung. Dies beweiſet daß die Zeichen des Todes, welche den Maſſen inwohnten, früher nur durch Alexanders glänzende Perſönlichkeit verdeckt wurden, und daß ſein Bemühen die Welt umzugeſtalten und zu verjüngen, dem Wege und dem Ziele nach keineswegs unbedingt genügend war. In einer Zeit wo die Völker mit einbrechendem Alter ihre Eigenthümlichkeit verlieren und, durch Wechſelwirkung der zu Starken und zu Schwachen, Weltreiche entſtehen, wird ſich mancher Tüchtige für die Idee begeiſtern: aus der Zuſammenſchmelzung der ermattenden, durch den Weltlauf aller ſcharfen Seiten beraubten Völker, eine höhere Geſtaltung plötzlich entſtehen zu laſſen; in einem ſolchen Zeitpunkte wird die Ehrfurcht vor der Eigenthümlichkeit der Naturen, in die größere Ehrfurcht vor einem angeblich allgemein Gültigen, übergehen. Aber dies angeblich Höhere, allgemein Gültige, läßt ſich

der Wahrheit nach nie darſtellen, nie ins Leben rufen; vielmehr ſchließt jene Aufgabe, ſelbſt in den abgeſtorbenſten Zeiten, noch eine Unermeßlichkeit von Zerſtörung in ſich, ſie iſt zuletzt unnatürlich und unmöglich. Ließen ſich doch nicht einmal alle Bäume aus Griechenland nach Babylon verpflanzen, wie viel weniger das ganze helleniſche Leben[1]. Deshalb haben die Stifter von Weltreichen faſt nie die Kraft gehabt, ſie für die Zukunft auf einer ſicheren Grundlage feſtzuſtellen; ja der erkünſtelte, unnatürliche Bau, drückte und erſchreckte oft ſchon während ihres Lebens. Gewiß wäre indeſſen ein längeres Leben Alexanders für Hellas und Aſien ein großes Glück geweſen und ein Schutz gegen römiſche Weltherrſchaft geworden. Ueberhaupt iſt die Hoffnung keineswegs genügend begründet: daß der Tod ſolcher Weltherrſcher, daß das Verſchwinden ihrer Kraft genüge, um ſchönere Zeiten herbeizuführen. Es war nicht ſelten mehr Kraft, Sittlichkeit und Haltung in ihrer Perſönlichkeit, als in dem zerſtreuten, ſich untereinander aufhebenden Wollen und Wünſchen ihrer Zeitgenoſſen und Regierungsnachfolger. Wir erinnern nochmals an die Willkür, die Frevel, die Dummheit der Nachfolger des Cyrus, Alexander, Cäſar, Karls des Großen, Maleks des Seldſchucken, Salaheddins, Solimans des Osmanen, Ludwigs XIV u. ſ. w. Nur dann, wenn das richtige Gefühl der Mangelhaftigkeit aller Verhältniſſe, bis zur thätigſten, ausharrendſten Begeiſterung aufreizt, werden Erſcheinungen hervorgehen die an Sittlichkeit, Würde und Heiligkeit Alles überbieten und übertreffen, was auf dem Boden jener gewaltigen Alleinherrſcher erwachſen kann; es wird eine wahre Verjüngung der Zeit, eine neue Blüthe der Völker, unerwartet noch einmal eintreten. Damals ward dieſe Verjüugung gewünſcht, aber nicht erſtritten.

1 Daß die Gegenſätze des Oſtens und Weſtens bei gleichen Breitengraden oft ſo groß ſind, als die des Nordens und Südens, entwickelt Ritter vortrefflich in ſeiner Erdbeſchreibung II, 15. — Plutarch. symp. III, c. 2.

Von der Geſchichte der Nachfolger Alexanders läßt ſich nur mühſam, nur durch genaue Feſthaltung der Zeitabſchnitte und durch Einprägen der vielen, wirkſam auftretenden Perſonen, eine angemeſſene Ueberſicht erlangen. Zweiundvierzig Jahre nach Alexander, 281 Jahre vor Chriſtus, ſtarb Seleukus Nikator, der letzte ſeiner unmittelbaren Nachfolger, und dieſe zweiundvierzig Jahre zerfallen in vier ungleiche Hauptabſchnitte. Der erſte geht vom Tode Alexanders bis zum Tode des Perdikkas von 323 bis 321 vor Chriſtus und begreift zwei Jahre; der zweite geht bis 315 zum Tode des Eumenes, und begreift ſechs Jahre; der dritte geht bis 301 zum Tode des Antigonus, und begreift vierzehn Jahre; der vierte bis 281 zum Tode des Seleukus, und begreift zwanzig Jahre.

Im Hauſe Alexanders war Niemand zum Herrſchen tüchtig, daran knüpften ſich alle Verwirrungen. Seinem Halbbruder von der Tänzerin Philinna, Philipp Arrhidäus, hatte die Stiefmutter Olympias Gift gegeben[1], wodurch er blödſinnig geworden; Herkules, der Sohn Alexanders von Barſine, der Gemahlinn Memnons, war ein Kind und galt nicht für ebenbürtig; Roxane, des Königs Gemahlinn (die Tochter des Oxyartes), hatte noch nicht geboren, ſie ging im ſechsten Monat ſchwanger. Bei dieſen Verhältniſſen mußte die Entſcheidung über das Reich und deſſen Verwaltung nothwendig von dem Heere ausgehen; aber die Wünſche und Anſichten waren widerſprechend. Das Heer wollte unter einem Führer nach der Heimat zurückkehren, jeder Angeſehene dagegen wünſchte wenigſtens ein Land unabhängig zu verwalten; Keiner gönnte dem Anderen das Ganze oder ein entſcheidendes Uebergewicht, und nur Perdikkas ſchien hierauf gerechte Anſprüche zu machen, weil ihm Alexander ſeinen Siegelring übergeben hatte. Weder der macedoniſche Adel, noch die Freunde Alexanders (worunter ſich Dichter, Philo-

1 Athen. XIII, 578. Dexippus bei Photius 199.

ſophen, Künſtler u. ſ. w. befanden), konnten ihm den Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten ſtreitig machen; wohl aber die königlichen Leibwächter, welche ſich mit den neueren Reichsmarſchällen vergleichen laſſen. Zu ihnen gehörten: Leonnatus, Ptolemäus, Lyſimachus, Ariſtonus, Python, Peuceſtes, endlich Perdikkas ſelbſt. Außerdem waren von entſcheidender Wichtigkeit aber abweſend: Antipater, der Statthalter von Macedonien und Hellas, und Kraterus, welcher (wie erzählt ward) eine große Zahl von Macedoniern in ihr Vaterland zurückführte. Bemerkenswerth erſchienen ferner: Meleager, einer der erſten Anführer der Phalanx, Antigonus, der Statthalter von Phrygien, und Eumenes aus Kardia am Cherſoneſos, der Einnehmendſte, Redlichſte, Geſcheuteſte unter Allen; jedoch bisher vom Könige mehr als Staatsmann denn als Feldherr gebraucht, und als Ausländer nicht zu den erſten Würden erhoben. Den Seleukus endlich, kannte man um dieſe Zeit nur als tapferen Krieger.

Einſtimmig berichten die Schriftſteller, daß man über die Sorge um die eigene Erhebung und um die Regierung des Reichs, die Sorge für den Leichnam des großen Alexanders geraume Zeit vernachläſſigte, daß aber ſchon am erſten Tage nach des Königs Tode eine Verſammlung der Feldherrn berufen ward, zu welcher ſich auch alle Macedonier hinzudrängten. Niemals hat in der Weltgeſchichte eine Verſammlung über Größeres zu entſcheiden gehabt, niemals ſchien das Wohl ſo vieler Millionen Menſchen ſo ſehr von einem einzigen Beſchluſſe abzuhängen. Perdikkas eröffnete die Berathung damit, daß er den Siegelring Alexanders auf dem Throne niederlegte und antrug, einen Mann zu erwählen, der das Reich regiere bis Roxane gebähre und ihr Kind erwachſen ſey: er hoffte, dieſe Beſcheidenheit werde mit ſeinen Anſprüchen verſöhnen, die Wahl auf ihn leiten und ſeine Macht dann doppelt geſichert ſeyn. Dagegen ſchlug Nearchos vor, die höchſte Gewalt dem Herkules, Barſinens Sohne, zu über-

tragen, welcher Vorſchlag aber einſtimmig verworfen ward. Gleich unbekümmert um Perdikkas erklärte hierauf Ptolemäus: es ſcheine ihm am verſtändigſten, wenn die erſten Befehlshaber durch Berathung das Beſte der Macedonier wahrnähmen; dies hätte zu einer Vertheilung der Länder geführt, welche Ptolemäus vor allen Anderen wünſchte. Dem widerſprechend trat endlich Ariſtonus mit der, lange zurückgehaltenen Behauptung auf: die Wahl des Regenten ſey von Alexander durch Uebergabe des Ringes bereits entſchieden worden, und dieſe Behauptung fand allgemeineren Beifall als man dachte. Anſtatt aber dieſen günſtigen Augenblick für den vollen Sieg zu benutzen und entſchloſſen zu handeln, zögerte Perdikkas ungeſchickt noch immer, und zog ſich in falſcher Beſcheidenheit zurück.

Da faßte Meleager, der gefährlichſte unter ſeinen Gegnern, wieder Muth und erklärte: es gebe noch weit vorzüglichere Männer als Perdikkas, und überdies ſey keinesweges dieſe Berathung, ſondern die Beſitznahme und Theilung der königlichen Schätze, das Erſte und das Nöthigſte. Hiemit verließ er die Verſammlung, und das Fußvolk folgte ihm nach. Durch dieſe kühne Wendung war alſo die Hälfte des Heeres von Perdikkas abgewandt, wogegen ſich der Adel und die Reiterei deſto enger an ihn anſchloß.

Während die letzte Partei den Perdikkas und Leonnatus zu Vormündern des, von Roxane zu gebährenden Kindes und zu Statthaltern in Aſien, Antipater und Kraterus aber zu Vormündern und Statthaltern in Europa ernannte; rief ein gemeiner Macedonier Philipp Arrhidäus zum Könige aus, und Meleager trat mit dem Fußvolke dieſer, faſt zufälligen Ernennung bei. Es kam zwiſchen beiden Theilen zu Feindſeligkeiten, und die Reiterei mußte zwar vor der Ueberzahl des Fußvolkes aus der Stadt entweichen, behinderte nun aber auf läſtige Weiſe die Zufuhr der Lebensmittel. Dies führte zu einem Vergleiche, wonach Perdikkas als Reichsverweſer, und Philipp neben

Roxanens Kinde als König anerkannt ward; die Reiterei kehrte nach Babylon zurück, und Perdikkas ſöhnte ſich äußerlich mit Meleager aus. Dennoch dauerten Argwohn und heimliche Nachſtellungen fort, bis Perdikkas, bei einer Heerſchau vor der Stadt, das Fußvolk von der Reiterei und den Elephanten einſchließen[1], raſch dreihundert der vornehmſten Anhänger Meleagers gefangen nehmen und ihn ſelbſt, ob er gleich in einen Tempel floh, tödten ließ. So fiel derjenige, welcher zuerſt eine ungeziemende Einmiſchung des Heeres veranlaßte, als das erſte Opfer dieſer, allemal auch auf die Häupter nachtheilig zurückwirkenden Soldatenherrſchaft.

Die Vornehmen hatten alſo geſiegt, und Perdikkas machte jetzt den Vorſchlag, das Reich zu theilen, weil es unmöglich von einem Punkte aus überſehen werden könne. Er hoffte als Lenker des Ganzen, als Vormund der Könige, als Befehlshaber des Hauptheeres (ſelbſt ohne den Beſitz eines einzelnen Landes) leicht überall zu herrſchen; und bedachte nicht, daß die Achtung vor einem blödſinnigen und einem noch ungeborenen Könige den Ehrgeiz nicht mäßigen werde, daß man ohne Landbeſitz das Heer weder ergänzen, noch erhalten könne, und daß endlich die Soldaten ſo wenig als die Feldherrn gehorchen, ſondern herrſchen wollten. Die letzten ſetzten deshalb alle größeren gemeinſam auszuführenden Plane Alexanders bei Seite, unterſtützten jedoch den Theilungsvorſchlag, weil ſie glaubten in ihren Ländern unabhängig zu werden und dann ſelbſt mehr zu erwerben. — Bei der erſten Theilung des Reichs in Babylon, erhielten (mit Uebergehung der geſchichtlich unwichtigeren oder unbekannten Statthalter der innern Landſchaften) Laomedon Syrien, Philotas Cilicien, Python Medien, Aſander Karien, Leonnatus Kleinphrygien, Lyſimachus Thracien, Peuceſtes Perſis, Seleukus und Kaſſander, der Sohn Antipaters, zwar keine Land-

1 Arrian bei Photius 215.

ſchaften, aber hohe Stellen im Heere[1]. Antipater und Kraterus übernahmen die Verwaltung der europäiſchen Länder in der Art, daß jener den kriegeriſchen, dieſer den bürgerlichen Angelegenheiten vorſtand. Antigonus behielt Großphrygien, Lycien und Pamphylien; am klügſten wählte Ptolemäus, denn Aegypten war das reichſte Land und trug bald nachher 6000 Talente, es lag zum Handel und zur Seemacht äußerſt glücklich, und ſchien endlich gegen Afrika und Aſien gleich geſichert und faſt unangreifbar zu ſeyn. Noch befehligte zwar Kleomenes, welchen Alexander einſetzte, in Aegypten[2], da er ſich aber durch Eigennutz, Tyrannei und Verfolgung der Prieſter verhaßt gemacht hatte, ſo ward es dem Ptolemäus leicht, ihn ſpäter als einen Anhänger des Perdikkas zu ſtürzen. Schon jetzt erfuhr dieſer wie ungenügend ſeine angeblich höchſte Stellung ſey und wie ſehr er ſich in ſeinen Hoffnungen getäuſcht hatte. Er befahl nämlich dem Antigonus und Leonnatus: Kappadocien und Paphlagonien bis Trapezunt, für Eumenes, den Geheimſchreiber Alexanders, zu erobern; aber Leonnatus verfolgte ſtillſchweigend andere Plane, und Antigonus verweigerte geradezu den Gehorſam. Nur der Gewinn ging mittelbar hieraus hervor, daß ſich Eumenes enger an Perdikkas und die königliche Familie anſchloß; auch konnte er vorausſehen daß für ihn, als Ausländer, allein auf dieſem Wege möglich ſey, etwas Großes zu erreichen.

Mittlerweile gebahr Roxane einen Sohn, welcher den Namen Alexander erhielt, und als König einer halben Welt begrüßt wurde. Deßungeachtet konnte Roxane den alten Neid gegen Statira die Tochter des Darius nicht bezwingen, ſondern berief dieſe unter freundlichen Worten, ließ ſie dann tödten und ihren Leichnam in einen Brunnen werfen. Auch Perdikkas wußte und billigte dieſen Frevel;

1 Dexippus bei Photius p. 201.

2 Pausan. Attica. c. 6. Aristot. Oeconom. II.

dennoch wuchs nach des jüngern Alexanders Geburt ſein Anſehen, und ſeine Anſprüche auf die Leitung des Ganzen traten von Neuem und immer beſtimmter hervor. Darüber beſorgt, wollte Ptolemäus ein Bündniß mit Antipater ſchließen, aber Perdikkas heirathete deſſen Tochter Nikaia und vereitelte hiedurch die Plane ſeines Gegners.

Um dieſe Zeit begannen die griechiſchen Miethsvölker im obern Aſien Unordnungen. An 20,000 Fußgänger und 3000 Reiter brachen, ungeduldig über die entfernten Anſiedlungen und die unrichtige Bezahlung des Soldes, nach der geliebten Heimat auf, und ſchlugen unter Philons Anführung einige Statthalter, die ſich ihnen widerſetzten. Perdikkas ſchickte deshalb den Python mit Heeresmacht gegen ſie aus, bemerkte aber bald daß dieſem mehr daran lag ſie für ſich zu gewinnen, als ſie zu beſiegen; und befahl aus dieſem Grunde den entgegenziehenden Macedoniern, ſie ſollten keinen Vergleich mit ihnen eingehen. In der Schlacht wurden die Griechen durch den Verrath eines ihrer Befehlshaber überwunden, verſprachen in die ihnen angewieſenen Wohnſitze zurückzukehren und legten die Waffen ab. Deßungeachtet wurden ſie von den beuteſüchtigen Macedoniern hinterliſtig angefallen, und ohne Rückſicht auf Pythons Widerſpruch niedergehauen. Obgleich ſich Perdikkas auf dieſe Weiſe von einer nahen Gefahr befreite, ſo verdient ſein Verfahren dennoch ſtrenge Mißbilligung: denn er hatte den höheren Zweck jene Griechen zu gewinnen verſäumt, Pythons Zorn erweckt, den Ruf der Grauſamkeit über ſich gebracht und das Heer zur Treuloſigkeit ermuntert, welche es ſpäter gegen ihn ſelbſt übte. Bald nachher beſiegte er in zwei ſchweren Treffen den König Ariarathes von Kappadocien, welcher ihm 30,000 Fußgänger und 15,000 Reiter eingegenſtellte; aber ſchon war das Andenken an Alexanders Großmuth ſo vergeſſen, daß man den gefangenen König mit ſeiner Familie kreuzigte. In den, hiedurch gewonnenen Ländern, bildete Eumenes ein Heer, beſonders Reiterei; Piſidien kam, nach

tapferer Vertheidigung, ebenfalls in die Gewalt des Perdikkas, und dieſer glaubte nunmehr er werde noch ſchneller zur allgemeinen Herrſchaft gelangen, wenn er ſich enger mit der königlichen Familie verbinde. Deshalb ließ er, unter Beiſtimmung der Olympias, Kleopatra, die Schweſter Alexanders, nach Sardes kommen, um ſie zu heirathen, wogegen er dem Antipater ſeine Tochter zurückſchickte[1]). Gleichzeitig aber erſchien unaufgefordert Cynane, die Schweſter des erſten Philipp (ein ehrgeiziges verſchlagenes Weib) mit ihrer Tochter Eurydice beim Heere, und brachte es dahin, daß die Soldaten den König Philipp Arrhidäus, mit der letzten vermählen wollten. Perdikkas ſah ganz richtig ein, welche Gefahr hiedurch für ſein Anſehen entſtehe, glaubte aber irrig daß dagegen kein anderes Mittel vorhanden ſey, als die Tödtung Cynanens; vielmehr entſtand wegen dieſer Gewaltthat ein Aufſtand im Heere, der erſt endete, als er nothgedrungen ſeine Zuſtimmung zu jener Heirath gab.

In dieſem Augenblicke, wo es ſeinen Gegnern ſo wenig an Gründen zu Beſorgniſſen, als an Vorwänden zur Widerſetzlichkeit fehlen konnte, klagte Perdikkas den Antigonus, Ungehorſams und Ehrgeizes halber, vor den Macedoniern an und ſetzte ihm eine Friſt zur Verantwortung, binnen welcher dieſer aber nicht erſchien, ſondern mit ſeinem Sohne Demetrius zum Antipater floh, des Perdikkas Betragen und Abſichten höchſt nachtheilig ſchilderte, und an den Mord der Cynane und die Verſtoßung der Nikaia erinnerte. Zu ſpät erkannte Perdikkas, daß die Verheirathung mit einer Schweſter Alexanders demjenigen keinen Vortheil bringen konnte, welcher die Schweſter Philipps umbringen ließ, und daß die Verwandtſchaft mit dem königlichen Hauſe weniger öffentliches Anſehen und Gewicht gab, als die mit dem mächtigen Antipater.

Deſſen Geſchichte und die Geſchichte von Hellas

1 Arrian bei Photius 219.

müſſen wir jedoch vor der weiteren Erzählung der aſiatiſchen Begebenheiten, hier nachholen.

Als Alexander ſeinen Zug nach Perſien antrat, war Theben zerſtört, Athen geſchreckt, und nur Sparta, welches an den letzten Kriegen keinen Theil genommen hatte, hob ſeine Macht unter der Regierung des Königs Agis. Schon um die Zeit als die Macedonier in Cilicien ſtanden und von Darius umringt wurden, hielt man ſie für verloren; aber die Schlacht bei Iſſus unterbrach alle Plane der Hellenen. 8000 Söldner, die ſich dort gerettet hatten, traten zwar in die Dienſte der von Perſien mit Gelde unterſtützten Spartaner, auch gewann König Agis die kretiſchen Städte; aber bis auf die Zeit der Schlacht bei Arbela blieb alles ruhig. Erſt die Nachricht von dieſem Siege regte die Gemüther von Neuem auf, und Viele glaubten: wenn man dieſen letzten Augenblick verſäume die raſtlos anwachſende Uebermacht Macedoniens zu brechen, ſo ſey alle Rettung für immer verloren. Ungeachtet dieſer Anſichten wollten jedoch die Athener keinen Krieg erheben; theils weil ſie ſich fürchteten, theils weil ſie der König ſtets auf die ſchmeichelhafteſte Weiſe behandelte: die Spartaner hingegen verbanden ſich mit den meiſten Peloponneſiern und einigen andern Städten um ſo eher zur offenen Fehde, da Alexander jetzt keine Macht aus Aſien herſenden konnte, und Antipater von Memnon, der ſich in Thracien empört hatte, bedrängt wurde. Schneller indeſſen, als man erwartete, ſchloß Antipater Frieden mit jenem Feldherrn, berief die Bundesgenoſſen und eilte den Peloponneſiern, welche ihm nur 20,000 Fußgänger und 2000 Reiter gegenüberſtellen konnten, mit 40,000 Mann entgegen. Deßungeachtet war die Schlacht bei Megalopolis äußerſt heftig, und vielleicht entſchied nur der Tod des Königs Agis zum Vortheil der Macedonier[1].

Hierauf nahm Antipater Geißeln von den Spartanern[2],

1 329 vor Chriſtus.

2 Plut. de adulat. VI, 237.

legte ihnen aber — was ſie, im Unglücke noch würdig geſinnt, verlangten — keineswegs unwürdige Bedingungen vor; und nun blieb Hellas während Alexanders Zug nach Indien ruhig, obgleich Wenige glaubten daß er jemals aus jenen Ländern zurückkehren werde. Zu den Ungläubigen gehörte auch Harpalus, ſein Schatzmeiſter, welcher übel gehauſet, mit zwei Dirnen ausſchweifend gelebt hatte, und nach des Königs Rückkehr, aus Furcht vor der Strafe, mit 5000 Talenten Geldes nach Athen floh. Groß waren ſeine Anerbietungen und Anreizungen zum Abfall von Macedonien; aber Demoſthenes, welcher wohl wußte daß Geld nicht allein entſcheide, rieth, ſich um dieſes Mannes willen keinen Unannehmlichkeiten auszuſetzen. Weil er indeſſen ſpäter im Allgemeinen gegen Alexander und gegen die Macedonier ſprach, ſo ſuchte man die Erklärung dieſes Verfahrens nicht in ſeiner eigenthümlichſten Natur, ſondern in einem Geſchenk von zwanzig Talenten, welches ihm Harpalus gemacht habe. Er ward hierüber nach einiger Zeit mit mehreren Andern zur Unterſuchung gezogen und in eine große Geldſtrafe verurtheilt.

Diejenigen, welche meinen daß hiedurch dem tadelloſen Charakter des Demoſthenes ein unauslöſchlicher Flecken angehängt werde, dürfen nicht unbemerkt laſſen:

Erſtens, daß er um jener Summe willen keineswegs ſeine Anſichten und Ueberzeugungen in ihren Grundzügen änderte und zur Gegenpartei überſprang.

Zweitens, daß Zahlungen dieſer Art, ſowie früher die perſiſchen, beim Vorwalten des Einfluſſes einzelner Männer in den griechiſchen Freiſtaaten, nicht ſowol als gemeine Beſtechungen, ſondern vielmehr als Hülfsgelder zu öffentlichen Zwecken zu betrachten ſind[1].

Endlich — und das iſt allerdings die Hauptſache — läßt ſich erweiſen, daß die ganze Erzählung unwahr ſey.

Plutarch, welcher ſie aufbehalten hat, fügt hinzu:

[1] Vergleiche Müller Geſch. der Schweiz IV, 725.

Demoſthenes ſey ins Gefängniß geſetzt worden, daraus entflohen, und genöthigt geweſen, zu ſeinem größten Schmerze Athen, ſein hochgeliebtes Vaterland zu verlaſſen. Weshalb? — weil er nicht im Stande geweſen, die auferlegte Geldſtrafe zu bezahlen! Iſt es alſo wol glaublich, daß er über die Schätze des Harpalus zu gebieten hatte? Würden ihm, wie Helladius erzählt, die Athener wol Geſchenke als ein nöthiges Reiſegeld auf den Weg gegeben haben? Zu dieſem mittelbaren Beweiſe geſellt ſich der wichtigere Umſtand: daß Demoſthenes nach dem ausdrücklichen Zeugniſſe des Pauſanias ſeine Unſchuld nicht allein ſelbſt hinreichend erwies, ſondern daß auch Andere dieſen Beweis für ihn wiederholten; endlich meldet derſelbe Schriftſteller[1]: das Verzeichniß aller derer, welche von Harpalus Geld empfingen, ſey nach deſſen Ermordung in die Hände der Macedonier, in die Hände des Philoxenos eines perſönlichen Feindes des Demoſthenes gekommen, und nach Athen geſandt worden: — allein gegen dieſen habe ſich auch nicht das geringſte Zeugniß gefunden. Dieſer Umſtand hat doppeltes Gewicht, weil den Macedoniern mehr daran liegen mußte den Demoſthenes ſchuldig zu finden, als alle andern unbedeutenderen Gegner[2].

Bald nach ſeiner Rückkehr aus Indien, ließ Alexander bei den olympiſchen Spielen durch Nikanor von Stagira bekannt machen: daß die Griechen frei und nach eigener Verfaſſung leben, jedoch auch alle Verbannte zurückberufen ſollten. Nur diejenigen blieben von dieſer Begünſtigung ausgeſchloſſen, welche man Mordes oder Tempelraubes halber verwieſen hatte. Dieſer Grund fand aber natürlich nur bei ſehr Wenigen Statt; bei weitem die größere Zahl, wenigſtens 20,000, litten dagegen jene Strafe wegen ihrer Anſichten über Staatsangelegenheiten, und

1 Demosth. epist. 2. Photius 1591. Pausan. Corinth. c. 33.

2 Eine ähnliche, im Gellius erzählte Geſchichte (XI, 9—10) iſt wahrſcheinlich von Demades auf ihn übertragen worden.

hatten ſich zu Olympia eingefunden, weil ſie von den großen, öffentlichen und religiöſen Feſten nicht ausgeſchloſſen waren. Alexander wollte die Griechen durch ſeine Obermacht endlich zu der ſo nöthigen Einheit zwingen; aber dieſe an ſich heilſame Abſicht erſchien den meiſten (beſonders den Athenern, welche die Samier vertrieben, den Aetolern, welche die Stadt Oeniadä zerſtört hatten) nur als ein Kunſtgriff um ſeinen Einfluß ſchlechterdings überwiegend zu machen, und diejenige Ruhe und Einigkeit herbeizuführen, welche zwar Unterthanen eines Staats hegen ſollten, die man aber freien Staaten nicht aufdringen dürfe.

So war die Stimmung in Hellas als Alexander ſtarb. In vielen Griechen erwachte nunmehr das Gefühl früherer Größe, die Hoffnung neuer Unabhängigkeit, der Muth zu kühnen Unternehmungen für die Freiheit[1]. Hyperides erwiederte denen, welche Antipater lobten: „wir wiſſen, daß er trefflich iſt, aber wir bedürfen auch nicht des trefflichſten Herrſchers.“ Demoſthenes ſchrieb den Athenern aus der Verbannung: „wer da glaubt, daß Alexander Alles dem Glücke ſchuldig ſey, der gedenke an ſeine Thätigkeit, ſeine Anſtrengungen, ſeinen Muth, und daß er nicht beim Stillſitzen ſo großen Erfolg hatte. Nach ſeinem Tode ſucht das Glück diejenigen, welche verdienen, daß es mit ihnen ſey: — und dieſe mit Recht Glücklichen müßt ihr werden.“ — Sogleich beriefen die Athener ihren, nur aus Furcht vor Alexander entfernten, größten Mitbürger zurück: alle Prieſter, alle obrigkeitlichen Perſonen, das ganze Volk ging ihm zum Piräus entgegen, und nachdem einſeitige Parteiung und fremder Zwang aufgehört hatte, offenbarte ſich in Freuden- und Ehrenbezeigungen, ohne Hehl die allgemeine und hohe Achtung vor dem Geiſte und dem Charakter des Demoſthenes. Phocion erklärte zwar: „er werde erſt zum Kriege rathen, wenn die

1 Photius 1482.

Jüngern tapfer, die Reichen für den Staat freigebig, und die Redner redlich wären;" aber dieſe, blos verneinende Betrachtung, konnte den gerechten Eifer nicht vertilgen und wenn er ſtatt deſſen recht thätig mitgewirkt hätte, würde vielleicht das Ziel erreicht worden ſeyn, welchem man, ungeachtet der größten Schwierigkeiten, ſo nahe kam.

Sparta nämlich blieb, thörichter Weiſe aus Furcht neuer Niederlagen, ruhig; und die Arkader und Achäer zögerten wiederum aus Furcht vor Sparta; in Korinth lag eine macedoniſche Beſatzung; die Böoter waren aus Eigennutz macedoniſch geſinnt, weil ſie beſorgten die vereinten Griechen möchten Theben herſtellen und ihnen die Ländereien abnehmen, welche Alexander unter ſie vertheilt hatte. Deßungeachtet brachten Athen, Argos, Sicyon, Epidaurus, Trözene, die Eleer, Phliaſier, Dorer, Lokrer, Phocier, Theſſaler, Meſſener, Aetoler, Akarnaner u. ſ. w. ein Heer von 30,000 Mann zuſammen[1]; unter denen ſich viele, nach Alexanders Befehl von den perſiſchen Statthaltern heimgeſandte griechiſche Söldner befanden, welche Leoſthenes heimlich im Peloponneſos bei Tänaros, zum Theil mit dem Gelde des Harpalus geworben hatte. Auch die theſſaliſchen Reiter und Städte traten zu den Hellenen über, ſo daß Antipater, welcher ohnedies durch die Rekrutenlieferung nach Aſien erſchöpft war, ihnen nur 13,000 Fußgänger und 600 Reiter gegenüberſtellen konnte, und ungeachtet aller Tapferkeit und aller Kriegskunſt, von den begeiſterten Griechen unter Anführung des Leoſthenes in Böotien und bei den Thermopylen geſchlagen, und gezwungen wurde, ſich nach Lamia zu flüchten. Die Griechen folgten, umlagerten die Stadt, und Antipater wollte bei der begonnenen Unterhandlung ſehr billige Bedingungen zugeſtehen; da verlangte man von ihm unbedingte Uebergabe. Eine ſolche Zumuthung, einem Macedonier, damals! Antipater konnte nicht einwilligen, er beſchloß,

1 Pausan. Att. c. 16, 25. Arcad. c. 6.

ſich zu vertheidigen und Hülfe zu ſuchen. Kraterus, der 10,000 ausgediente Macedonier nach der Heimat führen ſollte, war noch zu entfernt; deshalb ward Leonnatus, welcher in Kleinphrygien ſtand und den Eumenes in Kappadocien und Paphlagonien einſetzen ſollte, von Antipater um Hülfe angeſprochen. Gleichzeitig erhielt aber Leonnatus eine noch lockendere Einladung von Kleopatra, der Schweſter Alexanders des Großen: er möge nach Macedonien kommen, ſie heirathen und den Antipater, welchen die Soldaten ſogleich verlaſſen würden, ohne Mühe ſtürzen. Leonnatus, der ohnehin keine Neigung hatte für Eumenes zu wirken, ergriff dieſe Veranlaſſungen und zog, dem Namen nach für Antipater nach Europa, eigentlich aber um König von Macedonien zu werden.

Unterdeſſen war, zum Unglück der Hellenen, der treffliche, aber zu kühne Leoſthenes, durch einen Steinwurf vor Lamia getödtet worden und ſeinem Nachfolger, dem Athener Antiphilos, fehlte das Geſchick, Einigkeit und Ordnung zu erhalten[1]. Viele, unter andern die Aetoler, gingen nach Hauſe, und nur 22,000 blieben vor Lamia. In dieſem ungünſtigen Augenblicke erſchien Leonnatus unvermuthet mit Heeresmacht, ward aber dennoch von den Griechen, beſonders durch Hülfe der theſſaliſchen Reiterei, beſiegt und getödtet. Dieſer Tod befreite den Antipater nicht allein von der größeren Gefahr durch Leonnatus geſtürzt zu werden, ſondern brachte auch den Ueberreſt von deſſen Heere in ſeine Botmäßigkeit; doch verfuhr er bis zur Ankunft des Kraterus nur vertheidigungsweiſe. Nach ihrer Vereinigung hatten aber beide ein Heer von mehr als 40,000 Fußgängern, 5000 Reitern und 3000 Bogenſchützen; wogegen die Hellenen, von Antipater bedrängt die Rückkehr der Entfernten nicht abwarten konnten, und deshalb nur 25,000 Fußgänger und 3500 theſſaliſche Reiter zählten. Die letzten ſtanden in der Schlacht bei Kranon

1 Pauſan. Attic. c. 1. Achaia c. 10.

(322 vor Chriſtus) unfern von Lamia, vor dem Fußvolke und warfen die macedoniſchen Reiter; die Phalanx dagegen trieb alle Griechen bis zu den Bergen zurück. Deßungeachtet würden dieſe ſo wenig durch den nur geringen Verluſt von zwei- bis höchſtens fünfhundert Todten, als durch eine Niederlage zur See außer Stande gekommen ſeyn, länger zu widerſtehen; wenn nicht Muthloſigkeit und Ungehorſam unter ihnen ausgebrochen wäre, und ſie vermocht hätte bei Antipater den Frieden zu ſuchen. Klüglig wollte dieſer (damit die Uneinigkeit noch größer werde), unter dem Vorwande einer ungleichen Verſchuldung, nicht mit Allen auf gleiche Bedingungen, ſondern mit jeder einzelnen Stadt einzeln den Frieden abſchließen. Anfangs verwarfen die Griechen dieſen Antrag, als aber die Macedonier einige theſſaliſche Städte eroberten und ſehr gelinde behandelten, als hierauf die theſſaliſche Reiterei zu ihnen übertrat; wurden die Verbündeten gegeneinander mißtrauiſch und ſchloſſen nach und nach (nur mit Ausnahme der Athener und Aetoler) den Frieden. In der Regel mußten ſie eine macedoniſche Beſatzung einnehmen und wenigen Häuptern die Regierung anvertrauen, wodurch natürlich die Anhänger Antipaters an die Spitze der Geſchäfte gebracht wurden.

Dieſer zog jetzt gegen Athen. Bei der Unmöglichkeit Widerſtand zu leiſten, ſandte man Phocion und Demades an ihn um zu verhandeln; und die Wahl war in ſofern glücklich, als Antipater ſich ſchon früher von der Redlichkeit und Unbeſtechlichkeit des erſten überzeugt und geäußert hatte: Phocion habe nie Geſchenke angenommen, weil er nicht zugleich Freund und Schmeichler ſeyn könne, Demades dagegen ſey nie zu ſättigen geweſen[1]. Die Macedonier verlangten: daß man eine Beſatzung in Munychia aufnehme, die Regierung Wenigen überlaſſe, eine Geld-

[1] Xenokrates ſoll die Befreiung der im lamiſchen Kriege Gefangenen ausgewirkt haben. Diog. in Xenocr. c. 5.

ſumme zahle, und den Demoſthenes und Hyperides ausliefere. Vergeblich ſuchte Phocion den erſten Punkt abzuwehren, denn als ihn Antipater befragte: „ob er, an die Spitze der neuen Verwaltung geſtellt, ohne Aufnahme einer Beſatzung für die Ruhe der Stadt haften könne?“ zögerte er mit der Antwort, und dieſe Zögerung erſchien jenem als hinreichender Grund, von den vorgelegten Bedingungen nicht abzuweichen. Jeder, welcher unter 2000 Drachmen beſaß, ward von der Regierung ausgeſchloſſen; und von 30,000 Bürgern ſollen 21,000 durch dieſe Beſtimmung ihre ſtaatsrechtliche Einwirkung verloren haben. Sehr Viele von dieſen führte man, um Ausbrüche der Unzufriedenheit zu verhüten, als Anſiedler nach Thracien, Viele zerſtreuten ſich in die benachbarten Städte und ohne Gewaltthätigkeiten gegen Einzelne ward dadurch Athen ſo geſchwächt, daß es ſich nie von dieſem Unfalle erholt hat.

Von jeher war Athen für die Unabhängigkeit von Hellas, — nicht ſo Sparta: neidiſch ſchon nach den Perſerkriegen, Aſien preisgebend um in Europa zu herrſchen, theilnahmlos bei Chäronea, Theben und Kranon. Allerdings mußte das enge Städteweſen, es mußten gar viele kleine Gegenſätze gebrochen werden, wenn allgemeine helleniſche Weltbildung ſollte zum Vorſchein kommen; aber aus Athen wäre ſie beſſer hervorgewachſen, als aus Macedonien und den Nachfolgern Alexanders.

Vor dem Einrücken der Macedonier in Athen, war Demoſthenes mit ſeinen Freunden aus der Stadt entwichen, und das furchtſame Volk verurtheilte ſie, auf den Antrag des feilen Demades, zum Tode. Archias erhielt hierauf vom Antipater den Befehl, die Flüchtlinge aufzuſuchen, und fand den Demoſthenes auf der Inſel Kalauria, Trözene gegenüber, im Tempel des Neptun. Vergeblich ſuchte man ihn zu bereden, er möge das Heiligthum verlaſſen und ſich den Macedoniern anvertrauen, vergeblich bedrohte man ihn bei längerer Weigerung mit den härteſten Maßregeln: er wußte, daß es ein Mittel giebt der

Gewalt und der Strafe des mächtigſten Feindes zu entgehen; er wollte ſich ſelbſt nicht untreu werden und fremde Großmuth knechtiſch für kurze Lebensfriſtung lobpreiſen. Sein Tod war ſeines großen Lebens würdig, er gab ihn ſich ſelbſt durch Gift, welches er in einer Schreibfeder bei ſich trug[1]. Hiedurch beſiegelte er, über alle gemeinen Einreden hinaus, ſeinen Glauben und ſein Thun[2].

Auch ehrten die Athener, nachdem ſie von der erſten Furcht befreit waren, das Andenken des Demoſthenes auf alle Weiſe, ſie ſetzten ihm eine Bildſäule und bezeugten in der Inſchrift: nie würden Macedonier die Hellenen beherrſcht haben, wenn ſich zu der großen Einſicht des Staatsmannes eine gleiche äußere Macht geſellt hätte. — Archias ſtarb ſpäter ehrlos und in höchſter Armuth; Demades benahm ſich zweideutig gegen Antipater und ward von dieſem (oder von Kaſſander) nebſt ſeinem Sohne zum Tode verurtheilt, ohne Rückſicht darauf, daß ſie atheniſche Geſandte waren. Alle hatten der Weiſſagung des Demoſthenes nicht geglaubt, daß Verräther ſich ſtets ſelbſt verkaufen[3].

Von Athen wandte ſich Antipater gegen die Aetoler und ſchloß deren 10,000 auf Bergen ein, bewilligte aber den, durch Hunger in die äußerſte Noth Gebrachten, milde Bedingungen, weil er mit Kraterus, dem er ſeine Tochter Phila verheirathet hatte, nach Aſien wider den Perdikkas ziehen wollte. Dieſer hatte ſeit der Flucht des Antigonus zu Antipater, mit löblicher Raſchheit deſſen Länder zur Statthalterſchaft des Eumenes geſchlagen, auch den richtigen Gedanken gehegt, deu Krieg nach Macedonien zu ſpielen, wo die Anhänglichkeit an das König-

1 Plinius XXXIII, 1. 322 Jahre vor Chriſtus.

2 Man kann und ſoll das Großartige eines ſolchen Entſchluſſes für die Zeiten des Heidenthums eben ſo wenig läugnen, als daß das Chriſtenthum andere Heilmittel nachweiſet.

3 Arrian bei Photius 217. Diod. XVIII, 48.

Digitized by Google

liche Haus am größten war; aber dadurch, daß er bei ſo vielen mächtigen Feinden, jetzt nicht den Ptolemäus für ſich gewann, vereitelte er ſich alle ſeine Hoffnungen. Die ausgezeichnetſte Behandlung der Leiche Alexanders, angeborne Milde und Regentenklugheit hatten dieſen in dem, an Macht und Wohlſtand täglich zunehmenden Aegypten, ſehr beliebt gemacht, und auch Cyrene unterwarf ſich ſeiner Führung. Um ſo mehr irrte alſo Perdikkas, daß er den Ptolemäus angriff, anſtatt ihm in dieſer gefährlichen Zeit billige Bedingungen einzuräumen. Während dieſes Kriegszugs erhielt Eumenes den Oberbefehl in Kleinaſien gegen den Antipater und Kraterus, welche, vom thraciſchen Cherſoneſos aus, über den Hellespont gezogen waren und die Befehlshaber des Perdikkas in dieſen Gegenden, durch Geſandtſchaften und Verhandlungen aller Art getäuſcht hatten.

Unbedenklich hatte Perdikkas in Eumenes bei weitem den Tüchtigſten an die Spitze geſtellt; aber es war ein großer Fehler, daß er ſeinen Bruder Alketas und den Neoptolem, welche beide ſich durch jene Anſtellung beleidigt und zurückgeſetzt fühlten, zwar ernſtlich aber vergeblich zum Gehorſam gegen jenen anwies, und ſie nicht, ſofern er ihnen mißtraute, lieber gänzlich entfernte. Jetzt fiel die ganze Laſt dieſer übelen Verhältniſſe auf Eumenes. So weit trieb Neoptolem ſeinen Haß, daß er heimlich mit der Phalanx zu Antipater übergehen wollte; aber ehe er deſſen Lager erreichen konnte, griff ihn Eumenes an, brachte mit ſeiner trefflich gebildeten Reiterei ſelbſt die Phalanx in Unordnung und ſiegte ſo vollſtändig, daß Neoptolem, in Begleitung von nur dreihundert Reitern, zu Antipater fliehen mußte. Kaum war dieſe Gefahr beſeitigt, ſo weigerte ſich Alketas ſeine Soldaten mit denen des Eumenes zu vereinigen, weil ſie nicht gegen Kraterus und Antipater fechten würden; und wirklich rechneten dieſe Feldherrn darauf, daß jene Mannſchaft, ohne Kampf, zu den alten, hochgeliebten und geehrten Anführern, übertreten würde. Wäh-

rend Antipater nach Cilicien und Syrien zöge, ſollte, der Abrede gemäß, Kraterus den Eumenes überraſchen und durch Liſt oder Macht vernichten. So ſah ſich dieſer von ſeinen Unterbefehlshabern verlaſſen, und in der größten Gefahr, der feindlichen Macht oder dem Verrathe ſeiner eigenen Soldaten zu erliegen; aber die Ueberlegenheit und Gewandtheit ſeines Geiſtes, bot ihm genügende Rettungsmittel. Zuförderſt verhehlte er ſeinen Soldaten, gegen wen man ziehe: Anfangs behinderte nämlich ein Bergrücken die Anſicht der nahen Feinde, dann gewann er ſchnell den Gipfel und die Schlacht begann, ehe ſich die Einzelnen von den Verhältniſſen unterrichten konnten. Kraterus erſtaunte, daß die Verſprechungen Neoptolems vom Uebertritte der Macedonier nicht in Erfüllung gingen, und ſtellte ſich mit entblößtem Haupte an die Spitze, um geſehen zu werden, aber vergeblich; denn Eumenes hatte blos Barbaren, welche jenen nicht ehrten, ja nicht einmal kannten, klüglich ihm gegenüber geſtellt. Auf dem andern Flügel geriethen Neoptolem und Eumenes in einen heftigen Zweikampf, die Pferde Beider ſtürzten, doch wickelte ſich Eumenes zuerſt hervor und hieb dem Neoptolem das Fußgelenke ab, ſo daß er nicht aufſtehen konnte. Nichtsdeſtoweniger dauerte das Gefecht fort, wobei Eumenes zweimal, dann aber Neoptolem ſo im Halſe verwundet ward, daß jener ihn für todt hielt; irrig jedoch, denn nochmals erhob er ſich, traf den Eumenes in den Leib, obgleich nicht tödtlich, und ſank nun erſt ermattet nieder. Unterdeſſen war der Flügel des Kraterus geſchlagen worden, und er ſelbſt ſtarb an einer tödtlichen Wunde, in den Armen ſeines alten Freundes, des Eumenes. Aber noch immer ſtand die Phalanx unbeweglich; weshalb Eumenes, um größere Gefahr zu vermeiden, fragen ließ: ob ſie zu ihm übertreten oder in die Heimat zurückkehren wolle? dann bewilligte er ihre Bitte, im nächſten Flecken zu rathſchlagen und dringende Bedürfniſſe zu befriedigen. Während der Nacht wählte ſie indeſſen neue Anführer und zog, ihrem Worte untreu, raſch

über die Gebirge dem Antipater nach. Eumenes verfolgte nicht, denn die Phalanx war an ſich fürchterlich, ſeine Reiterei in den Gebirgen unbrauchbar, und er ſelbſt verwundet. Groß war der Ruhm ſeines Sieges: daß er aber dem Perdikkas unwandelbar treu blieb, den Kraterus getödtet und mit Barbaren Macedonier beſiegt hatte, dies erzürnte und beleidigte ſehr Viele.

Mittlerweile hatte Perdikkas ohne Erfolg verſucht bei Peluſium über den Nil zu gehen, und eben ſo wenig glückte es ihm bei einer oberhalb liegenden Feſtung, welche Ptolemäus tapfer vertheidigte. Es kam hierauf zu einem dritten Verſuche bei Memphis, wobei ein Theil vom Heere des Perdikkas bereits durch eine Fuhrt das andere Ufer erreicht hatte, als der ſchwere Tritt der Elephanten eine Untiefe erzeugte, und die hiedurch von den übrigen Abgeſchnittenen mit großem Verluſte beſiegt wurden, noch Mehrere aber im Fluſſe umkamen. Dieſes Unglück erhöhte die üble Stimmung, die das Heer gegen Perdikkas ſeiner Härte und Rauheit halber hegte, und zu welcher Ptolemäus theils durch ſorgſame und ehrenvolle Begrabung der Todten, theils durch natürliche Herablaſſung und Freundſchaft, theils durch geſchickte Unterhandlungen beitrug. Es kam endlich zu einer allgemeinen Empörung, an deren Spitze der, ſeit dem Zuge gegen die griechiſchen Söldner unzufriedene Python ſtand: — nach tapferer Gegenwehr ward Perdikkas von den Soldaten in ſeinem Zelte ermordet. Zwei Tage nachher langte die Nachricht von dem Siege des Eumenes über Neoptolem und Kraterus an; wie würden die Verhältniſſe ſich anders geſtellt haben, wenn das Heer früher davon wäre unterrichtet geweſen!

Man trug jetzt dem Ptolemäus die Vormundſchaft über die Könige an; aber zufrieden im ſicheren Beſitz Aegyptens, ſchlug er jene gefährliche Stelle aus, und empfahl Python und Arridäus bis zur Ankunft Antipaters. Mit verdammlicher Grauſamkeit verfuhr man nunmehr gegen die Anhänger des Perdikkas, verurtheilte Alketas ſei-

nen Bruder, Attalus ſeinen Schwager, Atalante ſeine Schweſter, auch Eumenes und funzig andere angeſeheue Männer, zum Tode. Attalus aber eilte, mit der ihm untergebenen Flotte, von Peluſium nach Tyrus und lud große Schätze ein; er ward hierauf von den Rhodiern zwar geſchlagen, erreichte aber dennoch Cilicien und ſuchte, in Verbindung mit Alketas und vielen andern Mißvergnügten, ein neues Heer zu ſammeln. Unterdeſſen waren Python, Arridäus und Eurydice in ſo argen Zwiſt gerathen, daß jene beiden freiwillig oder gezwungen ihr Amt niederlegten; und das große macedoniſche Heer, welches aus Aegypten nach Syrien zurückgegangen war, den Antipater mit unumſchränkter Vollmacht zum Vormunde erwählte. Auf Anreizung der hierüber höchſt aufgebrachten Eurydice, verlangten indeſſen die Soldaten jetzt die Auszahlung der von Alexander verſprochenen Geſchenke, und klagten ſogar den Antipater öffentlich ſo hart an, daß er fliehen mußte: aber bald nachher bereuten jene ihre That und beriefen ihn, ehe er noch von ſeinem eigenen Heere unterſtützt nahte, zum Ordnen der Geſchäfte des Reiches zurück. Bei dieſen letzten Ereigniſſen hatteu ſich Antigonus und Seleukus vorzüglich thätig gezeigt[1].

Am Schluſſe dieſes erſten Zeitraums waren alſo von den Nachfolgern Alexanders umgekommeu: Meleager durch Perdikkas, Leonnatus in der Schlacht gegen die verbündeten Griechen, Kraterus und Neoptolem in der Schlacht gegen Eumenes, Perdikkas durch die empörenden Soldaten. Die größte Macht beſaßen jetzt: Antipater, Ptolemäus und Eumenes. Antigonus, der bisherige Statthalter von Phrygien, Pamphylien und Cilicien, erwartete eine neue Begründuug größeren Glücks; Polyſperchon war Statthalter für Antipater in Macedonien und Hellas. Dieſes Land genoß der Ruhe und die Aetoler, welche allein in Antipaters Abweſenheit den Frieden nicht gehalten hatten, erlit-

1 Arrian bei Photius 221.

ten durch Polyſperchon wiederholte Niederlagen. In Thracien führte Lyſimachus ſchwere Kriege mit Seuthes, dem Könige der Odryſen, ward aber dann allmälig Herr mancher Seeſtädte und des Landes bis zur Donau; nur die Gebirgsvölker blieben frei und unruhig. Die Rhodier verjagten um dieſe Zeit die macedoniſche Beſatzung, und legten durch Muth und Handel den Grund zu ihrer Macht; Bithynien, Heraklea und das nördliche Vorderaſien, war frei; eben ſo, der Wahrheit nach, Indien. Das innere Aſien gehorſamte den geſetzten Statthaltern: die Seemacht endlich hatte noch keine große Bedeutung; ſie war zeither vertheilt geweſen unter Perdikkas, Antipater, Ptolemäus und Rhodos.

In dem Jahre wo Ariſtoteles ſtarb, wo die Römer bei den kaudiniſchen Päſſen von den Samniten beſiegt wurden (321 Jahre vor Chriſtus) theilte man das Reich Alexanders zum zweitenmale zu Triſparadiſos in Syrien. Python bekam Medien, Klitus Lydien, Arridäus Kleinphrygien, Seleukus Babylon u. ſ. w. Die übrigen alten Statthalter wurden meiſt in ihren Landſchaften beſtätigt und Antigonus erhielt außerdem den Auftrag, als Oberbefehlshaber des königlichen Heeres den geächteten Eumenes zu bekriegen. Sobald dieſer Beſchluß dem Eumenes bekannt ward, eilte er nach Phrygien und ſuchte den Alketas und Attalus, welche in gleicher Gefahr ſchwebten, von der Nothwendigkeit gemeinſamen Wirkens zu überzeugen, aber vergeblich: denn Eiferſucht und Neid gegen den tüchtigeren Ausländer, überwog alle andern Rückſichten. Unwürdig ſetzte Antigonus jetzt einen Preis von tauſend Talenten auf Eumenes' Kopf, und unnütz zugleich; denn tauſend Mann vereinigten ſich freiwillig zu einer treuen Leibwache ihres Feldherrn.

Unterdeſſen war Antipater mit ſeinem Heere nach Europa aufgebrochen, hatte jedoch den Hellespont noch nicht erreicht; da langte Kaſſander, ſein Sohn, bei ihm an (welchen er als Anführer der Reiterei zwar unter des

Antigonus Oberbefehl, aber zum Theil wol mißtrauiſch dieſem zur Aufſicht zurückgelaſſen hatte), führte große Klagen über deſſen Streitſucht und Ehrgeiz, und rieth ſeinem Vater ja nicht eher nach Europa zu gehen, als bis er jenes Mannes gefährliche Anſchläge vereitelt, und für ſich und die Könige geſorgt habe. Ehe Antipater hierüber einen entſcheidenden Beſchluß gefaßt hatte, erſchien Antigonus unerwartet in Perſon, vertheidigte ſich mit großer Geſchicklichkeit, und erhielt die Genugthuung daß Kaſſander von ſeinem Vater nochmals zum Gehorſam gegen ihn angewieſen wurde; indeſſen nahm Antipater beſorglich die Könige und das königliche Heer mit ſich, und ließ dem Antigonus nur einen Theil des Fußvolks und der Reiterei[1]. Hierüber zürnte dieſer ſehr, mußte indeſſen ſchweigen; denn Antipaters Anſehen bei dem Heere war in dieſem Augenblicke außerordentlich groß. Doch behinderte dies Anſehen eine Meuterei nicht, welche nochmals unter dem Vorwande entſtand, daß die von Alexander zugeſicherten Belohnungen, den Soldaten noch nicht zu Theil geworden wären. Antipater bewilligte ihnen ſcheinbar das Verlangte, ſetzte aber dann heimlich in der Nacht mit den Königen über den Hellespont nach Europa über; und nun folgte das verlaſſene, beſtürzte und reuige Heer nach, ohne weitere Anſprüche zu machen.

Mittlerweile brach der Krieg zwiſchen Eumenes und Antigonus wirklich aus, und jener ward (durch den Verrath des Apollonides und eines Theils ſeiner Reiterei) in Kappadocien geſchlagen; doch gelang es ihm, während Antigonus in einer Richtung den Flüchtigen nachſetzte, durch geſchickte Märſche wiederum die Wahlſtatt zu erreichen, die Todten zu verbrennen und ſo, helleniſchen Anſichten gemäß, den Schein des Sieges zu gewinnen. Aber dieſen Schein konnte Eumenes, ungeachtet ſeiner großen Ueberlegenheit als Kriegskünſtler, doch nicht auf die Dauer

1 Arrian bei Photius, cod. 92.

gegen die Uebermacht der Zahl im freien Felde behaupten; deshalb ſchloß er ſich in Nora ein, welches an den Gränzen von Kataonien und Lykaonien auf einem Berge lag, und aufs Aeußerſte befeſtigt war. Sogleich begann Antigonus die Belagerung, hoffte aber, weil dieſe nur ſehr langſam vorrückte, mehr durch Unterhandlungen zu gewinnen; dieſe blieben indeſſen ebenfalls ohne Erfolg, weil Eumenes nicht ſein Diener, nicht von ihm abhängig werden wollte. — Mehr Glück hatte Antigonus gegen den Attalus und Alketas in Piſidien; jener ward beſiegt und gefangen, dieſer in Termeſſus belagert. Die Bejahrten unter den Einwohnern dieſes Orts wurden der ungewohnten Bedrängniß bald überdrüſſig, und beſchloſſen, den Alketas (in Abweſenheit der Jüngern, welche ihm wegen vieler Wohlthaten äußerſt ergeben waren) an den Antigonus auszuliefern. Solcher Schmach zu entgehen tödtete Alketas ſich ſelbſt und ſeine jüngern Freunde wollten, nach ihrer Rückkehr, im höchſten Zorn ihre Vaterſtadt anzünden. Davon wurden ſie zwar endlich abgehalten, aber ſie blieben ſtets Feinde des Antigonus.

Deſſen Heer belief ſich jetzt auf 60,000 Fußgänger, 10,000 Reiter und 30 Elephanten; kein Feldherr (nur Antipater, dem alle Macedonier anhingen, ausgenommen) war ihm vergleichbar; da ſtarb dieſer im neunundſiebenzigſten Jahre ſeines Alters[1] und ſogleich erzeugten ſich neue Unruhen in Hellas. Beſcheiden hatte er ſeinen Sohn Kaſſander zum zweiten Anführer, den Polyſperchon dagegen (damit das Anſehen der königlichen Familie durch einen alten Feldherrn Alexanders aufrecht erhalten werde), zum erſten Befehlshaber und Reichsverweſer ernannt. Dieſer aber tanzte beſſer, als er regierte; ihm fehlte durchaus die geiſtige Ueberlegenheit welche eine ſolche Würde erforderte, und Kaſſandern fehlte der gute Wille ihm zu gehorchen[2].

1 319 vor Chriſtus.

2 Athen. IV, 155.

Er gewann bald viele Freunde ſeines Vaters, ſicherte ſich den Beſitz Athens durch Nikanor, den Befehlshaber in Munychia, ſuchte durch Geſandte die Freundſchaft des Ptolemäus und eilte ſelbſt zum Antigonus, um von ihm Unterſtützung zu erhalten.

Noch immer belagerte dieſer Nora, und wünſchte jetzt ernſtlicher als je eine Ausſöhnung mit Eumenes, da ihm deſſen große Einſicht und Gewandtheit ſehr nützlich werden konnte, ohne daß von ihm als einem Ausländer, in Hinſicht der erſten Würde und der höchſten Anſprüche etwas zu beſorgen war. Auch zeigte ſich Eumenes geneigt die ſehr vortheilhaften Bedingungen anzunehmen, bemerkte aber ſogleich daß in dem zu ſchwörenden Eide der Name der Könige nur ganz beiläufig erwähnt, und eigentlich dem Antigonus unbedingter Gehorſam verſprochen wurde. Deshalb fügte er ausdrücklich den Namen der Olympias und der Könige hinzu, mit welcher Veränderung die Macedonier im Heere des Antigonus ſehr einverſtanden waren, und ihm den Vergleich zur Beſtätigung überreichten. Zu ſpät ſah dieſer ein, daß er war überliſtet worden; denn ſchon hatte man den Eumenes entlaſſen und bald nachher zeigte er ſich jenſeits des Taurus mit 2000 Reitern.

Gleichzeitig berief Polyſperchon, damit er ſeine Partei verſtärke, die ſtolze, rachſüchtige Olympias aus Epirus zurück, und ernannte ſie zur Vormünderinn der Könige; er übergab an Eumenes den Oberbefehl in Aſien, die Argyraspiden oder Silberſchildner, und den königlichen Schatz zu Quinda in Cilicien; er wollte in allen griechiſchen Städten, um die ariſtokratiſchen Parteien Antipaters zu vertilgen, die Volksherrſchaft wieder herſtellen. Dieſe letzte Maßregel wirkte aber, zum Theil aus Furcht vor Kaſſander und den macedoniſchen Beſatzungen, nicht ſo viel als man erwartet: insbeſondere weigerte ſich Nikanor nach dem Befehle der Könige Munychia zu räumen; ja es gelang ihm ſogar durch Phocions Zulaſſung ſich auch des Piräus zu bemächtigen. Hierüber zürnte die Volkspartei heftig

auf Phocion, der auch in der That nicht die gehörige Vorſicht bewies, oder für das Wohl der geſammten Stadt nachdrückliche Maßregeln ergriff. Als getreuen Anhänger des Antipater und der ariſtokratiſchen Verfaſſung mag man ihn loben; auch war er weit entfernt aus Nebengründen gegen ſeine wahre Ueberzeugung zu handeln; aber daß die, eben ſo aufrichtig anders Geſinnten, und die von allen politiſchen Rechten willkürlich Ausgeſchloſſenen, ihn nicht als einen Märtyrer der Freiheit Athens betrachten konnten, iſt ſehr natürlich[1]. Den größten Tadel verdient indeſſen auf jeden Fall die wilde, allen rechtlichen Formen Hohn ſprechende Weiſe, mit welcher Polyſperchon, zu dem Phocion geflohen war, ihn ſeinen Feinden preisgab; die Weiſe mit welcher ihn dieſe, fünf Jahre nach dem Tode des Demoſthenes, zur Hinrichtung verurtheilten[2]. Auch verurſachten die Uebel der hereinbrechenden zügelloſen Volksherrſchaft, daß Viele ſich bald nach Phocions rechtlicher Verwaltung zurückſehnten. Dieſe kehrte nun zwar nicht wieder, wol aber traten bald neue Veränderungen ein. Kaſſander nämlich langte mit 4000 Mann und fünfunddreißig Schiffen im Piräus an, und Polyſperchon war ſo wenig im Stande ihn zu verdrängen, als Megalopolis zur Annahme ſeines, an manchen Orten mit wilder Grauſamkeit durchgeſetzten, Freiheitsbeſchluſſes zu zwingen. Unruhen riefen ihn nach Macedonien, und ſeine Flotte ward von der des Antigonus geſchlagen. Hiedurch wuchs das Anſehen Kaſſanders, und Athen ergab ſich ihm auf folgende Bedingungen: die Stadt, ihr Gebiet, die Schiffe, der Piräus, der Handel bleiben frei; Munychia wird beſetzt; weſſen Vermögen nicht 1000 Drachmen überſteigt, erhält keinen Antheil an der Regierung. — Demetrius von Phalerä (ein rechtſchaffener und beredter Mann), übernahm nach Kaſſanders Wahl die Leitung der Geſchäfte. Um dieſe

1 Cf. Heyne opusc. acad. Vol. 3, No. 20.

2 318 vor Chriſtus.

Zeit ſtark einbrechenden Verfalls ſoll eine Zählung ergeben haben, daß in Athen doch noch 21,000 Bürger, 10,000 andere Einwohner und 400,000 Sklaven waren[1]. Wir können nun zwar nicht annehmen, daß alle jene Perſonen in der Stadt Athen wohnten; aber ſelbſt nach Weglaſſung der gewiß viel zu hoch angegebenen Sklaven, ergiebt die Zahl jener Hausväter vierfach genommen 124,000 freie Einwohner. Im Anfange des 19. Jahrhunderts lebten in ganz Attika nur 24,000 Menſchen[2].

Während Polyſperchons Abweſenheit hatte in Macedonien Anfangs Eurydice jegliches im Namen des Philipp Arridäus angeordnet; nachdem aber Olympias, Alexander, Roxane und Aeakides, der König von Epirus, anlangten, änderten ſich plötzlich die Verhältniſſe. Die Macedonier gingen zu Olympias über, und dieſe mißbrauchte ſogleich die neue Gewalt um ihrer Rachſucht freien Lauf zu laſſen. Philipp Arridäus ward, nach unwürdiger und grauſamer Behandlung, endlich ihrem Befehle gemäß durch thraciſche Bogenſchützen getödtet, und Eurydice erhielt unter ſpöttiſchen Worten die Wahl zwiſchen Dolch, Gift oder Strick; ſie erhenkte ſich und wünſchte der Olympias ähnliche Geſchenke. Nikanor, Antipaters Sohn, ward hingerichtet und mit ihm, als ſeine Anhänger, hundert vornehme Macedonier. Auf dieſe ſchrecklichen Nachrichten eilte Kaſſander nach Macedonien, kam glücklich durch alle Päſſe, hielt den getödteten Gliedern der königlichen Familie, zu Gewinnung der Gemüther, feierliche Leichenbegängniſſe, und ſchloß Olympias in Pydna ein[3]. Dieſe hoffte auf Poly-

1 Aristoph. Vespae 707 ſpricht auch von 20,000 Bürgern. Nach Letronnes ſehr genauen Unterſuchungen waren in Athen nur etwa 70,000 Athener, 40,000 Metoiken und nicht über 100,000, vielleicht nur 50,000 Sklaven. Jene Summe der 400,000 Sklaven iſt gewiß zu groß. Mémoir. de l'acad. des inscriptions Vol. 6.

2 Athen. VI, 272. Beaujour Schilderung des griechiſchen Handels S. 12.

3 Athen. IV, 155.

ſperchon, Aeakides, ihren eigenen Anhang, und auf Ariſtonus des Leibwächters Thätigkeit, dem der Oberbefehl übertragen war: aber Polyſperchon ward von den meiſten Soldaten verlaſſen und in einer theſſaliſchen Stadt belagert; Aeakides konnte nicht durch die beſetzten Päſſe dringen, und in ſeinem eigenen Lande entſtanden ſo große Unruhen, daß die Epiroten ſogar einen andern König wählten, welcher ſich mit Kaſſander verband; Ariſtonus endlich ſammelte zwar im nördlichen Macedonien einige Mannſchaft, aber ſie war bei weitem nicht hinlänglich Pydna zu entſetzen; im Gegentheil ward er gefangen und, gegen den Vertrag, getödtet. Olympias mußte ſich jetzt, nach einem vergeblichen Verſuche zu entfliehen, aus Mangel an Nahrungsmitteln, mit der königlichen Familie ergeben, doch verſprach man Allen Sicherheit des Lebens.

Um nun ſeinem Worte getreu zu bleiben und ſich dennoch von der gefährlichen Olympias zu befreien, bewirkte Kaſſander daß die Verwandten der ermordeten Macedonier ſie in ihrer Abweſenheit anklagten, worauf man ſie ungehört zum Tode verdammte. Die Königinn verwarf ihres Feindes hinterliſtigen Rath zu entfliehen, denn ſie wollte dadurch nicht den Anſchein der Schuld auf ſich laden und Gelegenheit zu anderweiten Nachſtellungen geben; ſie hoffte vielmehr ſich durch eine öffentliche Vertheidigung vor den Macedoniern nicht allein zu rechtfertigen, ſondern ſogar ihre Gegner zu ſtürzen. Auch erſchracken die Soldaten, welche Kaſſander zu ihrer Ermordung abſandte, ſo ſehr vor der That daß ſie umkehrten; aber die Anverwandten der ermordeten Macedonier ſteinigten ſie jetzt auf Kaſſanders Weiſung, und aus eigenem Antriebe. Olympias ſtarb muthig und mit Würde, wie es der Mutter Alexanders gebührte; Roxane und Alexander der jüngere, wurden zu Amphipolis in gefänglicher Haft gehalten, und dieſer als Privatmann erzogen: — ſo wenig lag dem Kaſſander daran, oder ſo wenig kam darauf an, durch Beſchützung des königlichen Hauſes einen günſtigen Schein zu erwecken. Im Ge-

gentheil äußerte Kaſſander überall frei ſeinen Haß gegen dieſe Familie: er zog z. B. die Bewohner der von Philipp zerſtörten Städte Potidäa und Olynth, nach ſeiner neuen Stadt Kaſſandria; er ſtellte Theben mit Hülfe Athens und anderer griechiſchen Städte wieder her u. ſ. w. Nur im Peloponneſos konnte er nicht dauernd die Oberhand gegen Alexander, den Sohn Polyſperchons, gewinnen.

Währenddeſſen hatte Eumenes mit dem im Schatze zu Quinda gefundenen Gelde, in allen, ſeinen Gegnern nicht unterworfenen Ländern, große Werbungen angeſtellt und die Silberſchildner, welche Antigenes von Suſiana nach Cilicien führte, an ſich gezogen. Zwar bemühte ſich auch Antigonus die letzten zu gewinnen, allein die Vorſtellungen und Bitten des Eumenes, daß ſie dem königlichen Hauſe treu bleiben möchten, überwogen noch in dieſem Augenblicke, und er ſelbſt erſchien den andern Befehlshabern minder gefährlich und anmaßend als Antigonus. Deßungeachtet hatte kein Feldherr mit ſo ſchwierigen Verhältniſſen zu kämpfen wie Eumenes. Einerſeits erweckte ſeine Herablaſſung Liebe, und die Ueberzeugung von ſeinen großen Anlagen und ſeiner überlegenen Kriegskenntniß, erweckte Zutrauen; andererſeits aber trat die Erinnerung ſtörend dazwiſchen, daß ihn die Macedonier ſchon einmal zum Tode verurtheilt hatten: — und hieraus entſtand bei den Geringern ein Schwanken zwiſchen Verehrung und Verachtung, bei den Vornehmen ein Schwanken zwiſchen widerſetzlichem Neide und bänglicher Nachgiebigkeit; ſo daß Eumenes mit den beſten Maßregeln und mit überlegener Heeresmacht, dennoch keinen entſcheidenden Erfolg herbeiführen konnte. Er eroberte zwar den größten Theil von Phönicien, ohne daß Ptolemäus, der ſich früher in den Beſitz dieſes Landes geſetzt hatte, ihn mit Gewalt oder Liſt daraus zu vertreiben, oder die Herſtellung der Flotte zu behindern im Stande war: aber auffallend erſcheint es daß Eumenes jetzt, ſowie früher Perdikkas, gleichzeitig mit ſo vielen Feinden Krieg begann und nicht

lieber mit dem Einen oder dem Andern Frieden ſchloß; oder, was bei der Entfernung der Streitkräfte Aegyptens möglich erſcheint, den Ptolemäus ganz außer dem Spiele ließ, bis Antigonus bezwungen war.

Dieſer hatte dem Kaſſander diejenigen Schiffe und die Mannſchaft anvertraut, mit welcher er gegen Polyſperchon und die königliche Partei Athen gewann, er hatte den Arridäus aus Kleinphrygien und den Klitus aus Lydien vertrieben und dann mit hundert Schiffen die königliche Flotte angegriffen, welche vom letzten befehligt ward. Am erſten Tage verlor Antigonus die Schlacht und gegen ſiebenzig Schiffe, am folgenden Tage überfiel er aber die nachläſſigen Feinde und erfocht nun einen vollſtändigen Land- und Seeſieg. Klitus, welcher durch Thracien nach Hellas entfliehen wollte, ward von Soldaten des Lyſimachus entdeckt und erſchlagen. Jetzt erſt, wo kein Feind mehr im Rücken ſtand, zog Antigonus mit 24,000 Mann gegen Eumenes, welcher ſich in der Hoffnung den Seleukus und Python, die Statthalter Babyloniens und Mediens zu gewinnen, nach den innern Landſchaften zurückzog. Seleukus aber war dem Eumenes abgeneigt, weil dieſer als Vertreter der Könige ſeiner Unabhängigkeit gefährlich ſchien, und entſchloß ſich erſt ihm das reiche Suſa einzuräumen, als alle Mittel ihn durch Liſt oder Gewalt abzuhalten oder zu bezwingen, ungenügend erſchienen. Python dagegen war, ſelbſt hülfsbedürftig, aus Medien zum Seleukus geflohen. Die Statthalter der obern Länder hatten nämlich an den großen Bewegungen im vordern Aſien früher keinen Theil genommen, ſondern ruhig und ungeſtört geherrſcht, bis Python als Statthalter von Medien und als Oberbefehlshaber für die übrigen Landſchaften auftrat. Selbſt bei dem vorſichtigſten Benehmen war dieſe Rolle ſchwer durchzuführen, wie viel weniger bei dem heftigen, gewaltſamen Verfahren Pythons; welcher den Statthalter Parthiens, Philipp, ermorden ließ und ſeinen Bruder Eudamus an deſſen Stelle ſetzte. Unter

Peuceſtes von Perſien hatten ſich hierauf die bedrohten Statthalter vereint, und den Python vertrieben; noch ſtand ihr Heer ungetrennt beiſammen. Im Namen der Könige forderte Eumenes ſie auf, ſich mit ihm gegen den Antigonus zu vereinigen, und alle gehorchten ohne Widerrede. Das Heer war dem Antigonus dadurch zwar mehr als gewachſen, Uneinigkeit unter den Befehlshabern minderte jedoch deſſen Wirkſamkeit: denn Eumenes hatte zwar den Oberbefehl nach dem Willen des Königs, aber Peuceſtes wollte als Leibwächter Alexanders, als Statthalter der reichſten Landſchaft und als Führer eines großen Heeres, nicht nachſtehen; auch Antigenes und die Silberſchildner hielten es unter ihrer Würde zu gehorchen; auch Eudamus der den Porus erſchlagen und 120 Elephanten herzugeführt hatte, machte große Anſprüche! Da erneute Eumenes den, ſchon früher unter dem Vorwande eines im Traume von Alexander erhaltenen Befehls, glücklich angewandten Ausweg: er ließ nämlich ein Zelt für den König errichten, vor deſſen unſichtbarer Majeſtät ſich jeder beugen müſſe; die gemeinſchaftliche Berathung der Feldherrn aber ſollte über die nächſten Maßregeln entſcheiden.

Man beſchloß, eine Tagereiſe von Suſa, hinter dem Paſitigris den Antigonus zu erwarten; welcher vereinigt mit Seleukus und Python heranzog, die Stadt Suſa, obgleich nicht deren Burg, einnahm, und bereits den Anfang machte, ſein Heer über den Fluß Kopatres zu ſetzen. Dieſen abgeſchnittenen Theil des Heeres überfiel Eumenes, ſchlug ihn und machte viertauſend Gefangene; ſo daß Antigonus nicht allein unter großem Verluſte nach Medien entweichen mußte, ſondern auch ſeine Soldaten mit ihm als Feldherrn ſehr unzufrieden wurden. In dieſem höchſt günſtigen Augenblicke würde er gewiß unterdrückt worden ſeyn, wenn nicht die Statthalter der obern Landſchaften ſich geweigert hätten, dem Eumenes ins vordere Aſien zu folgen um ein entſcheidendes Ueberge-

wicht der königlichen Partei zu begründen: und Eumenes mußte nicht allein hierin nachgeben, ſondern auch geſtatten, daß ſich Peuceſtes einſtweilen mit ſeinen Soldaten nach Perſis begab und große Feſte anſtellte, angeblich zu Ehren Philipps und Alexanders, in Wahrheit aber um ſich beliebt zu machen; er zeigte ganz offenbar die Abſicht, durch Wahl des Heeres die Würde des Oberfeldherrn zu erhalten. Dieſe Gefahr wandte jedoch Eumenes durch Liſt ab, indem er einen Bericht des Statthalters von Armenien an den Peuceſtes erdichtete, des Inhalts: daß Kaſſander von Polyſperchon geſchlagen worden und das ſiegreiche königliche Heer ſchon nach Aſien übergeſetzt ſey. Peuceſtes hielt dieſe Nachricht für wahr, die davon unterrichteten Soldaten bezeigten große Freude, und Eumenes ward mehr geehrt als je, weil alle meinten daß von ihm künftig Belohnung oder Strafe abhängen werde. Gleich verſchlagen lieh er von ſeinen Feinden jetzt für die Könige ſehr große Summen und vertheilte ſie; wodurch er nicht allein Anhänger gewann, ſondern auch den Vortheil ſeiner Gegner mit ſeinem eigenen unlösbar verknüpfte.

Während dieſer Zeit hatte Antigonus ungeſtört ſein Heer wieder vollzählig gemacht, und zog, da er hörte Eumenes ſey krank, ſo ſchnell herzu daß er ſich mit den Seinen plötzlich in Schlachtordnung auf den Bergen zeigte. Erſchreckt riefen die überraſchten Macedonier einſtimmig: „Eumenes allein ſey fähig ſie anzuführen!“ Er ward in einer Sänfte herbeigetragen und ordnete jegliches ſo ſchnell und zweckmäßig, daß Antigonus, die Verhältniſſe ahnend, ausrief: „dieſe Sänfte hat das Treffen gegen uns aufgeſtellt!“ — Deshalb vermied er die vorher gewünſchte Schlacht, ſtand eine Zeitlang ruhig dem Eumenes gegenüber, und beſchloß dann — ſo groß war die Ehrfurcht vor ſeinem Gegner — wiederum abzuziehen. Eumenes, dem dieſer Plan nicht verborgen blieb, ließ ſogleich durch einen Ueberläufer verkünden: er wolle in der

Nacht angreifen, und gewann dem Antigonus, welcher ſich hiedurch zur Zögerung verleiten ließ, einen Marſch ab. Schnell ſetzte aber Antigonus mit der Reiterei nach und hielt den Eumenes auf, bis ſein ganzes Heer anlangte. Die nunmehr unvermeidliche Schlacht war hartnäckig und würde für Eumenes entſcheidend geworden ſeyn, wenn ihn nicht der Eigenſinn der Silberſchildner, die ſich nicht von ihren Weibern und ihrem Gepäck entfernen wollten, um die bedeutenderen Folgen gebracht hätte.

Antigonus zog jetzt raſch nach Medien, Eumenes nach Gabiene. Als ſich aber des letzten Soldaten hier (ohne auf ſeinen Befehl zu achten), ihrer Bequemlichkeit halber ſehr weit auseinander legten, beſchloß Antigonus ſie zu überfallen. Er nahm nicht den fruchtbaren, fünfundzwanzig Tage langen Weg, welcher aus Medien dahin führte, ſondern wählte kühn, mitten im Winter den kürzeren, der in neun Tagen, aber durch eine Wüſte zum Ziele brachte. Schon waren die Gefahren des Weges überſtanden, als des Antigonus Soldaten gegen die erhaltene Vorſchrift des Nachts Feuer brannten, welche von den Wachen bemerkt wurden, die Eumenes beim Ausgange der Wüſte aufgeſtellt hatte. Rathlos waren nunmehr die früher Uebermüthigen, Ungehorſamen; denn der Zug der Feinde richtete ſich gegen ihre Mitte, welche man bei der Entfernung der Lagernden leicht durchbrechen, und hierdurch die Flügel gänzlich trennen konnte.

Nur Eumenes rettete Alle, und wiederum durch eine Liſt. Er befahl nämlich, auf allen Bergen Wachtfeuer anzuzünden; worauf Antigonus glaubte, das bereits vereinte Heer ſtehe ihm gegenüber: er wandte ſich, ſeinen Angriffsplan aufgebend, nach fruchtbareren Gegenden. Auf ſolche Weiſe vereitelte Eumenes alle Entwürfe ſeiner Feinde, und ſein Ruhm wuchs ſo ſehr daß ſich Antigonus überzeugte, er müſſe endlich ein entſcheidendes

Treffen wagen. Sein Heer zählte fünfundſechszig Elephanten, 9000 Reiter und 22,000 Fußgänger; des Eumenes Heer beſtand dagegen aus 114 Elephanten, 6000 Reitern und 36,000 Fußgängern; und zu den letzten gehörten 3000 bis jetzt unüberwundene Silberſchildner. Das Fußvolk ſtellte man in die Mitte, die Reiterei auf die Flügel, zwiſchen den die Vorderſeite deckenden Elephanten, waren leichte Soldaten vertheilt. Eumenes wollte: daß ſein ſtärkerer linker Flügel unter Peuceſtes wirkſam vordringen, der rechte ſchwächere ſich aber verſagen und die Feinde verleiten ſollte, nutzlos zu weit nachzufolgen. Statt deſſen drängte aber Antigonus den Peuceſtes zurück, und die Silberſchildner ſiegten auf dem rechten Flügel; ſie bildeten ſpäter, als Antigonus ſie von der Seite angreifen wollte, ein undurchdringliches Viereck. In dieſem Augenblicke, wo kein Theil ſich des Sieges rühmen konnte, gelang es einer einzelnen Abtheilung des antigoniſchen Heeres (verdeckt von dem alle Ausſicht beſchränkenden übermäßigen Staube), das Lager, die Güter und die Weiber der Silberſchildner zu erbeuten. Eumenes wollte am zweiten Tage durchaus wiederum angreifen, die Statthalter hingegen wollten in die oberen Landſchaften zurückkehren. Ehe aber dieſer Zwiſt ausgeglichen war, hatten die Silberſchildner ihren Feldherrn für die Rückgabe ihrer Weiber und Güter an Antigonus verrathen, ſie banden und lieferten ihn aus. Vergeblich ſuchte er ſie zu rühren, vergebens bat er, ſie möchten ihn lieber tödten: da weiſſagte er, daß ſie, die meuteriſch geweſen gegen Alexander, Urheber vom Untergange des Perdikkas, tückiſch gegen Antipater, Verräther an ihm — der Strafe nicht entgehen würden. Und ſo geſchah es, denn der Sieger vertheilte ſie und ſandte ſie aus zu Unternehmungen, wo bald Alle umkamen. Ihren, an jenem Frevel durchaus unſchuldigen Anführer Antigenes, ließ Antigonus, alten Haſſes halber, lebendig verbrennen; viele Andere, unter ihnen den Eudamos, tödten: zweifelhaft aber

Digitized by Google

blieb er, was mit **Eumenes** zu beginnen ſey. Gern hätte er den größeſten Feldherrn, den gewandteſten Staatsmann für ſich gewonnen; aber der hohe Sinn des Gefangenen ließ darauf nicht rechnen, und viele Anhänger des Antigonus haßten den Eumenes perſönlich und drangen auf ſeinen Tod. Nach dreitägigem Hunger tödtete ihn ein Macedonier aus Mitleid. — Mit ſeinem Tode war der Krieg beendet, und der Untergang des königlichen Hauſes für immer entſchieden.

Digitized by Google

Fünfunddreissigste Vorlesung.

Vom Tode des Eumenes, bis auf den Tod aller unmittelbaren Nachfolger Alexanders.

Mit dem Tode des Eumenes beginnt ein neuer Hauptabſchnitt der Geſchichte der unmittelbaren Nachfolger Alexanders, welcher die Jahre 315 bis 301 vor Chriſtus in ſich begreift, und mit dem Untergange des Antigonus endet. Gleichzeitig ſind die Kriege der Römer gegen die Etrusker und Umbrer. — In dieſem Augenblicke war Kaſſander Herr von Macedonien und Theſſalien, in Athen und Megara lagen ſeine Beſatzungen; Böotien, Phocis, Lokris, Akarnanien und Epirus ſtanden mit ihm im Bunde, und nur die Aetoler zeigten ſich feindlich geſinnt. Polyſperchon und Alexander ſein Sohn beſaßen Korinth, Sicyon, die Städte von Achaia, Elis und Meſſene; Lacedämon war ruhig und unabhängig; blos auf der argiviſchen Küſte zeigte ſich Kaſſanders Einfluß. Aſander, der Statthalter Kariens, hatte ſich in der Abweſenheit des Antigonus der meiſten Länder des vordern Aſiens bis zum Taurus bemächtigt; Byzanz und Rhodus hatten ihren Handel erhöht, Lyſimachus ſeine Herrſchaft in Thracien befeſtigt. Ptolemäus beſaß außer Aegypten und Cyrene auch Syrien und Phönicien, welche Länder ihm für ſeine

wachſende Seemacht, der Vorräthe zum Schiffsbau halber, ſehr viel werth waren. Antigonus beherrſchte Medien, Perſis, Suſiana, Babylonien, Armenien; er hatte großen Einfluß auf die öſtlichen Länder, große Einnahmen, den königlichen Schatz, das geübteſte Heer, und war überhaupt jedem Einzelnen unter den Uebrigen weit überlegen. Die ſchwächern Statthalter der inneren Landſchaften ſetzte er nach Willkür ab; den mächtigern Python, welcher Unruhen anzetteln wollte, berief er dagegen unter dem Scheine der Freundſchaft und ließ ihn dann öffentlich anklagen, tödten und ſeine Anhänger zerſtreuen. Seleukus, von dem er Rechnungsablage verlangte, und der ein ähnliches Schickſal befürchtete, floh zu Ptolemäus. Wie ganz andere Begebenheiten wären eingetreten, wenn ihn Antigonus einige Stunden früher verfolgt und in ſeine Gewalt bekommen hätte!

Kaum war hierauf Antigonus aus den obern Landſchaften ſiegreich zurückgekehrt, ſo verlangte Aſander Kappadocien und Lycien, Lyſimachus Phrygien am Hellespont, Ptolemäus die förmliche Abtretung von Syrien, Seleukus Babylon; Alle drangen auf Theilung der Schätze. Antigonus gab zur Antwort: „er habe den Krieg allein unternommen und glücklich beendet; er werde auch nicht eine von jenen Forderungen bewilligen.“ Eiligſt zog er nach Syrien und eroberte leicht das offene Land, Tyrus aber erſt nach einer Belagerung von drei Monaten. Vor Allem ſuchte er hier durch außerordentliche Anſtrengungen eine Seemacht zu bilden, deren er bei ſeinen Planen gegen Aegypten und Europa nicht entbehren konnte. In Phönicien und Cilicien hatte er große Werfte, der Libanon und der Taurus gaben das Holz; und ſogar in Rhodus wurden Schiffe für ihn gebaut.

Jetzt, wo ein Krieg zwiſchen Antigonus und den übrigen Feldherrn unvermeidlich zu ſeyn ſchien, wechſelte jener, um ſeine Partei zu verſtärken, die frühere Rolle: er trat plötzlich als Vertheidiger der königlichen Familie auf,

klagte Kaſſandern wegen des Mordes der Olympias an, verlangte die Freilaſſung Alexanders und Roxanens, und ſchickte 1300 Talente an Polyſperchon, damit er Soldaten werben und den Kaſſander bedrängen könne. Wirklich verlor dieſer allen Einfluß im Peloponneſos und würde noch mehr eingebüßt haben, wenn er nicht Alexandern, den Sohn Polyſperchons, durch Ueberlaſſung einer Feldherrnſtelle, von ſeinem Vater und der Partei des Antigonus abgezogen hätte. Bald nachher ward aber Alexander von verrätheriſchen Freunden ermordet, und ſein ſchönes Weib Krateſipolis wußte den Aufſtand der Soldaten zu dämpfen, bis Polyſperchon Sicyon in Beſitz nahm. Während jener ihm vortheilhaften Ereigniſſe, beſiegte Kaſſander die Illyrer, eroberte Epidamnus, trieb die Aetoler und Aeakides zurück, welcher mit Hülfe der letzten wieder zur Herrſchaft gekommen war; mußte aber dann, aus Furcht vor einem Einfalle des Antigonus von Aſien her, in die nördlichen Theile ſeines Reichs eilen. Lyſimachus, welcher im Bunde gegen Antigonus war, hätte dieſe Gegenden allerdings ſichern ſollen, allein die Empörung des, abendlich vom Pontus gelegenen, durch Antigonus unterſtützten Kallatia, der ihm feindliche König Seuthes, die Scythen und die freien thraciſchen Stämme, beſchäftigten ihn ſo ſehr daß er nicht an Ausbreitung ſeiner Herrſchaft denken konnte.

Antigonus hatte alle griechiſchen Städte für frei erklärt, um ſie von ſeinen Gegnern abzuziehen, worauf ſogleich eine ähnliche Erklärung von Seiten des Königs von Aegypten folgte; aber beide machten keine bedeutende Wirkung, und nur durch eine Land- und Seemacht, welche Ptolemäus, der Neffe des Antigonus, herzuführte, gelangte er in den Beſitz von Euböa, Phocis, Lokris, kurz der meiſten, zwiſchen dem Iſthmus und Theſſalien belegenen Länder. Gleichzeitig beſiegte Antigonus auch den Aſander, wagte aber mit ſeiner noch ungeübten Flotte keine Schlacht gegen die ägyptiſche, welche die Küſten von Kleinaſien verwüſtete. Ptolemäus von Aegypten hatte

einen Aufſtand in Cyrene gedämpft und Cypern erobert, und begann nun, hauptſächlich auf den Betrieb des Seleukus, einen Feldzug gegen Syrien. Dies Land ſollte Demetrius, der zweiundzwanzigjährige Sohn des Antigonus, decken; aber durch zu große jugendliche Heftigkeit fortgeriſſen, verlor er eine Schlacht, in welcher 5000 getödtet und 8000 gefangen wurden: auch Gaza, mit großen Vorräthen und Schätzen verſehen, fiel in die Hände der Feinde. Hausgeräth und Sklaven ſandte Ptolemäus mit dem Bemerken zurück: „er ſey kein perſönlicher Feind des Antigonus, ſondern trachte nur nach dem Antheile des macedoniſchen Reichs, welcher ihm ſeit dem Tode des Perdikkas von Rechtswegen zukomme. Demetrius, durch Ehrgeiz zur höchſten Thätigkeit angeſpornt, wollte ſein Verſehen vor ſeines Vaters Ankunft wieder gut machen, verſtärkte ſich in Cilicien und ſchlug Cilles, den Feldherrn des Ptolemäus, ſo nachdrücklich daß Antigonus ſich leicht wieder in den Beſitz des ganzen Landes ſetzte; hingegen mißlang ein Zug gegen die Nabathäer unter Führung des Athenäus, und ein zweiter ähnlicher Verſuch unter Anführung des Demetrius, hatte zwar einen glänzendern, aber keinen dauernden Erfolg.

Um dieſe Zeit bewegte Seleukus den Ptolemäus ihm 800 Fußgänger und 300 Reiter zu überlaſſen, damit er Babylonien erobere! Tollkühn ſchien der Plan zu ſeyn, auch ſtieß er gleich Anfangs auf 1000 Macedonier von der Partei des Antigonus, welche jedoch auf ſeine Seite traten, anſtatt ihn feindlich zu behandeln; auch hatte er ſich nicht geirrt daß die Babylonier, im Andenken an ſeine vierjährige milde Regierung und an die Strenge und Härte der Befehlshaber des Antigonus, letztere verlaſſen würden. Die Beſatzung von Babylon zog ſich in die Burg, nahm Kinder der vornehmſten Bewohner als Geißeln mit ſich und ſchien ſich hartnäckig vertheidigen zu wollen; als aber Polyarch unerwartet mit 1000 Macedoniern zu dem Seleukus übertrat, ward die Eroberung leicht. Größer

erſchien eine neue Gefahr: Nikanor eilte nämlich mit 10,000 Fußgängern und 7000 Reitern aus Medien herzu, und Seleukus, welcher ihm mit 3000 Fußgängern und 300 Reitern nicht in freiem Felde entgegentreten konnte, mußte ſich in den Sümpfen am Tigris verbergen, bis es ihm gelang die nachläſſig und ſorglos gewordenen Feinde, in der Nacht zu überfallen und gänzlich zu ſchlagen. Medien und Suſiana kamen nunmehr in ſeine Hände; er meldete ſeinem Verbündeten den unerwartet großen Erfolg. Von der Eroberung Babylons, vom erſten October 312 vor Chriſtus, beginnt die ſeleucidiſche Zeitrechnung.

Bei allen dieſen Vorfällen blieb aber Antigonus nicht unthätig, ſondern ſchickte den Demetrius mit 15,000 Fußgängern und 4000 Reitern, auserleſene Mannſchaft, nach Babylonien, welche auch in der Abweſenheit des Seleukus deſſen Befehlshaber Patrokles zwangen, ſich nach Beſetzung der feſten Schlöſſer, zwiſchen die Arme des Euphrat zurückzuziehen. Demetrius nahm Babylon, deſſen Einwohner zum Theil geflüchtet waren, eroberte eines von den Schlöſſern, ließ 6000 Mann vor dem zweiten ſtehen, und zog mit den übrigen ab, nachdem er das Land geplündert hatte als gehöre es nicht ihm, ſondern einem Feinde. Dies Betragen machte den Antigonus noch mehr verhaßt, jene 6000 wurden allmälig aufgerieben, und wir finden für die nächſten zehn Jahre keine Nachrichten, daß Seleukus im Beſitze der obern Landſchaften geſtört worden ſey. Gleich dürftig ſind die Erzählungen wie er Sandrakottus, den König von Indien, bekriegt, dann den Frieden durch Verwandtſchaft beſtätigt, von ihm 500 Elephanten zum Geſchenk erhalten, vorzüglich aber für die innern Einrichtungen ſeines Reichs geſorgt habe.

Antigonus, trotz alles Verluſtes noch immer der Mächtigſte, ſchloß endlich (311 Jahre vor Chriſtus) einen allgemeinen Frieden, in welchem zwar einem Jeden ſein Beſitzthum beſtätigt, von allen den, an jenen wegen Land-

abtretung und wegen Theilung der Schätze ergangenen Forderungen, aber auch nicht eine bewilligt wurde. Im Frieden geſchah des Seleukus keine Erwähnung; es ſey nun, daß Antigonus ſich mit ihm bereits geeinigt hatte, oder daß er umgekehrt gegen Seleukus freie Hände gewinnen wollte und dieſer von ſeinen Verbündeten preisgegeben wurde. Die Erklärung über die Freiheit der Griechen blieb in ihrer Kraft, um dadurch Kaſſandern zu ſchwächen; Alexander, Roxanes Sohn, ſollte herrſchen ſobald er großjährig ſey. Schon jetzt hieß er König, und die Feldherren nur Reichsverweſer. In dem Maße als aber die Zuneigung der Macedonier zu ihm wuchs, wuchs auch die Beſorgniß Kaſſanders; furchtſam und frech zugleich ließ er ihn und Roxane ermorden[1]! Damit ſchien der königliche Stamm eigentlich ausgetilgt, denn Herkules, den Sohn Alexanders und Barſinens, hatte man früher zur Nachfolge untüchtig erklärt: deßungeachtet befahl Polyſperchon dieſen ſiebzehnjährigen Jüngling aus Pergamus herbeizuholen, um ihn mit Hülfe der Aetoler auf den Thron zu ſetzen. Schon ſtand er mit 20,000 Mann an den Gränzen Macedoniens und Kaſſander gerieth in die größte Beſorgniß, weil ſeine Soldaten nicht gegen einen Sohn Alexanders fechten wollten; da ſtellte er dem Polyſperchon argliſtig vor: „jeder Feldherr ſey unter dem Könige nur ein Knecht; man dürfe die Unabhängigkeit, die eigene freie Herrſchaft nicht für Knechtsdienſte aufgeben; ein eigenes Heer müſſe jedem von ihnen lieber ſeyn, als der Befehl über ein fremdes; ſie könnten beide, wenn ſie einig wären, große Reiche begründen und er, Kaſſander, wolle gern Geld und Land abgeben, um Polyſperchon zufrieden zu ſtellen": — und ſo ließ ſich dieſer, der nur durch das Anſchließen an das königliche Haus einige Bedeutung gewonnen hatte, thöricht verblenden; er tödtete den Herkules durch Gift. Bald aber traf ihn die gerechte Strafe; denn durch die Böoter ward er verhindert ſich in

1 310 vor Chriſtus.

den Beſitz des Peloponneſos zu ſetzen, verlor (weil Kaſſander ihm nicht Wort hielt) Macht und Anſehen, und ſtarb wahrſcheinlich nach einigen Jahren in einer kleinen Herrſchaft zwiſchen Epirus und Aetolien, unbemerkt und unbetrauert.

Während Kaſſander und Polyſperchon jene Frevel verübten, kriegte Lyſimachus immer noch gegen die Kallatier und gründete Lyſimachia auf dem thraciſchen Cherſoneſos, in der Nähe von Kardia; Antigonus überzog feindlich die freien Bithyner, und erbaute das ſchnell wieder verſchwundene Antigonien am Orontes. Zwiſt in ſeiner eigenen Familie führte aber bald wieder zu kriegeriſchen Begebenheiten. Ptolemäus nämlich, der Neffe des Antigonus, glaubte von ihm nicht genug geehrt zu ſeyn, verband ſich mit Kaſſander und mit Ptolemäus, dem Könige von Aegypten, und ging damit um, Kleopatra, die Schweſter Alexander des Großen — welche früher ſchon Leonnatus, Lyſimachus, Perdikkas, Kaſſander und wol noch Andere heirathen wollten — zum Weibe zu nehmen. Der letzten Gefahr beugte Antigonus dadurch vor, daß er Kleopatra umbringen ließ; vergeblich aber ſuchte er den Verdacht der Frevelthat auf ihre Sklaven zu wälzen. Ptolemäus von Aegypten, der zeither allein die Vortheile des Friedens genoſſen und insbeſondere ſeine Seemacht verſtärkt hatte, vereinte ſich zwar mit Ptolemäus, dem Neffen des Antigonus; als aber dieſer verſuchte die ägyptiſchen Soldaten zum Abfall zu verleiten, ſo mußte er Schierling trinken, und der König von Aegypten erklärte jedem den Krieg, welcher nicht den frühern Beſchlüſſen gemäß alle Griechen in Freiheit ſetze. Seine Flotte ſegelte zur Unterſtützung dieſer Erklärung nach Kleinaſien; indeſſen gingen die hier gemachten Eroberungen, ſelbſt Halikarnaß, bald wieder an den Demetrius verloren. Nunmehr wandte ſich Ptolemäus nach dem europäiſchen Hellas; und Krateſipolis, die Schwiegertochter Polyſperchons, räumte ihm Korinth und Sicyon ein; als aber die Pe-

loponneſier Geld und Getraide liefern ſollten, zeigten ſie ſich läſſig und unwillig, ſo daß der König den ganzen Befreiungsplan aufgab, mit Kaſſandern, ohne Aenderung des Beſitzſtandes, Frieden ſchloß, und nur in Korinth und Sicyon ägyptiſche Beſatzungen zurückblieben.

Die Freiheit der Griechen war jetzt ein leerer Gedanke; auch läßt ſich jene niemals von außen ſchenken, vielmehr liegt in dieſer Anſicht, in dieſer Möglichkeit, ſchon die Sklaverei verborgen. So wie einem Weibe die Keuſchheit, einem Manne die Tapferkeit innerlich gegeben ſeyn muß, ſo muß auch ein Volk durch ſich ſelbſt zur Freiheit gelangen: fehlt dazu die Kraft, ſo können Nachfolger Alexanders und Römer die Hellenen, Franzoſen die Polen, Ruſſen die Deutſchen u. ſ. w. nie befreien, — ja ſie wollen nicht befreien.

Niemals hat es jedoch ein angeblicher Befreier eines Volks ſo aufrichtig und ehrlich gemeint, als Demetrius, und niemals hat einer die Wahrheit des eben Geſagten empfindlicher erfahren. Im ſiebenundzwanzigſten Jahre ſeines Alters, 308 Jahre vor Chriſtus, ſegelte er mit Schiffen, Geld und Soldaten reichlich verſehen, zu jenem Zwecke nach Hellas. Er war ein Mann von ſchönem, ja von majeſtätiſchem Aeußern; Athen war der höchſte Gegenſtand ſeiner Verehrung, Dionyſos das Vorbild ſeiner ſchwärmeriſchen Begeiſterung. Im Kriege zeigte er ſich als der kühnſte, wachſamſte, enthaltſamſte Mann, der nie eine große That um der Luſt willen aufgab, und auf der anderen Seite überließ er ſich in den Zwiſchenzeiten ohne Zügel den größten und erkünſteltſten Ausſchweifungen. Man könnte ihn den Alcibiades einer ſchlechteren Zeit nennen, man kann ihn, wie Plutarch, dem Antonius vergleichen. Solche Männer erſcheinen faſt nirgends in neuern Zeiten. Iſt die Tüchtigkeit größer, ſind die Zügel ſtärker und heiliger geworden? oder fehlt jetzt den Naturen die Kraft, ſich nach ſo arger Erſchlaffung, ſo herrlich wiederum zu erheben?

Als Demetrius vor Athen erſchien, hielt man ſeine Flotte für die des Ptolemäus und gedachte an Widerſtand; nachdem er ſich aber zu erkennen gegeben, und den Bewohnern in einer vom Verdecke des Schiffes gehaltenen Rede, die Herſtellung der Freiheit und der alten Verfaſſung zugeſichert hatte, nahm man ihn mit Freuden im Piräus auf. Er vertrieb die Feinde aus Munychia und zog nun erſt feierlich in Athen ein. Der hoch gebildete Demetrius von Phalerä, welcher die Stadt zehn Jahre lang trefflich beherrſcht[1] und neuen Wohlſtand herbeigeführt hatte, mußte entweichen und würde, ohne Hülfe ſeines Gegners Demetrius Poliorcetes, den Nachſtellungen des Pöbels vielleicht erlegen haben. Er ging nach Aegypten — damals der gewöhnliche Zufluchtsort für Gelehrte — und in Athen warf man die zahlreichen, ihm errichteten Bildſäulen um, ſchmolz mehrere ein und machte, laut einigen Berichten, ſogar höhniſch Urinbecken daraus: — welche Weiſſagung für den jetzt ſiegenden Demetrius! In dieſem Augenblicke überſtieg aber die Freude der leichtſinnigen Athener alle Schranken, die Schmeicheleien gegen ihren Erretter gingen bis zum Aberwitz. Man gab dem Demetrius und Antigonus öffentlich den königlichen Titel, benannte nach ihnen zwei Stämme und zwei Monate, hob die Regierung der Archonten auf, wählte einen Prieſter der Erretter und verordnete, daß die Zeitrechnung nach ihnen geführt werde; man errichtete dem Demetrius einen Altar, nannte ihn Bruder der Minerva und Ceres, und räumte ihm eine Wohnung im hinteren Theile des Tempels ein. Ja Demetrius ſollte als Orakel befragt werden, und alles was er thue, bei Gott und Menſchen heilig ſeyn! Nur einen Frevel verzieh man nicht, ſondern tadelte laut, daß der neu Vergötterte ein Wort in der Verſammlung unrichtig ausſprach! So verfuhren die Athener, als ein Wechſel

1 Cic. De fin. V, 20. Diog. Laert. Demetr. c. 2 et 8. Athen. VI, 253. Nachtheiligere Zeugniſſe über Demetrius von Phalerä hat Athen. XII, 542. Plut. Apophth. VI, 695.

fremder Herrſchaft von Außen bewirkt wurde; man vergleiche damit, wie ſie 182 Jahre früher ihren Mitbürger Miltiades belohnten, als ſie ſelbſt unter ſeiner Führung die Freiheit erkämpft hatten!

Ehe Demetrius die Befehlshaber des Ptolemäus in Sicyon und Korinth mit Gewalt oder Beſtechung zur Uebergabe beider Städte bereden konnte, ehe er für den Bau einer atheniſchen Flotte, für die Verſorgung der Stadt mit Lebensmitteln ſo dauernd und vollſtändig ſorgen konnte, als er und die Bewohner wünſchten; erhielt er von ſeinem Vater — dem er durchs ganze Leben ſtets unbedingt gehorſamte — den Befehl: den König von Aegypten, mit welchem offener Krieg ausgebrochen war, aus Cypern zu vertreiben. Dieſer hatte den König Nikokreon von Salamis, weil er dem Antigonus anhing, umbringen laſſen, und die Rhodier vermocht (der Wichtigkeit ihrer Handelsverhältniſſe mit Aegypten halber) ſeine Gegner nicht zu unterſtützen. Demetrius konnte alſo nicht in Rhodus, ſondern erſt in Cilicien landen und ſich daſelbſt verſtärken. Hierauf aber gelang es ihm, Menelaos, den Bruder des Ptolemäus, zu ſchlagen und ihn in Salamis zu belagern. Schon ſtand die Einnahme dieſer Stadt bevor, als ihm bei einem Ausfall alle Belagerungswerkzeuge verbrannt wurden, und Ptolemäus mit hundert und vierzig Schiffen erſchien, welche vier und fünf Ruderbänke hatten; ſechzig ihm zugehörige lagen ſchon in Salamis. Demetrius führte dagegen nur 180 Schiffe, ſie zählten aber vier bis ſieben Reihen von Ruderbänken[1]. Ueberhaupt war er in ſeiner Zeit der größte Baumeiſter von Schiffen und Belagerungswerkzeugen, und erhielt daher den Beinamen Poliorcetes oder der Städteeroberer. Beide Feldherren rühmten gleich ſehr ihre Macht und gaben ſich gegenſeitig den Rath, den Kampf zu vermeiden und in der Flucht Rettung zu ſuchen. Weil indeſſen keiner dieſen Rath befolgte, ſo kam

1 Plinius XVI, 40.

es natürlich zur Schlacht. Anfänglich ſiegte jeder von ihnen auf dem Flügel welchen er anführte; dann erhielt Demetrius durch die Größe ſeiner Schiffe und weil er die ſechszig in Salamis liegenden am Auslaufen hinderte, ein ſo entſcheidendes Uebergewicht, daß nur acht Schiffe nach Aegypten entkamen, achtzig untergingen, die übrigen genommen, 16,000 See- und Landſoldaten gefangen wurden und Cypern leicht dem Sieger in die Hände fiel[1]. Ariſtodem, der Mileſier, welcher dem Antigonus dieſe Nachrichten überbrachte, begrüßte ihn als König; und er nahm den Titel an und gab ihn dem hochverdienten Demetrius zurück. Ptolemäus folgte ſeinem Beiſpiele, Kaſſander ward zwar König genannt, unterzeichnete ſich aber nicht als ſolcher; Lyſimachus und Seleukus wurden, wenigſtens von den Barbaren, ſchon längſt ſo angeredet.

Durch jenen großen Sieg ermuthigt, ſetzte Antigonus den Krieg gegen Ptolemäus fort: 80,000 Fußgänger, 8000 Reiter und achtzig Elephanten führte er (306 Jahre vor Chriſtus) von Antigonia nach Gaza; eine Flotte von 150 langen und 100 andern Schiffen zog dem Landheere zur Seite, um es zu unterſtützen und eine Mündung des Nils zu gewinnen; Lebensmittel wurden auf Kameelen fortgeſchafft. Dennoch war der Marſch im wüſten feindlichen Lande höchſt beſchwerlich und die Flotte, welche keinen Hafen fand, litt durch einen Sturm ſo ſehr, daß die Laſtſchiffe nach Gaza zurückkehren mußten. Endlich erreichte man den Nil, hiemit aber nicht das Ende, ſondern den Anfang größerer Schwierigkeiten; denn der Strom war angeſchwollen und überall mit Soldaten beſetzt. Hieraus entſtanden Zögerungen, aus den Zögerungen Mangel, aus dem Mangel Unzufriedenheit; welche der geldreiche Herrſcher des Handelslandes Aegypten geſchickt benutzte, und viele Söldner des Antigonus für ſich gewann. Und ſo mußte dieſer (welchem Natur und Geſchick-

1 306 vor Chriſtus.

lichkeit zu mächtig entgegentraten, und deſſen Starrſinn ſeine, im achtzigſten Lebensjahre natürlich abnehmenden Kräfte, nicht erſetzen konnte) ohne Erfolg umkehren; die Rhodier gedachte er indeſſen zu ſtrafen, welche ihm zu dieſen Kriegen den Beiſtand verſagt und ſeine, gegen ſie ausgeſandten Schiffe geſchlagen hatten.

Rhodus, der durch Handel und innere Thätigkeit blühende Freiſtaat, welcher die beſte Flotte unter den Griechen beſaß, ward von allen Nachfolgern Alexanders geſucht und zeigte ſich jedem gefällig, ohne jedoch an ihren Streitigkeiten Theil zu nehmen. Nur für Ptolemäus hegte man eine Vorliebe, theils ſeiner Herablaſſung, theils des Handels mit Aegypten wegen; welcher jetzt doppelt wichtig erſchien, weil die Handelsſtraßen nach dem innern Aſien durch die Feindſchaft zwiſchen Seleukus und Antigonus geſperrt waren. 40,000 Soldaten, zweihundert große Kriegsſchiffe und hundert und ſiebenzig Frachtſchiffe, ja mit Hinzurechnung der Schiffe von Kauffahrern, Seeräubern und aller andern kleinen Fahrzeuge, an tauſend Segel, waren beſtimmt, unter des Demetrius Führung Rhodos zu erobern. Die Einwohner, erſchreckt über das äußere Mißverhältniß ihrer Kräfte zu einer ſo großen Macht, ſuchten den Frieden; aber Antigonus verlangte die Geſtellung von hundert vornehmen Geißeln, und die Aufnahme ſeiner Flotte in ihren Hafen. Dies erſchien ihnen gleichbedeutend mit dem Verluſte ihrer Freiheit, ſie beſchloſſen alſo zu widerſtehen: und hier ſollte Antigonus erfahren, daß der Muth freier Bürger oft Zahl und Macht erſetzt, daß er nicht minder gefährlich werden kann als die Kraft der Natur, oder die Hülfsquellen eines Königs. Ungeachtet der, mit bewundernswerther Geſchicklichkeit, von Demetrius zur Einnahme der Stadt gemachten ungeheuren Anſtalten, fand er doch überall unbezwinglichen Muth und hinreichende Gewandtheit, jene zu vereiteln. — Auch hatten die Rhodier damals mehr Glück als ſpäter Villiers de l'Isle Adam bei ſeiner heldenmüthigen Vertheidigung

der Stadt gegen Soliman; denn nicht allein Ptolemäus ſandte Unterſtützung (welcher dafür von ihnen den Beinamen des Retters erhielt), ſondern auch alle Griechen eilten, durch ihre Vermittelung den Antigonus zu beſänftigen. So erhielt Demetrius, deſſen Gegenwart in Hellas ohnehin dringend nöthig war, den Befehl, er ſolle mit den Rhodiern einen Vergleich abſchließen. Sie ſtellten zwar hundert Geißeln, aber unter ihnen keine obrigkeitlichen Perſonen; ſie wurden zwar Bundesgenoſſen des Antigonus, aber nicht gegen Ptolemäus, welcher allein außer ihnen eine Seemacht beſaß; ſie behielten ihre Freiheit, denn man nahm keine Beſatzung fremder Söldner in die Stadt auf. Trotz alles Haſſes, wurden während dieſer Belagerung die Kunſtwerke großer Meiſter von beiden Theilen geſchont, und die Bildſäulen des Antigonus und Demetrius in Rhodos nicht umgeworfen[1]. Unterblieb es aus Furcht, ſo hat dieſe wenigſtens den Muth nicht geſchwächt; geſchah es aus Mäßigung, ſo iſt es einer von den unzähligen Beweiſen gegen jene heilloſe Lehre, welche aus den Kriegen allen Edelmuth verbannt wiſſen will, um deren Bedeutung zu erhöhen; welche wähnt, nur an unmenſchlichem Haſſe und viehiſchem Frevel ſtähle ſich die Kraft der Völker; welche uneingedenk alles Großen, was die in der Weltgeſchichte gleich Sonnen vorleuchtenden gebildeten Völker gethan haben, bis zu der entſetzlichen Verkehrtheit kommt, Sehnſucht zu hegen nach Barbarei und Kannibalismus.

Nach Beſiegung oder Beruhigung aller aſiatiſchen Gegner, ſegelte Demetrius mit 350 Schiffen und vielen Landſoldaten nach Griechenland, hauptſächlich um die Macht Kaſſanders zu beſchränken, der im Bündniß mit den Böotern ſtand, Theben beſetzt hatte, und von Chalcis aus ſich den Athenern ſo gefährlich zeigte, daß ſie in Aetolien Hülfe ſuchen mußten. Leicht wurden Chalcis und

1 Gellius XV, 31.

einige andere kleine Feſtungen erobert und das Bündniß mit den Aetolern erneuert; 6000 Macedonier traten zu Demetrius über. Aber in Athen wechſelte Lobpreiſung mit Unzufriedenheit über ſein Benehmen; und zu dieſer gab er in der That Veranlaſſung durch die ärgſten Schwelgereien im Pallastempel mit der Cyprerinn Lamia, durch ungeziemendes Betragen gegen atheniſche Knaben und Mädchen[1]. Minder unnatürlich erſcheint es, daß er ſich über die öffentlichen Angelegenheiten der Stadt bisweilen entſcheidender äußerte, als die eitelen Bewohner wünſchten. An einem Tage ließ er ſich in die kleinen und großen eleuſiniſchen Geheimniſſe einweihen; denn die alte Sitte, daß zwiſchen der Einweihung in beide ein Jahr verfließen ſolle, wußten die Athener ſcheinbar zu beobachten, indem ſie den Namen des Monats änderten, als ſey damit die Zeit wirklich abgelaufen!

Demetrius eroberte den größten Theil des Peloponneſos, und machte die Städte frei, was nach damaliger Art ſelten ohne Plünderung und Steuerzahlung geſchah[2]: nur Korinth ſoll, in trauriger Selbſterkenntniß, eine Beſatzung zur Verhütung ungeſetzlicher Bewegungen und eines zerſtörenden Regierungswechſels erbeten haben. In dieſer Stadt ließ ſich Demetrius zum Feldherrn aller Griechen ernennen und ſetzte ſich glückstrunken über Alexander; er führte 65,000 Mann, welche Kaſſanders geringe Macht ohne Mühe zerſtören ſollten. Die Größe der ihn bedrohenden Gefahr wohl erkennend, ſuchte dieſer Friede bei Antigonus: aber das unbillige und unkluge Verlangen, daß er ſeine Perſon und alle ſeine Länder übergeben ſolle, trieb nicht allein ihn zum Widerſtande, ſondern alle übrigen Häupter, Lyſimachus, Ptolemäus und Seleukus, ſahen auch ein, was ſie von Antigonus zu erwarten hatten; ſie ſchloſſen deshalb gegen ihn einen großen Bund.

1 Athen. III, 101. XII, 536. XIII, 577, 579. Pausan. Att. c. 17.

2 Diog. Laert. Stilpo c. 4. Menedem. c. 16. Athen. X, 415.

Zuerſt brach Lyſimachus auf, der nicht mehr von Barbaren beſchränkt ward, zog über den Hellespont nach Kleinaſien und nahm, größtentheils durch Verrätherei der über Antigonus mißvergnügten Befehlshaber, Aeolis, Jonien, Ephesus, einen Theil von Phrygien und Lydien, ſelbſt Sardes ein. Antigonus erhielt dieſe Nachrichten als er eben in ſeiner neuen Stadt Antigoneia große Spiele feierte, eilte herzu, trieb Lyſimachus, welcher auf alle Weiſe ein Treffen vermied, bis an die Nordküſte von Kleinaſien zurück, und ward nur durch den Winter in ſeinen Fortſchritten aufgehalten. Unterdeſſen war Demetrius über Eretria zu Waſſer in Theſſalien angelangt, hatte Lariſſa, Pherä und einen großen Theil des Landes erobert und ſtand Kaſſandern gegenüber, der nur 29,000 Fußgänger und 2000 Reiter führte. Beide Theile wollten nicht ſchlagen, ſondern den Ausgang des Krieges in Aſien abwarten; auch bedachte Demetrius, daß die Gegner an Zahl zwar geringer, aber lauter Macedonier wären. Indeſſen wuchs ſein Anſehen als Befreier von Hellas täglich, und es war die größte Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß er ſiegen werde: da berief ihn ſein Vater nach Aſien, denn auch Ptolemäus, auch Seleukus rückten gegen ihn an.

Demetrius gehorchte und ſchloß mit Kaſſander einen Vertrag, wonach alle griechiſchen Städte in Europa und Aſien frei ſeyn ſollten. Weil aber die künſtlich vorbehaltene Beſtätigung dieſes Vertrages von Seiten des Antigonus nie zu erwarten war, ſo glaubte Kaſſander ſich nach ſeines Feindes Abzug daran nicht binden zu dürfen; ſondern nahm die Seeſtädte Böotiens und Theſſaliens in Beſitz, und rüſtete ſich zum Zuge nach Aſien. Hier aber traf er von Neuem auf Demetrius; denn nachdem dieſer in Ephesus gelandet war und die Seeſtädte am ägäiſchen Meere und am Hellespont gewonnen hatte, bezog er ein feſtes Lager bei Chalcedon, und ließ dreißig Schiffe auf dem Bosporus kreuzen, um das Ueberſetzen einer Kriegsmacht aus Europa zu verhindern. Pliſtarchus, Kaſſan-

ders Bruder, welcher 12,000 Fußgänger und 5000 Reiter führte, ſah ſich deshalb gezwungen, den Pontus hinauf bis gen Odeſſus zu ziehen, um von hier nach Heraklea zu ſchiffen. Theils aus Mangel an Fahrzeugen, theils in der Hoffnung, die Nachſtellungen des Feindes deſto ſicherer zu vermeiden, ward jene Kriegsmacht nicht auf einmal, ſondern zu drei verſchiedenen Malen in drei Abtheilungen eingeſchifft: aber dennoch erreichte nur die eine Heraklea, die zweite ward von Demetrius genommen, und die dritte ging durch Sturm unter, ſo daß nur Pliſtarchus und dreiunddreißig Genoſſen gerettet wurden. Bei dieſen glücklichen Ereigniſſen, bei der großen Macht, welche Antigonus und Demetrius beſaßen, iſt es unbegreiflich, warum ſie die höchſt gefährliche Vereinigung des Seleukus und Lyſimachus nicht hinderten, ſondern jenen ruhig über Kappadocien mit 20,000 Fußgängern, 12,000 Bogenſchützen und Reitern, hundert Sichelwagen und 480, von Sandrakottus erhaltenen, Elephanten heranziehen ließen. Nur Ptolemäus fehlte noch — und kam auch nicht. — Auf die bloße Botſchaft, Antigonus nahe mit Heeresmacht, verließ er Syrien, welches er ſchon bis auf Tyrus und Sidon erobert hatte, und kehrte nach Aegypten zurück; vielleicht ward er aber zu dieſer Maßregel keineswegs aus Furcht, ſondern aus andern ſtaatsklugen Urſachen bewogen.

Antigonus war ſonſt in den größten Gefahren unbefangen, ſtets fröhlich, ja witzig; nur als ſich jetzt im Frühlinge des Jahres 301 vor Chriſtus, bei Ipſus in Phrygien, Seleukus und Lyſimachus ihm gegenüber ſtellten, zeigte er ſich beſorgt und niedergeſchlagen. Vielleicht erſchien ihm die Gefahr überwiegend groß, vielleicht tadelte er ſich, ſie nicht früher zerſtreut zu haben, vielleicht wirkte ſein hohes Alter; er zählte dreiundachtzig Jahre. In der Schlacht ſiegte Demetrius Anfangs über den Sohn des Seleukus, verfolgte aber dann zu weit, ſo daß ihn die Elephanten vom Fußvolke abſchnitten und dies auf den Seiten unbedeckt erſchien. Doch hätte dieſer Uebelſtand

keineswegs entſchieden, wenn nicht Antigonus gefallen und ein Theil der Soldaten zu Seleukus übergegangen wäre, wodurch Demetrius ſich gezwungen ſah, mit dem Ueberreſte nach Epheſus zu fliehen.

Obgleich dieſe wichtige Schlacht bei Ipſus, und der Tod des Antigonus alle Verhältniſſe änderte, obgleich Demetrius plötzlich vom Gipfel der Größe herabgeſtürzt war, ſo verlor er dennoch den Muth nicht. Noch beſaß er Cypern, Sidon, Tyrus, noch konnte er auf manche Anhänger ſeines Vaters rechnen, ſeine Seemacht war allen andern überlegen; endlich, von Athen aus, ſeinem Lieblingsorte, wollte er gegen jeden Feind nachdrücklich wirken. Als ihn aber unterwegs die Botſchaft erreichte: Athen habe beſchloſſen, keinen der Könige in ihren Mauern aufzunehmen; ſo verlor er zum erſtenmal die Faſſung, klagte laut über den ſchnöden Undank, und bat, daß man ihm wenigſtens ſeine Schätze ausliefere. Athen täuſchte ſich ſelbſt, als könne die Benutzung eines einzelnen Augenblickes, einem Staate dauernd die Freiheit und Unabhängigkeit verſchaffen, welcher innerlich an Schwäche, Wankelmuth und ſklaviſcher Geſinnung leidet. Während Demetrius nach Korinth ſegelte, die ihm gehörigen Städte beſetzte und die thraciſchen Küſten durch ſeine Flotte unbehindert verwüſten ließ, theilten die beiden Sieger ihre Eroberungen; wahrſcheinlich in der Art, daß Lyſimachus Kleinaſien bis an den Taurus, Seleukus aber alles Uebrige erhielt. Ptolemäus und Kaſſander gingen leer aus, des letztern Bruder Pliſtarchus mußte ſich mit Cilicien begnügen.

Lyſimachus heirathete jetzt Arſinoe, die Tochter des Ptolemäus, ſein Sohn Agathokles hatte ſchon länger deſſen Halbſchweſter Lyſandra zur Gemahlinn. Ueber dieſe engen Verſchwägerungen argwöhniſch, warb Seleukus um Stratonice, die Tochter des Demetrius, und dieſer eilte nicht etwa blos um der Hochzeit willen nach Aſien, ſondern von ſolcher Macht begleitet daß er den überraſchten Pliſtarchus aus Cilicien vertrieb, und zwölfhundert Talente

an ſich brachte, welche im Schatze zu Quinda lagen. Seleukus empfing ſeinen neuen Schwiegervater mit großen Ehren, und ſöhnte ihn mit Ptolemäus aus, verlangte aber dagegen, daß er ihm Cilicien für Geld abtrete. Deſſen weigerte ſich Demetrius und verſtärkte ſeine Beſatzungen in Tyrus und Sidon; doch führten dieſe Mißverſtändniſſe diesmal zu keinem offenen Zwiſte, vielmehr konnte Demetrius ungeſtört nach Hellas zurückeilen, um Athen nicht wie früher zu befreien, ſondern um es zu beherrſchen.

Ein Sturm, der faſt ſeine ganze Flotte zerſtörte, verzögerte die Ausführung dieſes Planes; während ſie aber hergeſtellt wurde, eroberte Demetrius den größten Theil des Peloponneſos und erſchien nun verſtärkt vor Athen. Hier befehligte, unter Kaſſanders Schutze, Lachares, und man faßte den ernſthaften Beſchluß, jeden zu tödten, welcher von der Uebergabe ſpreche. Auch ward die Vertheidigung in der That tapfer geführt, bis Demetrius die ägyptiſche Hülfsflotte ſchlug, und Lachares floh: da ergab ſich die Stadt. Als Demetrius nunmehr den Markt mit Soldaten beſetzte und eine Volksverſammlung berief, ſo fürchteten Alle die härteſte Beſtrafung; großmüthig aber begnügte er ſich, ihnen in einer Rede ihre Undankbarkeit vorzuwerfen, ſchenkte ihnen dann 100,000 Medimnen Waizen und ſetzte ſogar ihre Lieblinge als Obrigkeit ein. Im Piräus und in Munychia blieben jedoch fremde Beſatzungen. Nachdem Demetrius durch dieſe unerwartete Milde die Athener, wenigſtens für den Augenblick, gewonnen hatte, wandte er ſich zum zweitenmale nach dem Peloponneſos, wo Sparta allein noch unabhängig war, und ſchlug den König Archidamus bei Mantinea. Schon mußte man den Untergang jenes Staats für unvermeidlich halten, als drei Botſchaften anlangten: erſtens, Lyſimachus habe mehrere Städte erobert; zweitens, Ptolemäus habe Cypern bis auf Salamis eingenommen; drittens, bat Alexander, der Sohn Kaſſanders, um Hülfe gegen ſeinen Bruder und gegen Lyſimachus. Dem Demetrius ſchien es am vortheilhafteſten,

der letzten Bitte ſeines Schwagers zu genügen, und nach Macedonien zu ziehen.

Kaſſander war nämlich im Jahre 298 vor Chriſtus an der Waſſerſucht geſtorben, wobei Würmer aus dem noch lebenden Körper hervorwuchſen, und Philipp, ſein Sohn, fand nach kurzer Regierung ebenfalls den Tod[1]): es blieben alſo nur zwei Brüder, Antipater und Alexander, übrig. Jener glaubte daß Theſſalonice, ihre Mutter, Alexanders des Großen Halbſchweſter, ſeinen Bruder mehr begünſtige, als ihn, und ermordete ſie deshalb ungeachtet ihrer rührenden Bitten, mit wilder Grauſamkeit. Hierauf, von Allen verabſcheut, floh er zu ſeinem Schwiegervater Lyſimachus, welcher aber, nicht allein eines Krieges gegen die Geten halber, jetzt außer Stande war ihm die erbetene Hülfe zu bewilligen, ſondern ihn ſogar ſpäter tödten ließ, weil er Anſchläge gegen ſein Leben gemacht hatte. Hiemit verſchwand nun freilich für Alexander die Gefahr, welche ihm von ſeinem Bruder Antipater gedroht; dagegen zeigte ſich aber bald eine größere, von Seiten derer, die ſich für ſeine Retter ausgaben. Zuerſt war Pyrrhus unter dieſem Vorwande von Epirus her eingebrochen, und hatte ein Stück von Macedonien behalten; jetzt nahete Demetrius. Alexander ging ihm mit einem Heere bis Dium entgegen, dankte für ſeinen guten Willen, und erklärte, daß er ſeines Beiſtandes nicht mehr bedürfe. Solch höfliches Zurückweiſen konnte indeſſen jene erſte übereilte Herbeiberufung nicht wieder gut machen; denn obgleich Demetrius ſehr verbindlich antwortete, ſo blieb er doch mit dem Heere ſtehen und erweckte ſo dringenden Argwohn, daß ſich Alexander für berechtigt hielt, Anſchläge gegen das Leben ſeines Gegners zu machen. Dieſe wurden aber entdeckt, ohne Geräuſch vereitelt, und Alexander vermocht, den Demetrius (welcher vorgab, er müſſe zu einer andern Unternehmung hinwegziehen), bis Lariſſa zu begleiten. In dieſer Stadt ließ ihn

1 Pausan. Boeot. c. 7.

Demetrius beim Abſchiedsmahle ermorden, und zwar nur um einen Tag früher, als ihm Alexander von Neuem daſſelbe Schickſal zugedacht hatte. — Raſch und ehe ein Anderer die veränderten Verhältniſſe benutzen konnte, eilte jetzt Demetrius zu dem, ſeines Führers beraubten, macedoniſchen Heere, rechtfertigte die That, und machte ſeine Verwandtſchaft mit Antipater, als Gemahl ſeiner Tochter Phila, geltend. Alle haßten den Muttermörder Alexander, Alle ehrten in Demetrius den tapfern, geiſtreichen, berühmten Mann: er ward 294 Jahre vor Chriſtus zum König ausgerufen. Pyrrhus mußte vor ihm aus Macedonien entweichen, die empörten Böoter mußten wiederum gehorchen, überall war Ruhe, und endlich nach ſo manchem Glückswechſel, ſchien für Demetrius ein mächtiges Reich und ein feſter Beſitz gewonnen zu ſeyn: — allein es lag nicht in ſeiner Natur, ſich jemals genügen zu laſſen.

Zuerſt hoffte er Thracien zu gewinnen, da Lyſimachus vom Könige der Geten gefangen genommen worden[1]; aber ehe er das Land erreichte, war jener ſchon wieder befreit, und ein neuer Aufſtand in Böotien, ein neuer Einfall des Pyrrhus in Theſſalien, zwangen ihn zur eiligen Rückkehr. Mit Hülfe ſeines Sohnes Antigonus bezwang Demetrius dieſe Gegner und drang ſogar von einer Seite in Epirus ein, wogegen derjenige von ſeinen Feldherren, welcher auf der andern Seite daſſelbe verſuchen ſollte, durch Pyrrhus geſchlagen ward. Dies machte den Demetrius zum Frieden geneigt, mehr aber noch ſein Wunſch, Vorbereitungen für einen größeren Krieg gegen die übrigen Nachfolger Alexanders beendigen zu können. Schon hatte er 500 Schiffe beiſammen, 100,000 Fußgänger, 12,000 Reiter; ſchon nannten ſeine Schmeichler übermüthig den Ptolemäus nur Flottenführer, den Lyſimachus Schatzmeiſter, den Seleukus Aufſeher der Elephan-

[1] Nach andern Nachrichten war der Sohn des Lyſimachus, Agathokles, gefangen worden. Pausan. Att. c. 9.

ten, und ſpotteten ebenmäßig des Pyrrhus. Da ſchloſſen dieſe vier ein Bündniß zu gemeinſamer Vertheidigung[1]. Pyrrhus und Lyſimachus zogen mit einem Landheer nach Macedonien, des Ptolemäus Flotten ſegelten heran; dennoch würde ihnen Demetrius mit Erfolg widerſtanden haben, obgleich ſeine Anſtalten noch unvollendet waren, wenn er nur während der ſiebenjährigen Herrſchaft die Liebe ſeiner Unterthanen gewonnen und nicht vielmehr verloren hätte. Die Soldaten ſahen in Lyſimachus einen alten Gefährten Alexander des Großen, und zeigten wie ungern ſie gegen ihn fechten würden; deshalb wandte ſich Demetrius, ehe ihm aus dieſer Meinung größere Gefahr erwachſe, nach Epirus. Aber hier war Pyrrhus beliebt, wegen ſeiner kriegeriſchen Thätigkeit, wegen ſeiner Herablaſſung, ſeiner Theilnahme an allen Anſtrengungen; wogegen man an Demetrius Vielfaches tadelte: die Unhöflichkeit, die aſiatiſchen Sitten, die Abſonderung von den Unterthanen, die Anmaßung gegen Fremde. So tadelte er einſt heftig, daß die Spartaner nur einen einzelnen Mann als Geſandten an ihn geſchickt hätten, aber dieſer antwortete: „Einen zu Einem;" ſo vergaß man ihm nicht, daß er Bittſchriften, die er nach langem Zwiſchenraume zu allgemeiner Freude endlich einmal wieder von Hülfsbedürftigen annahm, gleichgültig, oder verhöhnend, aus dem Kleide in den Fluß gleiten ließ. — Als ſich jetzt Pyrrhus dem Demetrius gegenüber ſtellte, erfuhr dieſer nochmals den raſcheſten und vollſtändigſten Wechſel des Glücks, wodurch ſein Leben ſich überhaupt ſo merkwürdig und lehrreich auszeichnet: ſein Heer ging zu dem Könige von Epirus über, und er floh hülfsbedürftig, aber nicht muthlos, in bürgerlicher Kleidung nach Hellas. Phila dagegen, ſein kluges, großherziges Weib, wollte ſolchen Unfall nicht überleben und nahm Gift. Wenn die Soldaten keine Bürger ſind, wenn ihre Theilnahme und ihr

1 Athen. VI, 261. Plut. praec. reipubl. ger. IX, 274.

Vortheil nicht an das Vaterland, ſondern an einen einzelnen Anführer geknüpft iſt, wenn dieſer Anführer dann keine ausgezeichnet großen Anlagen beſitzt, ſie für ſich zu begeiſtern; ſo können Erſcheinungen dieſer Art eintreten: dies erfuhren außer dem Demetrius, Lepidus gegen Octavian, Vetranio gegen Conſtans, Prokopius gegen Valens u. ſ. w.; in einem wohleingerichteten Staate, bei wahrhaft lebendigen, geſelligen Verhältniſſen, ſind ſie dagegen unmöglich.

Schneller erholte ſich indeſſen Demetrius als ſeine Feinde ahneten: während nämlich Pyrrhus und Lyſimachus Macedonien theilten, bezwang er und ſein Sohn Antigonus Athen, welches voreilig von ihnen abgefallen war, auf die Bitte des Philoſophen Krates aber auch diesmal nicht von den Siegern beſtraft ward. Dann ſegelte Demetrius mit 11,000 Mann nach Aſien und eroberte Karien, Lydien und Sardes, ehe Agathokles, der Sohn des Lyſimachus, ſich ihm entgegenſtellen konnte. Von dieſem hierauf bedrängt, wandte er ſich nicht nach dem Meere hin, wo ihm die Gemeinſchaft mit ſeiner Flotte und mit Hellas geblieben wäre, ſondern zu kühn in das Innere des Landes nach Phrygien; aber ſchon bei dem Ueberſetzen über den Lykus verlor er viele Mannſchaft, mehr noch durch Hunger und durch Krankheiten. Von der abendlichen Küſte abgeſchnitten, zog er nach Tarſus und bat den Seleukus um eine freundſchaftliche Aufnahme. Auch war dieſer Anfangs geneigt, die Bitte ſeines Schwiegervaters unbedingt zu bewilligen, dann warnten ihn ſeine Diener vor den Geſinnungen und Anlagen des Demetrius; worauf er beſchloß, die Eingänge nach Syrien beſetzen zu laſſen und zu verlangen: daß Demetrius nach einem höchſtens zweimonatlichen Aufenthalte in Kataonien, ſein Glück in den obern Landſchaften Aſiens verſuchen ſolle.

Dieſer, durch ſolchen Argwohn und ſolche Beſchränkung höchſt beleidigt, erſtürmte die Päſſe, brach in Sy-

rien ein, und würde leicht den Seleukus in die äußerſte Gefahr geſetzt haben, wenn er nicht zu ſeinem Unglück in dieſem entſcheidenden Augenblicke ſchwer und lange erkrankt wäre; wodurch ſeine Gegner nicht allein Zeit erhielten große Vorbereitungen zu treffen, ſondern auch auf die Stimmung ſeiner Soldaten nachtheilig einzuwirken. Manche von dieſen gingen zum Seleukus über, und der Plan deſſen Lager im nächtlichen Ueberfall zu erobern, ward verrathen und vereitelt. Jetzt wagte es Seleukus, kühn und mit abgenommenem Helm, in das Lager des Demetrius zu gehen, und den Soldaten die Wahl zwiſchen einem mächtigen Könige und einem flüchtigen, herumirrenden Fürſten vorzulegen. Sie traten zu ihm über, Demetrius floh, konnte aber ſeine Flotte nicht mehr erreichen, ſondern mußte ſich an Seleukus ergeben. Anfänglich hielt ihn dieſer hoch in Ehren, als er aber ſah, daß ſich die Hofleute um Demetrius drängten, auch wol das Volk und das Heer ſeine Augen auf ihn richteten; ſo ward er nach Apamea verwieſen und mit jeder äußeren Bequemlichkeit zwar reichlich verſorgt, jedoch in ſolcher Aufſicht gehalten, daß er weder entfliehen noch gefährlich werden konnte. Vergeblich baten ſein Sohn Antigonus und die griechiſchen Städte um ſeine Loslaſſung, vergeblich bot Lyſimachus zweitauſend Talente für ſeine Ermordung: Seleukus fürchtete ſich vor den Folgen der Bewilligung jener Bitte, er verſchmähte den unedeln Antrag des Letzten. Drei Jahre ſchwelgte Demetrius in Apamea, ſtarb dann im vierundfunfzigſten Jahre ſeines Alters (284 Jahre vor Chriſtus), und ward von Antigonus königlich begraben und in Demetrias beigeſetzt.

Es bleibt jetzt nur noch übrig, den Ausgang der drei allein noch lebenden Nachfolger Alexanders, des Ptolemäus, Seleukus und Lyſimachus kürzlich zu erzählen. Ptolemäus regierte ſeit des Antigonus mißglücktem Einfall in Aegypten ungeſtört und gewann außerdem Cypern. Bevölkerung, Reichthum und Handel wuchſen, die Wiſſenſchaften wur-

den befördert, der König (ſelbſt ein bedeutender Geſchichtſchreiber), legte die bekannte Bücherſammlung an und berief Gelehrte und Künſtler: ſo ward das ruhigere Aegypten allmälig der Sitz einer ſehr merkwürdigen Nachblüte helleniſcher Bildung. Aber in der Familie des Königs entſtand Streit, weil er Ptolemäus Philadelphus, den Sohn der Berenice, zum Nachfolger beſtimmte, mit Uebergehung des Ptolemäus Keraunus, welcher ein Sohn der Euridice, der Tochter des Antipater war. Ptolemäus Keraunus floh zu Lyſimachus, dem Gemahle ſeiner Schweſter, in der vergeblichen Hoffnung, durch dieſen in den Beſitz Aegyptens geſetzt zu werden. Ptolemäus I. ſtarb 284 Jahre vor Chriſtus und ſein Sohn Philadelphus beſtieg ohne Hinderniß den Thron.

Seleukus ordnete ſein Reich im Innern mit Einſicht, und erbaute erſtaunlich viele Städte; aber freilich mußten in dieſen Zeiten wol noch weit mehr zu Grunde gegangen ſeyn. Zu den bedeutendſten neuern gehören: Seleucia am Orontes, vierzig Stadien vom Meere; ferner Antiochien, wohin nach der Schlacht von Ipſus die Bewohner von Antigoneia verſetzt wurden, und welche Stadt ſich zu den größten im vordern Aſien, ſpäter zur Hauptſtadt der römiſchen Beſitzungen in dieſem Welttheile erhob. Sie ſank erſt nach den Zeiten der Kreuzzüge. Endlich entſtand durch den König noch ein anderes Seleucia an der Abendſeite des Tigris, welches durch ſeine geſundere und zum Handel bequemere Lage, den ſchnellen Verfall von Babylon nach ſich zog. In den Zeiten ſeiner Blüte zählte Seleucia 600,000 Einwohner und ward erſt von den Kaliphen zerſtört, welche dagegen Bagdad am öſtlichen Ufer des Tigris erbauten.

Die Liebe, welche Antiochus zu ſeiner Stiefmutter Stratonice faßte, führte durch die Geſchicklichkeit des Arztes Eraſiſtratos und die tüchtige Geſinnung des Seleukus, nicht zu Freveln, ſondern zu größerer Einigkeit in der Familie; ſchon beim Leben des Vaters herrſchte

Antiochus nach deſſen Willen in den obern Landſchaften Aſiens.

Unedler und unglücklicher war Lyſimachus. Er hatte einen blühenden, tapfern Sohn Agathokles, von Ameſtris der Tochter des Oxathres, welche erſt an Kraterus dann an Dionyſius, den Beherrſcher von Heraklea, verheirathet und endlich ſeine Gemahlinn geworden war. Es iſt ſchon erzählt daß Agathokles Lyſandra, eine Tochter des Ptolemäus, und ſpäter Lyſimachus (aus Staatsrückſichten) eine zweite Tochter deſſelben, Arſinoe, ehelichte[1]. Dieſe nun verfolgte und verläumdete den Agathokles auf alle Weiſe; entweder um ihren Kindern ausſchließlich die Herrſchaft zu erwerben, oder aus Rachſucht, weil Agathokles ihre Liebe verſchmäht hatte. Von ihr bethört, befahl Lyſimachus dem Ptolemäus Keraunus ſeinen Sohn umzubringen, und ſelbſt nachdem er ſich überzeugt hatte, daß dieſer unſchuldig geweſen war, fehlte ihm die Kraft ſich von der unwürdigen Herrſchaft ſeines Weibes zu befreien. Da entfloh Lyſandra mit ihren Kindern zu Seleukus, viele Anhänger des Königs, unter andern Philetärus, der Statthalter und Schatzmeiſter in Pergamus, folgten nach, und es kam zwiſchen Seleukus, der ſiebenundſiebzig Jahre zählte, und Lyſimachus, welcher vierundſiebzig Jahre alt war, zum offenen Kriege. Faſt ganz Kleinaſien ergab ſich jenem ohne Schwertſtreich, nur Sardes mußte lange Zeit belagert werden. Bei Kurupedion in Phrygien am Hellespont, kam es zu einer entſcheidenden Schlacht, in welcher Lyſimachus (282 Jahre vor Chriſtus) völlig beſiegt und getödtet wurde. Seleukus bezeigte die größte Freude, endlich noch in den Beſitz des verehrteſten Landes, in den Beſitz Macedoniens zu kommen, er trat ſeinem Sohne ganz Aſien ab. Kein Feind war mehr vorhanden, der ihm, dem allein noch übrigen unmittelbaren Nachfolger Alexanders, hätte widerſtehen können; er genoß allgemeiner Ach-

1 Pauſan. Att. c. 10. Abweichungen bei Juſtinus XVII, 2.

tung und Ehrfurcht: da ermordete ihn Ptolemäus Keraunus, dem er die größten Wohlthaten erzeigt hatte, 281 Jahre vor Chriſtus[1], zweiundvierzig Jahre nach dem Tode Alexanders des Großen. Der Mörder gewann hierauf die Soldaten des Lyſimachus, ja ſogar viele Soldaten des Seleukus, weil er ihnen erlaubte, deſſen Schätze zu plündern; er ſchmeichelte, um ſich zu erhalten, dem Pyrrhus, den Söhnen des Demetrius, des Seleukus, ſeinem Bruder in Aegypten, heirathete ſeine Schweſter Arſinoe, die Witwe des Lyſimachus, verſtieß ſie dann und tödtete ihre Kinder erſter Ehe. Zwei Jahre nach dieſen Freveln erreichte ihn die Nemeſis, er ward von Galliern erſchlagen, welche in Hellas einbrachen[2].

Eine kurze Erinnerung an die Schickſale aller Nachfolger Alexanders und des königlichen Hauſes ſelbſt, wird nicht allein dem Gedächtniſſe zu Hülfe kommen, ſondern auch einen tiefen Blick in die Eigenthümlichkeit jener, und aller ähnlichen Zeiten thun laſſen: Meleager ward von den Soldaten auf des Perdikkas Anſtiften erſchlagen, Leonnatus fiel in der Schlacht gegen die verbündeten Griechen, den Perdikkas ermordete das unzufriedene Heer in Aegypten, Kraterus und Neoptolem kamen in der Schlacht gegen Eumenes um. Dieſen ließ Antigonus zu Tode hungern, er ließ Peuceſtes abſetzen, Attalus gefangen nehmen, Antigenes lebendig verbrennen. Python tödtete den Statthalter von Parthien, Philipp; Eudamus den König Porus von Indien; beide erlagen aber ſpäter ſelbſt den Nachſtellungen des Antigonus, und Alketas nahm ſich das Leben, um dieſem nicht in die Hände zu fallen. Antipater ſtarb alt im Beſitze großer Macht, allein ſein Sohn Nikanor fand den Tod durch Olympias, und Phila, ſeine Tochter, nahm Gift; Polyſperchon ſtarb aller Achtung und alles Einfluſſes beraubt, und ſeinen Sohn Alexander ermordeten

1 Pausan. Att. c. 16. In demſelben Jahre begann der Krieg der Römer gegen die Tarentiner.

2 Memnon bei Photius 716—18.

verrätheriſche Freunde. Ariſtonus, der Leibwächter, ward von Kaſſander gefangen und, gegen den Vertrag, hingerichtet, Klitus, der Statthalter Lydiens, von den Soldaten des Lyſimachus niedergehauen. Antigonus blieb in der Schlacht bei Ipſus und Ptolemäus, ſein Neffe, mußte auf Befehl des Königs von Aegypten Schierling trinken. Kaſſander erlag einer furchtbarwiderwärtigen Krankheit, und ſein Sohn Antipater ward von Lyſimachus, ſein Sohn Alexander dagegen, von Demetrius ums Leben gebracht. Dieſer ſtarb in der Gefangenſchaft, Ptolemäus Soter zwar im ruhigen Beſitze Aegyptens, aber geängſtet durch häuslichen Zwiſt. Agathokles fand den Tod durch ſeinen Vater Lyſimachus, Lyſimachus endete in der Schlacht gegen Seleukus, Seleukus und die Kinder des Lyſimachus wurden von Ptolemäus Keraunus ermordet, Ptolemäus Keraunus aber von den Galliern erſchlagen.

Kein Einziger aus dem Hauſe des großen Alexander ſtarb natürlichen Todes: ſein Vater ward ermordet, ſein Oheim, der König von Epirus, verlor das Leben durch die Bruttier, ſeine Tante Cynane durch Perdikkas, ſeine erſte Schweſter Kleopatra durch Antigonus, und die zweite, Theſſalonice, durch ihren eigenen Sohn. Auf Befehl der Olympias mußten thraciſche Bogenſchützen ſeinen Halbbruder Philipp Arridäus erſchießen, und deſſen Gemahlinn Euridice, die Tochter Cynanens, mußte ſich ſelbſt erhenken. Dafür wurde Olympias von den Macedoniern geſteinigt. Des Königs erſte Gemahlinn Roxane, ließ die zweite Statira (des Darius Tochter) in einen Brunnen werfen; wiederum ließ Kaſſander Roxanen und ihren Sohn Alexander heimlich ermorden: den zweiten Sohn des Königs von der Barſine, Herkules, vergiftete Polyſperchon.

In drei große und mehrere kleinere Reiche zerfiel nach dieſen furchtbaren Gährungen das Reich Alexanders: Ptolemäer[1] herrſchten in Aegypten, Seleuciden in Syrien, die

[1] Ueber den Wohlſtand und die große Macht Aegyptens unter Ptolemäos Philadelphos Appian Vorrede 10.

Nachkommen des Demetrius in Macedonien. Alle kamen unter die Gewalt der Römer; denn es war damals mehr Muth, mehr Sitte, mehr Geiſt und Charakter bei den Siegern, als bei den Beſiegten. Im achäiſchen Bunde ſah Hellas die ſchöne Abendröthe eines glänzenden Tages, Agis und Kleomenes treten in Sparta auf, wie Geiſtererſcheinungen aus uralter Zeit. — Faſt zweitauſend Jahre ſind nunmehr vor unſeren Augen vorübergezogen: Aegyptens Wunder, Indiens Geheimniſſe, der aſiatiſchen Reiche gewaltiger Wechſel, Phöniciens reger Verkehr, Judäas hochmerkwürdige abgeſchloſſene Eigenthümlichkeit, Perſiens erſt wohlgeordnete, dann ausgeartete Monarchie; endlich Hellas, in ſeinem unerreichten, mit keinem einzelnen Worte zu bezeichnenden Reichthume. Neue Welten thun ſich auf, nie herrſchet unbedingt der Tod; aber die Erhabenheit und Wehmuth der Erinnerung hemmt unſere Rede!

Erste Beilage.

Randgloſſen zum Euripides.

A. Einleitung.

So wie über den Werth und die Rangordnung der drei großen griechiſchen Geſchichtſchreiber die verſchiedenſten Urtheile ſind gefällt worden, ſo auch über die drei großen Tragiker. Manche haben dort einen regelmäßigen Fortſchritt vom Unvollkommenen zum Vollkommenen nachzuweiſen verſucht, während Andere das Aelteſte als das Vollendetſte bezeichneten und im Ablaufe der Zeit eine wachſende Ausartung zu bemerken glaubten. Noch Andere reden von einem Steigen, Gipfeln, Sinken, und ſprechen dem in der Mitte ſtehenden Schriftſteller den Preis zu. Herodot's dichteriſche Natürlichkeit, des Thucydides kraftvolle Staatsweisheit, des Xenophon harmoniſche Einfachheit haben Stimme und Urtheil des Einen oder des Andern gewonnen; während es nicht an Männern fehlte, welche beim Herodot anordnende Kunſt vermißten, oder die zu große Abſichtlichkeit des Thucydides tadelten, oder den Xenophon der Trockenheit und Parteilichkeit bezichtigten.

Daſſelbe finden wir hinſichtlich der Tragiker. Die Erhabenheit des Aeſchylus, die zuſammenſtimmende Vollendung des Sofokles, die ſpruchreiche Gemüthlichkeit des Euripides iſt geltend gemacht worden, um jeden von ihnen an die Spitze zu ſtellen und die beiden anderen als den zweiten und dritten unterzuordnen. Eine ſo große Verſchiedenheit der Beurtheilung und Entſcheidung treibt zuvörderſt den Zweifel hervor: ob bei dieſen drei und drei großen Perſönlichkeiten von rechtswegen ein gemeinſames gleichartiges, allgemeines Maß anzule-

gen ſey? Ob ſolch ein abſtraktes, ich möchte ſagen blos quantitatives Verfahren nicht das Lebendigſte, Eigenthümlichſte unberückſichtigt laſſe? Ob verſchiedene Eigenſchaften, Qualitäten, als ſolche wirklich untereinander meßbar, commenſurabel ſind? Ob neben dem, was ſich gleichartig meſſen und zuſammenſtellen läßt, das Ungleichartige nicht der genaueſten Prüfung bedürfe und eben den weſentlichen Charakter eines beſtimmten, gegebenen Geſchichtſchreibers oder Tragikers ausmache?

So wie bei manchen Körpern oder Gegenſtänden, trotz alles Meſſens, Wägens und Zerlegens, unzerſtörbare, geheimnißvolle Elemente übrig bleiben; ſo in der Geiſterwelt jener Kern und jene Weſenheit großer Perſönlichkeiten: von einem Standpunkte aus das unerklärlichſte Geheimniß, von dem anderen die lichtverbreitende Offenbarung ſelbſt.

Um bis zu dem Kerne, zu dem Brunnquelle dieſer Eigenthümlichkeiten vorzudringen, um ein zugleich allgemeines und beſonderes Urtheil ausſprechen zu können, haben die philologiſchen Meiſter die gründlichſten und ſcharfſinnigſten Unterſuchungen angeſtellt. Auf dieſen Bahnen kann ich kein Anführer, und mag kein Nachbeter ſeyn. Ich bin vielmehr ein bloßer Theaterfreund, ein Mitglied der Parterregemeine, welche (ſeit den älteſten, bis auf die neueſten Zeiten) ſich um tauſend (angeblich, oder wahrhaft) tiefſinnige und wiſſenſchaftliche Erörterungen wenig oder gar nicht bekümmert, und nur das berührt, hervorhebt und beſpricht, was ihre Gedanken und Gefühle ethiſch und äſthetiſch anregt.

Ich beginne damit, die Tragödien des Euripides nicht in der Reihenfolge der Ausgaben, ſondern in einer anderen vorüberzuführen, welche der innere Zuſammenhang, oder die äußere Behandlungsart rechtfertigen dürfte. Am Schluſſe dieſer zerſtreuten Bemerkungen findet ſich dann wohl Gelegenheit zu einigen allgemeineren Betrachtungen über den Werth und die Stellung des, in unſeren Tagen öfter angeklagten, als vertheidigten Dichters [1].

[1] Vortrefflich bezeichnet Welker (griechiſche Tragödien II, 460) Standpunkt und Richtung für eine neue, umfaſſende und allſeitige Beurtheilung des Euripides.

B. Bemerkungen über einzelne Tragödien.

I. Iphigenia in Aulis.

Einige Beurtheiler haben die Iphigenia in Aulis dem Euripides abgeſprochen, weil ſie für den Dichter zu gut ſey. Abgeſehen davon, daß dieſer Grund das zu Erweiſende vorausſetzt, könnten umgekehrt anders Geſinnte ihre Aechtheit aus den vorhandenen, oder hineingedeuteten Mängeln erweiſen; z. B. daraus, daß der (an ſich natürliche und menſchliche) Streit zwiſchen Agamemnon und Menelaos über die Opferung Iphigenia's, mehr im häuslichen, als im Heldenſtyle und ſogar vor Zuhörern geführt wird. Gewiß tritt in dieſer Tragödie der Gegenſatz des natürlichen Gefühls, und des offenbarten Gebots lebhaft hervor. Jenes wird von Klytämneſtra und Achilleus vertheidigt; dieſes (jedoch nicht ohne Schmerz) von Agamemnon. Das glaubende Volk endlich ſteht auf des weiſſagenden Kalchas Seite. Fehlt jener Glaube und hält man, mit Achilleus (v. 956), Weiſſagungen ſolcher Art meiſt für Betrug; ſo weicht man nur der Gewalt, oder ſieht nur Gewalt, die mit gleichen Mitteln zu beſiegen ſey.

Agamemnons Erzählung erſetzt einen Prolog und die lebendige Theilnahme des Chors läßt uns Land, Heer und Flotte zweckmäßig überſchauen. Hingegen muß Agamemnon die Weiber (welche ſeine Geſpräche mit Menelaos nicht ganz paſſend anhören) zum Schweigen ermahnen.

Lobenswürdig iſt die Art wie Achilleus ſeine Hülfe anbietet; zart daß er Iphigenia nicht ſehen und dadurch den Schein erwecken will, als bedürfe es eines äußerlichen Mittels ſeinen Entſchluß zu beſtimmen; oder als ſey Neugier mit im Spiele. Eben ſo richtig weiſet er das erſte Geſpräch mit Agamemnon der Klytämneſtra zu, welches auch (von ihrem Standpunkte aus) vortrefflich durchgeführt iſt.

Man hat getadelt: der Charakter der Iphigenia ſtimme nicht überein, und die flehende ſey von der ſich aufopfernden ganz verſchieden. Ich kann dieſem Tadel nicht beiſtimmen[1]. Sehr natürlich bricht die Jungfrau, welche man ſtatt zu dem erwarteten Traualtare, zum Opferaltare führen will, in Klagen und Bitten aus, und hält am Leben feſt, das ſo viel Heiterkeit und Glück verſprach. Als ſie aber ſieht, daß ihre Rettung vielleicht dem edeln Achilleus den Tod brin-

[1] Sonſt ließe ſich daſſelbe von der Antigone des Sophokles behaupten.

Digitized by Google

gen könne, ändert ſich ſchon Standpunkt und Gefühl; weſentlicher wirkt die Ueberzeugung von der unabwendbaren Nothwendigkeit ihres Todes. Sie will das Unglück großartig ertragen; und aus dieſem Willen heraus kommt ihr die Erleuchtung von dem Werthe, der Heilſamkeit, der Erhabenheit ihres Todes[1]; ſie geht über in lyriſche Begeiſterung und erſcheint (auch ohne das Wunder ihrer Rettung) in Wahrheit ſiegreich und verklärt. So iſt alles ſcheinbar Zwieſpaltige, in höherem Sinne recht, und aus einem Stücke. Hätte Iphigenia bei der erſten Nachricht von ihrer anbefohlenen Opferung etwa ſchon ſagen ſollen: wie ſie befehlen, es iſt mir ſehr angenehm, ich mache mir eine Ehre daraus! — Wie unnatürlich, gefühllos, abgeſchmackt hochmüthig! Oder hätte ſie von Anfang bis zu Ende wimmern und jammern ſollen; ſie, Iphigenia, die Tochter Agamemnon's, die erſte und edelſte Jungfrau des glorreichen Hellas?

Wie verhält ſich die Fabel von der Opferung Iphigenia's, zu der Erzählung von der Opferung Iſaak's? Die Meinung: es ſey ein Skandal, daß Götter (Jehova oder Diana) ein Verbrechen anbefohlen, reicht ſo kurzweg nicht aus zur Ergründung des Inhalts und der Bedeutung. Bei den Griechen tritt der göttliche Befehl (oder die prieſterliche Weiſung) mehr heraus als ein Mittel zur Erreichung eines großen äußeren Zweckes, als ein Opfer zur Umſtellung der Verhältniſſe von Völkern und Staaten. In der jüdiſchen Erzählung wendet ſich Alles mehr nach innen; es iſt ein pſychologiſch-moraliſcher Verſuch, ein Experiment, über das Maß des Gehorſams und der Demuth. Abraham beſteht kurzweg die Probe; bei dem Griechen geſtaltet ſich Alles mannigfaltiger: Klytämneſtra widerſpricht, Agamemnon kämpft für und gegen; nur in Iphigenia löſet ſich die herbe Diſſonanz zu ſchönem Wohllaut auf; die höhere Fügung und der freie Entſchluß verklären ſich zu Einem, und während Iſaak unthätig und getäuſcht zur Schlachtbank geht, tritt Iphigenia bei vollem Bewußtſeyn heiter und glorreich zum Altar. Die jüdiſche Erzählung legt allen Nachdruck auf den Gehorſam des Opfernden, die helleniſche dagegen auf die freie Beſtimmung der zum Opfer Beſtimmten.

Klytämneſtra ſcheint nicht von der Rettung Iphigenia's vollſtändig überzeugt zu ſeyn (v. 1617). Wäre ſie es, ſo fielen die in anderen Trauerſpielen von ihr gegen Agamemnon ausgeſprochenen Klagen meiſt zu Boden; oder ſie müßten ſich vielmehr auf das gründen,

[1] Man hat getadelt daß die Perſonen des Euripides litten, weil ſie müßten; dies iſt in einem gewiſſen Sinne wahr von allen Leiden in der Welt: hingegen in dem hieher gehörigen Sinne unwahr für Iphigenia, Polyxena, Makaria u. A. Auch der Philoktet des Sofokles will in jenem Sinne nicht leiden.

was ſie über Tödtung ihres erſten Gemahls und Kindes in dieſer Tragödie dem Agamemnon (abweichend von anderen Erzählungen) bereits vorwirft. In anderer Weiſe, vollſtändiger als ſie iſt Iphigenia mit ihrem Vater verſöhnt und fordert Klytämneſtra auf ihm nicht zu zürnen (v. 1455). — Dies Trauerſpiel enthält (wie die meiſten des Euripides) merkwürdige Ausſprüche, z. B. über die Macht des Volkes, die Uebel des Ehrgeizes, die unausweichlichen Leiden der Menſchen, die Nothwendigkeit daß ein leitender Mann, der Großes unternimmt, ſeine Grundſätze nicht ändern, ſondern ſich und ſeinen Freunden treu bleiben ſolle [1].

Schiller läßt in ſeiner Ueberſetzung, die Erzählung von Iphigeniens Betragen beim Opfer und ihrer wunderbaren Errettung weg, denn ſie gehöre nicht zur dramatiſchen Handlung; — ohne Zweifel ein leicht zu widerlegendes Mißverſtändniß.

Mag ein früherer Prolog geſtrichen, in der Mitte Einiges angefügt, am Schluſſe (von irgend wem) geändert ſeyn; gewiß iſt und bleibt die Tragödie ein Ganzes und durchaus euripideiſch. Sonderbar daß man den Euripides oft wegen ſeines deus ex machina tadelt, und ihn hier am Schluſſe vermißt. Die Erzählung des Boten reicht aber vollkommen zur Auflöſung und Abrundung hin, und die Griechen wußten daß der Iphigenia in Aulis, die in Tauris folge.

II. Iphigenia in Tauris.

Es iſt behauptet worden, Euripides zeige ſich in der Iphigenia in Tauris nicht als der am meiſten tragiſche (τραγικωτατος) Dichter. Licht und Schatten ſey zerſtreut und geſpalten, und der Stoff ſo aufgelöſet und vertheilt, daß es kaum zu einer großen Wirkung und tiefen Empfindung kommen könne. So beziehe ſich der weiſſagende Traum nur auf Oreſtes, während die Erinnerung an Agamemnon und Klytemnäſtra zurücktrete und ihr Schickſal nur beiläufig verkündet werde. Das Tragiſche breche mithin weder zugleich und mit überwältigender Kraft herein, noch ſey eine Steigerung deſſelben vorhanden; vielmehr werde es ſo zertheilt und abgeleitet, als ſollte eine zu ſtarke Erſchütterung vermieden werden. — Dieſe und andere Einreden (z. B. über die Länge der Erzählungen und Wechſelreden) verlieren bei näherer Betrachtung großentheils ihr Gewicht. Denn wenn z. B. auch die Scenen des ſogenannten erſten Aktes nicht ſehr ineinander zu greifen ſcheinen, ſetzen ſie doch die Verhältniſſe aller Theilnehmer zweckmäßig auseinander, und das Geflecht der ganzen

[1] Vers 31, 161, 346, 419, 527.

dramatiſchen Handlung geht deutlich angelegt, daraus regelmäßig fortſchreitend hervor.

Hie und da tritt der alte Stoff in ſeiner Herbigkeit heraus, Anderes iſt gemildert, oder der Sinnesart der euripideiſchen Zeit angepaßt. So z. B. daß der Wahnſinn Oreſts nicht vor Augen geſtellt wird, daß Iphigenia nicht ſelbſt opfert, daß ſie überhaupt Menſchenopfer als einen verdammlichen menſchlichen Brauch (v. 391), nicht als eine göttliche Anordnung betrachtet u. ſ. w. Deshalb, und aus vielen anderen Gründen kann man die Stelle v. 1460 nicht ſo verſtehen, daß Athene in Attika neue Menſchenopfer gründen wolle, vielmehr muß dieſelbe blos von einer ſymboliſchen, andeutenden Handlung erklärt werden. Ueberall iſt der Adel des Griechenthums hervorgehoben: ſo betrachten einige tauriſche Hirten den Oreſtes und Pylades als höhere Weſen, und holen nachher mehrere zu Hülfe um jene zwei zu bekämpfen.

Nahe liegt die Frage: ob Iphigenia in Tauris, nach Charakter, Sinnesart u. ſ. w. dieſelbe ſey wie Iphigenia in Aulis? Zuvörderſt möchte ich behaupten: es müſſe dem Dichter erlaubt ſeyn, in einer zweiten Tragödie, bei einem neuen Anſatze, gewiſſe Veränderungen und Modificationen in den Charakteren vorzunehmen. Sie ſind hier aber wohl nicht ſo groß, als ſie beim erſten Anblick erſcheinen; oder es fehlt doch nicht an Gründen, ſie zu erklären. Iphigenia konnte ſich keineswegs auf der Höhe der Begeiſterung erhalten, zu welcher ſie ſich in Aulis hinaufgeſchwungen hatte. Die großen Folgen, welche (wie ſie hoffte) aus ihrem edeln Entſchluſſe hervorgehen ſollten, ſind nicht weſentlich daran geknüpft, und die Rettung vom Tode iſt zugleich eine Beraubung des Ruhmes und der Theilnahme. Oder, wenn Diana ſie belohnen wollte, warum ſie von Aeltern, Geſchwiſtern, Freunden, Bräutigam trennen, unter ein rohes Volk verbannen und ihr Menſchenopfer als Pflicht und Beruf auflegen, welchem Gräuel ſie ſelbſt kaum entgangen iſt? Nicht unnatürlich hat ſich eine Abneigung gegen die Griechen (insbeſondere gegen Helena, die Urheberin aller Uebel) im Gemüthe Iphigenia's entwickelt; ja wir dürften uns kaum wundern, wenn neben dem Danke auch Vorwürfe gegen Diana hervorbrächen.

Die Löſung kommt (wie öfter beim Euripides) von oben herab, durch das Auftreten der Athene. Ich kann daran keinen großen Anſtoß nehmen, und wenn die Gegenwart es ſich, z. B. einige Male in den gluckſchen Opern, und ſehr oft in den Werken Calderon's gefallen läßt[1]; ſo mag es den Athenern noch weniger unnatürlich er-

[1] Z. B. in amado y aborrecido.

ſchienen ſeyn. Was jeder ſich ſelbſt ſagen kann und ſoll; was wir ſonſt wol Vernunft, Ergebung, Schickſal nennen, was ſich im Innern vorbereitet und dann äußerlich wird; das ſtellt Euripides (und auch Aeſchylos) als Symbol, Offenbarung, als Perſon vor Augen; und auf dem letzten Zuſammentreffen des göttlichen und menſchlichen Beſchluſſes beruht auch die rechte dramatiſche Löſung. — Freilich liegt in jeder Löſung wiederum eine neue Aufgabe verborgen; es kann zweifelhaft bleiben ob jene eine vollkommene ſey, und nicht unerwartete Diſſonanzen heraustönen werden. So iſt z. B. in der Geſchichte der Pelopiden jeder Schluß (wie die Muſiker ſagen) nur ein Trugſchluß; und Euripides nimmt nicht an, daß der Spruch des Areopagus und der Stein Athene's, den Oreſt ganz und gar gereinigt und beruhigt habe. Ihm wird außer der Buße und Reue, noch eine That abgefordert, eine fromme Unternehmung auferlegt, wie wir Aehnliches ſelbſt in den chriſtlichen Bußſyſtemen finden.

Wenn Euripides die tragiſchen Stoffe der Sinnesart ſeiner Zeit näher rückte, ſie moderniſirte; ſo hat dies Göthe in der Iphigenia noch weit mehr gethan. Dies iſt zu loben, und nicht zu tadeln; während diejenigen, welche unſeres Dichters Werk als ein völlig antikes bezeichnen, ihren Beifall an unrechter Stelle ſpenden. Schwerlich iſt je ein Menſchen opfernder Scythenkönig ſo human und zahm geweſen, wie ihn Göthe darſtellt; ſowie umgekehrt eine offene Fehde gegen Thoas nicht zum Siege geführt, oder ſeine Ermordung die wenigen Griechen gerettet hätte. Soll aber ein Götterwort jenen beruhigen, ſo konnte es ihn auch erretten; mithin hat Euripides wol die richtige Mitte ergriffen zwiſchen Göthe und Gluck. Ueberhaupt wäre es eine anziehende und lehrreiche Aufgabe, die drei Iphigenien von Euripides, Göthe und Gluck, bis ins Einzelne hinein miteinander zu vergleichen, und jede mit ihrem *eigenen* Maßſtabe zu meſſen. Statt des oberflächlichen Lobpreiſens, Unterordnens, Verdammens, müßte die Tiefe und Mannigfaltigkeit der Kunſtbehandlung nachgewieſen werden. Wie kann man, werden Etliche ausrufen, eine Oper (dieſen Unſinn), in die vornehme, edle Reihe der Tragödien aufnehmen? Wie kann man (will ich eben ſo kühn entgegenfragen) wol zweifeln, daß ſich die gluck'ſchen Opern, der antiken Tragödie in ihrer edelſten Geſtalt am meiſten nähern, und wenn ſie in einigen Beziehungen hinter derſelben zurückſtehen, in muſikaliſcher Hinſicht den Vorrang verdienen.

III. Hekuba.

Wenige Prologe möchten ſich ſo ſehr rechtfertigen, oder doch entſchuldigen laſſen als der zur Hekuba; denn indem wir dadurch er-

Digitized by Google

fahren, was ihr bevorſteht, ſie aber es kaum ahnet und dann erſt allmälig erfährt, ſo erhöht ſich unſere Sorge für die unglückſelige Mutter. Wir ſind ohne künſtliche Spannung ſogleich im Klaren über die tragiſchen Verhältniſſe, und doch wird (wahrhaft dichteriſch) die Theilnahme dadurch keineswegs verringert. Dagegen fragt ſich: ob denn der Geiſt Polydor's jenen Prolog übernehmen kann und ſoll? — und warum nicht? Er ſchwebt wie ein dunkler Schatten dem Ganzen, von dem des Tages Licht ſich entfernt, vorauf; ihm kommt es recht eigentlich zu umherzuwandeln und von ſeinem Schickſale auf der Oberwelt zu reden, denn er iſt der Unterwelt noch nicht ruhig anheim gegeben, ſein Leichnam liegt noch unbetrauert und unbeerdigt.

Kaum hat ſich uns hierauf Hekuba als unglückliche Greiſin gezeigt und Ahnungen mitgetheilt, ſo trifft die Nachricht ein, daß Achill's Geiſt die Opferung ihrer Tochter verlange, und ſchon naht Odyſſeus um ſie abzuholen. Hekuba's Mahnung, daß ſie *ihn* einſt errettet habe, iſt ergreifend; indem aber Odyſſeus das Wohl des ganzen Volks über ſeine eigenen Wünſche und ſeine Theilnahme ſetzt, indem er zwar jedes *nicht* vorgeſchriebene Opfer als Frevel zurückweiſet, aus dem Verachten der Befehle von Helden dagegen das Verderben der Völker herleitet, bringt er auf die entgegengeſetzte Seite ein Maß von Würde, ohne welche keine tragiſche Wirkung möglich iſt. Dennoch ſehen wir nicht, wie das erneute Flehen der Hekuba und die große Erinnerung an ſeine Kinder, den Odyſſeus unbeweglich laſſen könnte, wenn anders Polyxena, der mütterlichen Auffoderung gemäß, mit allen Gründen welche Lebensluſt und Unſchuld darbieten, auf ihn eindränge. Aber dieſe wendet ſich (anders geſtellt als Iphigenia in Aulis) in würdevollem Andenken an ſchönere, in ſchmerzlicher Vorausſicht unglücklicher Zeiten zum Tode, und nur beim Abſchiede von der Mutter ergreift ſie eine weiblich-zarte, ſchöne Wehmuth, ohne daß ſie jedoch in Schwäche verſinkt. Mit Recht weiſet Odyſſeus Hekuba's Begehr, *für oder doch mit* Polyxena zu ſterben, zurück; da man nicht über das Nothwendige und Gebotene hinausgehen dürfe. Nach der Abführung Polyxenens erſchöpft ſich Hekuba (zugleich Königinn und Sklavinn!), nicht in Klagen, ſondern ſchweigt nach einem kräftig herben Seitenblick auf Helena, die Urheberinn ihrer Leiden; aber der Chor hebt jetzt ſeinen Geſang an, mit Recht nicht die Hekuba — an deren Leiden er faſt gewöhnt iſt — beklagend, vielmehr an das eigene künftige Schickſal denkend. Dies Verbreiten des Intereſſe wird der Haupthandlung nicht nachtheilig, es erſcheint natürlich und zugleich als ein mildernder Ruhepunkt. Aber iſt nicht das ganze Stück eigentlich zu Ende? Was ſoll Hekuba noch leiden? Der Zuſchauer denkt ahnungsvoll an Polydoros, er will zunächſt

wiſſen, ob Polyxena etwa gerettet ward, oder wenn ſie ſtarb, wie ſie den Tod litt, und wer die den Alten ſo wichtige Beerdigung übernahm? Talthybios tritt auf, und da ihm der Anblick der auf der Erde trauernden Hekuba noch nicht gewöhnlich, nicht alltäglich war, ſo ergreift ihn der Gedanke an die Hinfälligkeit alles Glückes, und mit Recht läßt ihn der Dichter darüber einige bedeutende Worte ſagen.

Die treffliche Erzählung vom Tode Polyxenens bewirkt Zweifaches:

Erſtens, zeigt ſie die Achaier nur dem höheren Befehle, der Pflicht gegen ihren erſten Helden nachgebend, ſonſt voll ſchöner menſchlicher Theilnahme. Wir können ſie über die That nicht verdammen und damit iſt die hier ſehr ſchwierige Aufgabe gelöſet, die gegenſeitigen Verhältniſſe würdig erſcheinen zu laſſen.

Zweitens, Polyxena ſtirbt einen freien Heldentod, und darin liegt die Verſöhnung fürs ganze Stück bis zu dieſem Punkte.

Warum ſchloß nun aber der Dichter nicht an dieſer Stelle? Iſt nicht die anziehendere Hälfte unbedenklich vorüber, welche durch edle, großartige, ergreifende Wehmuth kaum von irgend einem Gedichte übertroffen wird? Allerdings iſt ſie vorüber, und Euripides konnte ſchließen, aber er mußte es nicht; auch wäre alsdann das Trauerſpiel eher eine Polyxena, als eine Hekuba. Für dieſe iſt eine Fortſetzung, eine Steigerung des Tragiſchen möglich und das Schickſal Polydor's erſcheint geſchichtlich, örtlich und zeitlich ſo nahe und richtig damit verbunden, daß es nirgends als an dieſer Stelle und zu dieſer Zeit zur Sprache gekommen ſeyn kann. Man fragt den Dichter weiter: warum Hekuba noch in einem anderen ſeiner Stücke klagend auftrete und ſo das Gewimmer unendlich werde? Vielleicht würde er erwiedern: wollt ihr mich deshalb — gegen anderweite Beweiſe — einer Armuth poetiſcher Erfindungen zeihen, ſo giebt dies eine Unterſuchung verſchiedener Art; keineswegs aber dürft ihr die Klagen zweier Stücke zuſammenrechnen und dann über beide urtheilen, als wären ſie eins. Jedes muß ſelbſtändig und für ſich ſo beurtheilt werden, als ſey das andere nicht vorhanden, und ſagt nicht einer eurer größten Kunſtrichter: „man höre der Hekuba des Euripides fleißig zu, und tröſte ſich immer, wenn man ſonſt keine Königinnen hat ſprechen hören [1]". Die Erzählungen vom Heldentode Polyxenens bewirken in Hekuba zunächſt eine Ermannung, ſie zwingt ſich zu allgemeinen Betrachtungen, ſie ordnet das Nöthige wegen des Grabmals, und nur die Erinnerung daß ſie auch nicht einmal dieſes würdig veranſtalten könne, berührt ſie von Neuem wehmüthig.

Raſch rückt jetzt der zweite Theil des Stückes vorwärts; Aga-

[1] Leſſing's Dramaturgie II, 40.

memnon erſcheint und will zu ſchleuniger Beſtattung Polyxenens auffordern, als Hekuba ſich eben von dem Frevel Polymeſtor's gegen Polydoros überzeugt hat. Natürlich entſtehen ihr Zweifel, ob ſie in dem Zerſtörer ihres ganzen Hauſes den Rächer des letzten Sproſſen erwarten dürfe; hingegen iſt ſie hart getadelt worden, daß ſie bei anderweiten genügenden Beweggründen zur Theilnahme, an Agamemnon's Verhältniß zu Kaſſandra erinnert. Zur Rechtfertigung des Dichters ließe ſich aber wol ſagen:

Erſtens, macht ſich Hekuba ſelbſt Vorwürfe, daß ſie der Kypris erwähnt, und ſieht darin keinen Hauptbeſtimmungsgrund für den König; allein ſie will lieber den Vorwurf tragen, etwas Ueberflüſſiges geſagt, als etwas Wirkſames übergangen zu haben.

Zweitens, was konnte den neuen Herrſcher, den Schwiegerſohn Hekuba's, eher an die alten Feinde feſſeln, eher für ſie gewinnen, als die neuen Bande der Liebe; und iſt es nicht unwürdiger wenn Kaſſandra wie eine gemeine Beiſchläferin betrachtet, als wenn vorausgeſetzt wird daß der König, welcher das Bett mit ihr beſteigt, auch einer edleren Anhänglichkeit an ſie und ihr Haus fähig ſey?

Drittens, tritt dadurch der Gegenſatz der Beſtimmungsgründe für den König deſto ſchöner hervor, und ſeine Sorgſamkeit, daß die Hellenen nicht glauben ſollen das Verhältniß zu Kaſſandra leite ſeine Handlungsweiſe, zeigt daß es auch ihm nicht unbedeutend erſcheine.— Hieraus aber erzeugt ſich ein neuer Vorwurf gegen den Dichter: wenn Agamemnon alſo nur als Herrſcher auftritt, warum übernimmt er nicht die Beſtrafung des Polymeſtor? Warum überläßt er ſie, ſelbſt ohne entſcheidende Billigung, der Hekuba und den Troerinnen? Wir antworten: weil den Hellenen — welche von der Zerſtörung Trojas heimkehrten und ſoeben eine Tochter der Hekuba geopfert hatten — die Ermordung ihres Sohnes keineswegs als ein Frevel erſchien, den ſie zu rächen die nächſte Verpflichtung hätten; ihnen und dem Könige genügte die moraliſche Mißbilligung. Wenn aber dort kein hinreichender Grund zur Volksrache ſtatt fand, ſo war allerdings für Hekuba, Recht und Pflicht zur Familien- und Blutrache vorhanden; und das Gefühl des Rechts und der Pflicht, der heiße Wunſch nach Rache, gab dazu auch Kraft und Geſchicklichkeit. Kein Dritter konnte ſich in dieſe Vollziehung einmiſchen.

Polymeſtor mußte aber furchtbar beſtraft werden, weil er nur dadurch Theilnahme erweckt und zu einer tragiſchen Perſon wird; darohne wäre er ſchlechthin ein Nichtswürdiger. Jetzt erſt, nachdem die Rache vollzogen iſt und Polymeſtor den Agamemnon zum Richter aufruft, beginnt deſſen Amt, und er übt es nach Anhörung beider Theile. Schwerer als alle anderen Einwürfe iſt vielleicht die Frage

nach dem eigentlichen Schluſſe des Stücks, nach den Gründen und der Bedeutung der Weiſſagungen Polymeſtor's: allein man wird dadurch an die Verkettung aller menſchlichen Verhältniſſe und die Lehre erinnert, daß vor dem Tode kein letzter Abſchluß möglich ſey; endlich iſt ja der tragiſche Fabelkreis der Hellenen ein ſolcher wahrhafter Kreis, daß der Schluß des einen Trauerſpiels nothwendig ſchon in den Anfang des andern hinüberſpielt.

Späterer Zuſatz.

Warum hat Euripides (dieſe Frage kehrt beſonders ob des geringeren Werthes der zweiten Hälfte immer wieder) nicht mit dem Tode der Polyrena geſchloſſen? Abgeſehen von den bereits gegebenen Andeutungen, der nothwendigen Länge des Stückes, der Bezugnahme auf Hekuba u. dgl. läßt ſich das Verfahren wol noch in anderer Weiſe erklären. Auf helleniſcher Seite ſteht die Opferung Polyrenens, auf trojaniſcher Seite Polymeſtor's Beſtrafung. Jene iſt herber und grauſamer, weil das Opfer unſchuldig iſt, wird aber begründet durch höhere Gebote und anerkannten Glauben. Polymeſtor hat dagegen ſeine Beſtrafung zwar verdient, allein die Art und Weiſe, wie Hekuba und die Trojanerinnen dabei verfahren, iſt verletzender als das Benehmen der Hellenen und Neoptolem's. Bedenkt man aber, welch unermeßliches Unglück über Hekuba herabſtürzte und ſie aufreizte, ohne daß ſie je thätig, abwehrend und ſtrafend eingreifen konnte; legt man ferner Polyrena's heldenmüthigen Entſchluß in die trojaniſche Wagſchale, ſo gleichen ſich Recht und Schuld, Wahrheit und Irthum etwa aus. Beide Völker, Trojaner und Hellenen, ſollten durch die Doppelfabel einander ſchmerzlich, aber doch würdig gegenübergeſtellt werden. Nur Polymeſtor iſt Träger und Darſteller der Barbarei, obwol auch aus ſeinem Unglück heraus tragiſche Schatten emporſteigen, und ſich über die Geſtalt ſeiner obſiegenden Gegner weiſſagend hinlagern.

Wollte Euripides das Alles in wechſelſeitigen Beziehungen lehrreich und ergreifend vorüberführen, ſo mußten die beiden Hälften vereint bleiben. Doch könnte man hartnäckig weiter fragen: warum er die zweite Hälfte nicht der erſten voranſtellte, und eine Steigerung des Adels und der Schönheit, ſtatt der Abſchwächung eintreten ließ? Dann würde aber freilich auch das Verhältniß und die Theilnahme Agamemnon's ſich anders geſtalten müſſen, und die Härte Hekuba's, vor dem aufreizenden Tode der Polyrena, weniger begründet und natürlich erſcheinen. In ähnlicher Weiſe ſind dem Raphael wegen der Doppelhandlung auf ſeiner Transfiguration Vorwürfe gemacht worden, und doch gehören auch hier beide Hälften ſo zu einander, wie in der Hekuba des Euripides.

IV. Die Trojanerinnen.

Man hat dem Euripides vorgeworfen, daß in ſeinen Tragödien der Klagen zu viele wären. Wenn man aber dem Ehrgeize, dem Haſſe, der Rachſucht ſo viel Raum einräumt, und ihnen erlaubt ſich des Breiteren in allen Richtungen auszuſprechen; warum ſoll Mitleid und Wehmuth auf wenige Worte und Ausrufungen beſchränkt und jede Veränderung oder Variation des Grundgedankens verdammt werden? Es gibt der Schmerzen welche ſich durch das ganze Leben hindurchziehen, nur zu viele, und die Tragödie iſt der Ort wo ſie faſt allein eine künſtleriſche Verklärung und Verſöhnung finden können. Wenn bei dem kriegeriſch-kühnen Aeſchylos das Erhabene und Furchtbare in den Vordergrund tritt; ſo erlaube man auch dem weicheren, zart und tief empfindenden Euripides, ſeiner Natur zu folgen[1].

Des Euripides Klagen (wendet man ein) ſind weibiſch, verzärtelnd, ermattend, abſchwächend; man führt die Trojanerinnen als einen Hauptbeweis dieſes Vorwurfes an. Mir erſcheint der Vorwurf ungegründet, der Beweis ungenügend. Und in gleicher Weiſe muß ich den Tadel ablehnen, es mangele dieſem Trauerſpiele an der nöthigen Handlung. Es iſt nur der letzte Akt zu der ungeheuren Tragödie von Ilium und ſeinem Falle. Wohin ſich der große Strom dieſer einzigen Geſchichte auch wende, wie er ſich auch vertheile; überall tragen ſeine Wellen noch blutige Leichen, zerſtören Jugend und Schönheit, und überlaſſen dem Dichter die ſchwere Aufgabe: das Geſtorbene zur Auferſtehung zu bringen und Licht über dieſe allgemeine Nacht des Untergangs zu verbreiten.

Was man Thaten, Ereigniſſe im gewöhnlichen Sinne des Wortes nennt, ſie liegen vor dem Anfange dieſes letzten Aktes; was noch folgt, iſt der nothwendige Nachhall aller Diſſonanzen. Ja wo eine ſich löſen will, tritt unausweichbar die zweite, die dritte herein und ergreift jedes theilnehmende Gemüth mit erneuter Kraft. Die Welt des Innern hat auch ihre Handlungen!

Es ſey, hat man bemerkt, in dieſer Reihefolge kein Fortſchritt, keine Steigerung. Der Fortſchritt von Einem zum Anderen kann nicht geleugnet werden, und wie hier die Steigerung vom Schwächeren zum Stärkeren einzurichten ſey, darüber dürften (ſofern man die ganze Aufgabe nicht zurückweiſen will) die Stimmen getheilt ſeyn. Alle Gründe und Elemente der Wehmuth und des Mitleids gehören zu einander, ſtammen aus einer großen Quelle, bilden ein untrennbares Ganzes. Wer kann ſagen: ich leide allein, oder mehr als die

[1] Im Prometheus und dem Philoktet ſind der Klagen ebenfalls gar viele.

Anderen? Zu wem kann ich ſagen: du leideſt weniger? Wer führt oder ſchließt den Reigen? Kaſſandra welche, trotz prophetiſcher Weiſſagungsgabe, dem entſetzlichſten Schickſale nicht entgehen kann? Andromache, des Gemahls, nun auch des Sohnes beraubt und dem Sohne ihres Todfeindes als Sklavinn übergeben? Aſtyanax, durch wilden Uebermuth, oder gemeine Furcht, in erſter Blüte der Jugend geopfert und im Schilde ſeines Vaters (dem einzigen Erbſtücke) begraben? Hekuba, der auf Erden nichts geblieben, als ein Reichthum an Schmerzen und Leiden, wie ihn die Welt niemals größer geſehen?

Während dieſer Reihefolge dunkler Nachtſtücke erhebt ſich der Brand von Ilium; es ſtürzen Mauern und Thürme; vom eigenthümlichen perſönlichen Schmerze, wenden ſich Alle zur Wehklage über des Vaterlandes allgemeinen Untergang und beſteigen die Schiffe um im fernen Lande, unter Feinden zu leben, bis die Noth jegliches Tages und die Erinnerung an die Leiden der Vergangenheit, die Herzen bricht und den erwünſchten Tod herbeiführt! — Wahrlich, hier lernt man begreifen, warum Ariſtoteles ſagt: Euripides ſey der am meiſten tragiſche unter allen Dichtern!

Iſt denn bei dieſen erhabenſten Schmerzen von Verzärtelung und Verweichlichung die Rede? Keineswegs! Doch wußte Euripides ſehr wohl, daß man nicht in einer Farbe malen kann und ſoll. Daher ſtellt er mit philoſophiſcher Weisheit und erhabener dichteriſcher Begeiſterung, die Seherin Kaſſandra gleich anfangs der Hekuba und allen Klagenden gegenüber; ſie überbietend im Schmerze, und zugleich ſie ſtählend und erhebend. Diejenigen, welche das Unglück heldenmüthig ertragen, ſind größer als die es zufügen, die Leiden der Beſiegten geringer als die Verbrechen der Sieger, und der ſcheinbare Untergang verwandelt ſich, von höherem Standpunkte aus betrachtet, in Glück und Triumph.

Ueberhaupt hat Euripides ernſte [1], ja tiefſinnige Gedanken (z. B. v. 884) zwiſchen die Gefühle hingeſtreut, um ihnen eine Art von Haltung zu geben, und ſchon deshalb kann ich das Geſpräch zwiſchen Helena und Hekuba nicht mißbilligen. Zuvörderſt nimmt jene zwiſchen Siegern und Beſiegten eine eigenthümliche Stellung ein, und läßt gleichſam einen Blick in eine dritte, aber nicht fremde Welt thun. Ferner erläutern ſich alle Ereigniſſe an dem in Helena heraustretenden Beiſpiele, indem ſie mit Gewandtheit Mythos, Schickſal, Vorherbeſtimmung, Götterwille für ſich anführt; während Hekuba dieſe ganze Betrachtungsweiſe nachdrücklichſt verwirft, und Alles auf den menſchlichen Boden der Leidenſchaft und Zurechnung hinüberführt.

[1] Man ſoll nicht vergeſſen, daß mancher Ausſpruch der jetzt trivial erſcheint, zur Zeit des Euripides eine andere und neue Bedeutung hatte.

V. Andromache.

Es gibt Schickſale, welche ſchon in der kürzeſten Aufzählung und trockenſten Darſtellung, das Furchtbarſte offenbaren und jedes Gemüth zu tragiſcher Theilnahme bewegen. So der Gegenſtand dieſes Trauerſpiels. Achilleus tödtet den Hektor, und ſtirbt durch Paris, deſſen Bruder. Andromache, Hektors edle Gattinn, wird Sklavinn des Neoptolemos. Dieſem Sohne des Achilleus gebiert ſie einen Sohn, was die Eiferſucht Hermionens erregt, und den Tod des Neoptolemos herbeiführt. Welche Reihe von Thaten, und (damit nothwendig verbunden) welche Reihe von inneren Kämpfen und Gefühlen müſſen ſich in den Gemüthern entwickeln.

Das Herbeſte, beſonders in Hinſicht auf Weiber und Geſchlechtsverhältniſſe, möchte Euripides (v. 173) den Barbaren zuweiſen. Offenbar herrſchten aber auch innerhalb der helleniſchen Welt Grundſätze, welche den Weibern nicht volles, gleiches Recht zugeſtanden. Was Geſetz und Sitte verweigerte, ſuchten die eiferſüchtigen, mißhandelten Frauen dann durch Liſt und Gewalt zu erreichen. Von dieſer Stelle aus erklärt ſich Vieles, was in unſeren Tagen einer ganz anderen Beurtheilung unterläge.

Vergleichen wir die griechiſchen Tragiker, insbeſondere den Euripides, mit Homer, ſo dringt die ſpätere Anſicht der Völker, oder der Philoſophen, über Götter, Sittlichkeit, Ehe u. ſ. w. ſelbſt in die Behandlung der alten Stoffe ein. Gleichwie dieſe, wie ſelbſt die beglaubigten Geſchichten geändert und umgeſtaltet werden, ſo iſt auch eine neue Beurtheilung und Würdigung der Thatſachen nicht zu vermeiden.

Die Unparteilichkeit welche Aeſchylos gegen die Perſer, Euripides gegen die Trojaner beweiſet, iſt dichteriſch und moraliſch zu loben, und ſollte allen denen zum Vorbilde dienen welche irrig meinen, boshafte, oder hochmüthige Verkleinerung des Gegners, erhöhe die eigene Größe. Ob die Verhältniſſe der damaligen Gegenwart, nicht einige herbe Aeußerungen des Euripides wider Sparta und die Spartaner hervortrieben, läßt ſich jedoch in Frage ſtellen (v. 448).

Daß Charaktere, wie die des Menelaos und der Helena, allmälig immer ſtrenger behandelt und beurtheilt wurden, hängt mit der ſtärker werdenden Reflexion und der ſich allmälig entwickelnden, ſo eben erwähnten Weltanſicht zuſammen. Es iſt nicht möglich, die aus edlem, wahrhaft menſchlichen Gefühl hervorgehende Entrüſtung über Menelaos' Thun und Laſſen, beredter und eindringlicher auszuſprechen, als dies von Peleus geſchieht. Sehr geſchickt läßt Menelaos in ſeiner Antwort das allgemein Menſchliche, wie das ganz Perſönliche

zur Seite, und hält ſich an das Volksthümliche, Nationale; welches allein einiges Gewicht in ſich trug, obgleich der Antwortende zuletzt dennoch den Kürzern zog und ſich beſchämt zurückziehen mußte. Mehr zu ihrer Entſchuldigung konnte die gereizte und verführte Hermione beibringen, obwol es auffällt daß ſie und die zum Unglück beſtimmte Andromache gerettet werden, der unſchuldige Neoptolem aber aus dem Wege geräumt wird. Das Finſtere, leidenſchaftlich Gewaltſame der Tyndariden und Pelopiden hat Euripides mit Recht nirgends ganz ausgeſüßt, oder Recht und Erfolg als gleichbedeutend durcheinander geworfen. Das wahre Uebergewicht bleibt, trotz aller ſie treffenden Unfälle, auf der Seite des Peleus und der Andromache.

Daß Racine in ſeiner Andromache ganz vom Euripides abgewichen iſt, gibt an ſich keinen Grund gerechten Tadels; daß ſich aber, abgeſehen davon, gar viel gegen die franzöſiſche Behandlung ſagen läßt, dürfte kaum zu bezweifeln ſeyn.

VI. Elektra.

A. W. Schlegel hat die Choephoren des Aeſchylos und die beiden Elektren des Sofokles und Euripides ſo genau, ſcharfſinnig und geiſtreich verglichen, daß es ſcheint es ſey kein Wort abzunehmen, oder hinzuzuſetzen. Ja es dürfte für Hochverrath an der Poeſie gelten, wenn man es wagte Zweifel gegen die unbedingte Vollendung der ſofokleiſchen Elektra zu äußern. Könnte indeß ein ſolcher Ketzer oder Hochverräther nicht ſagen: es wird verhältnißmäßig in der ſofokleiſchen Tragödie noch mehr geſprochen und weniger gehandelt, als in der euripideiſchen; die Erfindung der Todesnachricht iſt unnöthig, die Erzählung trotz aller Schönheit zu lang, ſowie für den beſſer Unterrichteten unwirkſam; der Schluß gewährt keine vollſtändige Löſung und Beruhigung u. ſ. w.

Will man dieſe und ähnliche Einreden auch als ganz unverſtändig von der Hand weiſen; ſo dürfte doch der Verſuch, den Euripides wenigſtens gegen einige Vorwürfe in Schutz zu nehmen, oder ihn zu entſchuldigen, beſcheidener erſcheinen und geduldet, wenn auch nicht gebilligt werden.

Allerdings war es kühn daß Euripides, nach dem Aeſchylos und Sofokles dieſen und andere Stoffe noch einmal behandelte [1], daß er ſich auf einen Boden begab, wo man geneigt ward, ein anch' io sono pittore, ſtrenger als ſonſt zu betrachten und zu beurtheilen. Indeſſen wollte er hiemit keineswegs darthun, daß er daſſelbe beſ-

[1] So den Oedipus, die Antigone, den Philoktet.

ſer oder auch nur eben ſo gut machen könne, als ſeine Mitbewerber; ſondern daß man die Aufgabe noch anders aufzufaſſen und zu löſen im Stande ſey. Was Sofokles dem Aeſchylos gegenüber durchführte, verſuchte Euripides gegen beide; und große Dichter könnten denſelben Stoff gewiß auf eigenthümliche und anziehende Weiſe ein viertes und fünftes Mal verändern und umgeſtalten.

Der Prolog des Mykenäers bringt uns ſogleich auf die Stelle, von wo aus wir das Abweichende und ſonſt Unverſtändliche, ſogleich überſehen und begreifen können. Aber eben gegen dieſen Mykenäer und Alles was ſich an ihn anreiht, richten ſich die Haupteinwendungen der Kritiker. Dieſer Bauer, ſagt man, zieht Alles aus der Region der Heldentragödie hinab in das gemeinſte Leben, in unnütze häusliche Diskurſe und flache Betrachtungen. — Wir wollen nicht alle Reden und Betrachtungen in Schutz nehmen, nicht die Miſchung der Stände im Allgemeinen billigen, noch die Tragödien aus geringen Perſonen und bedeutungsloſen Ereigniſſen aufbauen. Keine Regel iſt indeſſen ohne Ausnahme; wenigſtens wußte Euripides, was er mit dieſer Ausnahme wollte.

Wenn Klytämneſtra der Ermordung Elektra's widerſprach, wenn dieſe ihre Klagen und Vorwürfe niemals unterdrücken konnte, oder wollte; was war natürlicher, als daß man verſuchte ſie außer dem Hauſe in einer Weiſe unterzubringen, welche dem Skandal ein Ende machte, ohne Gefahren herbeizuführen. Mit einer ſolchen Verheirathung ſchien die politiſche Laufbahn der leidenſchaftlichen Feindin ein Ende zu nehmen. Wenn des Euripides Fabel auch nicht auf geſchichtlicher Wahrheit beruhen ſollte, fehlt ihr doch nicht alle geſchichtliche Wahrſcheinlichkeit; ja ſelbſt die bloße Erfindung kann man nicht überkünſtlich oder gemein nennen. In unſeren Tagen hat Göthe die Kataſtrophe ſeiner Eugenia ganz in ähnlicher Weiſe herbeigeführt, und Louis Philipp vielleicht aus verwandten Gründen die Heirath der Herzogin von Berry befördert.

Dieſe Ausbeugung des Schickſals der Elektra, dieſe Verbindung mit einem edeln und doch in keiner Weiſe ihr gleichſtehenden Manne, iſt (abgeſehen von einzelnen Worten und Zeilen) wahrhaft ergreifend und tragiſch, ohne den weiteren Gang der furchtbaren Ereigniſſe in den höheren Kreiſen zu unterbrechen und aufzuhalten. Darin, daß Elektra arbeiten, ihr Schickſal in ganzer Herbigkeit ertragen und zeigen will, offenbart ſich ihr Stolz und ihr Haß; es wird zum bedeutenden Fingerzeige für das Folgende. Eben ſo wird das Idylliſche, ja Aermliche und faſt Lächerliche, durch den Gegenſatz zum Wehmüthigen; und auf dieſem dunkelen Schatten ſpiegelt ſich die Pracht Klytämneſtra's deſto ſchärfer ab. Gleicherweiſe ſtehen ſchon früher die

Klagen Elektra's, den Aufforderungen des Chors zur Freude gegenüber. In der Rede Elektra's an den ungekannten Oreſtes (v. 300), und den Wechſelreden Elektra's und Klytämneſtra's zeigt ſich endlich Euripides in ſeiner ganzen, ihm eigenthümlichen Größe.

Daß Elektra, als ſie fremde Männer in der Nähe ihres einſamen Hauſes ſieht, im erſten Augenblicke Nachſtellungen fürchtet, iſt ſo natürlich als daß Oreſtes ſich nicht zu erkennen gibt, bevor er des Mannes und der Umgebungen ſicher iſt. Die Wiedererkennung durch den Pfleger iſt allerdings beſſer begründet, als wenn ſie ſich auf Haarlocken und Fußtapfen bezöge, was ſchon Ariſtoteles tadelt (Poetik c. 16). Mehr ließe ſich gegen die hinterliſtige Ermordung des Aegiſthos ſagen, wenn man ſie nicht als das Gegenſtück zu der Agamemnon's betrachten will. Vielleicht hat auch Euripides durch ſeine Behandlungsweiſe einiges Licht auf den ſonſt ganz ſchwarzen Charakter des Aegiſthos werfen und einige Theilnahme für ihn erwecken wollen.

Am Schluſſe der Elektra des Sophokles wird Aegiſthos zum Abſchlachten weggeführt. Iſt mit dieſer Diſſonanz das Stück wirklich ganz zu Ende gebracht; fehlt nicht vielmehr eine harmoniſche Beruhigung, oder ein ganzes Stück, wie es Aeſchylos in den Eumeniden gibt? Daß Oreſtes und Elekra beim Euripides nach der Ermordung ihrer Mutter Reue zeigen, daß ihnen das Orakel des Apollo nunmehr in anderem Lichte als vorher, und nicht als volle Losſprechung erſcheint, iſt der ſinnlichen und ſittlichen Natur des Menſchen vollkommen gemäß. Es vernichtet keineswegs die Tragödie, ſondern zeigt ſie erſt im größten Maßſtabe und unergründlicher Tiefe. Ueber dieſe Geheimniſſe ſprechen die Dioskuren am Schluſſe überraſchende, merkwürdige Worte. — Dieſe erweiſen, welche Arbeit des Kopfes und Herzens damals Dichter und Philoſophen nicht ſcheuten, während wir oft Alles leicht aufs Reine und Feine gebracht wähnen, wenn wir jeden Knoten mit dem Worte Schickſal durchhauen.

VII. Oreſtes.

Man hat den Euripides getadelt, daß er die alten, heiligen, unantaſtbaren Sagen, Mythen und Fabeln willkürlich verändert habe. Wo gäbe es denn aber eine Sage, oder gar eine Fabel, die unveränderlich wäre, die man nicht angetaſtet, oder umgewandelt hätte? Was man alſo anderen Dichtern erlaubte, ja dem Volke (bis zum Pöbel hinab) nicht verwehren kann, muß man billigerweiſe auch dem Euripides verſtatten. Prüfung und Urtheil wäre alſo hauptſächlich auf den Werth der Aenderungen oder Eigenthümlichkeiten zu richten, ohne ſie im Voraus als etwas zu verdammen, das nicht da ſeyn ſollte.

Digitized by Google

Loben möchte ich es zuvörderſt, daß im *Oreſtes* die argiviſchen *Männer* ſich in Bezug auf den Mörder ſeiner Mutter und ihrer Königin nicht ganz gleichgültig und unthätig verhalten, Urtheil und Strafe nicht blos den Göttern und Eumeniden zuweiſen, ſondern ſelbſt eingreifen wollen. Mitleid und Entſchuldigung findet ſich dagegen bei den argiviſchen *Weibern*; kein erkünſtelter, ſondern ein natürlicher Gegenſatz.

Ueberhaupt iſt (wie öfter beim Euripides) Handlung und Gedanke weniger auf dem Boden des Heroiſchen feſtgehalten, als auf den Boden des Menſchlichen hinübergeführt; wobei allerdings das Erhabene, Uebermenſchliche zuweilen verſchwindet, aber die Tiefe der Betrachtung keineswegs leidet, und andere verborgene, bedeutungsvolle Seiten des menſchlichen Gemüths ans Licht gezogen werden.

So läßt Euripides äußerlich kein Furienchor auftreten; die Nemeſis, die Furien wohnen vielmehr im Innern der Bruſt, im Bewußtſeyn (ἡ συνεσις v. 394) der That, welche als nothwendig und zugleich als verbrecheriſch erſcheint. Gewöhnlicher Leichtſinn und ſcheinbares Raiſonnement können dies Räthſel nicht löſen; doch hält dieſe Schwierigkeit den Euripides nicht ab, aus der Tiefe ſeines Dichtergeiſtes Strahlen in jenes dunkle Land hinauszuſenden, welche den Mittelpunkt des Geheimniſſes mehr oder weniger enthüllen.

Daß unter ſo unzähligen Betrachtungen und Lehrſätzen im Euripides, manche flach, oder an unpaſſender Stelle angebracht ſind, läßt ſich nicht leugnen? Doch kann man auf ihn mindeſtens eben ſo gut, als auf den leichtſinnigeren, weniger gemüthlichen Arioſt, Göthe's Wort anwenden:

Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke,
Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen.

Wenn von der Ermordung Klytämneſtra's geſagt wird: ſie ſey zwar *gerecht*, aber nicht *ſchön* (δίκαια μὲν, καλῶς δ'οὔ), ſo läßt dies einen Blick thun in eine Hauptgegend der griechiſchen Weltanſicht, welche vielen anderen Völkern immerdar völlig unbekannt blieb. Die geſammte römiſche Rechtsentwickelung z. B. hat keine Ahndung, daß die Schönheit in ſolchen Zuſammenhang mit der Gerechtigkeit treten könne und ſolle, daß es möglich ſey dieſe durch jene zu reinigen und zu verklären. Eine ähnliche bedeutſame Hinweiſung findet ſich (v. 509) auf den Unterſchied von nicht *recht* und nicht *glücklich* handeln; oder darauf: daß bei gleichen Geſinnnngen, Urſachen und Vorausſetzungen, doch ſehr verſchiedene Folgen hereinbrechen und den Menſchen, trotz alles theoretiſchen Troſtes, zu Boden drücken können. Oder wäre es etwa daſſelbe, wenn Gretchen's Schickſal ſich nicht ſo furchtbar entwickelte, wie der Dichter es darſtellt; ſondern wenn ihr

Digitized by Google

Fauſt eine gute Ausſteuer gegeben und ſie einen anderen Mann gefunden hätte?

Der Wechſel der Anſichten und Gefühle, welcher aus Oreſtes hervorquillt iſt natürlich, und der Gedanke erſchütternd, daß ſein eigener Vater ihn vom Muttermorde würde abgehalten haben. Richtig unterſcheidet ferner Tyndarus wie weit Oreſtes als Rächer ſeines Vaters gehen durfte, und wo ſeine eigentliche Schuld, nach menſchlich rechtlicher Betrachtungsweiſe, beginnt. Er beurtheilt den Muttermord aus dem Standpunkte der euripideiſchen Zeit, und nach den erkannten Grundſätzen der Sittlichkeit, wogegen eine angebliche göttliche Weiſung keineswegs ausreicht. Werden alle dieſe Räthſel auch nicht gelöſet, ſo werden ſie doch aufgezeigt und beleuchtet. Daß Helena *zugleich* Theilnahme äußert für ihre Schweſter, ihren Neffen und ihre Nichte, iſt ganz natürlich; was die Gewaltthat auseinanderriß und feindlich gegenüber ſtellte, iſt bei ihr noch ein Einiges, durch Natur und Liebe Vereintes.

Als die Gefahr dringender wird, weiſet Oreſtes nochmals auf Apollon als den erſten Urheber der That hin, und der Gegenſatz göttlicher Fügung und perſönlicher Zurechnung, drängt ſich immer wieder in den Vordergrund. Da ſich keine Löſung und Hülfe zeigt, geht Oreſt männlich gefaßt, Elektra weiblich klagend dem Tode entgegen. Sie will nicht durch die Hand Fremder, ſondern in ſeinen Armen ſterben; er weigert ſich ſchaudernd noch mehr Blut zu vergießen. In dieſem Augenblicke zeigt der gewandte, lebensluſtige Pylades, einen Ausweg durch Nothwehr, und zugleich die Möglichkeit einer Rache an dem unthätigen, eigennützigen Oheim Menelaos und der haſſenswürdigen Helena. Mit der Eröffnung dieſes Ausweges verſchwindet Niedergeſchlagenheit und Wehmuth, die herbe Kühnheit des Geſchlechts der Pelopiden tritt bei Elektra und Oreſtes wieder in den Vordergrund, und man kann die Frage nicht unterdrücken: ob nach ſo menſchlicher Behandlung aller Verhältniſſe, die Entwickelung und Löſung nicht ohne Apollon, dieſen deus ex machina, möglich geweſen wäre. Indeſſen weiſet auch er auf die Nothwendigkeit einer neuen gerichtlichen Entſcheidung hin; die Berunfung geht von Argos, an den Caſſationshof nach Athen. Dies Rechtnehmen, dies Plaidiren ſelbſt der Götter vor menſchlichen Gerichtshöfen, iſt eine ſehr ſonderbare, auffallende Wendung. Zur Hälfte erſcheinen ſie ſelbſt verantwortlich, ὑπεύθυνοι; zur Hälfte kann man es betrachten, wie eine Offenbarung des Göttlichen zur Erleuchtung des Menſchen. Neu und dem Euripides ganz eigenthümlich iſt es, daß die tragiſchen Beſtandtheile und Verhältniſſe zuletzt bezwungen werden, und das Ganze einen heiteren, faſt luſtſpielartigen Ausgang nimmt.

Der Scholiaſt tadelt, daß außer Pylades alle Perſonen in der Tragödie φαῦλοι wären. Heißt dies theilhaft eines Verbrechens, ſo wäre auch Pylades nicht auszunehmen, wohl aber die am härteſten bedrohte Hermione. Sittliche Reinheit iſt aber von den tragiſchen Perſonen in der Regel gar nicht zu verlangen: ſie ſind zugleich rein, und unrein, und gereinigt. Erlaubt man ferner, die erwähnte menſchlichere Behandlung der Fabel, ſo ſind die Perſonen auch nicht zu geringhaltig, wie man φαῦλοι überſetzen könnte. Menelaos ſpielt öfter (ſo im Ajax des Sofokles) eine ſchlechte Rolle; wogegen Helena, über welche in jener Beziehung am meiſten zu ſagen wäre, ihrer legitimen Abſtammung halber, gerades Weges in den Himmel erhoben wird!

VIII. Der raſende Herkules.

Die Herakliden und der raſende Herkules ſind in mancher Beziehung allerdings ähnlich; aber auch wiederum weſentlich verſchieden. Behalten wir zunächſt die Aehnlichkeit im Auge, ſo ſuchen in beiden Stücken die Kinder des Herkules ihren Verfolgern zu entgehen, und wenn dort Jolaos über das Schickſal klagt, dann hier Megara und Amphitryon. Die Anmaßung des euryſtheiſchen Boten in den Herakliden, wird von der Härte des Lykos in dem raſenden Herkules noch überboten: denn warum könnte dem Eindringling das Wegräumen künftiger Gegner nicht genügen, warum will er ſie grauſam verbrennen? Nach dieſer Härte, nach der ſtrengen Zurechtweiſung des Chors erſcheint es ſonderbar, daß Lykos ein Geſpräch geduldig mit anhört (v. 252) welches die beleidigendſten Aeußerungen wider ihn enthält; nimmt man dagegen an er gehe weg und komme erſt nachher (v. 321) wieder zurück, ſo iſt dies nicht willkürlicher, als wenn hier Alles bei Seite geſprochen würde. Auch läßt ſich fragen: ob der über Lykos erzürnte, ſtets über Leibesſchwäche klagende, unthätige Chor, durchaus kinderlos, oder ohne allen Einfluß auf ſeine Söhne war? Ob denn von Seiten der Jüngern gar nicht gegen den Tyrannen gewirkt werden konnte? Nach dem Geſange über die Thaten des Herkules erſcheint nochmals Megara mit den Kindern und ſagt ſchöne, rührende Dinge, und wir theilen ihre Freude als endlich Herkules zur Rettung auftritt.

Mit dem Tode des Lykos ſcheinen endlich Alle zu ſicherem Glücke gekommen zu ſeyn; da ſtürzt durch Here's Zorn gegen Herkules ein unerwartetes ſchrecklicheres Unglück herein: der Retter wird zum Verderber, der Vater zum Mörder ſeiner Kinder. Iris und Lyſſa treten auf, wol nicht mit wenigerem Rechte als die Eumeniden auftreten. Ueberhaupt waren dieſe Perſonen den Alten nicht abſtrakte Begriffe;

wenn dagegen neuere Dichter bloße Begriffe zu Perſonen erheben, ſo müſſen ſich dieſe armen Kreaturen gewöhnlich auf eine erbärmliche Weiſe zwiſchen Leben und Tod hinquälen. Der geniale Uebergang in dem Geſpräche jener Beiden aus den Jamben zu Trochäen thut die größte Wirkung, und ängſtlich beklagt der Chor (v. 875) Alles ſchon im Voraus als unausweichbar, was wir erſt erleben ſollen.

Die Erzählung von des Herkules Wuth, von ſeinem Schlafe, die Furcht vor ſeinem Erwachen iſt furchtbar ſchön, und wenn auch die Kriegsmacht des edel auftretenden Theſeus gegen Lykos nicht mehr nöthig iſt, ſo bedarf man doch ſeiner Vermittelung. Die Klagen des Herkules ſind zugleich großartig und rührend, die Rede des Theſeus gegen die Leitung der Götter gewaltig, obgleich mehr bitter betrachtend als prometheiſch. Endlich folgt Herkules dem treuen Freunde nach Athen, der menſchlichſten Stadt; er will ſich dort ſühnen und ermannen. Dies gibt einen Schluß, auch keinen ſchlechten Schluß; doch ſteht er zurück gegen den Ausgang der Eumeniden und des Oedipus in Kolonos.

Und wie unendlich ſteht wieder die Bearbeitung des Seneca gegen die Euripideiſche zurück. Iris und Lyſſa ſind weggeſtrichen, dagegen eine prologirende Juno hinzugekommen, welche über die Unzucht des Zeus ein Langes und Breites klagt. Lykos will erſt Megara heirathen, dann tödten; Theſeus iſt gleich Anfangs ohne genügende Veranlaſſung zur Hand, Herkules wüthet auf der Bühne ſelbſt und Theſeus ſieht mit den Anderen zu: — Bombaſt und Schwulſt vom Anfange bis zum Ende.

Nur noch eine Bemerkung: Amphitryon iſt bald auf die Schwägerſchaft des Zeus ſtolz, bald ſchilt er auf ihn, und Herkules verſichert verdrießlich, er halte den Zeus nicht für den rechten Vater u. ſ. w.; kurz Amphitryon erſcheint einem Manne gleich, den ein König gefälligſt zum Hahnrei gemacht hat und der ſich heute eitel darüber zeigt, morgen ſich ſchämt. Man kann zwar großen Sinn in dieſe Hahnreigeſchichte hineinlegen, aber der natürlichſte Gedanke iſt gewiß der häufigſte: deshalb möchte Amphitryon auf die Neuern nicht leicht eine große tragiſche Wirkung machen, ja er ſoll ſie nicht machen, und es wird uns ohne dieſe zweideutige Hiſtorie nicht an edlern tragiſchen Stoffen fehlen.

IX. Die Herakliden.

Die Herakliden ſind in gewiſſem Sinne ein Gelegenheitsſtück, und dieſe Bemerkung führt uns zu nahe liegenden Fragen. Wird ein Stück deshalb ſchlecht, weil es bei einer äußeren Veranlaſſung gedichtet iſt? Sind alle Veranlaſſungen nothwendig herab-

ziehend, erdrückend? Können ſie nicht erhebend und begeiſternd ſeyn? Iſt denn die Gelegenheit immer ſo eilig, daß dem Dichter keine Zeit bliebe irgend etwas Tüchtiges zu liefern? Hat nicht jedes Stück irgend eine äußere Veranlaſſung, welche die innere Kraft des Dichters in Bewegung ſetzt und ihr eine beſtimmte Richtung gibt? — Es kann ſich unſeres Erachtens eben ſo gut eine erhabene Veranlaſſung zu einer kleinen Kraft geſellen, als eine unſcheinbare Veranlaſſung mit einer großen Kraft verbinden. Die größte Veranlaſſung mit der größten Kraft vereint, gäbe dann das vollendetſte Kunſtwerk; wogegen bei dürftigen Veranlaſſungen und geringen Kräften, für die Dichtkunſt die ſchlimmſte Zeit einbricht. Der Tadel von Gelegenheitsſtücken hat im Allgemeinen wol keinen genügenden Grund, und geht nur daraus hervor, daß man in der Regel diejenigen ſo benennt, wo die Veranlaſſung bedeutender hervortritt, als die Kraft des Dichters oder ſeine Geſchicklichkeit ſie zu benutzen, wo keine freie Erweckung des Gemüthes, ſondern eine dramatiſche Zwangspreſſe Statt gefunden zu haben ſcheint. Aber das Mißverhältniß, welches aus der Größe der Veranlaſſung und einer geringen Behandlung entſteht, gibt den Gelegenheitsgedichten nicht allein den Namen, da jene klein, dieſe vortrefflich ſeyn kann, ohne daß man die Benennung änderte; — ſo wird jeder Göthe's „Was wir bringen", ein Gelegenheitsſtück, und ein treffliches Gelegenheitsſtück nennen. „Eben deshalb (könnte aber Mancher erwiedern) weil die Gelegenheit hier durchaus dramatiſch iſt und ſo zu ſagen mit der Behandlung rein aufgeht; in den meiſten Fällen iſt dagegen die dramatiſche Behandlung unnatürlich und das ſchlechte Stück läßt ſich von der gewaltigen Veranlaſſung nur forthelfen, oder es nimmt den Mund voll, um einem gleichgültigen, unwerthen Ereigniſſe Wichtigkeit und Würde zu geben. Das Drama iſt über oder unter der Veranlaſſung; mithin jedesmal ein Mißverhältniß vorhanden, und jedesmal dem Stoffe eine Wendung gegeben, welche der Dichter frei von dem Zwange der Gelegenheit nicht gewählt, ſondern undramatiſch genannt haben würde. Hauptſächlich iſt dies bei den Stücken der Fall, welche ſich die vornehmſten dünken, den Staat, Staatszwecke und Patriotismus zur Schau tragen, und indem ſie die Kunſtzwecke unterordnen, das Recht auf ein Kunſtdaſeyn verlieren."

Wahr, aber nicht durchaus wahr: denn was zuerſt die Stücke betrifft, welche etwa blos Hochzeitens oder Kindtaufens halber an Höfen gemacht worden ſind, oder noch gemacht werden, ſo ſollte der Dichter hiebei den Stoff wol frei behandeln und nur eine örtliche Nutzanwendung beifügen, welche ſich dereinſt ohne Zerſtörung des organiſchen Baues herausnehmen ließe. Was ferner die vaterländiſchen

Stücke betrifft, ſo werden ſie zwar mit Recht verurtheilt, wenn geiſtesarme Dichter damit ihre Blöße bedecken und das Urtheil beſtechen oder zurückſchrecken wollen; allein es gibt auch eine Theorie der Abſonderung aller Kunſt vom Staate, welche nicht ein Quentchen mehr werth iſt, als das entgegengeſetzte Gerede der patriotiſchen Bettelpoeten. Staat und Religion und Kunſt gehen Hand in Hand, und wo dieſe jene nicht zurückſpiegelt, wo die Natur jener nicht aus der Kunſt wieder erkannt werden kann, fehlt allen das eigenthümliche Leben. Ein und daſſelbe Stück kann nicht chineſiſch und helleniſch, brittiſch und franzöſiſch ſeyn und ſoll es nicht ſeyn, und wer da will daß allen Bäumen eine Normalrinde wachſe, der weiß blos von der Rinde. Das Drama insbeſondere kann und ſoll auf das Volk wirken, es kann vaterländiſch ſeyn, nicht allein unbeſchadet, ſondern im höchſten Einverſtändniß mit den Kunſtzwecken.

„Zugegeben, aber man ſoll nur den Patriotismus nicht merken, es ſoll den Perſonen nicht auf ihren Kleidern geſchrieben ſtehen, ſie wären Patrioten, und wären da, um Patrioten zu ſeyn.“ Richtig, ſie ſollen ſich den Patriotismus nicht blos angezogen haben, ſondern wirklich haben; aber wenn ſie ihn haben, mag man es auch tüchtig merken, im Drama wie im Epos. Oder wäre in Göthe's Hermann und Dorothea die ſtete Hinweiſung auf Weltbegebenheiten, der deutſche Patriotismus, ein Fehler und nicht vielmehr — wie ein großer Kunſtkenner richtig bemerkt — die erhabenſte Begründung des Ganzen? Oder wäre es ein ſchlechtes Werk, weil man es ein Epos nennen könnte, geſchrieben auf Veranlaſſung der franzöſiſchen Revolution? Wahrlich, die größte Veranlaſſung kam hier zum größten Dichter, und der obige Satz findet ſich hier beſtätigt. Aber auch überall beſtätigt, z. B. im Shakſpeare und bei den Hellenen. Die Verherrlichung Athens, die Erinnerung an die Thaten, die Verfaſſung, die Freiheit, die Großmuth tritt, wo ſich nur irgend eine Gelegenheit findet, mit Pracht, mit Nachdruck, mit Innigkeit hervor, z. B. in den Perſern, den Eumeniden, dem Oedip von Kolonos und in ſo vielen euripideiſchen Stücken; was wäre endlich Ariſtofanes ohne den Staat und die Politik. — Es gab eine Zeit — hoffentlich iſt ſie ganz vorüber — wo viele Deutſche ohne organiſchen Staat, ſcheinbar nur um Eſſens, Trinkens und Kinderzeugens halber zuſammen lebten, ohne Politik oder mit einer falſchen behaftet waren, überbeſcheiden von der Hoheit ihrer Vorfahren und der Herrlichkeit deutſcher Nation ſchwiegen und ſich ohne Mühe alles deſſen entäußert zu haben ſchienen, was ſo auf ſie hätte wirken können wie jene Dramen auf die Athener. Dagegen rühmten ſie ſich der Eigenſchaft des weichen Thones, welcher jeden Eindruck fremder Formen willig annimmt und nie eigenſinnig

widerſteht; ſie quälten ſich weltbürgerlich die Schau- und Schattenſpiele aller Völker und aller Zeiten, der Vor- und Mitwelt, zur Bewunderung der Nachwelt vor und auf ſich ſpielen zu laſſen! Man ſoll fremde Naturen erkennen und würdigen, aber nicht mit falſcher Selbſtverläugnung die ſeine verhelleniſiren, verſpanieriren oder gar verhinduen.

Doch zurück zu den Herakliden. Das Stück beginnt raſch und ſchreitet ohne Abſchweifungen vor. Kopreus der Herold des Euryſtheus, will Jolaos und die unerwachſenen Nachkommen des Herkules auf atheniſchem Boden gewaltſam verhaften; er ſtellt die Hülfloſigkeit der Vertriebenen und die Macht ſeines Herrn einleuchtend gegenüber, und wir fürchten daß die Heiligkeit der Altäre dem nichts gelten werde, welcher ſo oft gegen das Recht frevelte. Da tritt der Chor zur rechten Zeit dazwiſchen und als Kopreus auch dieſen hart und barſch anredet und es nicht der Mühe werth findet ſich mit ihm einzulaſſen, naht Demophon, der König, vor dem ſowol Kopreus als Jolaos ihre Sache geſchickt ausführen. Im Einverſtändniſſe mit dem Chore erklärt ſich Demophon für die Herakliden: aus Ehrfurcht vor Zeus, um alter Blutsfreundſchaft und Dankbarkeit willen, endlich, weil es der Freiheit Athens unwürdig ſey Gewaltthätigkeiten zu verſtatten; nur der Weg des Rechts (v. 253) bleibe dem Euryſtheus offen. Als aber Demophon über den hartnäckigen Widerſpruch des Kopreus erzürnt und im Begriff iſt Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, erinnert ihn der Chor atheniſcher Greiſe ſchön an die Heiligkeit des Herolds.

So wären wir über die erſte Frage beruhigt, ob Athen ſich für oder gegen die Herakliden erklären werde, da tritt eine neue Gefahr hervor: Euryſtheus naht mit dem Heere. Es werden indeſſen Gegenanſtalten getroffen und wir vertrauen der guten Sache, bis ein Orakel alle Hoffnungen zerſtört: die Götter verlangen das Opfer einer Jungfrau, Athen ſoll, Athen will es nicht bringen, Athen kann nicht mehr retten. Alle ſind rathlos, da naht Makaria, herzugetrieben von innerer Theilnahme und Herzensangſt, hört das Geſchehene, entſchließt ſich zu ſterben: und zwar keineswegs ohne tieferen Grund, es iſt keineswegs ein bloßer Einfall; ſondern ſie weiß in hoher Beſonnenheit, daß, und warum es ihr zukommt ſich zu opfern, ſie freut ſich auf den Tod, ſie weiſet mit Recht den Vorſchlag des Jolaos zurück, da das Loos entſcheiden zu laſſen, wo die freie Opferung nur Werth hat und allein den Göttern genügen kann.

Allerdings erinnert die Opferung Makaria's an die Polyxenens, allein bei mancher äußeren Aehnlichkeit findet ſich eine bedeutende innere Verſchiedenheit: Polyxena ſtirbt urſprünglich von außen beſtimmt und für fremde Zwecke, Makaria opfert ſich dagegen nach eigenem

Entſchluſſe und für die Geliebten. Unbezweifelt hat das Intereſſe des Stücks hiemit für uns den höchſten Gipfel erreicht; aber nicht blos das Intereſſe nimmt nunmehr ab, ſondern auch die Behandlung erſcheint mangelhafter. Auf die Nachricht, Hyllos komme mit einem Heere, wird Alkmene gerufen und ihr Vieles erzählt; aber von Makaria's bevorſtehendem Tode weiß ſie nichts, und erfährt auch nichts. Dieſe Unnatürlichkeit läßt ſich dadurch keineswegs rechtfertigen, daß der Dichter uns Klagen nach Weiſe der Hekuba erſparen wollte; denn erſtens war hier eine Verſchiedenheit der Behandlung ſo gut möglich, als bei Polyxenens und Makaria's Tode, und zweitens ſind die langen Reden und Rüſtungen des Jolaos weder anziehender noch natürlicher. Wie kommt er auf einmal zu ſolchem Kriegseifer? und wenn er ihn hat, wenn er nachher noch Heldenthaten üben ſoll, warum ſtellt ihn der Dichter ſo hinfällig dar, anſtatt ihn und die Handlung raſch fortzuführen? Sonderbar genug hat man gemeint, dieſe Umſtändlichkeit ſey fein begründet, weil ſich nur dadurch die erforderliche Zeit für die Rüſtungen zur Schlacht finde; — und dieſe Zeit hilft dann auch der Chor redlich hinbringen, welcher gleich Jolaos fechten will, aber ſich nicht von der Stelle rührt. Die Beſchreibung der Schlacht iſt lang aber nicht deutlich, epiſch aber nicht dramatiſch, und weder Demophon noch Hyllos noch Jolaos, laſſen ſich wieder ſehen. Makaria's wird in der Erzählung des Boten an Alkmenen nur ſo dunkel erwähnt, daß man kaum weiß ob von ihr oder von einem Opferthiere die Rede iſt; aber freilich war dies zweite Nothmittel erforderlich, wenn Alkmene (unpaſſend und nicht begreiflich) über das herbe Schickſal ihrer Tochter in Unwiſſenheit bleiben ſollte. Für den Zuſchauer ſcheint indeſſen ſelbſt aus dem Wenigen auf unangenehme Weiſe hervorzugehen, daß man den einzigen Wunſch der Jungfrau, nicht von Männerhänden zu ſterben, keineswegs erfüllt hat.

Das Wunder, welches die Gottheit des Herkules bekräftigen und Jolaos ſtärken ſoll, läßt uns kalt; dagegen fragen wir: ob Hyllos denn vor und ohne Opferung Makaria's den Zweikampf mit Euryſtheus in der Hoffnung des Erfolgs wagen konnte? War dies möglich, wozu die Opferung? War es unmöglich, wie konnte Hyllos ſo tollkühn ſeyn, wie konnte man ihn darüber in Unwiſſenheit laſſen? Euryſtheus iſt nicht ſo ſchuldig als Polymeſtor, und ſeine Beſtrafung keineswegs von der inneren Nothwendigkeit wie die des thraciſchen Königs. Dieſe Art der Löſung ward vom Dichter offenbar nur in politiſcher Hinſicht und als eine Vorbedeutung für die damalige Gegenwart erwählt; die Athener, im Kriege gegen Sparta, konnten noch eine Feſthaltung, eine Steigerung des Intereſſe fühlen, wo wir uns über Mattigkeit beklagen und behaupten müſſen, die äußere Veranlaſſung

habe die innere Kraft des Dichters bezwungen und ihn von dem nahe liegenden höheren Kunſtzwecke abgeführt.

X. Die Phöniſſen.

Obgleich Etliche behauptet haben: dies Trauerſpiel ſey das beſte unter allen euripideiſchen, kann man einige Zweifel dem Lobe voranſtellen. Was zuvörderſt den Prolog betrifft, ſo will ich nicht allein die, im Allgemeinen dawider aufgeſtellten Einreden hier zur Seite laſſen; ſondern auch zugeben daß er den Unkundigen (als ein gleichſam erläuterter Komödienzettel) oft einfacher und beſſer auf die rechte Stelle und zum Verſtändniſſe hilft [1], als wenn man dieſe unentbehrlichen Erläuterungen zerſtückelt und an unpaſſenden Stellen im Dialog anbringt. Künſteleien dieſer Art verdienen wol noch weniger Billigung, als wenn man das, was der Haupthandlung vorhergeht und aus ihr ſelbſt nicht klar wird, eben ganz einfach voranſchickt. Konnte aber Euripides die Schickſale des Oedipus nicht als bekannt vorausſetzen? War es ferner nöthig dem epiſchen Prologe der Jokaſte, gleichſam einen dialogiſchen der Antigone und des Pädagogen, und einen dritten lyriſchen des Chors folgen zu laſſen? Iſt nicht hiedurch die ganze erſte Hauptabtheilung, oder der erſte Akt, mit Vorbereitnngen angefüllt, welche die eigentliche Aufgabe und Haupthandlung wenig weiter führen. Warum werden die ſieben Hauptanführer vor Theben erſt vom Pädagogen und nachher vom erzählenden Boten beſchrieben; welche beide Verſuche hinter der bewundernswerthen Gegeneinanderſtellung im Aeſchylus zurückſtehen.

Das Schlußchor des zweiten Akts, welches von der älteren Geſchichte Thebens handelt, könnte als Prolog vor dem Prolog des erſten Akts hergeſagt oder geſungen, und dem Polyneikes ſein Examen der ihm, ſo ſcheint es unbekannten, phöniciſchen Weiber erſpart werden. Warum iſt überhaupt dieſen der Chor zugetheilt, von thebaniſchen Männern und Weibern aber ſonſt nirgends die Rede?

Schlachten ſind auf der Bühne allerdings ſchlecht anzuſehen, auch wollten die Griechen überhaupt Vieles nicht ſehen, was die angeblich Zarteren und Gebildeteren jetzt aushalten. Deßungeachtet fällt es auf, daß der vierte Akte faſt ganz mit Erzählungen angefüllt iſt, und Antigone im fünften Akt dem Oedipus Manches noch einmal erzählen muß, weil er im vierten nicht mit zugehört hatte; welcher dann nicht unterlaſſen kann auch noch einmal über ſeine früheren Schickſale, klagenden Bericht zu erſtatten. Das Stück ſchließt mit einer Art von

[1] Die Trachinierinnen haben auch einen Prolog und was Ajax (v. 410 u. f.) ſpricht, läßt ſich ebenfalls ſo betrachten.

Prolog zu zwei neuen Trauerſpielen, einem unausbleiblichen Oedip in Kolonos und einer Antigone.

Um dieſen Tadel zu mildern und näher zu beſtimmen, läßt ſich andererſeits ſagen: Jokaſtens Prolog bezweckt nicht allein die Zuhörer mit gewiſſen Thatſachen bekannt zu machen, welche auf den weiteren Gang des Trauerſpiels Einfluß haben, ſondern auch ihre eigene Stellung und Gemüthsſtimmung auszudrücken; noch mehr lehrt das Geſpräch Antigone's die Perſonen, ſowie die Verhältniſſe und Gefühle kennen, woran ſich die lyriſchen Ergüſſe des Chors ſehr natürlich anſchließen. Daß fremde Weiber dieſe Theilnahme ausſprechen, die Stadt aber wüſt und leer erſcheint, und ſelbſt Polyneikes dieſe Einſamkeit fürchtet, zeigt ſchreckhaft die Auflöſung aller bürgerlichen Verhältniſſe und ſteigert die bangen Ahndungen. An einem ſo entſchiedenen herrſchſüchtigen Charakter wie Eteokles muß alle Beredtſamkeit ſcheitern, und doch mildert die Wendung daß er das Vaterland vertheidige, ſeine Schuld, und legt tragiſch einen Theil derſelben in die Wagſchale des Polyneikes. Noch mehr Mitleid fühlen wir mit der unglücklichen Jokaſte (deren rührende Ermahnungen an ihre beiden Söhne ganz vergeblich bleiben) und mit Kreon, deſſen Sohn ſich freiwillig für das Vaterland opfert. Es fällt auf, daß die Götter ſo oft derlei Opfer verlangen; doch kehrt ja derſelbe Grundgedanke in der Lehre von der Opferung Chriſti wieder.

So viel man aber an den Phöniſſen krittele, bleibt doch, ungeachtet aller Zweifel und Bedenken, der Untergang eines ganzen Königshauſes und ſo vieler Helden und Kämpfer tief erſchütternd; nur kann man in den Schlußworten des Oedipus: „man müſſe ſich der Nothwendigkeit unterwerfen", keine volle Löſung erkennen. Vielmehr enthalten ſie ein neues Räthſel, ſchwerer zu begreifen und zu entziffern, als das der Sphinx. Nicht blos das Furchtbare, ſondern auch das kurzweg als unſittlich zu Bezeichnende (Menſchenopfer, Mord, Ehebruch, Blutſchande u. dgl.) geht in vielen tragiſchen Fabeln der Griechen nicht vom Menſchen und ſeiner Sündhaftigkeit aus, ſondern es wurzelt und entſpringt außerhalb ſeiner Kräfte und ſeiner Zurechnung. Es wird abwechſelnd den Göttern oder dem geſtaltloſen Schickſale zugewieſen, was aber, wie geſagt, bei einer gewöhnlichen Behandlungsart die Dunkelheit vermehrt, anſtatt Licht zu verbreiten.

XI. Die Flehenden.

Das damalige Verhältniß von Athen zu Argos, hatte einen Einfluß auf die Entwerfung dieſes Trauerſpiels. Es war in gewiſſem Sinne ein Gelegenheitsſtück, wie die Herakliden, und erlaubte den Athenern, ja allen Griechen ernſte, heilſame Lehren an das Herz zu

legen über verdammliche Kriegsluſt, ſchlechten Ehrgeiz, Gefahren übermäßigen Reichthums und übermäßiger Armuth, Verführer des Volkes, Werth des Friedens u. ſ. w. Euripides zeigt ſich hiebei keineswegs als feigen, ſchwächlichen Schmeichler: er dringt höchſt lobenswerth auf Tugend, Mäßigung und Beobachtung der Geſetze; er lehrt daß nur aus Anſtrengungen (v. 577) das wahre Glück erwachſe. Er weiß daß der Mittelſtand zum Wohle jedes Staates unentbehrlich ſey und von ihm Rettung und Erhaltung des Ganzen hervorgehe (v. 244); er ergreift geſchickt die Veranlaſſung, ſich über die Licht- und Schattenſeiten der Monarchie und der Demokratie auszuſprechen. Mag dies Erörtern, dies Diſſeriren, mit der allgemeinen Neigung der Athener und der perſönlichen des Euripides zuſammenhängen; es iſt doch auch ein Weg, dialogiſch und dramatiſch vorwärts zu kommen, und Wahrheit und Recht zu finden. Wenigſtens ſcheint es mir: dies ſcharfe, fortſchreitende Verfahren ſey dem Rhetoriſiren ins Blaue hinein vorzuziehen, welches bei Franzoſen und Italienern (und auch bei Deutſchen) ſo viel Beifall gefunden hat. Zurechtweiſungen über Staat und Politik, Krieg und Frieden, welche Ariſtofanes mit kühnem Uebermuthe austheilt, werden hier in gemäßigter und ernſter Weiſe, jedoch um ſo eindringlicher und unwiderleglicher, eingeflochten.

Theſeus tritt beſonnen und feſt auf, ſondert unparteiiſch das Unrecht des Adraſtos, von dem gemeinſam Helleniſchen, dem Menſchlichen, und will nur dies vertreten und aufrecht halten. Erfüllung der Geſetze löſet aber nicht alle Mißklänge und Leiden; es liegt in jener kein allgemeines Heilmittel wider dieſe, und ſo lange es Perſönlichkeiten gibt, können Abſtraktionen und Regeln nicht unbedingt herrſchen. Euripides, der über dieſe unergründlichen und unerſchöpflichen Gegenſätze ſo viel gedacht und gefühlt hatte, läßt deshalb Evadne und ihren Vater Iphis mit ihren Doppelanſichten und Wünſchen gerade in dem Augenblicke auftreten, wo durch Theſeus und die Athener alles Weſentliche ausgeglichen, alles Mögliche erreicht ſchien. Den Kampf zwiſchen Göttern und Menſchen ſtellt Euripides oft in den Hintergrund, und Menſchen ſind die Haupteinwirkenden auf Menſchen. Ja, noch Späteres vorbildend, legt er den Kampf in das Gemüth des Einzelnen; und ſo findet Evadne durch freie Selbſtbeſtimmung und Aufopferung für ſich die Löſung, für Andere die Belehrung. Darum iſt ihr Auftreten nichts äußerlich Gemachtes, ihr Schickſal kein zufälliges; ſondern beides gehört zur Geſammtaufgabe und allſeitigen Entwickelung. Es war übrigens durchaus nothwendig den Kapaneus, ſeiner ſich für ihn opfernden Gattin gegenüber keineswegs als einen Wütherich darzuſtellen; und doch fordern dies einige überweiſe Kritiker.

Unter den vielen, in Bezug auf den Euripides herrſchenden Vorurtheilen, findet ſich auch das: er ſey ein ungerechter Feind und Ankläger der Weiber. Allerdings fehlt es bei ihm da nicht an ſcharfen Bemerkungen über Weiber (oder auch über Männer [1]), wo ſich dazu angemeſſene Veranlaſſung darbietet; im entgegengeſetzten Falle mangelt es aber auch keinesweges am Lobe. So heißt in dieſem Trauerſpiele (v. 1101) eine Tochter die größte Freude eines bejahrten Vaters, und Theſeus bezeugt (v. 294) daß Weibermund oft Weisheit geſprochen habe. Starke Vertheidigungen der Weiber gegen die Männer finden ſich im Jon v. 398 u. 1094 u. ſ. w. Laſſen wir aber all das Einzelne, ſo wäre der Weiberhaſſer doch oft ganz aus ſeiner Rolle gefallen, da er recht eigens darauf ausgeht, Frauen wie Evadne, Makaria, Jphigenia, Polyxena, Hekuba, Andromache, Alceſte, Antigone zu verherrlichen. Will jemand die Medea als Gegenbeweis anführen, ſo kann man Shakſpeare um der Lady Makbeth willen einen Weiberhaſſer nennen. Wenn endlich Euripides in den ſiebzehn auf uns gekommenen ächten Trauerſpielen, die Chöre vierzehn Mal den Weibern, und nur drei Mal den Männern anvertraut; ſo möchte man daraus um ſo eher eine Vorliebe für die Weiber ableiten, da in der That mehrere Male ein männlicher Chor faſt natürlicher, oder wenigſtens eben ſo natürlich geweſen wäre. Sofokles hat in ſieben Trauerſpielen nur zweibliche Chöre, und Ariſtofanes könnte aus vielen Gründen, eher als Euripides, ein Weiberfeind genannt werden.

XII. Medea.

Während viele neuere dramatiſche Werke faſt nur auf Ueberraſchung und Effekt berechnet ſind, werden dieſe bei den Alten oft durch Prologe und Bekenntniſſe (wie in der Medea) vorſätzlich faſt ganz vernichtet. Dort kann die Wirkung groß ſeyn, aber nur einmal ſtattfinden; hier beruht ſie auf tieferer Entwickelung und kann ſich nicht abſtumpfen. Dem Chore iſt deshalb zuweilen die Rolle der ſpäteren Vertrauten zugewieſen; ſo daß er (die lyriſchen und mythologiſchen Beiwerke zur Seite laſſend) über die Sache mitſpricht von der es ſich handelt, wenn er auch nicht zum eigentlichen Handeln kommt. So verwandeln ſich in der Medea die anfänglich allgemeinen Betrachtungen des Chors, bei dringenderen Verhältniſſen und ſteigender Gefahr, in Rathſchläge; als ihm endlich der Glaube entſteht: es ſey ſeines Amtes einzugreifen und die Verbrechen zu verhüten, iſt jedoch Alles ſchon geſchehen und vorüber. Weiter bringen es freilich die vereinzel-

[1] Medea 229.

ten Vertrauten auch nur ſelten; ſie bewegen ſich in der Regel wo nicht willen- doch thatenlos um die entſcheidenden Hauptperſonen und dienen nur zu wechſelſeitiger Abſpiegelung.

Medea iſt gewiß ein böſes Weib, ja eine Verbrecherin; keineswegs aber ohne Veranlaſſung, keineswegs ohne Kraft und Größe, wie ſo viele blos niederträchtige, verruchte Perſonen, welchen manche neuere Schriftſteller Hauptrollen in ihren Dramen zutheilen. Euripides legt viel Nachdruck darauf, daß Medea eine Barbarin, keine Griechin ſey; doch würde ſie mit Klytämneſtra ungefähr auf gleicher Linie zu ſtehen kommen. Urſprünglich hatte jene ein reineres, edleres Gemüth; wenigſtens weiſet ſie ſelbſt darauf hin (v. 225), daß die Schlechtigkeit ihres Mannes und die Gewalt der Ereigniſſe ſie verderbt und hinabgezogen hätten.

Schon das erſte Geſpräch zwiſchen der Amme und dem Erzieher verſetzt uns ſehr geſchickt in die rechte Stimmung und läßt die Gefahren der Zukunft vorausſehen; noch klarer ſpricht ſich die bedrängte, verwieſene, mit dem Tode bedrohte Medea ſelbſt aus. Doch umfaßte ihr erſter Racheplan nicht ihre Kinder, und man hofft, es könne vielleicht eine Verſtändigung mit Jaſon eintreten. Anſtatt zu beſchwichtigen, erhöht aber ihre Zuſammenkunft den Zorn und die Rachſucht. Ganz natürlich: denn indem Jaſon die Sache auf einen Boden hinüberſpielt, wo Ehe und perſönliche Verhältniſſe anderen Planen und Zwecken ganz untergeordnet werden, kann er Medea nicht überzeugen; ſie muß vielmehr deſto feſter und kühner werden.

Die ganze Tragödie hat einen raſchen Fortſchritt, einen trefflichen Dialog, eine löbliche Verwickelung. Der Wechſel der Stimmungen und Plane, der Kampf der Leidenſchaften iſt meiſterhaft entwickelt, die Erzählung vom Tode des Kreon und der Glauke furchtbar erhaben, und die Rettung der Medea im Drachenwagen die rechte Löſung.

Dennoch bleiben mehrere Zweifel über einzelne Theile des Trauerſpiels und einzelne Beweggründe in demſelben. Warum entgeht Jaſon, der Schuldigſte, einer unmittelbaren Strafe? Anfangs (v. 374) hat Medea die Abſicht, auch ihn zu tödten. Aendert ſie dieſen Plan, weil ſie ſpäter ihre Kinder auch dieſem Schickſale unterwirft, und ſcheint ihr die Strafe am härteſten, wenn Jaſon Alle überlebt?

Sie klagt über den Mangel an Einnahmen, Beſitzthümern, Schutz u. ſ. w.; und kann doch bald nachher die koſtbarſten Geſchenke machen, und beſitzt in ihren Zauberkräften Mittel, jeder Gefahr und Strafe zu entgehen. Sie redet ſich auf: ſie müſſe ihre Kinder tödten, weil Jaſon ſie ſonſt (nach dem Tode des Kreon und der Glauke) umbringen würde. Warum ſetzt ſie dieſelben aber nicht neben ſich in den Drachenwagen und errettet ſie von aller Gefahr,

während ſie den Vater durch die bittere Trennung von ihnen beſtraft? Unverſtändig kann man dieſe und ähnliche Fragen nicht nennen, wol aber unpoetiſch. Hätte ſie Euripides berückſichtigt, ſo wäre eben der Charakter der Medea ein ganz anderer, das als Thatſache Erkannte wäre in Zweifel geſtellt und die furchtbare Leidenſchaft abgeſchwächt worden. Die Kinder eines ſolchen Vaters werden von einer ſolchen Mutter gehaßt, ſie kann ſie nicht zurücklaſſen und eben ſo wenig mit ihnen leben.

XIII. Hippolytus.

A. W. Schlegel hat in einer ſcharfſinnigen Abhandlung für jeden Unbefangenen erwieſen: der Hippolyt des Euripides ſey in ſehr vielen Beziehungen der Phädra des Racine weit vorzuziehen. Die angeblichen Verbeſſerungen des Letzten haben das Edlere, Einfache, Natürliche verdrängt, und nicht einmal das Pikante, ſondern nur das Widrige, Gemeine und Rhetoriſche an die Stelle geſetzt. Beim Euripides verräth Phädra ihr Geheimniß nicht ſelbſt dem Hippolyt; ſondern es wird gegen ihren ausdrücklichen Befehl von der Amme ausgeplaudert. Der Wunſch obzuſiegen und rühmlich zu ſterben verläßt ſie keinen Augenblick; und ſie entſchließt ſich erſt zur Rache, als ſie glaubt, ihre Ehre ſey darohne gar nicht zu retten. Von gewöhnlicher Eiferſucht iſt dagegen beim Euripides gar nicht die Rede. Mit Recht tritt Phädra ſchon am Schluſſe des dritten Aktes vom Schauplatze ab, um dem größeren und reineren Charakter Platz zu machen. Solger ſagt (Schriften II, 534): „mir war immer die Pedanterei zuwider, mit welcher Hippolytus den philoſophiſchen Sonderling ſpielt." — Ich kann dieſem Vorwurfe nicht beiſtimmen. Soll ihm denn (wie beim Racine) eine gewöhnliche Liebſchaft zugewieſen werden, wie ſie die Alten in ihren Trauerſpielen faſt immer verſchmähen? Oder ſoll Hippolyt nur aus Phlegma und Faulheit der Weiberliebe fern bleiben? Er gibt ſich nirgends für einen Philoſophen und Sonderling, und wenn er in dem Augenblicke wo ihn die Amme zur Blutſchande auffordert, heftiger gegen die Weiber ſpricht als ſonſt ein wohlgezogener Mann es wagt, ſo iſt dies wol ſehr natürlich und dramatiſch zu rechtfertigen. Tadel würde es nur verdienen, wenn er im Allgemeinen ein erkältetes und menſchenfeindliches Gemüth zeigte. Aber ſelbſt in dem Augenblicke wo er ſchrecklich mißhandelt wird, bleibt er noch edel, liebevoll, gemäßigt, und die Ausſöhnung mit ſeinem Vater iſt eine der ſchönſten, mildeſten Auflöſungen herber Leiden, die auf der Bühne vorkommen.

Ja meines Erachtens liebt Hippolyt: nur nicht ein Mühmchen oder Couſinchen wie Aricia, ſondern eine Göttinn, die Diana. Seine

Jagdliebe oder Jagdluſt iſt nicht die eines jungen Feldjägers der Haſen hetzt, oder eines alten Förſters der Dachſe gräbt: der Mittelpunkt ſeiner lyriſchen Begeiſterung iſt die ſchönſte aller Jungfrauen die den Olymp bewohnen, und ſein keuſcher Sinn wird eben von ihrer Jungfräulichkeit am meiſten angezogen. Ohne die Bezugnahme auf Diana, würde ſeine Jagdluſt bald verſchwinden, und Gefühl und Begeiſterung einen anderen Gegenſtand der Thätigkeit und des Preiſes ſuchen. Daher iſt es hart daß Diana ihren Liebling nur rechtfertigt, nicht rettet, und ihr zu ſpät Kommen damit entſchuldigt: bei Götterhändeln ſey das Syſtem der Nichteinmiſchung (Nonintervention) angenommen (v. 1328); wovon jedoch auf dem Olympe (wie auf Erden) ſonſt ſo viele Ausnahmen ſind gemacht worden. Nicht unnatürlich ſagt deshalb der Chor in Bezug auf dieſe Grundſätze: ich zürne den Göttern (v. 1146), und Theſeus verlangt: die Götter ſollten weiſer ſeyn als die Menſchen (v. 120).

Man kann in dieſer Richtung noch weiter grübeln. Venus will den Hippolytus dafür ſtrafen, daß er Weiberliebe verachtet. Warum ließ ſie nun nicht ihn in unerlaubter und unglücklicher Liebe durch das Wunder entbrennen und zu Grunde gehen, wodurch ſie Phädra verführt? Warum dieſe als Opfer fallen laſſen, in einer Weiſe, welche den Hippolytus vollkommen berechtigt ſich noch mehr denn zuvor, von der Venus und den Weibern abzuwenden uud ſie zu haſſen?

Die Lehre: daß man der Liebe nicht widerſtehen könne und das Sichunterwerfen der eigentliche Triumph und das Edelſte ſey — war den Alten fremd. Liebe ſolcher Art erſcheint, wie geſagt, ſelten als Beweggrund und Mittelpunkt ihres Lebens und ihrer Tragödien; oder wo etwas Aehnliches (wie hier in der Phädra) hervortritt, gilt es nicht für poetiſche Tugend, ſondern für einen Zwang von außen, welcher Freiheit und Selbſtbeſtimmung vernichtet. — Wie ſo oft beim Euripides, findet ſich auch hier (v. 253 u. f.) eine in gewiſſem Sinne weiſſagende Stelle. Der Menſch ſolle ſelbſt in der Liebe Maß halten, damit nicht Einer dadurch Verderben über Zweie bringe. Wer bis in das innerſte Mark der Seele dringen, alle Verhältniſſe aufs Genaueſte erforſchen und durchforſchen wolle, gerathe eher in Leid als in Freude, und fördere eher die Krankheit als die Geſundheit. — Liegt hierin nicht der Kern einer Hauptrichtung der neueren Dichtkunſt ausgeſprochen, von Hamlet an bis zu Woldemar, Werther und den Wahlverwandtſchaften? Wenigſtens zeigt ſich in jener Warnung keine verweichlichende, unthätige Richtung der Sittenlehre.

Und doch erneut ſich die Anklage über die Unſittlichkeit des Euripides gerade hier in verſtärktem Maße, weil Hippolytus v. 612 ſagt: die Zunge ſchwur, der Geiſt hat nicht geſchworen. — Dem Verthei-

diger des Dichters kann es jedoch nicht ſchwer fallen zu zeigen: daß (wie ſchon Hugo Grotius bemerkte) Hippolytus nur ſagen will, er ſey getäuſcht worden und habe vorausſetzen müſſen, der Eid beziehe ſich auf etwas ganz Anderes. Vers 656 erklärt er aufs Deutlichſte er wolle, ungeachtet der Ueberraſchung, ſein Wort halten und ſchweigen. Daß dies nicht bloße Worte ſind, ſondern der tiefſte Ernſt zum Grunde liegt, erweiſet ſein (durch Eidbruch zu vermeidender) Untergang. Selbſt Phädra's beſſeres Bewußtſeyn zwingt ſie (v. 380) ſich im Sinne der ſtrengſten Sittenlehre auszuſprechen.

XIV. Ion.

Es iſt ein ſtarker Beweis für den Werth des Euripides als Dichter, daß Racine's Verſuch ihn zu verbeſſern im Ganzen ohne Zweifel mißlungen iſt. Für einen ähnlichen Verſuch, den Ion umzuarbeiten, ließe ſich zuvörderſt anführen, daß dieſes Trauerſpiel, ungeachtet einzelner großer Schönheiten, dem Hippolytus nachſteht; allein weder Euripides, noch A. W. Schlegel haben die Uebelſtände ganz hinwegſchaffen können, die in dem Stoffe ſelbſt liegen. Die Schwängerung der Kreuſa durch den Apoll, die immer wiederkehrende Erzählung des verdrießlichen Herganges, das Paroli des Xuthus, die Verſuche, dieſen zu beruhigen oder zu betrügen u. dgl. durchdringen die Dichtung beider Bearbeiter mit ſo viel Unſchönem und Widerwärtigem, daß die glänzende Jugend des Ion, die Vater- und Mutterliebe, die Ausſicht auf eine große Zukunft, und die vornehmen Reden der Athene oder des Apollo, das Unbequeme und Störende jener Beſtandtheile nicht aufheben, oder vertilgen können.

Daß A. W. Schlegel den Chor wegließ, iſt für unſere Zeit nicht zu tadeln; zweifelhaft erſcheint es dagegen ob damit viel gewonnen ward, daß er die Berichte des euripideiſchen Boten, den Hauptperſonen in den Mund gelegt? Ja des Erzählens iſt überhaupt bei Schlegel noch mehr als bei Euripides. So über die Höhle und das Orakel des Trophonius, und die Bekanntſchaft des Xuthus mit der Bacchantin; ſo der lange Bericht des Xuthus über das Feſt, während er eilen ſollte die Ermordung des Sohnes, oder der Gattin zu verhindern; ſo der lange Monolog der Kreuſa am Anfange des vierten Aktes.

Dadurch, daß Xuthus beim Euripides nach der entſcheidenden Entdeckung nicht wieder auftritt, löſet ſich die Schwierigkeit nicht, ſondern ſie wird nur auf die Seite geſchoben. Eben ſo wenig hilft der Beſchluß (obwol Götter und Menſchen ihn einſtimmig faſſen): daß man den Gemahl belügen wolle. Denn die, dem tödtlichen Haſſe ſo ſchnell folgende innige Liebe zwiſchen Kreuſa und Ion, muß ihm un-

begreiflich bleiben und im ſechſten, ſiebenten ꝛc. Akte wird es an Hauskreuz nicht fehlen, ſelbſt wenn die von Allem unterrichteten Weiber ſchweigen und nicht plaudern.

Athene erſcheint beim Euripides im Auftrage Apollons, vigore commissionis. Dieſer findet es unbequem, ſich mit ſeiner alten Geliebten in Erörterungen einzulaſſen. Bei Schlegel hat er mehr Muth: er zeigt ſich in höchſteigner Perſon, verweiſet Kreuſa und auch den vorgeladenen oder vorgelaſſenen Xuthus zur Ruhe, behält das letzte Wort, und entfernt ſich unter Donner und Blitz ohne weitere Einreden abzuwarten. — Euripides legt dem Chore die Schlußworte in den Mund: die Guten erhielten was ſie verdienten, und die Schlechten wären niemals glücklich. Schade nur, daß dieſe allgemeine Bemerkung gar nicht aus dem Inhalte des Stückes hervorgeht. Charakteriſtiſcher ſind einige andere Reflexionen, z. B. über die Sklaverei (855) und die Aſyle (1314); über den Muth glücklich zu ſeyn (649); über freie Gaben der Götter und eigenes Ertrotzen derſelben (378); über die Art wie Götter und Könige ihre unehelichen Kinder behandeln ſollen (445) u. ſ. w.

XV. Die Bacchantinnen.

Pentheus und ſeine Mutter Agave halten Bacchus für keinen Gott, dafür ſtraft er beide mit Wahnſinn; Agave tödtet in der Wuth ihren eigenen Sohn ohne es zu wiſſen, und erkennt erſt nachher die Unthat. Wir begreifen nicht, wie Kunſtrichter zweifeln konnten, daß dies vom Euripides als ein tragiſcher Stoff behandelt worden ſey, wie ſie meinen konnten, das Stück ſey wol gar ein ſatyriſches Drama. Unbedenklich hat der Dichter ein Trauerſpiel gefertigt; ob aber ein ſchlechthin vollkommenes Trauerſpiel, iſt eine ganz andere Frage. In der Handlung zeigt ſich eine lobenswerthe Einheit. Alles geht ohne Seitenwendungen, ohne Abſchweifungen beſtimmt zu einem Ziele; die Darſtellung iſt von einer bewunderndswerthen Lebendigkeit, und insbeſondere in den Chören ein dithyrambiſcher Schwung, der dem Kräftigſten nicht nachſteht, was je in dieſer Art gedichtet worden iſt. Gleich Anfangs wird die Allgemeinheit des Bacchusdienſtes vom Gotte ſelbſt verkündet, dann beſingt ihn der Chor der fremden Bacchantinnen mit höchſter Pracht und Gewalt, hierauf zeugen ſelbſt Kadmos und Teireſias für die Gottheit des Dionyſos: durch dies Alles erſcheint der Unglaube der Agave und des Pentheus in deſto ſträflicherem Lichte.

Allein auf der anderen Seite iſt der Ernſt des Königs, ſeine Bedenklichkeit gegen den neuen Gott, ſehr würdig begründet; und es kann ja uns Chriſten am wenigſten unerhört oder unnatürlich erſchei-

nen, wenn Jemand einbrechenden Religionsveränderungen mit Kraft und Sicherheit entgegentritt. Die Aufforderung des Kadmos: den Sohn der Semele, ſelbſt wenn es eine Lüge wäre, für einen Gott zu erklären weil dadurch die Verwandtſchaft vornehmer werde, erſcheint, dem edleren Sinne des Pentheus und jenem höheren Standpunkte gegenüber, faſt abgeſchmackt; obwol uns die gleich folgende Erinnerung an Actäon's Schickſal mit bangen Vorahnungen erfüllt. Ein großer Theil der Ereigniſſe wird in zwei Erzählungen von bedeutender Länge vorgetragen: immerhin, wir laſſen uns dies gern gefallen, wenn die Erzählungen ſo trefflich und lebendig ſind, wenn die Begebenheiten — wie hier ohne allen Zweifel — nicht auf der Bühne ſelbſt geſchehen konnten. Aber liegt denn wirklich allem Erzählen und Handeln eine tragiſche Verkettung zum Grunde? Iſt der Fortſchritt nicht mehr äußerlich als innerlich? Wiſſen wir nicht vom Anfange an, daß Pentheus dem Gotte erliegen müſſe? — Zugegeben; aber dieſes Wiſſen allein iſt ja kein unbedingter Vorwurf, und wir wiſſen doch immer noch nicht, wie es geſchehen werde. Der Gegner des Pentheus, ſo ſagt man, iſt ja nicht der allesvermögende Gott ſelbſt, ſondern der Gott in Menſchengeſtalt, und daraus folgt daß er die Sache nicht mit Gewalt beendigen, ſondern den Pentheus dahin bringen will, daß er ſich frei überzeuge und glaube. Hierauf erwiedern wir: Dionyſos ſpricht gleich Anfangs nur vom Strafen, nicht vom Ueberzeugen, und gegen ſeine ganze Verfahrungsweiſe möchte ſich Manches einwenden laſſen. Sie iſt zuvörderſt nicht rein menſchlich, denn er löſet ſich und die Bacchantinnen durch Gotteskraft von den Banden und vermag Wahnſinn zu erregen. Ferner fragen wir: ob es wirklich zum Zwecke nothwendig war, daß Pentheus und Agave wahnſinnig werden mußten? und ob jener Unrecht hat wenn er dem fremden, keineswegs als Gott erkannten Feinde, nicht mehr nachgeben will, als dem Kadmos und Teireſias? Dionyſos der Gott kann Wahnſinn erregen, er kann, ja er ſoll ſtrafen; wozu aber das täuſchende Verbergen, das hinterliſtige Anſchmiegen, der heimliche Hohn, der bittere Spott? (v. 911, 935.) So bereden, ſo wirken Götter, ja ſo wirken edle Menſchen nicht. Wahrlich er iſt nicht der mildeſte Gott (v. 789), er iſt mehr als ein harter und eifriger Gott, der (v. 22) um ſeinen Dienſt in Hellas auszubreiten, nicht mit Belehren, ſondern mit Strafen beginnt; und mit welchen Strafen, und gegen ſeine Verwandten! Wir ſtimmen dem Chore, dem Kadmos bei, welchen die Verſchuldung zu gering, die Strafe zu groß erſcheint; wir finden die Zweifel des Pentheus keineswegs übereilt, ſondern ächt gottesfürchtig und behaupten, auf anderem Wege hätte Dionyſos den größten Verehrer an ihm gewinnen können und ſollen.

Allerdings kann man antworten: das Schickſal will es ſo! — aber wir glauben hier nicht an dieſe fernher, unfehlbar wirkende, nothwendige Macht; ſondern es kömmt uns vor, als mache Dionyſos mit großer Mühſeligkeit etwas, was wol anders hätte ſeyn können und was nur als Schickſal untergeſchoben wird. Endlich, wozu redet Dionyſos noch hart gegen den armen Kadmos, warum verfolgt er den treu Gläubigen, den er ſelbſt lobte? (v. 10.) Warum ſtößt er den Greis hinaus unter Fremde und Feinde? Die Entſchuldignng dies ſey geſchichtlich, möchte zuerſt ungeſchichtlich ſeyn; und dann gehört ja das Unkünſtleriſche für den Dichter niemals zur Geſchichte. Wenn nicht die hinter Vers 1319 angenommene große Lücke dies Alles gut gemacht hat, ſo möchten wir in den Schlußworten des Stücks „es iſt nun einmal ſo gekommen", nicht blos eine Schlußformel, ſondern auch eine Rechtfertigungsformel ſehen; aber freilich eine ungenügende. Wenn auch Dionyſos verwandelt, das heißt nicht als voller Gott auftreten konnte und ſollte, ſo folgt daraus doch nicht daß eine würdigere Haltung für ihn unmöglich war; und warum beließ es der Dichter nicht bei ſeinem göttlichen Verſchwinden, nach der wunderbar eindringlich beſchriebenen, die Verehrung gegen ihn magiſch erhöhenden Götterthat? Warum holte er ihn noch einmal herbei, um Reden zu halten und gerechte Vorwürfe anzuhören, welche in der Sache nichts ändern und zur Löſung nichts beitragen[1].

Außer dieſen Bedenken über die Behandlung des Dionyſos, ſtoßen mehrere auf über die Behandlung des Chors. Er beſteht (v. 1023) nur aus *fremden* Bacchantinnen, Dionyſos erzählt ſie wären ihm gefolgt und er fordert ſie (v. 60) zum Chorgeſang auf. Wir müſſen annehmen daß die Bacchantinnen dies hören, weil es ſonſt in den Wind geſprochen wäre und der Geſang auch ſogleich beginnt; allein im Fall ſie den ganzen Prolog hören, ſo wiſſen ſie ja daß Dionyſos in Menſchengeſtalt zu ihnen ſpricht, ſie kennen den Plan der Rache gegen Pentheus. Dies ſteht aber durchaus im Widerſpruche mit ihrem ſpäteren Benehmen, ihrer Sorge bei Dionyſos' Gefangennehmung, der Erwähnung deſſelben als ſey er in fernen Landen (v. 548); es ſtimmt nicht mit den Reden des menſchlichen Dionyſos, der zu den Bacchantinnen von dem Gotte wie von einem Dritten ſpricht. Dieſe Bedenken löſen ſich, wenn man annimmt daß der Chor nicht den ganzen Prolog hört, ſondern erſt nach dem fünfundfunfzigſten Verſe auftritt; aber dann fragt ſich wieder: weshalb folgten denn die Weiber von Lydien bis Theben einem bloßen Menſchen, und woher

[1] Es ſcheint daß Euripides mit Vorſatz das Edle, Begeiſterte, Bewundernswerthe des Bacchusdienſtes, und zugleich das Unerklärliche, Furchtbare darſtellen wollte.

entſtand das, ſelbſt dem Pentheus zu Ohren gekommene Gerücht: Dionyſos ſey da? (v. 238.) Blieb denn der Chor wirklich ununterbrochen auf der Bühne? Kadmos und Teireſias nehmen ja gar keine Kenntniß von ihm, und doch waren die fremden Bacchantinnen in Theben keine gewöhnliche, unbemerkenswerthe Erſcheinung. Nicht weniger fällt es auf daß Pentheus, der gegen die thebaniſchen Bacchantinnen ſo äußerſt aufgebracht iſt, der ſie verhaſten will, der nach dem Dionyſos ſeine Diener ausſchickt, ganz allein gegen die fremden Bacchantinnen ſo geduldig iſt wie ein Lamm; daß er ſich von ihnen gute Lehren geben, ja einen langen Chor (v. 366 — 425) vorſingen läßt, der ihm ſehr anſtößig ſeyn mußte. Oder war Pentheus hinweggegangen, damit ſie ſingen konnten und kam er genau wieder als ſie fertig waren? Die Bemerkung, daß ſein Zorn ſich zunächſt gegen das Haupt der Verwirrung und die einheimiſchen Anhängerinnen richten müſſe, dürfte doch kaum eine ſolche Gleichgültigkeit gegen die ihm keck entgegentretenden Fremden begründen. Eher möchten wir darin eine geheime Andeutung der Macht der Bacchantinnen finden, daß Pentheus nicht einmal die nächſten Umgebungen ſeinem Sinne gemäß reinigen kann; wenn anders die Erklärung nicht noch natürlicher bleibt, daß der Dichter in Noth war, wie er den Chor los werden und ihn wieder herbeiſchaffen ſollte. Gleich unbegreiflich würde es ſeyn, warum Pentheus den befreiten Dionyſos nicht noch einmal zu feſſeln ſucht, warum er ſeinem Verſprechen, nicht zu fliehen, (v. 588) Glauben beimißt; erblickte man nicht ſchon früher in ſeinen Anſtrengungen und ſeinem Angſtſchweiße an der Krippe, meiſterhaft dargeſtellte Regungen des Wahnſinns, Spuren der übermächtigen Einwirkung eines Gottes.

Mehrere Chöre zeigen eine auffallende Verſchiedenheit (v. 850—900, 965 — 1012) des Styls, ein Theil iſt dithyrambiſch, der andere unbacchantiſch betrachtend; doch muß man billigerweiſe bedenken, daß unmöglich das ganze Stück in einer Farbe gehalten werden konnte, daß die Trennung in Halbchöre wahrſcheinlich den Gegenſatz einerſeits heraushob und dennoch andererſeits wiederum milderte, daß endlich die Begebenheiten auch zu allgemeinen Betrachtungen aufforderten. Wir übergehen minder wichtige Fragen, z. B. über die unerwarteten Weiſſagungen des Chors (v. 970), über die weit hergeholten Fragen des Kadmos an Agave (v. 1263), über den Grund der wunderbaren Herſtellung ihres Verſtandes, über des Teireſias und Kadmos ſicheres Beiwohnen eines Bacchusfeſtes, über die Fähigkeit der, doch zur Strafe raſenden Bacchanten, Wunder zu thun (v. 693) u. ſ. w. — Aber ungeachtet aller Ausſtellungen, die ſich gegen das Stück machen laſſen, reißt es doch mit ſich fort; das Wunderbare, Enthuſiaſtiſche,

Geheimnißvolle zieht ſich regſam und anregend durch das ganze Trauerſpiel, und wenn wir einmal die Zweifel über die innere Nothwendigkeit des Ganzen bei Seite ſetzen, ſo gibt es wenig erhaben Schrecklicheres und vollkommener Dargeſtelltes, als den Tod des Pentheus, die Verblendung der Agave, und den Jammer des Kadmos.

Späterer Zuſatz.

Vom gewöhnlichen Standpunkte aus, ſind die vorſtehenden Einwendungen, beſonders über die Motive und den Zuſammenhang des Stückes, erheblich. Allein was auf jenem Standpunkte als Tadel erſcheint, iſt erlaubt, ja es wird zum Lobe, wenn man die Bacchantinnen als ein dem Märchenhaften verwandtes Werk betrachtet und das Wunderbare als ſolches anerkennt, anſtatt mit demſelben zu rechten. Manche Werke der höchſten Begeiſterung und dichteriſchen Kraft, erheben ſich freien Fluges über den mühſamen Grundbau wohlerwogener Motive. Sie bedürfen derſelben nicht, weil ihre Beglaubigung und ihr Werth eben auf ganz anderen Anſchauungen und Eingebungen beruht.

XVI. Alceſte.

Kein Trauerſpiel iſt ſo räthſelhaft, ſo ſchwer zu verſtehen und zu begreifen als dieſes; ſobald man den gewöhnlichen Maßſtab der Beurtheilung anlegt. Faſt nur die Klagen und der Abſchied Alceſtens ſind in edlem, wahrhaft tragiſchem Style. Die Veranlaſſung des ganzen Hergangs, Kampf und Entſchluß liegen eigentlich vor und außerhalb der Tragödie; ſie beginnt mit der Kataſtrophe. Der dem Apollon zugewieſene Prolog gibt hierüber keine genügende Auskunft; ja das Geſpräch mit dem Todesgotte zeigt ihn ſchwach und ungöttlich. Oder, müſſen die oberen Götter auch die Macht der unteren öfters anerkennen; ſo liegt doch eine Art Widerſpruch darin, daß Apollon den Herkules als den Stärkern anerkennt, und auf ihn als den wahren Retter hinweiſet. Anſtatt ſich an das Nähere anzuſchließen, oder daſſelbe zu erläutern, ſpricht der Chor an einer Stelle, wo man es am wenigſten erwartet, nur von Apollon's Hirtenthume und Admetos' Heerdenreichthume. Und ſo ließen ſich der Zweifel und Bedenken noch mehrere anführen.

Mit dem Auftreten des Herkules kommt allerdings ein neues Element der Thätigkeit in das Stück; anſtatt ſich jedoch zum Erhabenen hinzuwenden, tritt das Tragiſche nunmehr faſt ganz in den Hintergrund. Obgleich dem Admet das Herz voll war, ging ihm der Mund doch nicht über: er verhehlt dem Herkules ſeinen Verluſt und beide bekomplimentiren ſich über Wohnung und Speiſung. Trotz al-

Digitized by Google

ler Höflichkeit war Admet innerlich doch wol ob der unerwarteten Einquartirung übeln Humors, den er nun an ſeinem alten Vater ausläßt, und ihn, gleichwie ſeine Mutter, grob behandelt, weil ſie (die alten Leute) nicht für den jungen friſchen Herrn Sohn ſterben gewollt. Pheres, ſeiner väterlichen Autorität eingedenk, wäſcht hiefür dem Sohne tüchtig den Kopf, und der Chor bemüht ſich vergeblich die Eiferer zu beſchwichtigen. Ja in ſeinem Zorne ſagt Admet (faſt ein irish bull): ich glaube, ich bin aus Sklavenblut, und heimlich der Bruſt meiner Mutter untergeſchoben worden (v. 641).

Unterdeſſen ſpeiſet Herkules allein in dem ihm angewieſenen Flügel der Wohnung, trinkt mehr als nöthig, greift nach allen Sachen, iſt grob und gibt den Dienern als Lebemann epikureiſche Regeln. Endlich erfährt er daß Alceſte geſtorben iſt und wandert muthig von Tiſche gerade in die Unterwelt, während Admet vom Begräbniſſe zurückkehrt und im reuigen Andenken daß er ſo grob gegen ſeinen Vater geweſen, pater peccavi (v. 958) ſagt. Thanatos, mit welchem anzubinden Apollo Scheu trug, wird von Herkules leicht bezwungen; und dieſer treibt, ſeinem jovialen Charakter treu bleibend, allerhand Spaß mit Admet; insbeſondere daß er ihm bis zur Rückkunft aus Thracien ein junges Mädchen nöthigen Falls in ſeinem Schlafzimmer verwahren ſolle. Endlich wird Alceſte erkannt; ſie ſchweigt aber, entweder weil ſie (wie es heißt) erſt nach dreien Tagen reden darf, oder weil ſie ſich nicht ſogleich in den ſcherzhaften Ton der Oberwelt finden kann.

Dies Alles hat der Dichter gewollt, und ohne Zweifel mit Bewußtſeyn gewollt. Dann hat er, werden Manche ſagen, das Unrechte gewollt, und Begriff und Weſen der Tragödie leichtſinnig zerſtört. Könnte denn aber Euripides gegen dieſes leicht ausgeſprochene Verdammungsurtheil nicht Berufung einlegen? Es iſt viel zu wenig aus der unermeßlichen dramatiſchen Literatur auf uns gekommen, als daß wir wiſſen könnten wie die Griechen über die Verbindung des Tragiſchen und Komiſchen, des Ernſtes und Scherzes dachten, was ſie verſuchten, wie viel ſie ſich erlaubten. Das Erhabene und das Geringe geht nach Zeit und Ort und Perſonen ſo vielfach nebeneinander und durcheinander, daß nicht die Natur, ſondern die Kunſt und noch mehr die Kritik, eine Sonderung angeordnet hat. Mag dies als Regel gelten; ſie hat aber auch Ausnahmen, wo dann die Nebeneinanderſtellung beider Beſtandtheile ganz eigenthümliche Lichter zeigt und Schatten wirft. Was ſich im Shakſpeare und Calderon häufiger findet, hat Euripides in der Alceſte ſchon vorbildlich angedeutet. So ergäbe ſich hier, wie ſo oft, daß er unter den Tragikern der am Meiſten weiſſagende, prophetiſche iſt, und Geſtaltungen einer ſpäteren

Zeit bereits in höchſt merkwürdigen Keimen und Bildern bei ihm zu Tage kommen. Gewiß iſt Alceſte weder eine Tragödie, noch eine Komödie, noch ein Satyrſpiel im gewöhnlichen Sinne, ſondern zeigt eine eigenthümliche, ſehr merkwürdige Behandlungsweiſe. Neben dem Adel, der Erhabenheit, der Wehmuth, ſteht heiterer Scherz und humoriſtiſche Parodie, und beide Richtungen und Stimmungen greifen ſo ineinander, daß weder die eine noch die andere, wenn man ſie vereinzelt ins Auge faßt, Natur und Inhalt des Werkes genügend erklärt. Auch ward ja daſſelbe nicht als Satyrſpiel, ſondern anſtatt eines Satyrſpiels aufgeführt, und das Abweichende von dem Gewöhnlichen ſchon im Alterthume anerkannt.

Der Einwand: beide Hälften des Stücks paßten nicht aneinander und die zweite ſey der erſten nicht würdig; iſt von dem Standpunkte der reinen Tragödie und der Kunſt überhaupt, nicht ohne Grund: allein die *Natur* verknüpft, wie geſagt, Entgegengeſetztes, ernſtes Beginnen geht oft in heiteren Scherz über, das Opfer der Alceſte wird nicht geringer wenn ſie auch ihren Gemahl liebevoll überſchätzt, Herkules bleibt trotz Eſſens, Trinkens und Scherzens der befreiende Held, und Euripides zeigt hier unerwartet eine ſo bewundernswerthe Anlage für komiſche Auffaſſung und Entwickelung, daß man zu dem Wunſche veranlaßt wird, er möchte neben ſeinen Trauerſpielen, auch Luſtſpiele geſchrieben haben.

XVII. Helena.

Euripides behandelt die Geſchichte der Helena in dieſem Schauſpiele ganz abweichend von Homer und von der gewöhnlichen Anſicht. Iſt dies aber erlaubt? und wenn auch kein Verbot dagegen ſtatt findet, läßt es ſich rechtfertigen? Und warum nicht? Dieſer Theil der mythologiſchen Fabel hatte weder ein ſolches kanoniſches Anſehen, daß Abweichungen von demſelben als religiöſe oder äſthetiſche Ketzereien verfolgt werden dürften, noch iſt die Grundlage dieſer Behandlung willkürlich vom Dichter erſonnen; vielmehr hatte ſchon Steſichorus dieſe abweichende Sage benutzt, für welche eine klaſſiſche Stelle im Herodot zeugt. Die Frage, ob die Behandlung vollkommen ausgefallen ſey, darf alſo wohl mit der andern, ob ſie überhaupt zu verſtatten war, keineswegs zuſammengeworfen werden, und während man leugnet daß hier Frevel gegen die Mythologie ſtatt finde, kann man doch am Stücke ſelbſt mancherlei ausſetzen.

Wir wollen nicht mit dem Prolog rechten, der uns Dinge erzählt welche nicht zunächſt hieher gehören, und andere dagegen verſchweigt die uns mehr angehen dürften; wir wollen nur darauf aufmerkſam

machen daß ſelbſt hier, wo die Fabel von der gewöhnlichen ſo ſehr abweicht, das Stück dennoch ohne jenen Prolog verſtändlich bleibt, Euripides alſo noch andere Gründe für die Prologe gehabt haben muß, als den, ſich dadurch bloß die Einleitung, die Expoſition zu erleichtern.

Aber warum ſchloß ſich der Dichter nicht näher an die Erzählung Herodot's an, welche Helena in Aegypten läßt, aber an ihrer Stelle ein durch Götter erzeugtes Schatten- oder Trugbild nach Ilion ſendet, welche mit ſehr erheblichen Gründen beweiſet, daß Helena nie in Troja war. Konnte nun nach Eroberung der Stadt den Griechen nicht endlich die Ueberzeugung entſtehen, daß Helena wirklich in Aegypten zurückblieb? konnte Menelaos nicht durch Berichte veranlaßt werden, ſie dort zu ſuchen? konnten die Hellenen nicht in ihrem Unglauben an die frühern Verſicherungen der Feinde von der Abweſenheit Helena's, den ſelbſtgeſchaffenen Grund ihrer Unfälle ſehen? Allein das gab einen einfachen natürlichen Plan, welcher dem Dichter zu proſaiſch erſchien, und doch möchte ſich vielleicht beweiſen laſſen, er ſey tragiſcher geweſen. — Wie dies zu beweiſen ſey? — Zunächſt damit, daß in der That des Euripides Helena keine Tragödie geworden iſt, daß ſich nirgends — ſelbſt da nicht, wo Helena davon ſpricht, ſie wolle ſich umbringen — eine tragiſche Stimmung unſerer bemeiſtert. Gehen wir in's Einzelne. Die Fabel iſt mehr als fabelhaft: denn daß die Götter den Popanz der Helena nach Ilion geſandt hätten, damit um Nichts und wider Nichts Streit entſtehe, ſcheint uns reine Willkür, keine ächte Schickung, kein πεπρωμενον; der teleologiſche Zweck (v. 38) dadurch die zu dicht neben einander wohnende Ueberzahl der Menſchen dünne zu machen, will uns noch weniger als göttlich bedünken; das Verlangen endlich, ſich für die glücklich conſervirte Keuſchheit der Helena ſo ganz außerordentlich zu intereſſiren, iſt wol für uns zu ſtreng, da ja ſelbſt ihr Gemahl ſich darüber zufrieden gegeben hatte. — Aber die Götter wollten einmal ihre Keuſchheit durchaus erhalten: — nun gut, wir haben nichts dagegen, finden es aber doch hart, daß man die arme Frau wenigſtens ein Dutzend Jahre als Strohwittwe allein läßt, damit ſie keuſch bleibe und die überflüſſigen Menſchen von der Erde hinweggeſchafft werden. Alle dieſe Willkürlichkeiten fallen nach Herodot's Erzählung weg: da iſt kein Popanz, kein überzählig Menſchenvolk, keine ungöttliche Einwirkung der Götter, ſondern aus einfacher Verknüpfung der Begebenheiten geht Alles natürlich hervor.

Setzen wir aber das Wunderbare bei Seite, ſind denn die Menſchen, ſo fragen wir weiter, an ihrer Stelle? Zuerſt erſcheint Teuker. Woher dieſer? Er iſt über Ilion unterrichtet, und doch nicht recht unterrichtet; er fragt, wer Herr des Pallaſtes ſey, und weiß es nachher ohne daß es ihm Jemand geſagt hatte (v. 68 und 144); er will

Theonoe's Weiſſagungen vernehmen, kehrt aber ſogleich um, als er hört Theoklymenos ſey den Fremden nicht hold. Freilich, das Umkehren konnte ihm nicht ſchwer werden, denn er kann blos — wir merken's wohl — um Helena in Sorgen zu ſetzen und uns mit ihr. Seltſam aber, daß der Dichter ihn überhaupt bemühte. Der Schiffbruch des Menelaos iſt nicht unnatürlich, bei einem veränderten Plane mußte er ſogar nach Aegypten ſteuern; aber daß Teuker anderswoher zu derſelben Stunde anlangt, ſetzt uns in Verwunderung, aus der indeſſen Nichts entſpringt was den Tadel vertilgte, der mit dieſer Verwunderung nothwendig verbunden iſt. Wäre es nicht weit einfacher geweſen, wenn ein aus dem Schiffbruche des Menelaos Entronnener die Nachricht ſeines Todes gebracht hätte, würde nicht Helena weit beſtimmter daran geglaubt haben?

Wenn wir uns über Teuker's Anweſenheit beruhigen, ſo darf es uns nicht wundern, daß ein altes Weib als Thorwächterinn und Abhalterinn der Griechen auftritt; es kam darauf an, daß Menelaos gerade ſo viel von ihr höre, als Helena vom Teuker. Iſt endlich nicht ſogar Theonoe entbehrlich? Eine Erkennung beider Gatten ließ ſich ohne ſie bewerkſtelligen, die Hinderniſſe von Seiten des Königs bleiben mit ihr oder ohne ſie, die Hinderniſſe, welche dagegen von ihrer Seite entſtehen, muß ſie ja ſelbſt wiederum beſeitigen. Ob nun bei dieſen Verhältniſſen die Theilnahme welche ihre ſpätere gefährliche Lage erweckt, die übermäßige Verwickelung des Plans aufwiegt, welche durch ſie entſteht, wollen wir nicht entſcheiden. Helena hält den Menelaos für todt, und dieſer kann die Nachrichten welche die Alte ihm über jene mittheilt, nicht begreifen: er weiß nicht, iſt die iliſche Helena gefangen, iſt eine zweite vorhanden, kurz er geräth durchaus in Verwirrung. Helena dagegen erfährt durch die vorlaute Erzählung des Chors von den Weiſſagungen Theonoe's, Menelaos ſey noch am Leben, aber ſchiffbrüchig. Sie muß in jedem Augenblicke ſeinem hülfsbedürftigen Auftreten entgegenſehen, und doch hält ſie unwahrſcheinlich den am Altar hülflos Sitzenden, für einen zu gewaltſamen Raub von Theoklymenos Abgeſandten. Wenn der König überhaupt hätte Gewalt gegen ſie brauchen wollen, ſo würde er nicht ſo viele Jahre gewartet, er würde längſt zweckdienliche Mittel angewandt und nicht jetzt einen zerlumpten Menſchen dazu ausgeſchickt haben. Eine eigentliche Erkennung ihres Gatten tritt nach Empfang der Weiſſagungen Theonoe's nicht mehr für Helena, ſondern nur für Menelaos ein; der Dichter wollte zweifache Gemüthsbewegungen haben und trennte das, was leicht zuſammengefallen wäre; oder vielmehr er machte drei Löſungsſtufen, drei Peripetien: erſtens durch Theonoe's Verkündung, zweitens durch Helena's und Menelaos' Geſpräch, endlich — denn

dieſer bleibt zum Theil ungläubig — durch die Nachricht des Boten vom Verſchwinden des trojaniſchen Trugbildes der Helena. Wir glauben auch dies, zu dem Vielen was wir im Stücke glauben müſſen, verhalten uns aber umgekehrt wie Menelaos: dieſer zweifelt nämlich ſo an der wahren Helena, wie wir an der falſchen zweifeln möchten.

Gern ſchritten wir nun zu dem vor, was, wie ſich ahnen läßt, noch bevorſteht; aber wir müſſen es verzeihen, daß die ſeit ſo vielen Jahren getrennten Eheleute ſich mancherlei erzählen und ganz eigentlich ein Duett mit einander ſingen, daß Menelaos ſich doch auch endlich nach Helenens Keuſchheit erkundigt, daß dieſe ihrem Gatten erſt vorſchlägt er möge ſich nur, wenn ihm ſeine Haut lieb ſey, ohne ſie davon machen, daß ſie ſich aber dann wechſelsweiſe auf Tod und Leben Treue ſchwören. Es iſt ferner nicht genug daß Menelaos und Helena und wir wiſſen, wie es mit den Dingen ſteht, auch der Bote will es hören, und er ſtellt Grundſätze über Orakel und Gottesverehrung auf, die uns beweiſen daß es billig war die Wünſche eines ſo verſtändigen Mannes zu erfüllen!

Endlich naht die Gefahr für Theonoe; die Allwiſſende läßt ſich aber nicht an der ſonſt lobenswerthen Auseinanderſetzung Helena's genügen, ſondern verlangt, auch Menelaos ſolle reden und zeigen, ob er im Stande ſey etwas Tüchtiges vorzubringen. Es geſchieht mit rhetoriſcher Geſchicklichkeit, auch nicht ohne Würde; doch iſt Theonoe's Antwort noch beſſer gelungen, und wir wünſchen nur, daß ihr der Vorſatz über Feſthaltung ihrer Jungfrauſchaft eben ſo gelingen, daß ſie in dieſer Hinſicht Zutrauen zu ſich ſelbſt faſſen möge[1].

Theonoe alſo will die Gattinn dem Könige nicht verrathen, aber mit dieſer Sorge iſt die andere nicht gehoben: wie wollen ſie dem Mächtigen entfliehen? Menelaos — wir ſehen es — hat, ſo ſchön er auch ſprach, die Tramontane verloren, denn es fällt ihm ein den König zu ermorden; — als werde Theonoe dies ihrem Bruder eben ſo verſchweigen, wie den Umſtand daß der Fremde kein Bettelmann ſey, als habe dieſer dadurch Schiffe, Mannſchaft u. ſ. w., als werde er nicht von den Aegyptern unfehlbar todtgeſchlagen werden. Helena weiſet ihn in dieſen Beziehungen zurecht, worauf er umgekehrt nun in ſo viele Bedenken geräth daß ſie am Ende ganz billig ſagt, er müſſe ſelbſt etwelche löſen. Endlich wird der beſſere Plan geſchickt ausgeſonnen und durchgeführt, nebenbei Theoklymenos auch um einiges Gut gebracht; deßungeachtet folgen noch zwei Hauptſachen nach der Entfernung des Menelaos und der Helena. Erſtens will der

[1] V. 1914. πειράσομαι δὲ παρθένος μένειν ἀεί.

König ſeine Schweſter ihres Schweigens halber tödten und wird nur mit vieler Mühe durch den Chor davon abgehalten; wir für unſeren Theil, bleiben jedoch ziemlich gelaſſen, weil wir wiſſen daß die noch mehr wiſſende Theonoe, nicht ihr Verderben auf dieſe Weiſe ſelbſt bereitet haben würde. Zweitens erſcheinen die Dioskuren und erzählen das, was Theonoe hätte ſagen können, oder was der König ſich ſelbſt ſagen konnte, nämlich: daß der Himmel es ſo gefügt, und Menelaos an ſeine Frau ein näheres Recht habe, als Theoklymenos.

Und was geht nun aus dem Allen hervor? Unbedenklich daß Helena keine vollkommene Tragödie iſt. Wie aber, wenn Euripides uns mit dieſem Beweiſe auslachte und behauptete: es ſolle auch gar keine Tragödie ſeyn. Daß Helena unter dieſem Titel geht, beweiſet nur daß es keine Komödie der alten Schule und kein ſatyriſches Drama iſt, daß man nicht ſo leicht als jetzt für Abweichendes beſondere Benennungen erfand: — was iſt aber zuletzt am Titel und dem regelrechten Eintheilen und Unterbringen gelegen? Fallen nicht die meiſten Fehler dahin, wenn man das Stück als ein Schauſpiel mittlerer Art betrachtet? Das Intereſſe wird hier zwar geweckt und es erſcheinen Gefahren, aber wir ſind von vorn herein ſchon gewarnt, uns nicht im tragiſchen Eifer zu übernehmen; Alles geht zuletzt ohne Unglück ab, auch der König — wir ſind davon überzeugt — gibt ſich zufrieden daß Helena nicht von ihm zur Bigamie gezwungen ward. Der Chor, welcher von Dingen ſingt, die zum Theil wenig mit dem Stücke zuſammenhängen, könnte mit geringen Veränderungen ganz wegbleiben, oder auch, für den Liebhaber ſolcher Perſonen, in eine Vertraute verwandelt werden; beides ohne Nachtheil für das Stück. Die Liebe des Theoklymenos endlich, beſonders aber die Intrigue gegen ihn, kann im Schauſpiele weit eher als im Trauerſpiele ſtatt finden. Gehen wir aber noch einen Schritt weiter und nehmen an: Helena ſey das Aehnliche, ein Analogon von einer romantiſchen Oper; ſo iſt jedes Wunder, jede verwickelte Verwickelung, wenigſtens weit eher als auf irgend eine andere Weiſe, gerechtfertigt und die Vorſätzlichkeit, die Beſonnenheit, mit welcher der Dichter überall das Wunderbare, das Verwickelte vorzieht, beweiſet, daß er von den gewöhnlichen Formen durchaus abweichen wollte.

Es ſind in der Helena gewiß unbedingte Fehler, welche keine Annahme vertilgt, aber viele beweiſet man wol erſt ſelbſt hinein, wenn man ſie als Tragödie beurtheilt. So wie der Kyklop als Uebergang und Vermittelung verſchiedener Kunſtformen höchſt merkwürdig erſcheint, ſo auch Helena. In ihr liegen die Wurzeln eigenthümlicher Geſtaltungen, von ihr aus ließe ſich ein Uebergang zu ſehr abweichenden und merkwürdigen Formen der Neuern nachweiſen; die dem

Alterthume vielleicht keineswegs ſo ganz fehlten, als man bei der Dürftigkeit des Ueberbliebenen annimmt. Aber auch zugegeben, dieſe Formen waren damals nicht vorhanden, ſo kann doch jede Erſcheinung, welche dahin deutet, nicht doppelten Tadel verdienen, ſondern ſie muß doppeltes Intereſſe erwecken.

XVIII. Der Kyklop.

Wären mehrere ſatyriſche Dramen auf uns gekommen, ſo würden wir beſſer im Stande ſeyn über ihre Natur, und insbeſondere darüber zu urtheilen: ob ſie vorzugsweiſe hervorgingen aus äußeren, geſchichtlichen Veranlaſſungen, oder ob ſie in der ächten Kunſtentwickelung ſelbſt, eine natürliche und nothwendige Stellung einnehmen und behaupten können.

Betrachten wir den Kyklopen, ſo ergibt ſich deutlich, daß viele ſeiner Beſtandtheile in einem eigentlichen Trauerſpiele gar nicht zu brauchen waren, ſo insbeſondere die trinkluſtigen, feigen Satyrn. Eben ſo wenig reicht der nüchterne, und noch weniger der betrunkene Kyklop in jene Region. Andererſeits iſt das Auffreſſen der Gefährten des Odyſſeus, und das Blenden des Polyphem gewiß nicht komiſch, oder ſpaßhaft, ſo daß es in einem heiteren Luſtſpiele Platz finden könnte.

Iſt denn nun aber dieſe Mitte des ſatyriſchen Dramas wirklich eine glückliche, und nicht vielmehr eine ſchwankende, negative; während das eigentlich Poſitive, Inhaltreiche entweder der Tragödie, oder der Komödie anheimfällt? Wenigſtens bleibt es merkwürdig, daß in allen anderweiten Entwickelungen der dramatiſchen Dichtkunſt, nichts erſcheint was dem helleniſchen Satyrſpiele zu vergleichen wäre. Wol aber tritt in neuern Zeiten das Tragiſche und Komiſche viel näher aneinander, erläutert die Mannigfaltigkeit des Lebens, und läßt Lichter und Schatten ſchneller wechſeln, als es die Großheit der ſophokleiſchen Tragödie erlaubt. Was Euripides in der Alceſte und Helena wagte, greift mehr in die Zukunft hinein und bildet neue Formen mehr vor, als was die ſatyriſchen Spiele darbieten, oder vermuthen laſſen.

XIX. Rheſus.

Wenn man, wie beim Rheſus, auch nur einen Augenblick lang zweifelt, ob er vom Sophokles oder Euripides herrühre, ſo folgt wol daraus, daß ihn keiner von beiden geſchrieben haben könne. Der Erſte unbezweifelt nicht: denn der ganze Bau des Stücks, die Haltung der Charaktere u. ſ. w., iſt ſo gar nicht in ſeiner vollendeten

Weiſe, daß die Aehnlichkeit einzelner Verſe und Anſichten keine Erwähnung verdient, oder auf dieſe Art ſich wohl darthun ließe, er habe alle Trauerſpiele des Euripides gedichtet. Rheſus iſt aber auch kein Werk des Letzten (und am Allerwenigſten zu gut für ihn): denn weil alle Verzeichniſſe eine euripideiſche Tragödie unter dieſem Namen aufführen, beſitzen wir die ächte noch nicht, und wenn ein Paar Sternbilder darin genannt werden, die wol jeder Hirte kannte, ſo folgt daraus keineswegs daß ſie nur der Schüler des Anaxagoras entworfen haben könne. Will man ferner die Stimme des großen Scaliger für die Unächtheit auch nicht viel gelten laſſen, weil er an Seneca's Trauerſpielen mehr Gefallen als an den helleniſchen fand; ſo wird doch Valkenaer's Ausſpruch in philologiſcher Hinſicht genügen, und Beck's Nachweiſung der Mängel des Stücks erſcheint ſo vollſtändig, daß ſich wenig möchte hinzufügen laſſen.

Aber wie, wenn andern Kunſtrichtern die eine geringe Meinung vom Euripides hegen, jene Nachweiſungen der Mängel gerade als Beweiſe der Aechtheit gelten? Wir würden entgegnen: Fehler hat Euripides allerdings und ſelbſt große Fehler, aber nicht alle und jede Fehler, nicht hier zu verwickelte Verwickelungen und dort gar keine Verwickelungen, nicht hier übermäßige Rührungen und dort (v. 907) Gleichgültigkeit ſelbſt bei natürlichen Veranlaſſungen zur Theilnahme. Es erſcheinen bei ihm Perſonen zwar unerwartet, aber ſie wirken, wenn ſie einmal da ſind; er liebt zwar Epiſoden, aber ſie ſtehen doch nicht ganz vereinzelt, ſondern es geht ein verknüpfender Faden durch das ganze Stück: man vergleiche zum Beiſpiel die beiden Haupttheile der Hekuba mit der Geſchichte des Dolon und Rheſus.

Hier läßt ſich kaum entdecken, was das Stück eigentlich wolle: erſt glaubt Jeder aus der lauten Ankündigung der Wache und dem Muthe Hektor's werde etwas hervorgehen, allein es erfolgt Nichts; dann laſſen die breiten Geſpräche des prahleriſchen Dolon und der ſogar ihm zu Ehren angeſtimmte Chorgeſang vermuthen, er ſolle die Dinge in Bewegung ſetzen; ſtatt deſſen wird ſpäter nur gelegentlich geſagt: man habe auf ihn gewartet, er ſey aber mit ſeiner abgeſchmackten einfältigen Liſt ins Verderben gelaufen. — Eine an ſich gute aber hier unpaſſende Erzählung von der Ankunft des Rheſus führt zu etwas Neuem, zu großen Reden, wo jener ſich gewaltig rühmt und der Chor ihm weit mehr als dem Hektor zutraut; endlich aber gehen Alle zu Bette, wahrſcheinlich auch die Wache. Jetzt kommt Odyſſeus und Diomedes, ohne recht zu wiſſen was ſie wollen. Dolon entfernte ſich gerade eine Minute vor Rheſus' Ankunft und kann ihnen mithin darüber nichts beichten, im trojaniſchen Lager dürfen ſie ohne Lebensgefahr nicht viel fragen: da erſcheint denn zu

Digitized by Google

ihrem Beſten Minerva als Minerva, der arme Paris dagegen, der ſo gelegentlich hören will ob etwas vorgeht, wird von ihr in Kypris' Geſtalt ſehr zweckdienlich zum Narren gehalten. Hektor, die Wache, der Chor, alle ſind abweſend, bis das Geſpräch mit Paris zu Ende iſt, und währenddeſſen bringen Odyſſeus und Diomedes auch Alles mit ungemeiner Behendigkeit zu Stande. Zwar verhört ſie der Chor, welcher jetzt wieder zur Hand iſt, allein Odyſſeus giebt ſich — nach einer Lesart — für Rheſus aus und wird, ſo ſtockfinſter iſts, nicht wieder erkannt, obgleich der Chor erſt wenige Augenblicke vorher ebenfalls in der Nacht den Rheſus ſah und beſang: oder nach einer andern Lesart meint die Wache ſo ganz aus freien Stücken, der ihnen ganz Unbekannte — habe wol den Rheſus erſchlagen! Sie läßt ihn aber dennoch, weil er das Feldgeſchrei weiß, mit deſſen Pferden davonlaufen. Der Stallknecht des thraeiſchen Königs hatte ſich erſt zu Bette gelegt, nachdem er die Pferde abgefüttert und den um das Lager ſchleichenden Kundſchaftern zugeſchrien hatte, ſie möchten ſich in Acht nehmen; ward aber, als er ſpäter Geſchrei hörte und herzueilend ſich einmiſchen wollte, ſchwer in der Seite verwundet. Deſſungeachtet kommt er als Bote, erzählt ein Langes und Breites und ſagt zuletzt verdrießlich zu Hektor: er, Hektor, habe den Gaſtfreund ermorden laſſen. Dieſer, der früher barſch gegen Aeneas war und dann ihm beiſtimmte, auf Rheſus loszog und vom Chore Lehre annahm, antwortet jetzt: es ſey nicht wahr und er habe dazu keine hinreichende Gründe. Dem Chore fallen die Verhörten, dem Stallknechte die umſchleichenden Fremden nicht bei, vielmehr geht er fort und wir, die wir Alles wiſſen, gingen auch gern; allein da kommt die Muſe, Rheſus' Mutter, in der Luft angefahren, erzählt wie ſie und ihres Gleichen die Dichter erzögen, wie ſie um ihre Jungfrauſchaft gekommen ſey, wie ſie vom Papa Alimente verlangt und dieſer das Kind in eine ſehr gute Penſion gethan habe; Hektor wird über das gar zu viele Reden verdrießlich (v. 952), der Chor hört auch nicht recht hin, und obgleich ſonſt mit Redensarten gleich bei der Hand, hat er doch keine Luſt etwas zu erwiedern. Da fällt endlich Allen das Beſte bei, nämlich: daß der Morgen anbreche und Feinde zu bekämpfen wären; und damit hat das Trauerſpiel ein Ende. — Oder vielmehr kein Ende, ſowie keinen Anfang und keine Mitte; denn wo fände ſich überhaupt das Tragiſche? Etwa darin, daß ein Spion umgebracht, oder daß ein Feind erſchlagen wird? Oder daß eine Muſe um ihre Keuſchheit kommt? Oder daß Alle eine unruhige Nacht haben?

Das Ganze iſt offenbar das Uebungsſtück eines Schülers, der Homer's trefflichen Geſang dialogiſirte; und ſo haben wir denn eine

Reihe nächtlicher Scenen, bei welchen wir hübſch den geſchichtlichen Faden, der das Zuſammengewürfelte verknüpft, im Gedächtniß behalten müſſen. Für Einzelnheiten zeigt jener Schüler zwar Anlagen, weiß aber vom Grundbau einer Tragödie Nichts, und fährt ſich ſo feſt daß er mehrere Male Götter und Muſen herbeiruft, um ihn wieder flott zu machen; eine ſolche Barmherzigkeit wird aber dem Dichter, der nicht in ſeinem Reichthum opfernd, ſondern ärmlich und hülfsbedürftig auftritt, von Rechtswegen durchaus abgeſchlagen.

C. Ergebniſſe und allgemeine Betrachtungen.

Es ſey erlaubt den vorſtehenden Bemerkungen über die einzelnen Tragödien des Euripides, einige allgemeinere Betrachtungen anzureihen.

Jedes größere dramatiſche Kunſtwerk bedarf gewiſſe Abſchnitte, Ruhepunkte, Abtheilungen, Akte, Scenen. Es fragt ſich, welche waren den Alten eigenthümlich, und welche finden ſich in ähnlicher Weiſe bei den Griechen und bei den Neuern? Dort wird die Regel aufgeſtellt, daß mehrere Stücke als Trilogien, oder Tetralogien mit einander verbunden waren; während ſolch Verhältniß in unſeren Tagen, nur als ſehr ſeltene Ausnahme hervortritt. Jene griechiſche Einrichtung, oder Eintheilung beruhte indeſſen gewiß auf verſchiedenen Gründen. Entweder war die Fabel oder Handlung in einem Stücke nicht vollſtändig zu Ende, ſondern nur zu einer Art von Trugſchluß gebracht; ſie ward deshalb im zweiten Stücke wieder aufgenommen, fortgeführt und erſt im dritten (vierten?) Stücke völlig beendet und abgeſchloſſen. Oder, wo der Umfang einer Fabel dies nicht verlangte, wurden wol mehrere Fabeln verwandten und ſich erklärenden Inhaltes in den einzelnen Stücken nebeneinander geſtellt. Nicht minder haben die, bei den Wettkämpfen aufgeſtellten Forderungen auf dieſe Behandlungsweiſe hingedrängt; wogegen es zweifelhaft bleibt, ob, ich möchte ſagen Reflexionen a priori, wohl die Behandlung eines Gedankens, eines Grundſatzes, einer Leidenſchaft, in mehreren Tragödien nebeneinander veranlaßt haben.

Gewiß iſt es etwas Anderes, ob Stücke nur deshalb zu Trilogien und Tetralogien gerechnet wurden, weil man ſie miteinander aufführte, oder weil ihr innerer Zuſammenhang Gründe darbot ſie

als Trilogien, oder Tetralogien nebeneinander zu ſtellen. Ich kann mich nicht überzeugen daß jene Drei- oder Viertheilung, ein nothwendiges, unbedingtes, überall befolgtes Geſetz geweſen wäre.

Manche Trauerſpiele des Euripides (z. B. die beiden Iphigenien und Oreſt) ſtehen in einem inneren Zuſammenhange, werden aber nicht derſelben Trilogie beigezählt. Die meiſten ſeiner Tragödien erſcheinen dagegen ſo abgeſchloſſen, daß man kein vor oder nach, kein früheres oder ſpäteres Stück vermißt. Fände man die zum Prometheus, oder den Flehenden gehörigen Tragödien auf; ſie würden den Zuſammenhang und das innere Weſen der äſchyleiſchen Tragödie mehr aufklären, als wenn die Tetralogien des Euripides wären erhalten worden. Ja dieſe Tetralogien ſcheinen keinen nahe liegenden, weſentlichen Zuſammenhang nachzuweiſen, oder zu bezwecken; es läßt ſich vielmehr vermuthen, Euripides habe auch hier einen neuen Weg eingeſchlagen, nach Mannigfaltigkeit geſtrebt und Entgegengeſetztes nebeneinandergeſtellt. Nur einzelne ſeiner Stücke mögen auf eine Fortſetzung (ſo die Phöniſſen auf eine Antigone) hinweiſen.

Ob und wo in den griechiſchen Trauerſpielen Abſchnitte anzunehmen ſeyen, beruht theils auf der Art der helleniſchen Darſtellung, theils auf dem inneren Bau der Fabel ſelbſt. Wollen wir den Schluß eines Aktes dahin ſetzen wo die Bühne leer, oder die ausnahmsweiſe auf ihr bleibende Perſon doch ganz unthätig war; ſo findet ſich, wie ſcharfſinnig nachgewieſen ward, der Ruhepunkt oder die Sonderung allemal bei und nach einem, nicht ſowol in die Handlung eingreifenden, als vielmehr nach einem allgemein gehaltenen großen Chore. Obgleich bisweilen ſchwer zu entſcheiden iſt, welcher von beiden Klaſſen ein Chor angehört; erhält jene Regel doch eine neue Beſtätigung, wenn wir von der Art und Weiſe der Aufführung ganz abſehen, und nur den Gang der Fabel und die Abſchnitte ihrer Entwickelung im Auge behalten. Gewiß hatten die Trauerſpiele bei den Griechen (nach unſerer Redeweiſe) nicht gleichviel Akte, und deren Länge war ſehr verſchieden; gewiß ſind die von manchen Herausgebern des Euripides gemachten Abtheilungen ſehr willkürlich, und der Schluß eines ſogenannten Aktes nicht ſelten dahin gelegt worden, wo höchſtens das zu Ende war, was man jetzt eine Scene zu nennen pflegt. Doch ſind dies allerdings Begriffe, welche einer nähern, nicht hieher gehörigen, wiſſenſchaftlichen Begründung bedürfen.

Ueber die Entſtehung und Bedeutung des Chors in der alten Tragödie, iſt ſo viel geforſcht und geſagt worden, daß ich einige Bemerkungen nur mit Scheu auszuſprechen wage. Wäre jede Tragödie eine Oper, und der antike Chor einem vorzugsweiſe und weſentlich muſikaliſchen Chore gleich zu ſetzen, ſo erklärte er ſich

von ſelbſt, oder bedürfte vielmehr keiner Erklärung; er wäre für die damalige und für jede andere Zeit, bis auf den heutigen Tag, vollkommen gerechtfertigt. So wie er war, erſcheint er aber in der Kunſtgeſchichte nur bei den Griechen; er ward abgeſchafft und nie wiederhergeſtellt; ja die in unſeren Tagen gemachten Verſuche einer Erneuung und Wiederherſtellung, ſind als völlig mißglückt zu betrachten. Hieraus folgt, daß ſein Daſeyn und ſeine Natur nicht ſowol auf allgemeinen und nothwendigen Kunſtgeſetzen, als auf geſchichtlichen, volksthümlichen und örtlichen Verhältniſſen beruhe [1]. Mag die demokratiſche Verfaſſung Athens, mag der Wunſch mitgewirkt haben beruhigende, allgemeinere Betrachtungen auszuſprechen; ſchwerlich wäre hieraus der Chor entſtanden, wenn er nicht in den feſtlichen Spielen und lyriſchen Ergießungen urſprünglich die Hauptſache geweſen wäre, zu denen ſich das Dramatiſche erſt hinzu fand und allmälig immer breiter machte.

Faſt in keiner griechiſchen Tragödie führt der Chor durch thätiges Eingreifen die Entſcheidung herbei; ja er ſagt ſchon in den Choephoren des Aeſchylos:

„Laßt uns hinweggehn, denn das Werk wird nun vollbracht,
Auf daß wir ſchuldlos ſcheinen mögen dieſer That."

Die Eumeniden können hier kaum als Ausnahme angeführt werden, da ſie eigentlich die Hauptperſonen, und keineswegs beruhigende Allgemeinheiten ſind, oder freundliches Wohlwollen zeigen. Schon Ariſtoteles ſagt nämlich in den Problemen (XIX, 48) „der Chor iſt ein unthätiger Pfleger, oder Sorger (κηδευτὴς ἄπρακτος). Er zeigt blos Wohlwollen für die Gegenwärtigen." Dieſe Aufgabe iſt aber, in der That, kaum eine dramatiſche zu nennen. Auch rechtfertigen ſich die Chöre weniger auf dieſem Wege, als durch ihren unabhängigen, großen, dichteriſchen Werth. Doch blieb die Forderung nicht unnatürlich: ſie ſollten wenigſtens mit den Vorgängen in Zuſammenhang ſtehen. Von dieſer Regel weicht Euripides allerdings etliche Male, aber keineswegs immer ab; greifen doch ſeine Troerinnen in der Hekuba, ſeine Bacchantinnen mehr in die Handlung ein, als irgend ein Chor ſeiner Dichtergenoſſen. Könnte er (oder einer ſeiner Freunde) aber nicht zur Rechtfertigung jener Abweichung ſagen: Glaubt ihr denn daß ich abſichtslos, daß ich aus bloßer Bequemlichkeit, oder aus Unverſtand ſo gehandelt habe? Eher dürftet ihr mir den Vorwurf machen: ich ſey nicht kühn und weit genug vorgegangen, ſondern auf halbem Wege ſtehen geblieben. — In einzelnen Fällen (wie

[1] Z. B. Bau und Einrichtung der Theater.

in den Bacchantinnen, den Eumeniden, den Flehenden) iſt ein Chor natürlich und nothwendig; in vielen anderen iſt er dem Euripides für ſeine Aufgaben und Zwecke unbequem und nur der traditionelle Ueberreſt einer einſt herrſchenden, durch den Fortſchritt der dramatiſchen Kunſt aber veralteten Form; weshalb ein Kenner mit Recht ſagt[1]: der Chor war zu Euripides' Zeit verbraucht und durch die innere Vollendung der Dramaturgie völlig entbehrlich geworden.

Was ſoll der Chor? An die Bacchusfeſte erinnern? Das wäre eine ſehr unzeitige Pietät. — Die Demokratie vorſtellen, oder geltend machen? Dieſe Aufgabe wird nirgends wirklich geſtellt und gelöſet, auch erklärt die ſpätere Demokratie den Chor wenigſtens geſchichtlich nicht für Zeiten, wo es noch keine Demokratie gab[2]. — Den Zuhörern vorſagen, wie ſie denken und fühlen ſollen? Es fehlt ihnen ja aber nicht an eigenem Verſtande und Gefühle, auch ergiebt ſich die rechte Stimmung und das rechte Urtheil am Beſten aus dem dramatiſchen Handeln ſelbſt. — Den Zuhörer idealiſirt in die Tragödie ſelbſt verſetzen? Dies gäbe aber doch gewiß ein hors d'oeuvre und Flickwerke. — Das höhere ſubſtantielle Bewußtſeyn darſtellen? Steht denn aber die didaktiſche Reflexion höher, als das Handeln der Helden? Oder ſtellen etwa die Eumeniden, Bacchantinnen, Trojanerinnen, dieſes ſubſtantielle Bewußtſeyn dar? Will man umgekehrt lyriſche und dithyrambiſche Ergießungen um ihres eigenen Werthes, um der Mannigfaltigkeit und Pracht, um des Herkommens willen beibehalten; ſo behauptet Euripides durch ſeine Praxis: man dürfe ſie in freier Unabhängigkeit glänzend dazwiſchentreten laſſen, aber nicht ſich oder andern aufreden: blos erkünſtelte Verbindungen, ſeyen natürlich und nothwendig. Doch genug der, von ſcharfſinnigen Kritikern als oberflächlich bezeichneten Meinungen und Betrachtungen.

Dennoch liegt es in dem unausweichbaren Fortſchritte der dramatiſchen Kunſt daß einzelne Perſonen, individuelle Charaktere immer mehr in den Vordergrund treten, denken, fühlen, ſprechen und handeln. Alle Mehrzahl, alles Gemeinſame, Allgemeine muß dagegen zurücktreten, oder wenn es ſich geltend machen ſoll, und nicht von muſikaliſchen Chören die Rede iſt, durch einzelne Perſonen geltend machen und in ihnen ſich abſpiegeln. So könnte man vielleicht Polonius, Roſenkranz, Güldenſtern, in gewiſſen Beziehungen als Repräſentanten einer Mehrheit, eines Chors betrachten.

Wenn Ariſtoteles den Aeſchylus lobt, daß er den Chor zurückgedrängt habe, ſo weiſet dies ſchon auf die Bahn hin, wo ſelbſt das

[1] Bernhardy Literatur II, 731.

[2] Auch werden weibliche Chöre hiedurch nicht begründet.

Lyriſche dem Einzelnen in den Mund gelegt wird. Und daſſelbe iſt hinſichtlich des Reflektirenden möglich.

Daß der zahlreiche Chor überall dabei iſt, alles hört, zu Jeglichem ſein Wort giebt, liegt keineswegs in der Natur der Dinge; vielmehr muß man ſich erſt an dies Ungewöhnliche gewöhnen. Wird ihm doch mehrere Male von den Hauptperſonen dringend empfohlen nichts auszuplaudern (z. B. in der Iphigenia in Aulis und im Hippolyt); wogegen er ſeinerſeits jenen räth (ſo in den Choephoren des Aeſchylus) nicht zu laut und vorlaut zu ſeyn.

Wenn die Franzoſen den Chor auf die Vertrauten zurückbrachten, ſo läßt ſich nicht ſowol das Verwandeln der Vielheit in eine Einheit tadeln; als daß dieſe Einzelnen keine lebendige, thätige Perſonen, ſondern oft nur ein Nothbehelf waren, um nicht Monologe gegen die ſtummen Wände herzuſagen. Lehrt doch ſchon Horaz: Actoris partes chorus officiumque virile defendat [1].

Zwei oft gleichzeitig aufgeſtellte Forderungen: der Chor ſolle thätig ſeyn, und er ſolle weiſe Betrachtungen anſtellen; widerſprechen ſich untereinander. Denn die alten Männer und Weiber ſind ſelten thätig, und die jungen ſelten weiſe. Auch läßt ſich keineswegs durch alle Tragödien hindurch beweiſen, der Chor ſey der Ruhigere und Weiſere. Die Wehmuth des Chors in den Trojanerinnen, ſeine Wuth in den Bacchantinnen, hat mit Ruhe und Weisheit gar nichts gemein. Warum ſoll auch der Chor überall denſelben Charakter zeigen? Erhebt er ſich nicht zur Individualität und wahrem Handeln, ſo wird er undramatiſch, und gründet ſeine Rechte und Verdienſte im Weſentlichen nur auf die hineintönende, muſikaliſche Lyrik.

Von hier bietet ſich der Uebergang zu einigen Betrachtungen, über das Verhältniß der Muſik zur Dichtkunſt, insbeſondere zu dem Trauerſpiele der Griechen. A. W. Schlegel, Solger und Droyſen [2], erklären ſich wider jede Vergleichung der alten Tragödie mit der neuen Oper; und im Ganzen und Großen muß man ihnen unbedenklich Recht geben, obgleich deshalb noch nicht alle Vergleichspunkte zu leugnen, oder alle Zweifel gehoben ſind. Zuvörderſt iſt zwiſchen Oper und Oper (zwiſchen Gluck und Donizetti) ein, wo möglich noch größerer Unterſchied, als zwiſchen einer äſchyleiſchen und einer kotzebuiſchen Tragödie; wenn alſo die Analogie ungenügend und die Vergleichung lahm erſcheint, ſo kann doch die Annäherung oder Verſchiedenheit nicht überall gleich groß ſeyn. Ferner gingen diejenigen Männer,

[1] Ars poetica 193.

[2] Vorleſungen über dramatiſche Literatur I, 101. Solger's Schriften II, 523. Droyſen's Aeſchylus I, 190.

welche zuerſt in Italien den Worten muſikaliſche Begleitung beifügten, ganz eigentlich darauf aus die griechiſche Tragödie herzuſtellen, oder doch eine glänzende Vereinigung mehrerer Künſte, als höchſte Stufe der Entwickelung wieder geltend zu machen [1].

Man mag nun Einfluß, Beſchaffenheit und Werth der Muſik in den alten Trauerſpielen ſo hoch, oder ſo niedrig anſchlagen als man irgend will; immer bleibt es unleugbar daß Muſik und Tanz mit der Dichtkunſt in einer Verbindung ſtanden, welche die neue Tragödie gar nicht kennt, ja verſchmäht. So bleibt alſo, troz aller Verſchiedenheit, wenigſtens ein Punkt, wo die Zuſammenſtellung der Oper und der alten Tragödie nicht kurzweg zu verwerfen iſt. Vielmehr bietet ſich von hier aus Veranlaſſung zu weiteren Unterſuchungen.

Kein Theil des griechiſchen Trauerſpiels (dies nimmt man gewöhnlich an) blieb ohne alle muſikaliſche Zuthat; nirgends war Sprechen und Singen ſo verſchieden und entgegengeſezt, wie in unſeren ſogenannten Operetten. Gewiß aber konnten Quantität und Qualität des Muſikaliſchen, beim Dialoge und den Chören nicht gleich groß; ſie mußten dort wol geringer, als hier ſeyn. Nimmt man nun an: das, dem Dialoge hinzugethane Muſikaliſche, ſey ohne Harmonie und ſelbſt in der Melodie ohne Entwickelung und Selbſtändigkeit geweſen; ſo tritt zunächſt die Meinung hervor: man habe durch Flöten, oder andere Blaſeinſtrumente, den Schauſpieler in einem beſtimmten Tone erhalten, oder in einen anderen hinüberhelfen wollen. Ein ſo höchſt einförmiges, völlig kunſtloſes Mittel, konnte aber nur ſtören und die Deutlichkeit der Rede nicht erhöhen, ſondern vermindern; es konnte eben ſo wenig in anderer Weiſe einen tiefen Eindruck hervorbringen. Daher warnt auch Ariſtoteles (Problem. XIX, 9): nicht durch viele Begleitung die Stimme ganz zu verdecken. Welcher Schauſpieler, welcher Vorleſer würde eine Hülfe darin finden, wenn ein Inſtrument neben ſeiner Rede ununterbrochen, oder in Zwiſchenräumen c oder g aushielte? Das Erhöhen, oder Sinken der Stimme beim bloßen Sprechen, unterliegt ganz anderen Regeln und Intervallen, als denen der diatoniſchen oder chromatiſchen ſcharf gehaltenen Tonleiter. Bleibt der Redende feſt in dem einen ausgehaltenen Tone, ſo wird dies eine unerträgliche Heulerei; geht er rechts und links nebenbei, ſo erhöht ſich Mißklang und Verwirrung.

Sucht man dieſen Uebelſtänden durch die Annahme zu entgehen: die muſikaliſche Hülfe ſey nicht einförmig geweſen, ſondern habe öfter abgewechſelt; dann muß ſich die Stimme des Schauſpielers im Einklange mit den Flöten bewegt haben, was auf die Dauer nicht

[1] Galuzzi, Istoria di Toscana III, 289.

minder langweilig und unangenehm klingt. Thut man aber deshalb noch einen Schritt vorwärts, und erlaubt dem Schauſpieler von den geblaſenen Tönen in mannichfacher Art abzuweichen; wie will man alsdann dem entgehen, was man eben leugnete und als opernartig verwarf, dem Recitativ, der Melodie, ja ſogar der Harmonie?

Es iſt, wenn wir Inhalt und Würde des tragiſchen Dialogs betrachten, keinesweges anzunehmen, daß er in der leichtſinnigen Weiſe des parlando in neuen italieniſchen Opern hergeplappert worden ſey. Er war (wie Schlegel mit Recht bemerkt) gewiß viel abgemeſſener und doch auch entfernt von den gelehrten Modulationen unſerer Zeit. — Bei dieſer Gewißheit, was bleibt dann aber von der zugeſtandenen Verbindung des Wortes und des Tons? Wie ſoll man ſich die dichteriſch-muſikaliſche Vermählung denken, da alle bisherigen Verſuche auf Unſchönes, Störendes, Unmögliches hinauslaufen? Ich bin keineswegs im Stande alle ſich hier aufdrängenden Fragen und Schwierigkeiten zu löſen; ich will nur darauf aufmerkſam machen, daß ſie noch nicht gelöſet ſind. Und wie wäre dies auch möglich, da ja eine getrennte Betrachtung der alten Muſik, ohne alle Beziehung auf Dichtkunſt, noch nicht einmal zu ſicheren Ergebniſſen geführt hat.

Vielleicht kommen wir der Wahrheit am nächſten, wenn wir nicht Alles auf eine einzige Regel und eine durchaus gleichartige Behandlung zurückbringen wollen; ſondern zunächſt gewiſſe Stufen, oder ein Mehr oder Weniger der muſikaliſchen Zuthat, ſelbſt beim Dialog annehmen. Manche Theile wurden wol blos geſprochen, an anderen Stellen mag die Begleitung wo nicht in einem Tone, doch in einer Tonart feſt gehalten haben; oder ſie bezeichnete und verſtärkte die rhytmiſche Zeiteintheilung, oder ſie trat unabhängiger als Zwiſchenſpiel hervor.

Fern von der Anmaßung das Dunkel dieſes Heiligthums aufhellen zu wollen, erlaube ich mir nur, den Eingeweihten noch einige Zweifel vorzutragen. Die Griechen kannten die unwandelbare mathematiſche Grundlage der Muſik; ſie wußten in welcher Reihefolge die Töne entſtehen[1], und in welchem Verhältniſſe ſie zu einander ſtehen. Das heißt: in den Verhältniſſen von 1, 2, 3, 4 erklang die Oktave, Quinte und Quarte, die Differenz zwiſchen Quinte und Quarte gab nen ganzen Ton, die weitere Zahlenreihe hingegen die große und kleine Terz und durch Umkehrung die kleine und große Sexte. Das Abtheilen der Saiten nach höhern Ziffern führt endlich in Diſſonanzen und aus der diatoniſchen Tonleiter, zu chromatiſchen und enharmoniſchen Intervallen. Zwei Tetrachorde bilden die Oktave, der reine Quinten-

[1] Aristot. problem. XIX, 23, 39, 42, 51.

cirkel giebt aber zuletzt unreine Oktaven; deshalb muß (gleichſchwebend oder ungleichſchwebend) temperirt werden. Dieſe mathematiſchen Wahrheiten liegen der alten, wie der neuen Muſik zum Grunde. Was ſoll nun aber jene, auf dieſer Grundlage erbaut haben? Hier beginnen Zweifel, Unwiſſenheit und Unglaube.

Erſtens, ſollen die alten Tonleitern ſo kleine Intervalle aufgenommen haben, wie wir ſie auf unſeren Inſtrumenten niemals ausdrücken, oder ausdrücken können; etwa des Umfanges wie wenn ein Geiger, oder eine Sängerin nicht ganz richtig einſetzen, ſondern ſchieben, ziehen, ſchwanken, oder wie man das ſchlechte Verfahren ſonſt nennen will. Ich kann nicht glauben, daß die Griechen in dieſen kleinſten, mit allen übrigen in keinem harmoniſchen Zuſammenhange ſtehenden Intervallen vorzugsweiſe Wohllaut gehört, oder vorzugsweiſe davon Gebrauch gemacht haben. Die diatoniſche Tonleiter iſt keine *willkürliche* Erfindung; ſie muß Allem zum Grunde liegen, was irgend verdient Muſik zu heißen. Dieſelbe Ueberzeugung hegt (wie ich erfreut nach dem Niederſchreiben dieſer Abhandlung ſehe) ein großer Kenner, Herr Hofrath Kieſewetter. Er ſagt in ſeiner Schrift über die neuere Muſik der Griechen S. 32: „Ich traue den alten Griechen ein viel zu richtiges Gefühl zu, als daß ich mich überreden könnte, ſie hätten von dem holprigen chromatiſchen und von dem träg heulenden enharmoniſchen Klanggeſchlechte, in der Ausübung der Kunſt jemals wirklichen Gebrauch gemacht.“

Unſer Tetrachord iſt für dur: c, d, e, f, und für mol c, d, es, f. Als griechiſche Tetrachorde werden dagegen erwähnt (ſoweit es ſich mit unſeren Tonzeichen ausdrücken läßt): e, f, g, a, oder e, f, fis, a; oder e, eis, f, a. Die letzte Abtheilungsweiſe ($\frac{1}{4}$, $\frac{1}{4}$, 2 Töne) die ſogenannte Harmonia (!), ſoll ſich erſt verloren haben, als von den Späteren die Kraft und Männlichkeit der Kunſt, in leichtes gefälliges Weſen ſey aufgelöſet und verdünnt worden. Einem heutigen Muſiker muß es völlig unbegreiflich bleiben, wie die beiden letzten Formen und Abſtimmungen der Tetrachorde größern Werken ſollen zum Grunde gelegt werden, wie man dieſe Intervalle anders als einmal ausnahmsweiſe und im Durchgange gebrauchen könne. In unſeren Tagen hat man, und nicht mit Unrecht, ein Aufopfern männlicher Kraft und Einfachheit, in dem übermäßigen Gebrauche chromatiſcher und enharmoniſcher Intervalle geſehen. Auch lebe ich wie geſagt (trotz aller entgegenſtehenden Behauptungen) der Ueberzeugung: die diatoniſche Muſik ſey die ältere, niemals ganz verdrängte; obgleich man ſpäter mehr chromatiſchen und enharmoniſchen Schmuck mag hinzugethan haben.

Ein anderer Zweifel entſteht bei den Berichten über die Ver-

ſchiedenheit des Charakters und der Wirkung der einzelnen Tonarten. Dieſe Verſchiedenheit ſoll lediglich darauf beruhen, daß jede Tonleiter bei einem andern Tone (d, e, f) beginnt und der halbe Ton, ſowie die beiden anderen Töne des Tetrachords in der diatoniſchen Tonleiter eine andere Lage erhalten. Allerdings iſt Anfang der Tonleiter und Lage der Töne nicht gleichgültig und (abgeſehen von Chromatik und Enharmonik) erfordert jeder der hierauf gegründeten, ſogenannten Kirchentöne, eine andere Behandlung. Allein deshalb den einen kriegeriſch, den andern weichlich zu nennen, den einen ſeiner Sittlichkeit halber zu empfehlen, den andern zu verbieten; — das kann Keinem einfallen, ſelbſt dann nicht einfallen wenn man, zur Schärfung der Charakteriſtik, die ungleichſchwebende Temperatur mit zu Hülfe nehmen wollte. Deshalb glaube ich daß der Gegenſatz der doriſchen, phrygiſchen, lydiſchen Tonart u. ſ. w., nicht blos auf der Stellung der Töne und den mathematiſchen Verhältniſſen beruhte; ſondern daß man darunter vielleicht den Gebrauch anderer Inſtrumente, gewiß anderer Melodien und Rhythmen verſtand, oder vielmehr ganz verſchiedenartige Kompoſitionsweiſen damit bezeichnete.

Daß übrigens die Zurückführung der Tongeſchlechter auf dur und mol, kein Rückſchritt oder Verluſt ſey, ſondern uns (ſchon durch Takt und Harmonie) mehr muſikaliſche Mittel und größere Mannigfaltigkeit zu Gebote ſtehen, läßt ſich erweiſen. Nur beruht der Charakter unſerer Tonarten (bei der gleichſchwebenden Temperatur) keineswegs auf mathematiſchen Unterſchieden, ſondern auf vielen anderen Dingen, deren Entwickelung nicht hieher gehört.

Man hat ſich gewundert daß Oktaven, welche die Alten für die ſchönſte Symphonie hielten, von den neuern Tonſetzern verboten würden. Das Uniſono der Oktavengänge iſt aber nirgends verboten und die Oktave gilt jetzt, wie damals, für die vollkommenſte Conſonanz. Das Verbot der Oktaven, und noch deutlicher der Quinten, beruht keineswegs darauf daß man nicht mehrere Conſonanzen hintereinander ertragen könne (denn dies geſchieht unzählige Male, in jeder mehrſtimmigen Muſik); ſondern es gründet ſich darauf, daß widrige Sprünge in fremde Tonarten, daß Querſtände von jedem gebildeten Ohre verworfen werden. Quintenfolgen ſolcher Art, waren auch ſchon bei den Alten verboten[1]. Sobald übrigens die, zur Charakteriſirung der Tonart unentbehrlichen Terzen hervortreten, können durch Umkehrung die Sexten nicht ausbleiben[2]. Wohl aber drängt ſich, bei

[1] Aristot. problem. XIX, 17, 18, 34, 41.

[2] Ich kann mich nicht davon überzeugen, daß die Griechen die Terz (und alſo auch die Sexte) nicht gekannt, oder ganz außer Acht gelaſſen hätten.

mehrſtimmiger Behandlung, die Frage nach dem Conſoniren der Quarte hervor; je nachdem ſie eben als Quarte, oder als Undecime erſcheint.

Wenn es heißt: der Zakynthier Pythagoras habe auf ſeinem Inſtrumente, durch leichte Bewegung des Geſtelles mit dem Fuße, in der doriſchen, lydiſchen und phrygiſchen Tonart geſpielt; ſo heißt dies keineswegs, er habe zugleich aus drei Tonarten, d, e, f, ſymphoniſch geſpielt; denn welche Intervalle man auch hier verbinden, koppeln will, es gäbe die gräulichſten Mißlaute. Unſere Pedalharfe erklärt dagegen vollkommen den Hergang. Ohne umzuſtimmen, oder gar ein zweites, drittes Inſtrument zu ergreifen, konnte Pythagoras in den zweiten [1], dritten Ton ausweichen; gleichwie man jetzt auf dem Fortepiano aus 24 Tonarten ſpielen und dahin übergehen kann. Von gleichzeitigen, in Conſonanzen oder Diſſonanzen nebeneinander herlaufenden Melodien, iſt aber in alter und neuer Zeit nicht die Rede.

Eben ſo wenig glaube ich, daß wenn der Geſang in der äoliſchen Tonart geht, das Inſtrument gleichzeitig in der doriſchen habe die Melodie führen können. Denn das hieße: die Begleitung habe ſich in lauter reinen, oder falſchen Quinten nebenher bewegt. Wohl aber könnte der Geſang in d geführt ſeyn und das Ritornell ſich in a angeſchloſſen haben.

Horaz ſagt:

Sonante mixtis [oder mixtum] tibiis carmen lyra
Hac Dorium, illis Barbarum. Epod. IX, 5.

Dies iſt gewiß nicht ſo zu verſtehen, daß eine Melodie ſich in lauter großen, oder lauter kleinen Terzen nebeneinander herbewegt habe; wohl aber hat eine Verbindung der nächſtverwandten Tonarten keine Schwierigkeit. Nimmt man an: das altdoriſche ſey der phrygiſche, das altlydiſche (Barbarum) der ioniſche Kirchenton und ſtellt beide Tonleitern übereinander, ſo entſtehen Gänge mit großen und kleinen Terzen abwechſelnd, wie ſie noch täglich vorkommen und keinem Bedenken unterliegen. Wenn bei Verbindung anderer gleich weit von einander entfernten Tonarten auch Quarten hervorzutreten ſcheinen; ſo ſteht dies in Verbindung mit der Benennung der Töne wo z. B. in gewiſſer Beziehung cis und des daſſelbe und doch wiederum verſchieden ſind.

Auf dieſe Betrachtungen und Abſchweifungen wird man nothwendig hingedrängt, wenn man ſich das Verhältniß der Dichtkunſt und Muſik in der alten Tragödie deutlich machen will. Doch ich kehre zu meinem Hauptgegenſtande zurück. Wo der Chor in gewöhnlichen

[1] Eben ſo erfand Pronomos Flöten, auf denen man doriſch, phrygiſch und lydiſch ſpielen konnte. Pausan. IX, 12.

Trimetern am Geſpräche Theil nahm, unterſchied ſich die muſikaliſche Hülfe oder Begleitung, wol nicht von der des Dialogs überhaupt. Doch muß man annehmen, daß alsdann nur Einer aus dem Chore, oder mehrere nacheinander abwechſelnd ſprachen. Umgekehrt iſt es wahrſcheinlich, ja gewiß, daß die großen lyriſchen und dithyrambiſchen Chöre nicht (nach unſerer Weiſe zu reden) lauter Solos geweſen ſind; Behandlung und Wirkung ſtand vielmehr mit der Zahl des Chors in Verbindung, und blos ſchweigende Figuranten, traten nicht an die Stelle thätiger Choriſten. Dieſe Gewißheit dürfte übrigens die Schwierigkeiten und Zweifel eher vermehren, als vermindern; zunächſt weil ſich ein Solo eben eher begreift und erklärt, als ein Chor.

Es läßt ſich einerſeits nicht leugnen daß die Lyrik der Chorgeſänge eine größere Zuthat, eine größere Quantität von Muſik erlauben, ja zu fordern ſcheint; andererſeits aber verlangen die verwickelten Conſtruktionen und kühnen Uebergänge eine außerordentliche Deutlichkeit, damit nichts überhört, damit jedes Wort verſtanden werde[1]. In unſeren Opern hilft man ſich mit dem Textbuche, oder es kömmt (wie nur zu oft) gar wenig auf die ſchlechten Worte an; hingegen haben die Griechen gewiß den Triumph ihrer Dichtkunſt niemals ſo verwiſcht, oder übertäubt. Von fugirtem In- und Uebereinandergreifen, von Nachahmungen in derſelben Melodie, oder von Verbindung mehrerer Melodien, konnte nicht die Rede ſeyn; denn dieſe Formen und Kunſtmittel waren theils völlig unbekannt, theils hätten ſie eben die poetiſche Wirkung ganz unterdrückt, ja zerſtört. Weil man indeſſen dieſen Ueberreichthum nicht kannte, oder nicht brauchen konnte, folgt noch nicht: daß die muſikaliſche Zuthat faſt nur ein Hervorheben des Metrums, ein ſchärferes und mehr punktirtes Skandiren geweſen ſey. Das Metrum kennt nur lange und kurze Sylben, im Verhältniß von eins zu zwei, oder (wie wir ſagen können) von Vierteln zu Achteln. Gewiß ging man bei der muſikaliſchen Deklamation über dies Verhältniß hinaus, verlängerte Gewichtiges zu halben und ganzen Taktnoten, und ſtürmte an andern Orten wie in Sechzehnteln, oder Zweiunddreißigtheilen vorwärts.

Wie hoch und wie tief die Inſtrumente gingen, iſt zweifelhaft; der Umfang der Menſchenſtimme und das Verhältniß der männlichen zu der weiblichen, hat ſich dagegen nicht geändert und begränzte den Umfang gewiſſer Kunſtmittel. Fügen wir zu dieſen Thatſachen einerſeits den Mangel regelmäßigen Taktes, und andererſeits den Reichthum an Rhythmen hinzu; ſo verdeutlichen ſich unſere Vermuthungen und Ahndungen über die Muſik in der Tragödie, obwol wir ſie nicht

[1] Horat. de arte poetica 202.

bis zur Klarheit erheben können. Insbeſondere nicht über die Vielſtimmigkeit des Chors. An mehrere eigenthümliche durchgeführte, obligate Stimmen, iſt nicht zu denken; dann bleibt aber nur die Einſtimmigkeit (unisono), oder die Bewegung in Oktaven (all' ottava) übrig, was theils ärmlich erſcheint, theils (bei dem Mangel regelnden Taktes) in freien, oder recitativiſchen Rhythmen, für die Perſonen außerordentlich ſchwer einzulernen iſt. Ja nach einigen Andeutungen in den Problemen des Ariſtoteles (XIX, 6, 15, 48), ſollte man glauben: die Muſik oder der Geſang der Chöre, ſey eben deshalb viel einfacher und gleichartiger geweſen, als der des Einzelnen; wodurch man jedoch über das Verhältniß des Chors zum Dialog, und der lyriſchen Theile des Drama zu den übrigen, in neue Zweifel und Verlegenheiten geräth. Am wahrſcheinlichſten iſt es, daß ein großer Theil des Dialogs faſt ohne alle muſikaliſche Zuthat war; die Trochäen und noch mehr die Anapäſten anders behandelt wurden, daß man ſo zu dem aufſtieg was wir Solo oder Arioſo nennen würden, und endlich der Chor, reicher und zugleich einfacher, ertönte.

Ich komme auf einen anderen, ſchwierigen Punkt: die Lehre vom *Schickſale*. Geht daſſelbe aus Chaos und Nacht hervor; ſo iſt es eine gedankenloſe finſtere Macht, höchſtens ein Ungefähr. Wo beginnt aber dann (als Gegenſatz), die Welt der Freiheit? Sind beide uranfänglich, untergeordnet, gleichgeordnet? Soll das Schickſal nicht blos mächtiger, ſondern auch ſittlicher ſeyn, als Götter und Menſchen? Erſtreckt es ſich allein auf Haupt- oder Staatsaktionen, Ermordung von Königen, Untergang von Staaten, oder auch auf Elektra's Verheirathung mit einem Bauer?

Das *Fatum* (ſagt Jacobi) vertilgt den *Gott*[1]; — daß es *Götter* erlaubt, zeigt die griechiſche Tragödie: aber das Wie, und das wechſelſeitige Verhältniß iſt und bleibt unklar. — Das Schickſal darf nicht bloßer Zufall ſeyn, ſonſt konnten die Dinge anders kommen; es darf nicht unbedingte Nothwendigkeit ſeyn, ſonſt erſcheint ein Kampf unmöglich; es kann nicht ohne Cauſalverbindung, ohne wirkende Urſache ſeyn, ſonſt iſt es unvernünftig. Wohin will man nun die unbedingte Vernunft oder Unvernunft legen? In das Allgemeine, oder das Individuelle? Fatalismus und Willkür iſt gleich unpoetiſch. Bei den griechiſchen Tragikern herrſcht weder die Beſtimmung von innen, noch die von außen *allein* vor, und dies iſt das dichteriſch Richtige, was ſich auch von anderen Standpunkten dawider mag einwenden laſſen. Erſcheint das Schickſal nicht ſelbſt als Wirkung, als Thun einer höhern, nur nicht überall und in allen Theilen

[1] Werke IV, 1, 220.

begreiflichen Freiheit und Perſönlichkeit, iſt es nicht in höchſter Stelle dem lebendigen Gotte gleich; ſo hat die griechiſche Tragödie zwar eine äſthetiſche, aber keine ethiſche und religiöſe Löſung. Vor dem Glanze des inhaltreichen, verklärten Begriffes der Vorſehung, verſchwinden alle dieſe Schattenriſſe von Schickſal, Nothwendigkeit und Freiheit. Soll nun die Vorſehung verworfen werden, um die Tragödie zu retten, oder ſoll man dieſe preisgeben um der Vorſehung willen? Keins von beiden: auch läßt ſich erweiſen, daß die chriſtliche Lehre von der Vorſehung[1] keineswegs der tragiſchen Dichtkunſt ein Ende mache, oder machen müſſe.

Zur Aufklärung der Art und Weiſe wie ſich die drei Tragiker Gottheit und Schickſal dachten[2], will ich wenigſtens einige Stellen aus ihren Werken nebeneinander aufführen.

1) Aeſchylos.

Es geſchehe was verhängt uns vom Geſchick ward,
Unumgehbar iſt des Zeus ewiger, nie wankender Rathſchluß[3].—
Wo iſt ein freundlich Wort von den Orakeln je
Den Sterblichen geſandt? —
— Es erfüllt das Verhängte ſich doch,
Nicht Spend' und Gebet, nicht Zauber beſchwört,
Nicht Thränen vertilgen den lauernden Zorn
Der ſühnevergeſſenden Gottheit[4].
— Und Zeus iſt ſelbſt ohnmächtig gegen jene Macht
Der Mören und der allgedenkenden Erinnyen.
— Zufall, du der Welt
Anfang und Ende, du wirkeſt den Rath der Weisheit
Schaffſt den menſchlichen Thaten den Kranz des Ruhms. —

2) Sofokles.

Ein jeder lacht und jammert wies ein Gott ihm ſchickt —
Die Gottheit ſtürzt ins Mißgeſchick. —

[1] Siehe meine Abhandlung über die Poetik des Ariſtoteles.

[2] Schon im Homer findet ſich hierauf Bezügliches; z. B.:

— Zeus welcher es eingiebt
Allen erfindſamen Menſchen, und ſo, wie er will, ſie begeiſtert. —
Doch Zeus ſelber ertheilt, der Olympier, jeglichem Menſchen,
Edlen, ſo wie Geringen, nach eigener Wahl ihr Verhängniß.

Odyss. I, 348; VI, 188.

[3] Flehende 1051. Agamemnon 1124, 68. Prometheus. Fragm. 290.

[4] Solon ſagt:

Denn vom Verhängniß kommt Sterblichen Böſes wie Gutes,
Und was Unſterbliche dir ſenden, vermeideſt du nicht.

Weber, elegiſche Dichter 56.

Durch göttlichen Fluch getrieben. —
Siege ſtets mit Gott. —
Die Götter haben ihm (dem Ajax) den Tod geſandt,
Der Götter Rath ſinnt Alles aus den Sterblichen. —
Denn alſo wars (die Unfälle des Oedipus) den Göttern lieb.
In ſolch Unheil gerieth ich durch Götterleitung. —
Was der Götter Schluß verhängt, war nie ohne Erfolg. —
Wohl haben in dem was nun ſich begiebt,
Ein grauſames Loos ihm (dem Herkules) die Götter verhängt.
Was jetzo geſchieht bringt Leid auf uns,
Bringt Schmach auf ſie [1] —

3) Euripides.

Niemand iſt glücklich ohne die Götter. —
Nichts iſt ſtärker als die Nothwendigkeit. —
Ein neues Weh führt über ihn die Gottheit herauf. —
Dem Verhängniß entfliehen iſt verwehrt und nicht Weisheit verjagt es. —
Götterverhängniß. — Gut iſt was Götter und Geſchick an uns gethan. —
Wie magſt du denn, ein Sterblicher, dich dem Geſchick
Unmäßig ſtreuben, dem auch Götter nicht entgehen. —
Denn dem Geſchick zu weichen, iſt Nothwendigkeit. —
Denn das Verhängniß ändert auch kein Himmliſcher. —
Ein ſchwacher, ungerechter Gott biſt du o Zeus. —
Vollbring was Zeus und das Geſchick beſchloſſen hat. —
Recht übt ein Gott wenn das Geſchick es fügt. —
So lenkt des Schickſals hohe Gewalt [2]
Und Apollons unweiſes Gebot es. —
Wenn Einer die Unſterblichen zu Freunden hat,
Spricht ihm den beſten Segenſpruch ſein eigen Herz.
Du mußt dich freuen, oder Leid ertragen
(Auch wenn du nicht willſt) wie es die Götter dir beſtimmt.
Ein wohlgeſinnter Mann erträgt was ihm
Die Götter ſenden, weiſ't es nicht zurück. —
Wer jede Götterſchickung mit Gelaſſenheit
Erträget, minder elend iſt der Sterbliche. —

[1] Ajax 383, 611, 759, 765, 970, 1037. Oedip in Kolonos 964, 998, 1445. Trachinierinnen 1244.

[2] Alceſte 968. Herakliden 608, 615. Phönizierinnen 1206. Hippolyt 866. Raſender Herkules 907, 1299, 1337, 312, 348, 732. Elektra 1238, 1163, 1291. Helena 764.

Sich mühn iſt Schickſal. Göttliche Verhängniſſe
Schön tragen iſt die Weisheit eines Sterblichen. —
Die Tugend hilft dem Menſchen nicht allein,
Wenn ihm die Götter nicht auch günſtig ſind. —
Der Menſch beſitzt ja keinen Schatz als Eigenthum;
Was gute Götter uns gegönnt, verwalten wir. —
Alles ja iſt Göttern leicht. —
Die Gottheit ſtraf' und über Zeus erhebe dich (ſagt Helena)
Der, zwar die andern Himmliſchen beherrſchend, doch
Der Göttinn (Kypris) Sklav-iſt. —
Ein Gott, der es in Wahrheit iſt, bedarf Niemandes;
Nur Dichter fabeln Thorheit ſolcher Art. —
O Zeus, was nennt man weiſe das unſelige
Geſchlecht der Menſchen? Hängt es doch an deinem Wink,
Und alſo thun wir, wie du ſelber es gewollt![1] —
Ja, biſt du (Zeus) weiſe, darfſt du nie zulaſſen daß
Dieſelben Menſchen immerdar unſelig ſey'n. —
Der Götter Sinn weicht oft von dem der Menſchen ab. —
— Ich eifre ſtets
Wenn irgend wer vermeinet daß bei Sterblichen
Das Maß des Böſen größer denn des Guten ſey;
Das Gegentheil von dieſem hab' ich ſtets geglaubt. —
Drum, da ſo unſer Leben hat ein Gott verſorgt,
Iſts Uebermuth nicht, wenn uns dies nicht genügt?
Doch unſer Sinn ſtrebt über göttliche Gewalt
Hinaus: verwegner Thorheit ſind die Herzen voll
Und weiſer denn die Ewigen wähnt ſich der Menſch! —
Das iſt der weiſen und gerechten Männer Art,
Im Elend auch den Göttern nicht erzürnt zu ſeyn. —
Es wohnt in uns ein Gott! —
Meint ihr, die Frevel fliegen zum Olymp hinan
Auf Flügeln, und es ſchreibe dort ſie Wer dem Zeus
Auf eine Tafel, welche drauf der Gott durchlieſt,
Und jeden richtet? Nicht das ganze Firmament
Reicht' hin, die Fehler drauf zu ſchreiben Sterblicher
Noch möcht' er Jedes Miſſethat erkundigen;
Denn wenn ihr nur es ſehen wollt, nah wohnt das Recht[2].

[1] Iphig. in Aulis 31; Raſend. Herkules 1227, 1345; Antigone Fragm. 2; Aeolus Fragm. 8; Flehende 596, 734; Phöniſſen 558, 690; Flehende 886.

[2] Phöniſſen 86; Flehende 612, 196, 216. Fragm. inc. 8, 16. Melanippe Fragm.

Es hat zwar große Schwierigkeiten, aus den Worten welche dramatiſche Dichter ihren Perſonen in den Mund legen, auf ihre eigenen Ueberzeugungen zurückzuſchließen; doch darf man (bei Betrachtung einzelner Stellen und der Werke überhaupt) wol mit Recht annehmen: es gehe, bis auf einen gewiſſen Punkt, durch alle drei Dichter, eine gleichartige Anſicht und Weltbetrachtung hindurch; zugleich aber ſondere und geſtalte ſich dieſelbe nach ihrer Perſönlichkeit. Des Aeſchylos Stimme ertönt über das Verhältniß der Menſchen zu Schickſal und Göttern, auf eine erhabene, aber meiſt herbe und ſchmerzliche Weiſe; im Sofokles hingegen ſind die Diſſonanzen zwiſchen menſchlicher Freiheit, göttlichem Willen und Schickſalsführung ſchön, oder doch ſo weit gelöſet als es vor Chriſti Geburt dichteriſch möglich war. Auch wird bei ihm vorzugsweiſe Alles auf die Götter bezogen, und es zeigt ſich mehr eine höhere Leitung, denn ein unerklärliches Schickſal. Doch konnte auch Sofokles keine Tragödie ohne herber Diſſonanzen auferbauen; ſie liegen aber mehr in den Thatſachen und Ereigniſſen, als daß Bewußtſeyn, Zweifel, Lehre, erklärend oder verhüllend hinzuträte.

Unbegnügt mit der Volksmythologie, unbegnügt mit blos dichteriſcher Wahrheit und Ineinanderfügung, iſt das Gemüth des Euripides von den tiefſinnigen Forſchungen der weiter ſchreitenden Philoſophie ergriffen. Neben, oder über den helleniſchen, vermenſchlichten Göttern, fühlt oder zeigt ſich die Unentbehrlichkeit einer weiſen, oder der Druck einer willkürlich allmächtigen Leitung. Sind dieſe höheren Räthſel einmal zum Bewußtſeyn gekommen, ſo laſſen ſie ſich nicht mehr überſehen, oder von der Hand weiſen; es muß (ſofern jene oft unlösbar erſcheinen) der Boden, es müſſen die Grundſätze des menſchlichen Handelns, mit deſto größerer Sorgfalt erforſcht und deſto unwandelbarer feſtgeſtellt werden: — eine Aufgabe, welcher Euripides bei den Verwickelungen ſeiner Tragödien weder entgehen kann, noch will; ja zu deren Löſung er einige Male mehr Raum verwendet, als dichteriſch zu rechtfertigen iſt.

Wenn wir bei ihm keineswegs immer die volle Harmonie eines abgerundeten Kunſtwerks (wie im Sofokles) antreffen; ſo kann man dies doch im eigentlichen Sinne nicht, mit F. Schlegel[1], Mangel an Sittlichkeit nennen: es iſt vielmehr unäſthetiſch, als unethiſch. Denn es giebt Werke ohne Kunſtwerth, bei trefflicher ſittlicher Geſinnung; und Werke von großem Kunſtwerthe, welche mit Recht und Sittlichkeit in ſcharfem Widerſpruche ſtehen. Beides gehört freilich in höchſter Stelle zu einander, aber es fällt doch nicht ganz zuſammen. Eher

[1] Werke IV, 37, 80.

kann man dem Euripides vorwerfen: er gehe nicht ſelten zu gerade auf das Sittliche los, lehre und predige es an paſſender und unpaſſender Stelle; weil ihm das Herz davon voll iſt, weil die theoretiſche Verklärung des Ethiſchen ihm imponirt, und er fühlt daß ſich die damalige Praxis nach der entgegengeſetzten Seite hinbewegt. Auch kann man nicht wenige Sentenzen, oder allgemeine Betrachtungen, als eine Art von Parabaſe, als eine Anrede in die Zuſchauer betrachten, welche Euripides neben dem Chor auch einzelnen Perſonen in den Mund legt, und welche der Luſtſpieldichter in eigenem Namen ſelbſt ausſpricht.

Leicht findet jeder die Fehler des Euripides, wo er z. B. ſich zu breit ergeht, von Dingen ſpricht die nicht ganz zur Sache gehören, und Bemerkungen anbringt die der Redende in dem Augenblicke wol nicht ausgeſprochen hätte, oder die nur von der Oberfläche des Lebens abgeſchöpft ſind. Andere Male dagegen ſtehen dieſe Bemerkungen in merkwürdigem Zuſammenhange mit den damaligen Zeitverhältniſſen, oder ſie ſind für ſich angemeſſen, verſtändig, tiefſinnig, ja weiſſagend und in eine andere Welt hineinführend. So in Calderon's Leben ein Traum, wenn Euripides ſagt:

τις δ' οἶδεν εἰ τὸ ζῆν μὲν ἔστι κατϑανεῖν
το κατϑανεῖν δὲ ζῆν?[1]

Ueberhaupt vergißt man kleinere Ausſtellungen obiger Art, über den Reichthum und die Mannigfaltigkeit ſeiner Fabeln, und ſeine außerordentliche Kraft das Gemüth in den tiefſten Tiefen zu ergreifen und bis ins Mark zu erſchüttern. Wenn Ariſtofanes den Leidenſchaften bloßer Sinnlichkeit ſo viel Raum einräumt, mag man es dem Euripides um ſo mehr verſtatten die Leidenſchaften des Gemüths in vollem Umfange zu entwickeln, da dieſe ohne Zweifel ein Hauptbeſtandtheil der tragiſchen Charaktere ſind, und Ariſtoteles den Euripides eben in dieſer Beziehung, den tragiſchten aller Dichter nennt.

Daß übrigens die Alten den Sofokles und Euripides nicht in einen ſolchen Gegenſatz ſtellten, als wenn der letzte aller Einheit und Haltung entbehrte und nur im Einzelnen glänzte, geht aus mehreren Stellen im Platon hervor. So macht Sokrates im Gorgias[2], der Tragödie ganz allgemein den Vorwurf, daß ſie hauptſächlich darauf ausgehe Luſt zu erregen und den Zuſchauern gefällig zu ſeyn. Er ſpricht keineswegs den Aeſchylos und Sofokles frei, um den Euripides einer doppelt zweideutigen und unſittlichen Richtung anzuklagen[3].

[1] Platon's Gorgias 492.

[2] Gorgias S. 502.

[3] Phädros S. 268.

Ferner nennt er die beiden letzten im Phädros nebeneinander und ſagt: Wie wenn jemand zum Sofokles, oder Euripides käme, ſagend er verſtehe über etwas Geringes ganz lange Reden zu ſprechen, und auch über etwas Wichtiges ganz kurze, klägliche wenn er wollte, und im Gegentheil wieder furchtbare und drohende und was mehr dergleichen, und ſich nun einbildete indem er dies lehrte, die tragiſche Dichtkunſt zu lehren? Phädros. Auch dieſe, o Sokrates, würden glaube ich jeden auslachen welcher glaubte die Tragödie wäre etwas Anderes als eine ſolche Zuſammenſtellung dieſer einzelnen Stücke, wie ſie einander und dem Ganzen angemeſſen ſind.

Dieſe Stelle giebt mir Veranlaſſung zu einer, jedoch nicht ganz frembartigen Abſchweifung. Nachdem Sokrates gezeigt hatte daß die Kenntniß einiger Arzneimittel keineswegs hinreicht um ein ächter, wiſſenſchaftlicher Arzt zu ſeyn, folgt jene Berufung an Sofokles und Euripides als zweites Beiſpiel, offenbar um in ähnlicher Art das Ungenügende ſolcher Kenntniſſe und Uebungen zu erweiſen. Statt deſſen ſagt Phädros in Wahrheit: das lang oder kurz reden u. ſ. w. reiche hin den wahren Dichter zu machen. Iſt denn aber dieſe Beſchreibung der Tragödie und des Dichters genügend? Sollte man nicht den Text vervollſtändigen, oder irgendwie eine Verneinung einſchieben um folgende Erklärung zu erhalten: Sofokles und Euripides würden jeden auslachen, welcher glaubte die Tragödien wären nicht etwas anderes als eine ſolche Zuſammenſtellung dieſer einzelnen Stücke? Iſt ohne dieſe, ohne eine ähnliche den Sinn verdeutlichende Veränderung, das Folgende verſtändlich? Sokrates fährt nämlich fort: Sofokles oder Euripides würden jene Erklärer oder Berichterſtatter herunterreißen u. ſ. w. Wo war denn aber hierzu Veranlaſſung und Gelegenheit, wenn beide Dichter jene Anſicht genügend gefunden und gebilligt hätten, ſtatt ihr zu widerſprechen und darüber zu lachen?

Gegen dieſe Anſicht iſt bemerkt worden: „Alle Kunſt ſoll ponere totum. Daher iſt ein Arzt, nicht wer einzelne Heilmittel, ſondern wer deren Verhalten zum ganzen Organismus kennt. Eben ſo iſt Tragiker nicht wem einzelne Reden gelingen, ſondern wer ſie zu einem proportionirten Ganzen zuſammenſtellt. Muſiker nicht wer einzelne Töne hervorbringt, ſondern wer Harmonien. Redner nicht wer in einzelnen Wendungen und Vortragsweiſen geſchickt iſt, ſondern wer alle zu einer eindringlichen Rede zuſammenwirkt. Glaubt einer das Gegentheil ſo iſt er im Irthume, ohne doch die Grobheit zu verdienen, zu der Phädros geneigt ſcheint.“ — „Die platoniſche Stelle (ſpricht ein anderer Meiſter) ſagt ſo viel als: Sofokles und Euripides würden lachen, wenn jemand die Tragödie für eine bloße Sammlung von allerhand langen und kurzen Reden hielt, ohne zu

bedenken daß dieſelben auch zu einander gehörig paſſen und ein Ganzes geben müſſen."

Dieſe Erklärungen ſuchen zu zeigen: daß ſich aus der bisherigen Wortſtellung bereits der richtige Sinn ergebe, ſie legen einen beſonderen Nachdruck auf die Schlußworte des Phädros von einer *Zuſammenſetzung der Stücke, wie ſie einander und dem Ganzen angemeſſen ſind.* Hiemit iſt allerdings das Weſen und die Bedingung *jedes* Kunſtwerks im Allgemeinen ausgeſprochen; jedoch der eigentliche beſondere Inhalt und das Lebensprinzip der Tragödie nicht genau angegeben, und es ließe ſich eher ein platoniſcher Dialog, als ein Trauerſpiel nach dieſem Recept zuſammenkünſteln. Ferner kann man nochmals daran erinnern: daß in allen übrigen, von Platon aufgeführten Beiſpielen, das *Dargebotene* immer das *Ungenügende* iſt, bei der Tragödie aber das *Genügende* wäre. Auch wird der Zweifel verſtärkt durch das von Platon in folgenden Worten ausgeſprochene, letzte Ergebniß: „So auch würde Sofokles jenem, der ſich gegen ihn rühmte, ſagen, er habe die *Vorkenntniſſe zur tragiſchen Kunſt, nicht dieſe Kunſt ſelbſt;* und Akumenos der Arzt würde ſagen, jener habe die Vorkenntniſſe der Heilkunde, nicht die Heilkunde ſelbſt."

Wenn Ariſtoteles in ſeiner Poetik (Cap. 6) behauptet: aus bloßem Hin- und Herreden, Sittenſprüchen, Grundſätzen, Geſinnungen, erwachſe noch keine Tragödie, ſondern die Hauptſache ſey *Fabel* und *Handlung*; ſo hat er allerdings Weſen und Inhalt dieſer Dichtungsart genauer bezeichnet, als Platon in obiger Stelle, und vielleicht an eine Berichtigung derſelben gedacht. Doch hatte Platon gar nicht die Abſicht die Sache hier genau und erſchöpfend zu behandeln; und anſtatt an ſeinen Worten zu kritteln, iſt es beſſer ſie nach dem Vorgange der Meiſter günſtig, utiliter auszulegen.

In meiner Abhandlung über die Poetik des Ariſtoteles habe ich darzuthun geſucht, wie deſſen Definition der Tragödie zu verſtehen ſey und behauptet: daß Göthe's ganz abweichende Erklärung, mit den Worten des Philoſophen unvereinbar ſey, ſo geiſtreich und inhaltsreich ſie auch ſonſt erſcheinen möge. Göthe[1] ſchreibt hierauf an Zelter: „ich muß bei meiner Ueberzeugung bleiben, weil ich die Folgen die mir daraus geworden, nicht entbehren kann." — Zelter (der gar kein Griechiſch verſtand und nicht einmal wußte was Byzanz für ein Ding ſey) fügt hinzu: „Ariſtoteles iſt im Ganzen ſo deutlich, daß es unmöglich ſcheint ihn nicht zu verſtehen. Ich denke mir ihn vollkommen muſikaliſch." Die letzten Worte ſollen wohl imponiren; ſchwer-

[1] Briefwechſel V, 355, 367, 371, 381.

lich aber hätte Zelter nachweiſen können, ob und was er ſich an dieſer Stelle dabei gedacht habe. Sein halb ſcherzhafter Bericht, wie ich gleichſam meine ganze Beweisführung zurückgenommen habe, iſt in keiner Weiſe der Wahrheit gemäß. Ich erklärte vielmehr: die Art wie Göthe meine ariſtoteliſirende Betrachtung ſeiner Werke aufgenommen habe, mache mir Freude; auch finde ich es natürlich genug, daß er ſich von einer für ihn brauchbaren Erklärung nicht losſagen wolle. Da er aber durchaus nicht erwieſen habe, daß Ariſtoteles hiemit übereinſtimme, müßte ich in dieſer Beziehung bei meiner früheren Anſicht verharren. — An einer anderen Stelle kommt die Wahrheit unſeres Geſprächs mehr zum Vorſchein, wo Zelter ſagt: „Trügen wir unſere Ueberzeugung auch nur in den Ariſtoteles hinein, ſo hätten wir ſchon Recht; denn ſie wäre ja auch ohne ihn vollkommen richtig und probat: wer die Stelle anders auslegt, mag ſichs haben."

Ich erwähne beiläufig noch einen anderen Punkt. Friedrich Schlegel ſagt [1]: Ariſtoteles habe Epos und Tragödie zuſammengeworfen, und ſey auf Jahrtauſende hinaus die Quelle aller dahin gehörigen, grundverkehrten Mißverſtändniſſe geworden. — Der Unſchuldige muß viel leiden! Wenn Ariſtoteles den inneren und äußeren Gegenſatz des Epos und der Tragödie auch nicht vollſtändig entwickelte, ſo hat er doch die weſentlichſte Verſchiedenheit ausgeſprochen, indem er das Erzählen, dem Dialoge und dem ſichtlichen Handeln gegenüberſtellte. Und wenn er auch mit Recht behauptet: daß gewiſſe äußere Mittel für beide Dichtungsarten dieſelben ſind, wußte er doch daß der Hexameter für die Tragödie nicht paßt, und dieſe einen ganz anderen Plan haben müſſe, als das Epos.

Doch ich kehre zu meinem Hauptgegenſtande zurück. Man hat glänzende Schilderungen der Zeiten des Aeſchylos und Sofokles entworfen, die Zeit des Euripides aber als eine unſittliche, grundverderbte dargeſtellt. Nun ſtarben aber Sofokles und Euripides in demſelben Jahre und ſind im Weſentlichen Zeitgenoſſen, ſo daß ihre Verſchiedenheit nicht auf verſchiedenen äußeren Verhältniſſen beruht, und eben ſo wenig die Vollkommenheit, oder Ausartung dieſer Verhältniſſe hauptſächlich von ihnen abzuleiten iſt. Ihr Leben fiel gleichmäßig in die Zeit der höchſten Ausbildung und der ſtark hervortretenden Ausartung von Athen. Daß jene beiden Dichtern ſehr vortheilhaft geweſen iſt, hat keiner beſtritten, daß dieſe auch den Sofokles ergriffen, niemand behauptet. Deſto heftiger iſt Euripides angeklagt worden als ein Mitangeſteckter, ja als ein Hauptbe-

[1] Poetik c. 3, 18. Schlegel's Werke III, 103.

förderer der Ausartung und Unſittlichkeit. Ich muß dieſer Anſicht nochmals aus mehreren Gründen widerſprechen. Zuvörderſt war keinesweges Alles und Jedes ſeit den Perſerkriegen, oder ſeit Solon rückwärts gegangen und ausgeartet. Aus der Zeit wo man faſt bewußtlos, durch Antrieb der Natur, das Rechte und Würdige ergriff, war man allerdings hinübergegangen in die Zeit der Gegenſätze, des geſpaltenen Bewußtſeyns, und einer Trennung des Glaubens, Wiſſens und Handelns. Dieſe Gegenſätze ſind jedoch ſchon im Aeſchylos deutlich ausgeſprochen: er bekämpfte oder ertrug ſie, oder ward ihrer Herr mit erhabener Seele[1]. Spätere Zeiten forderten und förderten ganz natürlich eine andere Löſung, die mit dem Sinne und den Sitten der Ausartenden und Hinabſinkenden freilich im Widerſpruche ſtand, aber keineswegs immer die ſchlechtere, ſondern auch nicht ſelten die höhere und tiefſinnigere war.

Gewiß iſt es irrig den Euripides als bloßen Sophiſten und esprit fort zu bezeichnen. In der allmäligen Veränderung und Umgeſtaltung der ethiſchen Anſichten (von Anaxagoras, bis Platon und Ariſtoteles) lag auch ein Fortſchritt; und die ächte Sittlichkeit faſt allein in der Zeit des Agamemnon, des Oedipus und ihrer Familien zu ſuchen und zu finden, wäre nicht viel anders, als ſie in die Zeiten der Merovinger, der Brunehilde und Fredegunde verlegen.

Die Gottheit (ſagte Solon[2]), der Weiſeſte ſeiner Zeit zu Krös̈us) iſt neidiſch und Verwirrung erregend, oder wie man ταραχῶδες überſetzen will. Sokrates ſagt hingegen[3]: kein Gott iſt jemals Menſchen mißgünſtig. Er iſt niemals auf keine Weiſe ungerecht, ſondern im höchſten Sinne vollkommen gerecht, und nichts iſt ihm ähnlicher, als wer unter uns ebenfalls der Gerechteſte iſt. — Ließe ſich nun nicht aus der Zuſammenſtellung und Betrachtung dieſer früheren und ſpäteren Ausſprüche folgern: die jüngere Tragödie müſſe viel großartiger, oder doch frömmer und ſittlicher ſeyn, als die ältere? Ließe ſich dies nicht um ſo mehr folgern, da Euripides keineswegs ein Verehrer der Sophiſten, ſondern des Sokrates war, und von ihm und Platon geehrt ward? Wie aber auch ſein Verhältniß zur eigentlich wiſſenſchaftlichen Philoſophie ſey, gewiß bekämpft er an ſehr vielen Stellen die verderblichen Richtungen ſeiner Zeit, anſtatt ihnen zu ſchmeicheln. Er klagt z. B.:

[1] Man hat irrig geſagt bei Aeſchylos ſtehe Denken und Handeln im Gleichgewichte; wenigſtens ſteht dies Gleichgewicht im Widerſpruch zur Tragödie.

[2] Herodot I, 32.

[3] Platon's Theätet 151, 126, 176.

Keine göttliche Gränze trennt
Edle jetzt von Entarteten;
Wüſt umkreiſend vermehrt das Leben
Bloß nichtige Schätze [1].

Nur darf man nicht, verkehrter Weiſe, einzelne, dem Charakter der redenden Perſonen angemeſſene Sprüche, ihm zur Laſt ſchreiben. Muß ſich doch ſelbſt der Chor (welcher angeblich das Allgemeine und allgemein Gültige ausſpricht) nach Maßgabe ſeiner Natur und Stellung verſchieden äußern. In obigem Sinne ſagt Valckenaer [2] vom Euripides: **Gravissima religionis capita frequenter attigit. Osor formidolosae superstitionis, quae cives etiam atticos agitabat, de uno Deo universi conditore, de provida divinae mentis circa res humanas cura, de virtutis amore, de anima post funera superstite, de certo scelerum vindice, de proemiis piorum, de rebus divinis in universum sic sensit, ut solus ille poetarum sapuisse dignusque Socratis consortio fuerit visus Christianorum veterum eruditissimo Clementi Alexandrino.**

Dem Allem widerſpricht A. W. Schlegel [3] indem er ſchreibt: „Ariſtofanes hat mit unergründlichem Verſtande Alles erſchöpft, was ſich über die tiefe Verderbniß und innere Jämmerlichkeit des Euripides, ſowie über den Verfall der Kunſt durch ihn ſagen läßt [4]. — Wenn man jedoch darüber einig iſt, daß der komiſche Dichter in ſeinen Wolken nur ein karikirtes Bild des Sokrates gezeichnet hat, warum ſoll dies hinſichtlich des Euripides nicht auch der Fall ſeyn? Vielmehr tritt die Karikatur hier noch deutlicher und ſchroffer heraus, als dort. Ueberall bewegt ſich indeſſen Ariſtofanes auf dem Boden dichteriſcher Heiterkeit und glänzenden Uebermuths; er weiß die einzelnen, aus dem Zuſammenhange geriſſenen Beiſpiele zu einem ergötzlichen, hellen Spiele zu vereinen. Manche der neueſten Erklärer drehen und preſſen dagegen ſo lange an dieſen kühnen Scherzen, bis ihnen nur ein caput mortuum allgemeiner Reflexion und ſogenannter Wahrheit übrig bleibt. Ja es verflog der Spiritus, das Phlegma iſt geblieben. — Und das Alles geſchieht zu derſelben Zeit, wo man lächerlicher Weiſe den Ariſtofanes, als einen Propheten der höchſten,

[1] Der raſende Herkules 665.

[2] **Diatribe, praefatio.**

[3] Kritiſche Schriften II, 138.

[4] Euripides that nichts zur Widerlegung des Ariſtofanes, und nahm die Verſpottnng leicht. **Eurip. Ep. V.** (vielleicht nach einer älteren Nachricht).

reinſten Sittenlehre anpreiſet[1]. Wollte man ſtatt deſſen jene einſeitige, abgünſtige Weiſe heraus und hinein zu erklären, auf den Ariſtofanes anwenden, ſo beſtände ſein Weſen in bloßem, platten Skandale, und ein Tertianer könnte die tiefe Verderbniß und innere Jämmerlichkeit des Calderon erweiſen. Deſſen Prologe vor und in den Stücken, willkürliche Plane und Löſungen, Dei ex machina, lange Reden, künſtliche Debatten, entbehrliche Abſchweifungen, einſeitige Grundſätze, abergläubige Lehren, lächerliche Spitzfindigkeiten, Alles weit über das am Euripides Getadelte hinausgehend; — was bliebe an dem hochgeprieſenen Spanier übrig, wenn man jenes kritiſche Maß, und *nur* daſſelbe bei ihm anlegte?

Nach den Aeußerungen mancher Beurtheiler ſollte man glauben, Euripides ſey Kotzebue der erſte, ja noch viel weniger als dieſer. Wäre Kotzebue im Stande geweſen, auch nur eine Scene von ſolcher dichteriſchen Kraft und Lebendigkeit zu ſchreiben, wie der Tod des Pentheus in den Bacchantinnen, der Polyxena in der Hekuba, oder das Heldenlied der Kaſſandra in den Trojanerinnen; alle ſeine Widerſacher müßten den Hut vor ihm abziehen und das Gewehr ſtrecken. Wenn Euripides ein ſo verderbter, jämmerlicher Dichter iſt, woher kommt es denn daß andere gerühmte Dichter noch nach 2000 Jahren ſeine Tragödien bearbeiteten und umarbeiteten, ſie aber faſt ohne Ausnahme verſchlechterten und nicht verbeſſerten? Oder glaubt man die Trauerſpiele Agathon's und anderer verlorenen Dichter, hätten denen des Sofokles näher geſtanden, als die des Euripides? Vielmehr dürfte dieſer in Achtung ſteigen und obſiegen, wenn man ihn mit jenen vergleichen könnte.

Euripides hat ſeine Wahl in Hinſicht der tragiſchen Stoffe auf nichts Geringeres gerichtet als Aeſchylos und Sofokles, und wenn er einzelne Charaktere (z. B. den Menelaos) minder großartig und mehr der neuern, zum Theil ſehr wohl begründeten Anſicht gemäß darſtellt, oder ſich einen Anklang humoriſtiſchen Scherzes (z. B. beim Herkules in der Alceſte) erlaubt; ſo entging er wenigſtens dem Da capo einer angekünſtelten Erhabenheit. Die Tragödie konnte (ſo erforderten es Zeiten und Perſonen) nicht auf derſelben Stelle verharren; will man aber den Euripides ob ſeines Verfahrens kurzweg verdammen und den Fortſchritt leugnen, welchen es in anderer Beziehung in ſich ſchließt; ſo müßte dieſe Verurtheilung noch mehr den Menander treffen, welcher von der überkühnen alten Komödie faſt nichts übrig ließ, ſondern dieſelbe bei ehrlichen Bürgersleuten unterbrachte, damit ſie zahm werde und ſich beſſere.

[1] Oder viele, zugleich ekelhafte und ſittenloſe Erzeugniſſe der neueſten franzöſiſchen Bühne bewundert.

Nur ein einziges Mal hat Euripides, in der Elektra, einen bloßen Landmann auftreten laſſen, und iſt wegen dieſes Herabſteigens vom hohen Kothurn übertrieben verſpottet worden. Was aber von einer Seite als ein Herabſinken der Poeſie erſcheint, ſchließt diesmal auf der anderen eine dichteriſche Kühnheit in ſich. Ein Prinz mehr oder weniger auf der tragiſchen Bühne, hätte uns wenig Neues und Merkwürdiges ſagen und lehren können; jener edel gehaltene Landmann läßt uns dagegen einen Blick in eine andere, bisher ganz vernachläſſigte Welt thun, zeigt eine in der Natur begründete Ebenbürtigkeit und zugleich, mit großem Gewichte, das Trennende der Geburt und der bürgerlichen Einrichtungen. So wie Servius Tullius und Solon durch ihre Klaſſeneintheilungen, Hohes und Niederes in eine neue vermittelnde Bewegung ſetzten; ſo hat Euripides hier auf künſtleriſchem Boden eine neue Vermittelung mehr als angedeutet.

An ſich ſind die Perſonen in den Trauerſpielen der drei großen Dichter nicht höher oder niedriger, vornehmer oder geringer; die Verſchiedenheit entſteht alſo aus der Behandlungsweiſe. Daß Euripides überall die Wendung in das Gemeine, Ordinaire vorziehe, iſt kurzweg nicht wahr; ich darf beiſpielsweiſe nur an Hippolyt's edlen Sinn, an den großartigen Entſchluß der Iphigenia, Makaria und Polyxena, an die Würde des Theſeus, an die Weiſſagungen der Kaſſandra erinnern, welche an Erhabenheit und Tiefe ſelbſt den äſchyleiſchen auf keine Weiſe nachſtehen. Sogar Lyſſa zeigt ſich im raſenden Herkules edel geſinnt, bevor ſie den unabweisbaren Befehl vollzieht.

Allerdings läßt Euripides bisweilen ſeinem großen rhetoriſchen Talente (mit Rückſicht auf die Liebhaberei der Athener) zu freien, jedoch minder freien Lauf als Calderon, Alfieri, viele Franzoſen und einige Deutſche; nicht ſelten mag indeſſen der, ſchon von Ariſtoteles angegebene Grund (Poetik c. 9) mitgewirkt haben: daß die Schauſpieler (von denen gutentheils der Erfolg abhing) lange Prachtreden und Scenen vom Dichter forderten. Auch findet ja nicht ein blos unnützes Hin- und Herreden ſtatt; ſondern es zeigt ſich die große, ächt dramatiſche Fähigkeit des Euripides die Dinge von allen Seiten zu betrachten und mit allen Gründen zu erwägen.

Dem verweichlichten Geſchmacke, welcher keinen tragiſchen ergreifenden Ausgang wollte (wie man, in unſeren Tagen, wol Hamlet und Lear umänderte) trat Euripides, was Ariſtoteles lobend bemerkt (Poetik c. 13), mit Nachdruck entgegen. Des Philoſophen Tadel: daß er Manches nicht ſo gut ordne, bezog ſich auf dichteriſche Anordnung, Harmonie und gleiche Haltung, nicht aber auf geringe Geſinnung und anbrüchige Sittlichkeit.

Sofokles iſt ein Dichter von abgeſchloſſener, unbedingter Vor=

trefflichkeit, der Dichter ſeiner herrlichen Zeit. Euripides hingegen verſchmäht oft die bisher anerkannten Regeln und eine gleichartige Abrundung; denn er vertraut man werde gern ihm in neue Bahnen, in ungekannte Gegenden folgen, und um dieſer Entdeckungen in der dichteriſchen Gemüthswelt willen, es mit einzelnen Irrthümern und Mängeln nicht ſo genau nehmen. Er iſt nicht blos ein Dichter ſeiner Zeit, ſondern auch der Zukunft. Daher blieb die hohe Vollendung des Sofokles allen ſpätern Dichtern ein noli me tangere, während ſo viele ſich dem Euripides anſchloſſen, ohne ihn je zu erreichen. Ein Glück daß dieſer ſeine Natur nicht verleugnete, ſeinen Nebenbuhlern nicht nachtreten, ſie nicht überbieten wollte: ein Original ſeiner Art iſt beſſer, als irgend eine Copie des Aeſchylus, oder Sofokles.

Jeder von dieſen Meiſtern (ich ſchließe wie ich begann) hat ſeine eigene Natur, ſein eigenes Maß, ſeinen eigenen Werth, und Vorliebe für den Einen, oder den Anderen nach Verſchiedenheit des Standpunktes und der Perſönlichkeit, iſt ſehr natürlich. Sie ſoll aber nicht zu Unbilligkeit und Mißdeutung verleiten, und ob der unleugbaren, leicht erkannten Fehler des Euripides willen, ſeine außerordentlichen Verdienſte verkennen laſſen. Mit Recht ſagt Quintilian (X, 1, 26) Modeste et circumspecto judicio de tantis viris pronunciandum est, ne, quod plerisque accidit, damnent quae non intelligunt. Ac si necesse est in alteram errare partem, omnia eorum legentibus placere quam multa displicere, maluerim. Während einige Hyperkritiker aus einzelnen Mängeln, oder gar aus einzelnen bei Ariſtofanes aufbewahrten Verſen, die allgemeine Stümperei, Plattheit und Dummheit des Euripides herauskonſtruiren, ſagt Göthe[1] in Bezug auf die Bruchſtücke des Phaeton: „ich glaube hier eine der herrlichſten Produktionen des großen Tragikers vor mir zu ſehen, wir müſſen ehrfurchtsvoll an ſo köſtliche Reliquien herantreten. — Er ſchreibt nach wiederholtem Leſen des Dichters[2]: „Des Euripides großes und einziges Talent erregte zwar, wie ſonſt, meine Bewunderung, doch was mir diesmal hauptſächlich hervortrat, war: das ſo gränzenloſe, als kräftige Element, worauf er ſich bewegt. Auf den Lokalitäten und auf deren uralten, mythologiſchen Legendenmaſſe ſchifft und ſchwimmt er, wie eine Stückkugel auf einer Queckſilberſee, und kann nicht untertauchen wenn er auch wollte. Alles iſt ihm zur Hand: Stoff, Gehalt, Bezüge, Verhältniſſe; er darf nur zugreifen, um ſeine Gegenſtände und Perſonen in den einfachſten Verlauf vorzu-

[1] Göthe's Werke XLVI, 39, 49. Noch ſtärker ſpricht er ſich gegen manche Tadler des Euripides aus in Eckermann's Geſprächen II, 269.

[2] Göthe's und Zelter's Briefwechſel VI, 343.

führen, oder die verwickeltſten Beſchränkungen noch mehr zu verwirren; dann zuletzt nach Maßgebe, aber doch durchaus zu unſerer Befriedigung, den Knoten entweder aufzulöſen oder zu zerhauen."

Endlich ſchreibt mir Ludwig Tieck, nachdem ich ihm vorſtehenden Aufſatz mitgetheilt hatte:

„Ja mein Freund, es iſt wahr daß es zu meinen Vorſätzen gehört, einmal meine Meinung über die herrlichen Werke des Euripides auszuſprechen. In früher Zeit, als ich noch keinen Sinn für Aeſchylus und Sofokles hatte, war es mir vergönnt, mich an den Gedichten des Euripides entzücken zu können. — Sie erinnern ſich meiner Freude über Ihren herrlichen und auch damals ſchon ketzeriſchen Aufſatz über den großen Dichter in Ihren Vorleſungen über die alte Geſchichte. Nur ſchienen Sie mir noch zu wenig zu ſagen, und ſo möchte ich Ihrer neueren mir mitgetheilten Darſtellung von meinem Standpunkte aus noch mancherlei lobend hinzufügen.

Warum denn nur nach Sofokles den jüngern Dichter meſſen? Dieſer vollendete Künſtler zeigt uns nur eine Form: in dieſer iſt er groß und unnachahmlich. Ob er ſie in allen Werken beibehalten? die wenigen überbliebenen können uns darüber nicht belehren. Die Schauſpiele des Aeſchylus ſind in der Form mannigfaltig, ein jedes iſt anders komponirt und aufgefaßt. So auch Euripides; die faſt dreimal größere Anzahl ſeiner Tragödien belehrt uns über ſein Weſen, ſeine Abſicht und Kunſt vollſtändiger. Indem er neue Formen ſucht, die Tragödie dem Zuſchauenden menſchlich näher rückt, ein neues Element erſtrebt und es ſo findet, anticipirt er gleichſam die Zukunft und nähert ſich mehr wie einmal jener ſchwärmenden, farbigen Poeſie der Neuern, die wir dem Sofokles, Aeſchylus und den Römern gegenüber, die romantiſche genannt haben. Ich meine, wenn der Fühlende, für Dichtkunſt Begabte ſich ohne Vorurtheil oder Pedanterie unbefangen den großen Erſcheinungen hingibt, ſo ſteht Euripides unſerer Gefühlsweiſe näher und iſt uns verſtändlicher, als ſeine beiden großen Kampfgenoſſen. Wenn ich ſeine Gedichte wie von dem Morgenroth einer ahndungsvollen Romantik übergoſſen nennen möchte, ſo denke ich vornehmlich an die wunderſame Helena, die erhabenen Bacchen, die tief rührende und faſt humoriſtiſche Alceſte, den groß poetiſchen Hippolyt, deſſen Schluß mit dem Hauche der Göttlichkeit himmliſch umweht iſt, den azurblauen hellen Anfang des Jon — welche Tragödie die Trojanerinnen, Hekuba, der raſende Herkules! — Wie ſeltſam von Waldgefühl und Einſamkeit erfriſcht Iphigenia in Taurien und Elektra! — Wie kindlich, hell, erhaben Iphigenia in Aulis! — Wie ungeheuer die Phöniſſen?

War ich ſo glücklich, mich ſchon als Jüngling an dieſen mächtigen

und tiefſinnigen Werken begeiſtern zu können, ſo iſt bei zunehmendem Alter meine Bewunderung des großen Meiſters immer nur geſtiegen. Verſetze ich mich in ſeine Zeit und Umgebung, ſo fällt auch faſt jeder Tadel weg, den Philologen und Aeſthetiker gegen ihn haben ausſprechen wollen. Unſere Kritik, die an neuern großen Dichtern Reflexion und Rhetorik ſo oft über die Gebühr bewundert, ſollte den großen Alten nicht darüber hofmeiſtern, wenn er dieſem Gelüſte oft folgt.

Iſt freilich der Rhesus für meinen Liebling zu gut und zu poetiſch, und muß ihn die höhere Kritik deswegen dem Sofokles zuſchreiben, ſo iſt Alles, was ich geſagt, Geſchwätz, und Alles was ich im Euripides glaube gelernt zu haben, inhaltleere Thorheit: denn ich habe in dieſem jetzt ſo oft geprieſenen Dichtwerk immer nur ein Exercitium ſpäterer Zeit ſehen können.

Kann unſer Dichter nun, neben ſeiner Größe, tragiſchen Kraft und klaſſiſchen Vollendung noch auf Humor, romantiſche Malerei und Süßigkeit, auf Entdeckung und Ausführung von poetiſchen Schönheiten Anſpruch machen, die den hochgebildeten Griechen bis dahin fremd waren und doch ſogleich mit Freude von ihnen aufgenommen wurden, ſo iſt eine Charakteriſtik dieſes mächtigen Dichters keine leichte Aufgabe. Die Alceſte, wo ſich die Tragödie faſt mit der Komödie vermählt, kann ich bewundern; aber ſchwer iſt es, von dieſer Erſcheinung das Richtige auszuſagen, denn was der Dichter hier gewagt iſt vielleicht noch mehr als Shakſpeare unternahm, der niemals ſeine ächte Tragödie auf dieſe Weiſe mit dem Humor vereinigte.

Andeutungen, wie Sie ſehen, lieber, treuer Freund, die ſich in einem Briefe nicht ausführen laſſen. Vielleicht wird mir der Tag von den Muſen gegönnt, dieſe Phantaſien der Kritik niederzuſchreiben. Göthe wie Hermann konnten auch, jener als Jüngling, dieſer als Greis, ihre Bewunderung des Dichters nur andeuten. Aber meine erlebten Entzückungen, die ſeit funfzig Jahren wiederkehren, wird mir keine moderne Kritik wegdisputiren können."

Zweite Beilage.

Zur Geſchichte des weiblichen Geſchlechts bei den alten Völkern.

Ueber die Geſchichte des weiblichen Geſchlechts giebt es gar viele größere Werke oder kleinere Aufſätze höchſt verſchiedener Art. Im Ganzen aber zeigt ſich eine Doppelrichtung, übertriebenen Lobes und übertriebenen Tadels. Etliche berichten ſehr langweilig faſt nur vom Waſchen, Kochen, Weben u. dgl.; Andere erzählen, um Leſer überreizter Zunge herbeizuziehen, faſt nur zweideutige Anekdoten, und nennen das Anſtößige, welches ſie aus allen Winkeln zuſammenſuchen, „Geſchichte des weiblichen Geſchlechts." Möge es mir gelingen in der folgenden kurzen Darſtellung, glücklich zwiſchen dieſer Scylla und Charybdis hindurchzuſteuern.

Die Geſchichte des weiblichen Geſchlechts beginnt, gleichwie die der Menſchheit überhaupt, mit einer feſten, vollkommen beglaubigten Thatſache, oder (wie Andere behaupten) mit einer Allegorie, einem einfachen, oder gar doppelten Mythos. Es iſt hier nicht der Ort nachzuweiſen, wie die Erzählungen von der Schöpfung und dem Sündenfalle aufgefaßt und erklärt worden ſind; ein paar kurze Bemerkungen mögen jedoch Platz finden.

Im erſten Kapitel des erſten Buchs Moſis Vers 27 heißt es: „Und Gott ſchuf den Menſchen ihm zum Bilde, und er ſchuf ſie ein Männlein und ein Fräulein." Hier iſt von einem Stoffe, einer Materie, woran ſich die Bildung anſchlöſſe, nicht die Rede; beide, Mann und Frau, ſcheinen gleichzeitig, unmittelbar aus der Hand Gottes hervorzugehen. Nach der zweiten Erzählung, oder dem zweiten Mythos im zweiten Kapitel Moſis, wird hingegen zuerſt der Mann aus einem Erdenkloſe und nachher die Frau aus deſſen Rippe gebildet. Ob

Digitized by Google

das Letzte möglich geweſen ohne noch andern Stoff zu Hülſe zu nehmen, unterſucht ein berühmter Scholaſtiker Heinrich Goethals auf ſehr gründliche Weiſe [1].

Um jene beiden Erzählungen in Uebereinſtimmung zu bringen haben Etliche behauptet: Anfangs ſey Weib und Mann in einer Perſon vereinigt geweſen und nachmals erſt getrennt worden; was an die Rede des Ariſtofanes in Platon's „Gaſtmahl“ über die Doppelmenſchen erinnert, welche Zeus, um ihre Ausgelaſſenheit zu bändigen auseinandergeſchnitten habe. Nur nimmt die Platoniſche Rede an (um mancherlei Erſcheinungen des Lebens beſſer zu erklären), daß jene Doppelmenſchen früher aus zwei Männern, oder zwei Weibern, oder aus Mann und Weib beſtanden.

Daß der Mann höher ſtehe als das Weib, leiteten Manche daraus ab, daß Gott ihn früher erſchaffen habe; wogegen Andere geltend machten: das Weib verdiene den Vorzug, weil der Stoff, woraus ſie geſchaffen (eines Mannes Rippe), edler ſey als ein Erdenkloß. Einer der berühmteſten Kirchenlehrer des Mittelalters, Peter der Lombarde, bemerkt: Gott habe Eva nicht aus dem Kopfe oder den Füßen Adam's geſchaffen, ſondern aus einer Rippe; weil ſie weder ſeine Herrinn noch ſeine Magd, vielmehr ſeine Genoſſinn hätte ſeyn ſollen [2]. Noch anders wird der Hergang in einer, wahrſcheinlich auf jüdiſchen Quellen beruhenden, Legende des 13. Jahrhunderts erzählt [3]. Es heißt daſelbſt: „Gott gab dem Adam zuerſt eine Frau, die vollkommener war als er. Er ſchlug ſie aber aus Gründen todt, die ich hier nicht erwähnen mag [4].“ Als Gott ihn fragte, weshalb er dies gethan, gab er zur Antwort: ſie half mir nichts (elle ne m'était rien), und deshalb konnte ich ſie nicht lieben. Dies war die Urſache der Erſchaffung Eva's aus Adam's eigener Rippe; er mußte ſie nämlich deshalb lieben, ſie aber blieb dem Manne unterworfen, von dem ſie ausgegangen war.

Zufolge der bibliſchen Erzählung änderte der Sündenfall die Verhältniſſe, oder beſtimmte ſie näher. Wenigſtens wird des Mannes Vorrang nunmehr ausdrücklich anerkannt und laut Moſe der Eva von Gott befohlen: dein Wille ſoll deinem Manne unterworfen und er ſoll dein Herr ſeyn. Hiernach haben ſich auch ohne Zweifel die Dinge in der Regel geſtaltet; es giebt aber auch ſo viele und ſo

[1] Quotlib., VII, 9.

[2] Senteut., II, 18.

[3] Manuscr. de la Bibl. du Roi, IV, 28.

[4] Dont je ci ne doi pas faire mention.

große Ausnahmen von dieſer Regel, daß wir dieſelben unmöglich kurzweg verdammen und als Sünde bezeichnen dürfen. Zuvörderſt haben kühne Sachwalter der Frauen gefragt: wo war denn Adam und was hatte er ſo wichtiges zu thun, daß er ſeine Frau mit der klügſten und verführeriſchen Kreatur ſo lange allein ließ? Und iſt der Wunſch, zu wiſſen was gut und böſe ſey, nicht ein natürlicher und edler? Jedenfalls kannte Adam das höherſtehende Gebot, gleichwie Eva; anſtatt aber ſie zu warnen oder zu widerſtehen, oder auch nur die rhetoriſchen Anpreiſungen der Schlange gehört zu haben, nimmt er den angebiſſenen Apfel und ſchluckt ſo eilig, daß ihm ein Stück im Halſe ſitzen bleibt. Warum (ſagt ein anderer Schrifterklärer Burnet in ſeiner „Archäologie“[1]), ward die arme, ſchwache, unerfahrene, kaum erſchaffene Eva ſogleich den Verführungen des liſtigſten Geſchöpfs ausgeſetzt? Warum wurden einem ſo theuern Haupte nicht wenigſtens ein paar gute und warnende Schutzengel zur Seite geſtellt? Die Drohung: daß die Uebertretung des Gebots den Tod nach ſich ziehe, mußte gutentheils wirkungslos bleiben, da Eva gar nicht wußte oder wiſſen konnte, was der Tod ſey. Ich ſehe, ſagt ein Dritter, in Adam's Benehmen weder Kraft der Selbſtbeherrſchung, noch irgend einen Beweis, daß er nach dem Sündenfalle und um dieſes Hergangs willen, mehr Anlage und Geſchicklichkeit habe ſeine Frau zu beherrſchen, denn zuvor.

Zuletzt herrſcht in der Regel Der, welcher es am beſten verſteht. In mancher Familie iſt es ein Glück, daß die Frau regiert und nicht der Mann; und Königinnen wie Eliſabeth und Maria Thereſia ſtehen vollgültig den größten Königen gegenüber. Der angeblich witzige Einfall: unter den Königinnen herrſchten die Männer, unter den Königen die Weiber, iſt in dieſer Allgemeinheit kurzweg nicht wahr.

Erlaubte es Raum und Zeit, ſo ließen ſich die Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten des Mythos von der Pandora und des Berichts vom Sündenfalle zuſammenſtellen und vergleichen; hier mögen, bevor ich auf Einzelnes eingehe, nur einige allgemeine Urtheile über das weibliche Geſchlecht erwähnt werden, um zu ſehen, ob ſie uns als Wegweiſer und Leitfaden auf der Bahn dienen können. Mit Bezug auf die Geſchichte des Sündenfalles und vielleicht auf eine Stelle des erſten Briefs an die Korinther (I, 11, 7) behauptete ein Biſchof auf der im Jahre 585 zu Maeon gehaltenen Kirchenverſammlung: man könne die Frauen nicht Menſchen nennen, nicht den Menſchen beizählen. (Mulierem hominem non posse vocitari.) Um ihn zu widerlegen, ward unter Anderen angeführt: daß Gott das Männlein und Fräu-

[1] Archeol. phil., 290.

kein Menſchen nenne; daß Jeſus, obgleich von einer Jungfrau geboren, doch des Menſchen Sohn heiße u. ſ. w.[1]. Genug der Biſchof blieb in der Minderzahl, und ſein, ſchreckliche Folgen einſchließender Lehrſatz, ward nicht zu einem Kirchengeſetze erhoben.

So verkehrte, thörichte Anſichten (denkt vielleicht manche unter meinen verehrten Leſerinnen) ſind doch in unſern fortgeſchrittenen Zeiten nicht möglich. Gewiß würden ſie nicht in der damaligen Weiſe begründet und widerlegt werden. Sie haben indeß in ihrer Uebertreibung auch eine heitere und faſt komiſche Seite; wogegen ich anheimſtelle, ob die nachſtehenden, ganz neuen Anſichten und Grundſätze über das weibliche Geſchlecht annehmlicher, gründlicher und höflicher ſind. Hören wir einen Philoſophen, einen Naturforſcher und einen zur Politik übergetretenen Theologen. Fichte ſagt (Naturrecht S. 182): „In dem Begriffe der Ehe liegt die *unbegrenzteſte* Unterwerfung der Frau unter den Willen des Mannes." Oken lehrt (Lehrbuch der Naturphiloſophie, Bd. 3, S. 112): „Der Mann ſteht um ſo viel höher als das Weib, als die Geſchlechtspflanze höher ſteht denn die geſchlechtsloſe, als der Baum über dem Mooſe. Der Mann ſteht um ganze Thierklaſſen höher als das Weib. Schnecke, Fiſch, Waſſerthier iſt das Weib; Vogel, Säugethier iſt der Mann. In der Idee ſollte jedes Kind Knabe ſeyn. Wenn weibliche Kinder entſtehen, ſo geſchieht es durch ein Mislingen des göttlichen Plans. Die Natur will nur das Höchſte, alſo nur den Mann erreichen. Weiber werden nur geſchaffen, damit Männer durch ſie hervorgebracht werden können. Das Weib iſt nur ein Naturmittel zum Naturzweck. Die Natur hat aber nur *einen* Zweck und nur *ein* Ziel, den Mann." Der dritte Schriftſteller (Ancillon) ſagt: „Da die Frauen nur *eine* Beſtimmung haben, Gattinnen und Mütter zu ſeyn, ſo werden aus ihnen, ſobald ſie dieſe Beſtimmung nicht erreichen, verfehlte Geſchöpfe, denen man immer Fehler des Geiſtes und Herzens beimißt und andichtet."

Anſtatt mit Widerlegung dieſer harten und ſchlecht begründeten Urtheile Zeit zu verlieren, bemerke ich, daß der Zorn über dieſelben und über alle vorhandenen Verhältniſſe des weiblichen Geſchlechts nicht ſelten die Hoffnung, ja bei Manchem die Ueberzeugung hervorgetrieben haben, in dem unſchuldigen, dichteriſchen Stande der Natur ſey ebenſo das Ideal der Familie und Ehe, wie des Staats zu ſuchen. Was finden wir aber bei näherer Unterſuchung des Zuſtandes aller angeblichen Naturvölker, oder vielmehr aller rohen, unge-

[1] Peter der Lombarde (III, 12) unterſucht: ob Gott als Weib zur Welt kommen konnte? Er antwortet: Ja; doch bequemer und paſſender (opportunius et convenientius) als Mann.

bildeten Völker? Wir finden überall die bloße Herrſchaft der Gewalt; Weiberraub, Weiberkauf, Frauen und Mädchen betrachtet und behandelt wie ſachliches Beſitzthum, Kindermord (ſelbſt auf den geprieſenen Inſeln der Südſee) ohne die geringſte Achtung der Perſönlichkeit, und Vorherrſchen des Thieriſchen beim Zurücktreten alles Geiſtigen.

Vielleicht, wendet man ein, ließe ſich indeß mancher ſinnige Gebrauch, manche unverkünſtelte Einrichtung in das langweilige Einerlei unſerer Gebräuche und Einrichtungen aufnehmen und dadurch die Friſche der urſprünglichen Natur herſtellen [1]. Wohlan: ich will aus gar Vielem, Einzelnes zu beliebiger Auswahl oder Nachahmung vorführen. Bei den Dapſolybiern wurden die Jungfrauen jährlich zu einem Feſte verſammelt und in einen finſtern Ort gebracht. Die, welche hier Jeder ergriff, ward ſeine Frau. Alle Bewerber eines Mädchens begaben ſich bei den Jalchläern zu deren Vater und trieben Scherzreden. Der, welcher ihn dadurch zuerſt zum Lachen brachte, ward ſein Schwiegerſohn. In Japan unterſcheidet ſich die Ehefrau von der Unverheiratheten durch zwei Vorzüge: die Zähne ſchwarz zu färben und die Augenbrauen auszurupfen. Zu Bahar in Indien nimmt der Gläubiger oft die Frau des Schuldners als Pfand in Beſitz, bis die Schuld abgetragen wird. Bekommt ſie von jenem Kinder, ſo iſt die Hälfte derſelben ſein, die zweite Hälfte Eigenthum des Schuldners. Bei den Biſirern, einem afghaniſchen Stamme, ſchickt das Mädchen den Trommelſchläger des Lagers ab und läßt an der Mütze des ihr wohlgefallenden Mannes ein Schnupftuch mit der Nadel befeſtigen, welche ſie gebraucht hat, ihr Haar aufzuſtecken. Der Mann iſt genöthigt, jenes Mädchen zu heirathen, ſobald er ihrem Vater einen angemeſſenen Kaufpreis bezahlen kann. Auf Sumatra werden die Ehebrecher todtgeſchlagen und aufgegeſſen. Der Kaufpreis einer Frau in Bambuk beſteht gewöhnlich in einem Stück Vieh oder einigen Pfunden Salz. Eine Ober- oder Hauptfrau auf der Küſte von Sierra-Leone meinte: ſie würde vor Langeweile umkommen, wenn ſie ſich nicht mit den Kebsfrauen ihres Mannes die Zeit vertriebe. In Abyſſinien verändern die Prinzeſſinnen ihren Gemahl ſo oft es ihnen behagt. Will bei den Guaranis, in Südamerika, ein europäiſcher Aufſeher eine Frau durchpeitſchen laſſen, ſo trägt er es ihrem Manne auf; kein Anderer vollzieht die Strafe ſo pünktlich.

Doch genug des Einzelnen von den Sitten und der Etikette roher Völker; wenden wir uns jetzt zu denen welche wir den gebildetern beizählen, ſo werden wir durch eine im Diodor aufbewahrte

[1] Mehr in Raumer's hiſtoriſchem Taſchenbuche, 1833. S. 253.

Nachricht überraſcht (B. I, Kap. 27): In den Eheſtiftungen der Aegypter ſey gewöhnlich feſtgeſetzt worden, daß die Frauen die Männer beherrſchen ſollten. Zweifelhaft mag es bleiben: ob ſich dies blos auf häusliche Rechte bezog; und noch zweifelhafter, ob ſolch eine Beſtimmung des Ehevertrags bei den Aegyptern wirkſamer war, als wenn in den unſerigen feierlichſt niedergeſchrieben würde: die Frauen hätten nichts zu befehlen. — Daß es in den ehelichen und Familienverhältniſſen der Juden nicht an anſtößigen Ereigniſſen fehlte, iſt bekannt, — ich erinnere z. B. an Ruben, David, Abſalon (Moſ. I, 35, 22; Samuel II, 16, 21) —; doch würde dies weniger ins Gewicht fallen, wenn es nicht mit allgemeinern Anſichten und Gebräuchen in Verbindung ſtände und daraus hervorginge. Daß die Frauen (zum Theil für die ſonderbarſten Preiſe) gekauft wurden, mithin Vielweiberei ſtattfand; daß man gezwungen war, die kinderloſe Witwe ſeines Bruders zu heirathen, daß die Töchter vom Erbe ausgeſchloſſen wurden, wenn Söhne da waren —, dies und Aehnliches wird wol Keiner für nachahmungswerth halten. Und eben ſo wenig werden Akademiker, Profeſſoren, Mitglieder wiſſenſchaftlicher Vereine u. dgl. geneigt ſeyn, eine Vorſchrift des Talmud für ſich geltend zu machen, wo es heißt: „Der Gelehrte hat, vielen Studirens halber, die Erlaubniß, ſich binnen zwei, drei Jahren nicht um ſeine Frau zu bekümmern; doch wird ihm empfohlen, dies wöchentlich zu thun [1].“

Merkwürdig iſt die Art, wie man, nach Herodot's Erzählung, die Jungfrauen in Babylonien verheirathete. In jedem Orte kamen dieſe jährlich einmal zuſammen und die Männer ſtellten ſich ringsumher. Jetzt bot ein Ausrufer zuerſt die ſchönſte, dann nach der Reihe die minder Schönen aus, und ſchlug ſie denen zu, welche das Meiſte boten. Kam man endlich an die Häßlichen, auf welche Niemand bot, ſo fragte der Ausrufer: wer das wenigſte Geld, als Lockmittel, der Braut zugelegt haben wollte? und mit den für die ſchönen Mädchen eingegangenen Summen, wurden die häßlichen untergebracht und ausgeſteuert.

Ich wende mich jetzt zu den Indern. Deren Kaſten (wonach ſchon die Männer in ſchroffe, ſich unbedingt ausſchließende Abtheilungen zerfallen, und die Höherſtehenden, insbeſondere die Brahminen alle Uebrigen ſchlechthin beherrſchen, ja tyranniſiren) führen zu der naheliegenden Vermuthung, daß durch Rückwirkung auch das weibliche Geſchlecht hart davon getroffen wurde. Dennoch finden ſich in den Geſetzen wie in den Schriftſtellern viele Aeußerungen, welche eine

[1] Michaelis, Moſaiſches Recht, II, 308.

hohe Achtung gegen die Frauen beweiſen. So heißt es an einer Stelle in Manu's Geſetzbuche: „Wo die Frauen in Ehren gehalten werden, da iſt Wohlgefallen der Götter; wo ſie verachtet werden, da ſind alle religiöſen Handlungen vergebens.“ Daß aber die Männer nicht gemeint waren, hiedurch die Ehre verkürzen zu laſſen, welche ſie in Anſpruch nahmen, beweiſet eine Vorſchrift der Puranas (oder heiligen Commentare), welche lautet: „Nachdem ein Weib die Gottheit angebetet hat, muß ſie ihren Gemahl verehren, opfern, anbeten (oder wie man worship überſetzen will) mit Blumen, Schmuck und Kleidern. Sie muß innerlich und mit vollkommener Genugthuung denken: dies iſt der Gott der Liebe![1]“

Obigem Lobe der Frauen gegenüber, finden ſich aber auch Warnungen gegen ihre Reize. Kein Umgang (heißt es im Bhagavatpurana[2]) feſſelt und verführt den Mann ſo ſehr, wie der Umgang mit Frauen. Niemand, der ſich irgend heiligen will, darf ihnen anhangen; ſie ſind für ihn die Pforten der Hölle. Jeder gebe das Glück eines Hausvaters auf, denn es iſt nur ein Traum. Hierauf antwortet an anderer Stelle jemand, der den ascetiſchen Heiligungsweg betreten ſoll[3]: kann beten, faſten, büßen, ſich der brennenden Sonnenhitze ausſetzen und ſeinen Körper ausmergeln, verglichen werden mit den Umarmungen eines ſchönen Weibes mit großen Augen und ſchönem Buſen? Leider, ruft hierauf ein Anderer, dauert Vernunft auch bei gelehrten Männern nicht länger, als bis ein Pfeil aus dem Auge einer ſchönen Frau auf ſie abgeſchoſſen iſt. — Aehnlich heißt es im Bhartrihari:

Sagen denn nicht unſere Dichter etwas ſehr Verkehrtes
Von den Frauen, wenn ſie ſtets von ſchwachen Frauen reden?
Die (von deren ſchwarzer Augenſterne Blitz getroffen
Himmelsgötter ſelbſt erliegen) ſind ſie ſchwach zu nennen?

Im Allgemeinen halten es die Aeltern in Indien für Pflicht ihre Kinder ſo früh als möglich, ja ſogleich nach der Geburt zu verſprechen[4]. Stirbt der Bräutigam als Kind, ſo muß die Braut ledig bleiben; wobei ſie ſich freilich zuweilen beſſer befinden kann, als wenn ſie den, ihr auf jene Weiſe Zugewieſenen geheirathet hätte. Die Feierlichkeiten beim Abſchluſſe der Ehe bekunden einerſeits Ernſt und Ehrfurcht für eheliche Treue und häusliches Glück; wiederum

[1] Wilson, Theatre, III, 19.

[2] I, 579; II, 389.

[3] Moon of intellect I, 19.

[4] Asiat. research. VII, 232.

lautet Manches in den Trauungsformeln für unſer Gefühl geſchmackſlos, ja unanſtändig [1].

Ehebruch wird vorzugsweiſe als ſtrafbar betrachtet, wenn damit eine Vermiſchung verſchiedener Klaſſen verbunden iſt: die Frau mag dann von Hunden gefreſſen, der Mann mit Eſelsurin barbiert und geröſtet werden, bis er eine genügende Entſchädigung zahlt [2]. Aeußerehelicher Beiſchlaf ohne Gewalt, wird nicht beſtraft. Mehrweiberei iſt, wenigſtens den Brahmanen erlaubt, jedoch nicht allgemein gebräuchlich. Sie führte zu Abſtufungen des Rechts der Haupt- und Nebenfrauen, welche letzten dann auch aus niederen Klaſſen gewählt wurden. Der Erſtgeborne und insbeſondere der Sohn einer Brahmanin, hatte bedeutende Vorzüge vor den Kindern von Frauen aus der zweiten und dritten Klaſſe.

Folgende Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke aus Manu's Geſetzbuche und den Puranas, werden die Verhältniſſe näher erläutern. Ein Frauenzimmer muß abhängen vom Vater, Manne, Söhnen und männlichen Verwandten. Sie darf nicht nach Unabhängigkeit ſtreben, nie wünſchen ſich von jenen zu trennen; denn dadurch giebt ſie ſich und beide Familien der Verachtung preis. Niemand heirathe eine Frau, die im ſechſten Grade von ſeinen väterlichen, oder mütterlichen Vorfahren abſtammt, oder einer Familie angehört, die zu Krankheiten geneigt iſt.

Weibernamen ſollen gefällig, leicht, die Einbildungskraft bezaubernd und von guter Vorbedeutung ſeyn. Niemand heirathe eine Ungeſtaltete, Geſchwätzige, keine die zu wenige, oder zu viele, oder röthliche Haupthaare, oder entzündete Augen hat. Er heirathe keine die den Namen eines Geſtirns trägt, oder eines Baumes, Fluſſes, fremden Volkes, eines Berges, geflügelten Thieres, einer Schlange, eines Sklaven, oder deren Namen etwas Entſetzen erregendes bezeichnet. Vielmehr erwähle er zum Weibe eine Jungfrau, deren Körper vorzüglich weich iſt, deren Haare und Zähne in Hinſicht auf Menge und Größe ein billiges Mittel halten, deren Geſtalt keinen Fehler hat, deren Gang voll Anſtand iſt, wie der Gang eines Flamingo, oder — eines jungen Elephanten! Dieſen Rathſchlägen fügt der Viſhnupurana hinzu [3]: man heirathe keine Zwerginn und keine Rieſinn,

[1] Z. B. wenn es heißt: Damsel! I anoint this thy generative organ with honey, because it is the second mouth of the creator, by that thou subduest all males, though unsubdued etc. Colebrooke essays I, 208.

[2] Manu VIII. 371. Einen Stier oder eine Kuh tödten, galt gleich mit Ehebruch. IX, 55.

[3] Wilson Vishnupurana 299.

keine die einen Bart, oder weiße Nägel, oder dicke Knöchel, oder ſehr fette Hände und Füße hat. Keine die zu hoch, oder zu tief ſpricht, oder wie ein Rabe krächzet, deren Augen zu weit vorſtehen, oder die ſie zukneiſet u. ſ. w.

Erhitzende Getränke trinken, mit ſchlechten Perſonen umgehen, ſich von ihrem Manne entfernen, außer dem Hauſe herumwandern, zur Unzeit ſchlafen und im Hauſe eines Anderen wohnen; dies ſind die ſechs Handlungen, welche Schande über eine verheirathete Frau bringen.

Ein Mann iſt nur vollkommen wenn er aus drei Perſonen beſteht: er, ſeine Frau und ſein Sohn; aber auch eine Tochter darf er nicht verkaufen. Eine Frau, ein Sohn, ein Diener, ein Schüler und ein jüngerer Bruder können, wenn ſie ein Verſehen begehen, mit einem Stricke, oder einem kleinen Sprößlinge von Rohr geſtraft werden; jedoch nur auf dem Hintertheile, und ja nicht auf einem edelen Theile ihres Körpers.

Wenn eine Frau nicht mit viel Sorgfalt gekleidet iſt, ſo kann ſie ihren Mann nicht aufheitern, und wenn es ihrem Herrn an Heiterkeit fehlt, ſo werden ſie keine Kinder bekommen. Immer aufgeräumt muß die Frau ſeyn, der Haushaltung wohl vorſtehen, die Geräthe in Acht nehmen und bei allen Ausgaben räthlich zu Werke gehen. Sie darf nie nach Unabhängigkeit ſtreben. Sollte auch ein Ehemann die eingeführten Gebräuche nicht beobachten, in eine andere Frau verliebt ſeyn oder keine guten Eigenſchaften haben, ſo muß ein tugendhaftes Weib ihn doch immer — als einen Gott verehren. Eine Frau, die ſchadenfroh oder verſchwenderiſch iſt, oder beleidigend ſpricht, kann ohne allen Aufſchub fortgeſchickt werden. Wer zur Beſtreitung der Hochzeitkoſten um Geld bettelt, ſoll von der Heirath keinen Vortheil haben. Das Kind gehört dem Geber des Geſchenks. Eine Frau, die mit Jemand aus einer niedrigern Klaſſe die Ehe bricht, mag von den Hunden gefreſſen werden. Sind die Weiber eines Lehrers aus der nämlichen Klaſſe, ſo muß ihnen der Schüler oder Student ſo viel Ehre erzeigen als ihrem verehrungswürdigen Gemahle; ſind ſie aus einer anderen Klaſſe, ſo ehrt man ſie blos mit Aufſtehen und Grüßen. Folgende Verrichtungen ſoll der Schüler oder Student nie übernehmen: die Frau ſeines Lehrers mit wohlriechendem Oele übergießen, ſie beim Baden bedienen, ihr Haar ſchmücken und ihre Füße und Arme reiben. Ein Frauenzimmer kann nicht nur einen Thoren, ſondern ſelbſt einen Weiſen vom rechten Pfade abziehen; daher muß kein Mann mit ihnen an einem einſamen Orte ſitzen.

So weit meine Auszüge aus den Geſetzen des weiſen Manu und

den Puranas; ſehen wir jetzt, wie die Frauen von andern Schriftſtellern betrachtet und behandelt werden. Wenigen Stoff zu Mittheilungen bieten die epiſchen Gedichte. Helena, Andromache, Penelope, werden nie von Damajanti, Draupadi und Sawitri verdrängt werden; obgleich ſich die letzte von den Göttern 100 Söhne erbat und ſie bekam, während Penelope mit ihrem einen Telemachus begnügt blieb.

Harte und ſpöttiſche Aeußerungen finden ſich im Hitopadeſa[1]. „Es hat immer ſeinen Grund wenn eine junge Frau ihren alten Mann beim Kopfe nimmt, ihn küßt und heftig umarmt. Welche Männer werden geliebt, wenn ſich die grauen Haare bei ihnen ſehen laſſen? Die Frauen blicken auf Andere, und betrachten jene wie eine Arznei. Wenn keine Gelegenheit, keine günſtige Zeit, kein Verführer da iſt; — dann ſind die Frauen tugendhaft. Sie waren ſtets leichtfertig, ſelbſt die Frauen der Götter. Wie Kühe im Walde die Kräuter, ſo verlangen ſie immer neue und neue Liebhaber. Das Feuer hat nie genug Holz, das Meer nie genug Gewäſſer, der Tod nie genug Geſchöpfe, und eine Schönäugige nie genug Männer. Nicht durch Gaben, noch durch Verehrung, noch durch Rechtlichkeit, noch durch Dienſtfertigkeit, noch durch Strafen, noch durch Lehren; — nein — niemals werden die Frauen treu.“

Mehr und mannigfaltigere Ausbeute bieten die dramatiſchen Dichter, und wiederum tritt bei ihnen ein Verhältniß beſonders auffallend heraus: nämlich das der Bajaderen zu den Hausfrauen. Es wäre irrig, jenen im Allgemeinen eine höhere Bildung beizulegen und ſie mit Prieſterinnen zu vergleichen; es wäre zu gering, ſie kurzweg liederliche Dirnen zu ſchelten. Gewiß beweiſet ihr Daſeyn und ihr Verhältniß bedeutende Mängel des Familienlebens.

In dem Schauſpiele „Mrichihakati“ ſpielt ein ſolches Mädchen Vaſantaſena die Hauptrolle. Sie iſt ſehr reich, hat eine prachtvoll eingerichtete Haushaltung, zeigt ſich der reinſten Liebe zu einem edeln Brahmanen Charudatta fähig; muß ſich aber dennoch (gröbere Dinge nicht zu gedenken) ins Geſicht ſagen laſſen: ihre Perſon ſey ein Gegenſtand des Kaufes für Vornehme und Geringe, für liebenswürdige und widerwärtige Männer. Dies offenbare Liebesverſtändniß Charudatta's mit Vaſantaſena ſcheint ſeine davon unterrichtete, rechtmäßige Frau gar nicht zu beunruhigen; vielmehr iſt dieſe bereit, ſich, nach Empfang der irrigen Nachricht von ſeinem Tode, verbrennen zu laſſen.

Liebſchaften der Männer mit niedriger ſtehenden Frauen, Sklavinnen oder Dirnen ſcheinen überhaupt, nach indiſchen Begrif-

[1] Ausgabe von Müller S. 38, 40, 53, 90.

ſen, der Ehe gar keinen Eintrag zu thun; weil troß dieſer Mehrzahl wol das Uebergewicht und größere Rechte für eine **Hauptfrau** übrig blieben. Wenn ſich dagegen ein verheiratheter Mann mit einem Frauenzimmer **höheren** Standes einläßt, ſo geräth dadurch die Stellung der Ehefrau in größere Gefahr und verſchlechtert ſich dergeſtalt, daß Zorn und Eiferſucht mehr und mit größerem Rechte hervortritt.

Als ſich der König Purūravas (zufolge eines Schauſpiels von Kalidaſa) in die himmliſche Nymphe Urvaſi verliebt[1], nimmt dies ſeine Gemahlinn Auſinari ſehr übel und macht ihm bittere Vorwürfe, die er indeß durch unwahre Gegenverſicherungen abzulenken ſucht. Sobald dies vergeblich bleibt, ſagt er:

Ich hätte meine Mühe ſparen können!
Ein Weib hat ſcharfe Augen: bloße Worte
Berühren nie ihr Herz, ſobald nicht Leidenſchaft
Beglaubigung hinzufügt.

Als es jedoch heißt: die Königinn wolle ſich wegen ihres heftigen Benehmens entſchuldigen, ſpricht Purūravas:

Ich glaub' es wohl; denn wahrhaft kluge Weiber
Bereuen bald, daß ſie den reuigen Gemahl
So hart zurückgeſtoßen, und ergreifen gern
Gelegenheit und Vorwand, ſeine Liebe
Von neuem zu gewinnen. Nun wir wollen
Ihr' Gnaden hierin auch gefällig ſeyn.

Der König überhäuft demgemäß die Königinn ſo mit Schmeicheleien, daß eine Begleiterinn der Urvaſi bemerkt (S. 56):

Hat ſich das Herz verirrt, ſo wird die Zunge
Verſchwenderiſch in Worten und Verſprechen
Für ein misachtet Weib.

Der Königinn Auſinari war es aber Ernſt mit einem unerwarteten, bereits durch ein feierliches Gelübde bekräftigten Entſchluſſe. Sie ſprach:

Welch eine Nymph' auch meines Herren Blick
Hat angezogen und ihn hält in Liebesbanden;
Ich will mit Mild' und Liebe ſie behandeln.

Ja, hiemit unbegnügt zieht ſich die Königinn ganz zurück und räumt Urvaſi ihre Stelle ein, ſo daß deren Begleiterinn ausruft (S. 58):

[1] Wilson II, 45.

Dies iſt ein Weib von hohem Geiſt,
Ein Muſter in Erfüllung ihrer Pflicht!...

Aehnlicherweiſe wird der Sakuntala die Lehre gegeben:

Bleib' dem Gatten gehorſam, Liebes nur erweiſ'
Den andern Frauen deines Herrn.
Selbſt wenn der Gemahl dich kränkte, ſo ergieb
Dich nimmer dem Reize zum Zorn.

In einem andern Schauſpiele „Retnavali", von Sri Herſcha, werden die Verhältniſſe noch leichter genommen und künſtlicher verwickelt, ſo daß einige Scenen an „Figaro's Hochzeit" erinnern, ja ſie überbieten. Deshalb ſagt eine Vertraute der Königinn Vaſavadatta: „Nichts iſt ſo ſchlecht, was man nicht von dieſen ſchändlichen Männern erwarten müßte[1]."

Der König Vatſa erzählt, aufrichtig genug, wie er es anfange, ſeine mit Recht eiferſüchtige Gemahlinn zu beruhigen. „Wenn ſie ſeufzt," ſagt er, „zeige ich Theilnahme, wenn ſie ſchmollt, ſchmeichle ich ihr, wenn ſie die Augenbrauen zuſammenzieht und ihr Geſicht von Zorn entſtellt iſt, falle ich ihr zu Füßen. Derlei Zeichen der Ehrfurcht iſt man der hohen Stellung einer Königinn ſchuldig. Indeß haben täuſchende Schwüre, zärtliche Reden, ſcheinbare Vorwände und demüthige Bitten weniger beruhigende Wirkung — als die eigenen Thränen der Königinn. Wie Waſſer das Feuer löſcht, ſo löſchen jene Thränen die Flammen ihres Zornes."

Dieſen Grundſätzen gemäß läßt denn Vatſa die Vaſavadatta ſich ſatt weinen; ja als des Königs Geliebte Retnavali ſich als ebenbürtig ausweiſt, macht ſich die Königinn ein Vergnügen daraus, ſie ihrem Gemahle zu übergeben und ſie als Schweſter anzuerkennen. So tritt mittelbar die Vielweiberei doch hervor, obgleich derlei neue Ankömmlinge gewöhnlich zu einigem naiven Skandal, oder ſentimentalem Seufzen und Klagen Veranlaſſung geben.

In einigen Schauſpielen wird Liebe und Treue mit mehr Würde und Zartheit behandelt, ſo in dem Liebesdrama „Malati und Madhava" von Bhahabhuti. Daſelbſt heißt es: „Eine Verheirathung wird glücklich ſeyn, wenn Auge, Herz und Zunge das Paar zuſammenführen"; — wo unter Zunge dann wol die Mittheilung und der Ausdruck des Geiſtes und des Geiſtigen zu verſtehen iſt. Im „Nalas" (S. 72) wird geſagt:

Nichts ja gleichet dem Weibe, ſie iſt
Für jedes Leid ein Heilmittel.

[1] Wilson III, 49.

Digitized by Google

So wie die Gattinn, — iſt kein Freund
Ein Troſt für den betrübten Mann.

Abweichend wird im Schauſpiele „Mrichihakati" geſagt (S. 89):

Zwei Dinge ſind die köſtlichſten auf Erden,
Ein Freund und die Geliebte: doch ich ſchätze
Den Freund mir höher denn ein Hundert Schönen.

Von ſo zahlreichen Schönen iſt wol die Rede, wenn es an einer anderen Stelle heißt: „Es iſt über allen Zweifel gewiß, daß Unheil angerichtet wird, wo man einläßt einen Elephanten, einen Steuerbeamten, einen Bettler, einen Kundſchafter und ein zweideutiges Mädchen." An die letzten denkt der Dichter wol vorzugsweiſe in folgender Stelle (S. 84):

O welch ein Thor iſt Der, der ſein Vertrauen
Auf Weiber ſetzt und Reichthum, beides ſchlüpfrig.
Sie können nach Belieben lächeln, weinen, trügen.
Des Meeres Wogen und des Abends Röthe
Sind minder unbeſtändig als der Frauen Liebe.
Geld iſt ihr Ziel; fehlt dies dem Mann,
Wirft man ihn weg wie einen leeren Beutel.
So kurz als Blitzesglanz iſt Weiberliebe;
Sie blicken Einen zärtlich an, wenn ſchon der Andere
Im Herzen thront. So hat's Natur gewollt!
Der Lotus wächſt nicht auf der Berge Höhen,
Das Maulthier wandelt nie zum Roſſe ſich,
Aus Gerſtenkörnern ſproßt kein Reis hervor;
So wohnt auch Tugend nie in Weibes Bruſt.

Gemäßigter lautet folgende Stelle (I, 35):

Der Elephant wird mit der Kett' gehalten,
Das Roß gebändigt durch des Reiters Kunſt;
Doch häng' dich auf, wenn du nicht kannſt gewinnen
Des Weibes Herz, dem ſie allein gehorcht!

In der Regel wird das Verbrennen der indiſchen Witwen nach dem Tode ihrer Männer als eine Folge unbegrenzter Liebe und Treue hervorgehoben; daß jedoch Aberglaube, Eiferſucht und Tyrannei weſentlich im Spiele ſind, beweiſt ſchon eine Stelle im Diodor (XIX, 33) wo es heißt: „In ältern Zeiten verlobten ſich viele Indierinnen bei ſehr jungen Jahren. Hieraus folgte, daß ihnen die Wahl nachher oft leid ward und viele Weiber, um eine neue treffen zu können, ihre Männer vergifteten. Da die Beſtrafung einzelner von dieſem Verbrechen nicht zurückſchreckte, ſo gab man ein Geſetz,

daß die Frauen (nur mit Ausnahme der Schwangern und derer, die Kinder hatten) zugleich mit ihren verſtorbenen Männern ſollten verbrannt werden. Diejenige, welche ſich dieſem Geſetze nicht unterwerfen wolle, dürfe nicht wieder heirathen und werde als eine Gottloſe von Opfern und allem Geheiligten ausgeſchloſſen. Um dieſer äußerſten Schande zu entgehen und ihre Männer zu beruhigen, wählte nicht blos jede den Tod, ſondern die Weiber drängten ſich auch dazu wie zu der größten Ehre." Man iſt geneigt, obige Nachricht über die Vergiftungen der Männer durch die Frauen für eine Erfindung oder grobe Uebertreibung zu halten; doch leitet auch Strabo (XV, 28) das Verbrennen von Eiferſucht, Untreue und Gift her, und ſpäter werden wir in der römiſchen Geſchichte eine ähnliche Anklage finden. Gewiß übte man bei jenen, ſchon in den Vedas als verdienſtlich empfohlenen Verbrennungen, bis in die neueſte Zeit die furchtbarſte Tyrannei und Grauſamkeit[1]. Und wenn man auch Schwangere von dieſer Pflicht befreite, wirkte doch jedes Opfer höchſt nachtheilig für das Familienleben und die Kinder.

Ueberhaupt zeigen die ehelichen und Familienverhältniſſe, trotz des günſtigen Scheines, welcher von einzelnen Punkten darauf fällt, doch mancherlei erhebliche Mängel. Die erzwungenen Heirathen und die Heirathen in zu früher Jugend, das ſchnell einbrechende Alter der Weiber und der Verkehr mit Bajaderen, die übergroße Abhängigkeit und Unterordnung des von Natur gleich Geſtellten, hat in Indien eine ächte lebenslängliche Einwirkung und Wechſelwirkung des weiblichen Geſchlechts auf das männliche unmöglich gemacht, und das pflanzenartig einförmige Leben galt ihnen ihrer Natur nach für etwas Trefflicheres, als die ſchöne Mannigfaltigkeit des Daſeyns, welches ſich nur höheren Geſetzen, aber freiwillig, unterwirft.

Gehen wir jetzt zu den Griechen über, ſo finden wir zuerſt (wie überall) Lob und Tadel im Uebermaß. Als Kern und Text aller andern Erörterungen ließe ſich die Behauptung Heſiod's aufſtellen: Nichts Beſſeres könne einem Manne zu Theil werden als ein gutes, nichts Schlimmeres als ein böſes Weib. Hieran reihe ich allerhand andere Aeußerungen an über das Verhältniß der Frauen zu den Männern und dem Hausweſen. So ſagt Menander (Meinecke, 169):

Den zweiten Part zu ſpielen, ziemet ſtets der Frau,
Des Ganzen Leitung aber kommt dem Manne zu,
Ein Haus, in dem die Frau die erſte Stimme hat,
Muß unvermeidlich untergehn, früh oder ſpät.

[1] Colebrooke essays I, 118, 119. Massie, continental India II, 175.

Ich glaube, lehrt Xenophon (Oecon. I, 3), daß eine Frau, welche ſich im Hauſe als gute Gefährtin zeigt, dem Manne das Gleichgewicht zum Gedeihen der Wirthſchaft hält. Denn wenn die meiſten Einnahmen durch die Thätigkeit des Mannes herbeigeſchafft werden, ſo gehen die meiſten Ausgaben durch die Hände der Frau; und wenn es in Hinſicht dieſer beiden Punkte gut ſteht, ſo mehrt ſich, und im umgekehrten Falle, mindert ſich das Vermögen. Eine Frau (warnt Plutarch in ſeiner Schrift über die Pflichten der Ehegatten), die lieber einen einfältigen Gatten beherrſchen, als einem vernünftigen gehorchen will, gleicht Denjenigen die lieber einem Blinden den Weg zeigen, als einem Sehenden (der den Weg kennt) folgen wollen. Man darf, fährt er fort, ſo wenig für die Augen (nach Schönheit) als für die Finger (nach Gelde) heirathen; wie es Manche giebt, die nur überrechnen, wie viel die Frau die ſie nehmen, einbringt, nicht aber überdenken, wie ſie mit ihr leben werden. Wer eine reiche Frau heirathet, giebt ſich hin, bekömmt aber ſie deshalb noch nicht; es iſt beſſer gebunden ſeyn mit goldenen Ketten, als durch den Reichthum einer Frau. In Böotien (erzählt Plutarch) pflegt man der Braut, ſobald ſie verhüllt worden, einen Kranz von Asparagium aufzuſetzen. Denn dieſe Pflanze bringt aus den ſpitzigſten Stacheln die ſchmackhafteſten Früchte hervor; und ſo wird auch die Braut Demjenigen, der im Anfange (jetzt geſchieht es wol umgekehrt) das verdrießliche und unangenehme Betragen derſelben geduldig überſieht, in der Folge einen ſüßen und liebreichen Umgang verſchaffen. Wer den erſten jungfräulichen Eigenſinn nicht überſehen kann, iſt mit Einem zu vergleichen, der um einiger ſauern Beeren willen die gänze Traube weggiebt. Eine Braut aber, die gleich über das erſte Betragen eines Bräutigams aufgebracht wird, handelt ebenſo, als wenn Einer um eines Bienenſtichs willen den Honig wollte fahren laſſen. Hauptſächlich müſſen Ehegatten ſich im Anfange vor Zorn und Verdruß in Acht nehmen und bedenken daß Gefäße, die aus einzelnen Stücken beſtehen, anfangs durch die geringſte Urſache auseinandergeriſſen, hernach aber, wenn die Fugen ſich erſt feſt vereinigt haben, kaum durch Feuer und Stahl getrennt werden können.

Gewiß fand ein ernſter Einfluß der Aeltern auf die Verheirathung der Kinder ſtatt, woran heutzutage freilich manche heirathsluſtige Kinder Anſtoß nehmen würden. Hierauf antwortet ein ebenſo gelehrter als liebenswürdiger Philologe, Jacobs (Vermiſchte Schriften, Bd. 3, S. 22): „Es herrſchte oder es herrſcht noch in Deutſchland ein Glaube an die abſoluten Rechte einer ſentimentalen Liebe, ſo daß nicht Wenige anzunehmen ſcheinen, ein funfzehnjähriges Kind werde durch die plötzliche Berauſchung mit einem Gefühle, das es

mit dem Namen Liebe beehrt, während einer Ballnacht gleichſam durch ein Wunder ſo weiſe, daß es die Erfahrungen älterlicher Liebe entbehren, ja ihr als einer gewaltthätigen Tyrannei Trotz bieten könne.“

Die Athener und alle Ioner waren weit entfernt von einem aſiatiſch-muhammedaniſchen Einſperren der Weiber (wie ſchon die Nachrichten in der Odyſſee erweiſen); ſie ſahen jedoch allerdings deren Hauptberuf in dem Hausweſen und der Kindererziehung. Wiederum hatten die Griechinnen Anſpruch auf eine Ehre und einen Beruf, von dem die Frauen in der neuern Zeit ganz ausgeſchloſſen ſind: ſie konnten Prieſterinnen werden, und die Pythia war gewiß nicht immer ein bloßes Werkzeug für Andere bei Leitung der helleniſchen Angelegenheiten.

Erwähnung verdient ferner die Sorge der attiſchen Geſetzgeber für arme Mädchen. Der nächſte Verwandte ſollte ſie heirathen oder ausſtatten. Und ebenſo ſchützte das Geſetz reiche Erbtöchter gegen willkürliche Heimführung. Die Frau mußte gerichtlich auf Scheidung klagen; der Mann war weniger Förmlichkeiten unterworfen, mußte aber der ſchuldloſen Frau ihr Eingebrachtes herausgeben und für ihren Lebensunterhalt ſorgen.

Manche Schriftſteller haben (ich glaube mit Unrecht) die Verhältniſſe des weiblichen Geſchlechts bei den Dorern und insbeſondere den Spartanern, über die atheniſchen Einrichtungen hinaufgeſetzt. Sparta zeigt auch hier nur das Einſeitige, Schroffe. Familie und Ehe ſind zurückgedrängt und den Staatszwecken ſo untergeordnet, daß man in gewiſſen Fällen verlangte die Männer ſollten ihre Frauen verleihen, und ſelbſt einem Könige verbot eine kleine Frau zu heirathen. Den gerechten Klagen ob der ſpäteren Ausartung ſpartaniſchen Frauen gegenüber, muß man jedoch hervorheben, daß ſich unter ihnen noch zur Zeit der Könige Agis und Kleomenes, die edelſten Charaktere fanden.

In Sparta, Chios, Cyrene nahmen die Mädchen an allen Leibesübungen und Wettkämpfen der Jünglinge Theil (Athen. XIII, 566), und Properz (III, 14) beſchreibt ſie wie folgt:

Jetzo verſchwindet der Ball dem hurtigen Wurfe des Armes;
Oder im Rollen des Reifs klingelt der hakige Stift;
Oder die Läuferin ſtehet beſtäubt am Ziele der Rennbahn;
Im Pankration auch duldet ſie Wunden des Schlags;
Jetzt umſchnürt ſie mit Riemen die freudigen Arme zum Fauſtkampf;
Jetzt der Scheibe Gewicht dreht ſie im Schwunge zum Wurf.
Kreiſe durchtrabt ſie zu Roß; an der ſchneeigen Seite der Jungfrau
Hängt ein Schwert, und das Haupt ſchirmet geöletes Erz.

Zwiſchen der Theilnahme an all dieſen männlichen Uebungen und dem Stillſitzen am Stickrahm, oder dem Bewegen blos der Finger am Fortepiano, liegen viele brauchbare Abſtufungen. Am meiſten aber dürfte in unſern Tagen die Gewohnheit anſtößig gefunden werden, viel mehr als Hände und Geſicht den Zuſchauern zu zeigen. Man darf aber wohl behaupten: nicht Alles ſey an ſich unſittlich zu nennen, was gegen die Regeln unſerer Decenz verſtößt[1]. Mit dem Sinne für Schönheit iſt das Wohlgefallen am Nackten verbunden, und die Kenntniß deſſelben erwirbt ſich nur durch Anſchauung. Wer dieſe verbietet, giebt dem größeren Theile der Kunſt den Abſchied. Die Kleidung dient weſentlich nur zur Verdeckung des Häßlichen und zur Abhaltung der Kälte; unter dem Aequator ändern ſich die Grundſätze über die Sittlichkeit der Bekleidung. Wo ſelbſt Göttinnen nackt dargeſtellt und verehrt wurden, wo man die Forderung des Paris ſehr natürlich und nothwendig fand, iſt es verkehrt, unſeren Maßſtab der Beurtheilung anlegen zu wollen. Auch hat es keine Gefahr, daß jene antike Betrachtungsweiſe wiederkehren und die moderne Sittlichkeit zu Grunde richten werde. Doch läßt ſchon Euripides die Troerinn Andromache (v. 596) ſagen:

Ein Weib mag nie enthaltſam am Eurotas ſeyn,
Wo Jungfraun ihrem Hauſ' entflohn mit Jünglingen
Die Hüften nackt und offenfliegend das Gewand,
Zu Lauf und Ringerkünſten ſich vereinigen.
Mir unerträglich! Und ihr ſtaunt Lakonier
Wenn nimmermehr ihr tugendhafte Fraun erzieht?

Einräumen muß man ferner, daß in der Geſchichte der Götter und Göttinnen eben nichts nachahmungswerthes anzutreffen iſt für Eheſtand und Familie; die ſcheinbar Klügſten blieben unvermählt, und der Eheſtand von Jupiter und Vulkan war faſt nur ein Weheſtand. Im Ariſtofanes, dieſem ungezogenen Lieblinge der Grazien, findet ſich allerdings viel über die Frauen, was ſich an dieſer Stelle nicht mittheilen läßt; doch darf man erwähnen, daß er in den „Ekkleſiazuſen" ſehr tiefſinnige Gründe für die Weiberherrſchaft angiebt, und in der „Lyſiſtrata" ein Mittel für den ewigen Frieden nachweiſet, das, beharrlich angewandt, eher zum Ziele führen dürfte als die vom königsberger Weiſen vorgeſchlagenen. Trotz des Scheins von Radikalismus lobt Praxagora in den „Ekkleſiazuſen" das konſervative Syſtem und ſagt von den atheniſchen Frauen (V. 221):

[1] Jacobs III, 20.

Da ſitzen die Frauen und röſten, grade wie vordem;
Sie backen Honigfladen, grade wie vordem;
Sie drillen noch die Männer, grade wie vordem;
Sie bergen noch Liebhaber, grade wie vordem;
Sie kaufen ſich was Leckeres, grade wie vordem;
Sie mögen den Wein gern lauter, grade wie vordem;
Sie lieben ſehr das Lieben, grade wie vordem.

In den „Thesmophoriazuſen“ ſagt die Chorführerinn (V. 784):

Wir wollen demnach uns ſelber einmal lobpreiſen vor Euch, die da zuſchaun;
Ob Jeglicher zwar von dem Weibergeſchlecht viel Uebeles weiß zu erzählen,
Als wären durchaus wir ein Uebel der Welt und von uns her käme das Alles,
Zwietracht und Gezänk, Aufruhr und des Grams Unmuth, und der Krieg. Nun wohlan denn!
Wenn ein Uebel wir ſind, was freiet Ihr uns, wenn ein Uebel wir ſind in der Wahrheit?
Ja, Ihr heißt uns ſogar niemals ausgehn, niemals aus dem Fenſter zu gucken;
Sorgfältig vielmehr, mit ſo ämſiger Müh ſucht Ihr zu bewahren das Uebel.
Wenn das Weiblein dann ausgehet wohin, und nicht Ihr zu Hauſe ſie findet,
So raſ't Ihr wie toll, da Ihr opfern zum Dank und froh ſeyn ſolltet, wenn wirklich
Ihr findet, hinaus ſey das Uebel entwiſcht und nicht mehr drinnen zu finden.
Und gucken wir 'mal vor das Pförtchen hinaus, gafft jeder ſogleich nach dem Uebel,
Und zieht man verſchämt in das Haus ſich zurück, ſo gafft ihr noch mehr ob das Uebel
Nicht wieder hervorguckt, wieder ihr's ſeht! So ſind wir denn ohne Bedenken,
Weit beſſer wie ihr u. ſ. w.

Die mittlere und neuere Komödie der Griechen, welche ſich auch im Plautus und Terenz wiederfindet, zeigt ſich zwar zahmer als die Ariſtofaniſche, hat aber die großartige politiſche Bedeutung verloren und erſcheint in Hinſicht auf die Geſchlechtsverhältniſſe keineswegs wahrhaft ſittlicher. Vielmehr iſt alle höhere geiſtige Liebe, es ſind

würdige Familienverhältniſſe, wechſelſeitige Hingebung, Bezugnahme auf lebenslängliche Einigung meiſt ganz zurückgedrängt, während ſchlechte Intriguen und gemeine Liebesgeſchichten ſich breit machen und ſelbſt Verbrechen in dieſer Beziehung nicht geſcheut werden. Vergeſſen darf man übrigens nicht, daß die meiſten Anekdoten welche gegen die griechiſchen Frauen zeugen, aus Luſtſpielen entnommen ſind und nicht mehr Beweiskraft haben als das gegen Sokrates und Euripides daſelbſt Vorgebrachte. Jeden Falls bietet die neuere Geſchichte viel mehr beglaubigte Beiſpiele.

Noch mehr als bei den Luſtſpieldichtern, treten bei den Tragikern die mannigfaltigſten weiblichen Charaktere auf, und es wäre irrig das was jede Einzelne ſagt, oder was in ganz beſtimmten Verhältniſſen von ihr geſagt wird, als das Ergebniß unzähliger gleichartiger Erſcheinungen zu betrachten, und ſtatt die natürliche und erfreuliche Mannigfaltigkeit anzuerkennen, eine gleichartige Regel daraus hervorzukünſteln, und allgemeine Urtheile darauf zu gründen. Insbeſondere bietet Euripides[1] (den man mit Unrecht einen Weiberhaſſer geſcholten hat) einen außerordentlichen Reichthum von Charakteren, Verhältniſſen, Betrachtungen und Urtheilen. Keiner Griechinn, ſondern der Andromache (v. 220), legt er die Worte in den Mund:

O theurer Hektor, dir zu Lieb ertrug ich es
Mit frohem Muth, wenn Kypris dich verleitete;
Und deiner Kebsfraun Kindern hab' ich oft die Bruſt
Gereicht und alle Bitterkeit von dir entfernt.
Auch hat mir ſolche Tugend ſtets des Gatten Gunſt
Bewahret. Aber auch den Tropfen Himmelsthau
Willſt du (Hermione) nicht dulden am Gemahl!

An anderer Stelle (Troaden 645) ſagt Andromache:

— Denn nimmer nahm ich Lockungen
Der Frau'n zu Herzen; ſondern eigner guter Geiſt
War immerdar mein Lehrer und genügte mir.
Der Zunge Schweigen weiht' ich und den heitern Blick
Stets meinem Gatten, wiſſend wo obſiegen ſoll
Dem Mann die Frau, und wiederum, wo jener ihr.

Elektra (v. 1072) weiſet die Klytemnäſtra mit den Worten zurecht:

Die Gattinn aber die getrennt vom Gatten noch
An Schönheit denkt, die zähle man den Schlimmen bei;

[1] Siehe die erſte Beilage.

Denn außer ihrem Hauſe ſoll ihr Angeſicht
Nicht reizend ſcheinen, wenn ſie nicht auf Frevel ſinnt.

Noch mehr Grund hat Hippolyt (mit Bezug auf Phädra) zu ſchelten. Er ſagt:

Was haſt du, Zeus, die Frauen (deiner Sterblichen
Trugvolles Unheil) an das Sonnenlicht gebracht?
Denn wenn du wollteſt ein Geſchlecht von Menſchen ſäen,
So mußte dieſes nicht vom Weib' entſproſſen ſeyn.
Nein, Männer mußten —
Sich Kinderſamen kaufen und als Freie dann
Im freien Hauſe wohnen ohne dies Geſchlecht. — —
Am beſten fähret, weſſen Weib, ein träges Nichts
Unnütz in Einfalt brütend ſtill im Hauſe ſitzt.
Die Kluge haſſ' ich; nimmermehr dünk' eine ſich
In meinem Hauſe klüger, als dem Weibe ziemt.
Denn öfter pflanzt die Liebesgöttin Hinterliſt
In dieſe Klugen; doch das unerfahrne Weib
Läßt keine Thorheit üben ihr beſchränkter Geiſt.

Auch der Hofmeiſter in den Phöniſſen (v. 206) hat Urſach zu klagen und ſagt:

Schmähſüchtig iſt ja von Natur der Frauen Art;
Und wenn ſich ihnen wenig Stoff zum Reden beut,
Sie ſchaffen immer neuen; nichts Vernünftiges
Zu ſchwatzen von einander, das iſt ihre Luſt.

Nicht minder klagen an andern Stellen die Weiber. Z. B. Kreuſa (Jon 398):

Denn ſo betrübt iſt bei den Männern unſer Loos:
Im Schwarm der Böſen, werden auch unſträfliche
Frau'n mitgehaßt; ſo elend ſchuf uns die Natur!

In aufbewahrten Bruchſtücken des Euripides heißt es[1]:

Wir Frauen ſind ſo: bald beſieget uns die Furcht,
Bald übertrifft nichts weibliche Verwegenheit. —
Nicht einer Feſte Mauern, oder Schätze ſind
So ſchwer zu hüten, oder And'res, denn ein Weib. —
Von Allen iſt das Unbezwinglichſte ein Weib.

Aehnlich ſagt Aeſchylos (Sieben vor Theben):

„Ein Weib das herrſcht, vor Frechheit iſts nicht auszuſtehn;
In Angſt gar, iſt ſie doppelt Kreuz für Haus und Stadt.

[1] Aus der Auge, Danae, Oedipus.

In Lucian's Todtengeſprächen (28) fragt Menippus den Tireſias: ob er (da er beides geweſen) das Leben des Mannes, oder der Frau vorziehe? Er antwortet: das Leben der Frauen iſt viel angenehmer; denn ſie haben weniger Geſchäfte, beherrſchen die Männer, werden nicht zum Kriegsdienſte gezwungen, brauchen ſich nicht in den Volksverſammlungen zu zanken, nicht vor Gerichten ſich umherzutreiben.

An dieſer Stelle dürfen wir die vielbeſprochenen Hetären (die griechiſchen Bajaderen) nicht unerwähnt laſſen. Mit Unrecht haben manche Philologen in ihnen (ſie waren meiſt Sklavinnen) den Mittelpunkt und die Krone der geiſtigen und leiblichen Bildung geſehen; und die Frauen und Jungfrauen als unwiſſend, geiſtlos, charakterlos, langweilig und unbedeutend dargeſtellt. Gewiß war bei dieſen nicht nur mehr Tugend, ſondern auch mehr ächte Bildung und Uebung des Geiſtes. Irrig wird der Name und der Werth der Aspaſia ſtatt aller hier geltend gemacht. Sie war nichts weniger als eine Hetäre; ſie war nur keine vollbürtige Athenerin, und ſo lebte, nach unſerer Weiſe zu reden, Perikles, der große Fürſt der Athener, mit ihr in einer morganatiſchen Ehe. Alle die andern Hetären, Lais, Phryne, Glycerion und wie ſie ſonſt heißen, werden immer nur in Bezug auf ihre große körperliche Schönheit gerühmt, und was ſonſt von ihren Anſichten, Urtheilen und Einfällen berichtet wird, iſt meiſt ganz flach und unbedeutend. Im Ganzen finden wir (ſowie in neuern Zeiten) dieſelben Hoffnungen, Mittel, Zwecke, Freuden und Leiden, überall weit mehr Schatten als Licht, und zuletzt, ſelbſt für Lais, nur Noth und Elend.

Vor Allem wird überall ihre übertriebene Eitelkeit, Putzſucht und ihr grenzenloſer Eigennutz hervorgehoben und gerügt[1]. Daher ſagt Alexis in einem Luſtſpiele:

Iſt da eine klein von Wuchſe, gleich wird ihr Kork in die Schuh
Eingefüttert; groß iſt jene, dünne Sohlen gibt man ihr.
Wenn es ihr an Hüften fehlet, werden Wülſte zugeſetzt.
Hat die eine feuerrothe Brauen, malt ſie Kienruß ſchwarz;
Eine andre iſt ſchwarz von Farbe, Bleiweiß ſtreicht man dieſer auf.
Uebermäßig blaß iſt jene, ihr reibt man Zinnober ein.
Iſt ein einzelner Theil vorzüglich, dieſer wird mit Fleiß entblößt,
Hat ſie etwa ſchöne Zähne, muß ſie lachen früh und ſpät
u. ſ. w.[2].

[1] Plautus, Epid. II, 2; Mercator II, 3 und öfter.

[2] Jacobs III, 323, 327; Hecyra I, 1.

In einem andern Luſtſpiele des Anaxilas heißt es:

Welcher Menſch in ſeinem Leben eine Buhlerinn geliebt,
Weiß, daß unter allen Weſen keines ſo verderblich iſt.
Welchen Drachen, welche feuerſchnaubende Chimära giebt's,
Welche Charybdis, oder welcher Scylla dreifach Ungethüm,
Welche Sphinx, Harpye, Hydra, oder welche Schlangenbrut,
Die der Hetären frevle Rotte nicht beiweitem übertrifft?
Sicher keine! Vor allen Uebeln haben ſie den Rang voraus.

Geſichtspunkte oder Bedenken anderer Art werden in Lucian's Geſprächen erörtert [1]. So ſagt in dem einen Ampelis zur Chryſis: „Wenn Jemand, meine liebe Chryſis, nicht eiferſüchtig iſt, nicht zürnt, nicht bisweilen um ſich ſchlägt, dir die Haare abſchneidet oder das Kleid zerreißt, ſo iſt er kein rechter Liebhaber." „Wie, Ampelis", antwortet Chryſis, „ſind das die wahren Zeichen eines Verliebten?" Ampelis: „Allerdings eines eifrigen Liebhabers. Denn Küſſe, Thränen, Schwüre, häufige Beſuche ſind nur Zeichen einer anfangenden Liebe; erſt Eiferſucht iſt die volle Flamme. Wenn alſo Gorgias eiferſüchtig iſt und dich ohrfeigt, ſo freue dich darüber und wünſche, daß es immer ſo bleibe."

In einem andern Geſpräche ſagt Cochlis: „Was kommt bei Liebesgeſchichten mit Kriegsleuten heraus? Nichts als Schläge und Händel. Sie geben ſich für Generale und Oberſten aus; wenn ſie aber etwas ſchenken ſollen, ſo heißt es: Warte bis der Sold ausgezahlt wird, dann ſollſt du Alles erhalten. Deshalb weiſe ich ſie ganz ab: mir iſt jeder Andere lieber, der wenig vom Schmeicheln verſteht, aber viel mitbringt. Wenn jene ihre Federbüſche ſchütteln und von ihren Schlachten erzählen, das, o meine liebe Parthenis, iſt leeres Geräuſch."

Trotz der zuletzt berührten Auswüchſe und Irrwege muß doch wiederholt daran erinnert werden, daß die Monogamie in Hellas Regel war, und wenigſtens das Unpraktiſche, ja Unmögliche einer gleichgeſtellten, gleich vollwichtigen Ehe eines Mannes mit vielen Frauen, daß eine ſolche verkehrte Doppel- oder vierfache Ehe nicht einmal verſucht ward. Noch charakteriſtiſcher iſt es, daß wir in Hellas eine Abſtufung von den edelſten bis zu den ärgſten Frauen finden. So muß es ſeyn, wo Freiheit, Sittlichkeit, Zurechnung ſich entwickeln und geltend gemacht werden. Statt des Unbeſtimmten, Charakterloſen, Verſchwimmenden, ſtatt des wie in einer Form gebildeten Ununterſcheidbaren, finden wir überall Perſönlichkeit, Individualität, be-

[1] Εταιρικοι Διαλογοι, VII, 367, 417.

ſtimmtes Denken, Wollen und Handeln. Wie in Kunſt, Philoſophie und Staat, erhält erſt bei den Griechen Alles feſte Zeichnung, Umriß und Inhalt, und wie bei den Männern, ſo bei den Frauen. Welche Reihe der mannigfachſten Charaktere, von Penelope und Antigone, Iphigenia, Polyxena, Makaria, Evadne, Alceſte bis zu Elektra, Phädra, Medea und Klytemnäſtra. Und ſelbſt bei dieſen furchtbaren Frauen iſt immer nachgewieſen, welcher Faden ſie mit dem Menſchlichen verbindet, oder welche Mächte und Ereigniſſe ſie in die Bahn der Selbſthülfe und Rache fortriſſen. Aber gerade dieſer Triumph des Helleniſchen, dieſe Erfindung und höchſte Ausbildung des Perſönlichen, dieſe ſcharfen Verhältniſſe in Liebe und Haß mögen dem himmelwärts gekehrten Platon anſtößig erſchienen ſeyn und ihm Veranlaſſung gegeben haben zu ſeiner Anſicht von den Familienverhältniſſen. Im Allgemeinen, ſagt er, ſind die Männer und Frauen zu denſelben Dingen fähig, und ſollen deshalb im Ganzen auch auf dieſelbe Weiſe erzogen werden, ſo insbeſondere für Muſik und Gymnaſtik[1]. Anfangs zwar wird dies Verwunderung erregen, weil es den Gebräuchen widerſpricht wenn junge Mädchen und alte Weiber nackt mit Männern in den Paläſtren ringen ſollen; doch gewöhnt man ſich an Alles; und es gab eine Zeit, wo man an den nackten Uebungen der Männer Anſtoß nahm, bis dies Vorurtheil verſchwand. Man ſoll nichts ſcheuen, was der Natur gemäß und an ſich nicht böſe iſt; die Weiber mögen alſo die Kleider ausziehen, wenn ſie ſtatt deſſen nur die Tugend anziehen. Es iſt dagegen ſündlich, vor und nach einem gewiſſen Alter Kinder zu zeugen und zu gebären.

In ſeiner „Republik" fodert Platon für den auserwählten Theil ſeines Volks, die Hüter (Phylakes) oder den Kriegsadel, die Gemeinſchaft der Weiber und Kinder. Da wir bereits oben (II, 276) über dieſen Vorſchlag umſtändlich geſprochen haben, ſo genügt hier die wiederholte Bemerkung: daß Platon die Perſönlichkeit zu ſehr zurückſetzt, die Verhältniſſe der Weiber ſich auf jenem Wege weſentlich verſchlechtern müßten, und Staat und Familie nie ſollen gleichgeſtellt und ineinander aufgelöſt werden. Weit mehr als Platon anerkennt Ariſtoteles die Perſönlichkeit ſo wie die eigenthümlichen Wirkungskreiſe und Tugenden der Männer und Frauen; und wenn er dem Manne innerhalb der Familie ein obrigkeitliches Amt zugeſteht, ſo ſchließt dies doch keine übermäßigen Rechte in ſich, und es wird jener ausdrücklich angewieſen, ſich nicht in Alles zu miſchen und überall befehlen zu wollen.

Strenger als bei den Griechen tritt die Herrſchaft des Mannes

[1] De Republ. V, 217.

in der Familie bei den Römern hervor. Durch gewiſſe Formen ward die Frau ganz der Gewalt des Mannes übergeben und er konnte ſie behandeln wie ein Vater ſein Kind. Nun gab aber dieſe Gewalt in gewiſſen Fällen das Recht über Leben und Tod der Frau, insbeſondere der Ehebrecherin, während ſie den ehebrechenden Mann nicht mit einem Finger anrühren dürfe. Gleichmäßig war die Frau beſchränkt bei Verhandlungen vor Gericht, ſowie hinſichtlich ihres Vermögens, Erwerbens, Teſtirens u. ſ. w. Mit dieſem Ernſte des Lebens und dieſer ſtrengen Ordnung des Hausweſens ſteht die Natur und der Ruhm der römiſchen Matronen in weſentlichem Zuſammenhange, und wenn auch die Dichtkunſt ſie weniger verherrlicht hat, ſo ſpricht doch die Geſchichte von Tanaquil, Clölia, Lukrezia, Virginia, Veturia, Volumnia, Portia, Cornelia. Binnen 520 Jahren, wird behauptet und gerühmt, habe keine Eheſcheidung in Rom ſtattgefunden; doch wird dieſer Ruhm glücklicher, nie geſtörter Ehen mehr als zweifelhaft, wenn wir die unbedingte Herrſchaft des Mannes erwägen und einige andere Berichte daneben ſtellen. So erzählt Livius (VIII, 18) zum Jahre 423 der Stadt: Unter dem Konſulate des Claudius Marcellus und C. Valerius ſtarb eine große Zahl angeſehener Männer faſt unter denſelben Anzeichen und Umſtänden. Man ſchrieb dies einer anſteckenden Krankheit zu, bis eine Magd dem Aedil Q. Fabius Maximus die Anzeige machte: ſie wolle den wahren Grund angeben, wenn man ihr Sicherheit verſpreche. Dies geſchah und jene ſagte aus: daß die Frauen ihre Männer mit Gift umbrächten! Man fand an 20 Matronen, darunter Patrizierinnen, mit dem Kochen oder Brauen eines Getränks beſchäftigt, deſſen Schädlichkeit jedoch zwei der Ergriffenen (Cornelia und Sergia, patriziſcher Abkunft) leugneten. Der Richter foderte nunmehr: ſie ſollten, zum Beweiſe der Wahrheit ihrer Ausſage, davon trinken. Nach kurzem ihnen erlaubten Geſpräche mit den übrigen Angeklagten, beſchloſſen alle, die angebliche Arznei zu trinken, und alle ſtarben bald darauf. An 170 wurden als Giftmiſcherinnen verurtheilt und die Sache als ein Wunder oder Wahnſinn ausgelegt; und in der That iſt der Hergang für gewöhnliche Verhältniſſe und aus gewöhnlichen Gründen nicht zu erklären.

Im Vergleiche mit ſolchen Verbrechen und den wilden, unnatürlichen Ausſchweifungen, welche bei den geheimen Bacchanalien begangen und entdeckt wurden, iſt ein anderer Bericht über Putz und Kleidung der Frauen (Liv. XXXIV, 1) nur heiterer Art. Der Tribun Oppius hatte während der Bedrängniß des zweiten Puniſchen Kriegs eine Verordnung durchgeſetzt: kein Frauenzimmer ſolle an ihrer Kleidung über eine halbe Unze Goldes und kein buntes Gewand tragen,

auch in Rom oder in der Nähe der Stadt ſich keines Wagens bedienen. Zwanzig Jahre nach Erlaſſung dieſes Geſetzes trugen einige Tribunen auf Abſchaffung deſſelben an, während andere ſich für die fernere Beibehaltung erklärten. Das Kapitol (erzählt Livius) ward von Freunden und Gegnern des Geſetzes angefüllt. Die Frauen ließen ſich weder durch den Gebrauch noch durch Scham, noch durch Befehl ihrer Männer in den Häuſern feſthalten. Sie beſetzten alle Straßen, die zum Forum führten, und baten die ſich dahin begebenden Männer: dieſe möchten jetzt, wo der Staat blühe und der Reichthum jedes Einzelnen ſich täglich mehre, den Matronen ihren alten Schmuck wieder geben. Auch die Conſuln, Prätoren und andere Magiſtratsperſonen wurden in ähnlicher Weiſe von ihnen angegangen. Am ernſteſten widerſprach der Konſul M. Portius Cato der Abſchaffung jenes Aufwandsgeſetzes. „Wenn jeder Mann", ſagte er unter Anderem, „ſein Recht und Anſehen bei ſeiner eigenen Frau aufrecht zu halten wüßte, hätten wir nicht ſo viel mit allen Frauen auf einmal zu thun. Seitdem aber unſere Freiheit im Hauſe durch weibliche Herrſchſucht beſiegt iſt, wird ſie auch auf dem Forum vernichtet und mit Füßen getreten, und weil wir die einzelnen nicht in Ordnung zu halten wiſſen, fürchten wir uns vor allen. Wenn die Weiber dies durchſetzen, was werden ſie nicht verlangen? Gewiß die Aufhebung alles Deſſen, wodurch unſere Vorfahren ihre Willkür gebändigt und ſie den Männern unterworfen haben. Sobald ſie uns gleichgeſtellt ſind, werden ſie über uns hinauswachſen, uns beherrſchen und den Hausſtand, ja den Staat durch immerdar ſteigende Ueppigkeit und Verſchwendung zu Grunde richten. Wehe dem Manne, er mag ſich erbitten oder nicht erbitten laſſen, denn was er nicht hergibt, werden die Weiber von andern Männern zu erhalten wiſſen."

Der Tribun Lucius Valerius ſuchte in ſeiner Antwort darzuthun, daß jenes in unglücklicher Kriegszeit erlaſſene Geſetz jetzt unpaſſend ſey, und vertheidigte die Frauen wegen ihrer natürlichen Wünſche und Beſtrebungen. „Putz, Schmuck und Aufwand", ſagte er, ſind die Abzeichen, die Inſignien des weiblichen Geſchlechts: daran erfreuen, deren rühmen ſie ſich, weshalb unſere Vorfahren dies Alles die Welt (mundus) der Weiber nannten. Sie wünſchen, daß ihr Aufwand mehr von Euch, den Männern, als vom Geſetze abhange, und je mehr Ihr vermöget, deſto gemäßigter ſollt Ihr Eure Herrſchaft geltend machen."

Am nächſten Tage war der Andrang der Frauen noch größer: ſie umlagerten die Thüren der widerſprechenden Tribunen und gingen nicht eher von der Stelle, bis auch dieſe einwilligten, worauf die Abſchaffung des Geſetzes von allen Tribus ausgeſprochen ward. Ge-

BIBLIOTECA R. BONGHI

wiß ließen ſich viele frühere, einfache Sitten und Geſetze in dem weltbeherrſchenden Rom nicht feſthalten; die hier bevorſtehenden Gefahren hatte indeß der ältere Kato richtig vorausgeſehen. Deshalb ſagt der Cenſor Metellus Numidicus in einer ſpäter gehaltenen Rede: „Könnten wir, o ihr Quiriten, ohne Weiber leben, ſo hätten wir alle dieſe Noth nicht. Da es nun aber die Natur ſo eingerichtet hat, daß wir mit ihnen nicht bequem, ohne ſie aber gar nicht leben können: ſo müſſen wir mehr auf dauerndes Heil als auf vorübergehendes Vergnügen Rückſicht nehmen. „Die Natur“, bemerkt Columella in der Einleitung des zwölften Buchs ſeines Werkes über den Landbau, „hat die Frau gebildet für häusliche Sorgfalt, den Mann für öffentliche und kriegeriſche Geſchäfte. Ehrfurcht vertrug ſich ſonſt mit Liebe; man ſah im Hauſe nichts Getrenntes, keine Spaltung. In neuerer Zeit hat Luxus und Genußſucht die Bande gelöſet und dem alten, ehrwürdigen, thätigen Leben der Matronen ein Ende gemacht[1].“

Von der Hauptſtadt verbreitete ſich das Uebel auch über die Landſchaften. Zum Theil deshalb machte Cäcina (Tac. Ann. III, 33) den Vorſchlag: es ſolle kein Beamter ſeine Frau für die Zeit ſeines Auftrags mit in die Landſchaften nehmen dürfen. Denn (hieß es) das weibliche Geſchlecht iſt nicht blos ſchwach und den Anſtrengungen keineswegs gewachſen, ſondern, wo es frei ſteht, auch wild, ehrgeizig und nach Macht begierig. Sie miſchen ſich in alle Geſchäfte und regieren (nach Aufhebung beſchränkender Geſetze) die Häuſer, das Forum und die Heere. — Meſſalinus widerſprach und zeigte, daß Ausnahmen keine Regel bildeten und Eheloſe ſich nicht beſſer benähmen als Verheirathete. „Vergeblich“, fügte er hinzu, „ſuchen wir unſere Schuld durch andere Namen und Vorwände zu bedecken: denn es iſt die Schuld des Mannes wenn die Frau das Maß überſchreitet, und mit Unrecht will man um der Schwäche des Einen oder des Andern willen alle Männer der Genoſſenſchaft ihrer Frauen in guten und böſen Tagen berauben. Man ſoll das von Natur ſchwächere Geſchlecht nicht eigenen Wünſchen und fremden Begierden überlaſſen. Kaum bleibt die Ehe bei ſteter Aufſicht unverletzt; was würde nun bei jahrelangen Trennungen, beim Zurücklaſſen in einer verderbten Hauptſtadt entſtehen?“

Aus dieſen und ähnlichen Gründen ward obiger Antrag verworfen; auch wurzelten die Uebel viel tiefer, als daß ſie durch ſo einſeitige Maßregeln konnten vertilgt werden. Eben ſo wenig halfen Geſetze, wie die lex Papia Poppaea, welche durch Belohnungen und Strafen zum Heirathen anhalten und von genußſüchtigem Hageſtolzen-

[1] Gellius I, 6.

leben, ſowie von der daraus erwachſenden Erbſchleicherei[1], abſchrecken ſollte. Die Scheidungen nahmen hingegen ſo überhand, daß, wie Seneca ſagt, manche berühmte und vornehme Frau die Zahl ihrer Jahre nicht nach den Konſuln, ſondern nach der Zahl ihrer Männer berechnete[2]. Nicht minder wird geklagt, daß vornehme Frauen von Senatoren ſich nicht entblödeten, an den Kampfſpielen in der Arena Theil zu nehmen; und in der That war das, was bei den Griechen aus heiterer Kühnheit und jugendlichem Schönheitsſinne hervorging, bei den ſich überlebenden Römern und Römerinnen nur Folge der Ueberreizung und Zuchtloſigkeit[3].

Die Ausartung hatte gleichermaßen beide Geſchlechter ergriffen, und aus Böttiger's „Sabina, oder die Römerinn am Putztiſche" kann man erſehen, wie die Frauen über das rechte Maß des Natürlichen und Schönen hinaus in lächerliche, ja ekelhafte Eitelkeiten geriethen, und aller ächte Inhalt des Lebens über die ſtete Beſchäftigung mit der äußern Oberfläche verloren ging. An Rügen jeglicher Ausartung fehlte es nicht (ſo im Salluſtius, im Horaz) aber die Verderbniß war zu allgemein und jegliches Mittel dagegen nur kraftlos[4]. Am bitterſten ſpricht Juvenal in der ſechſten Satire über die Fehler, ja Verbrechen der Weiber: Putzſucht, Verſchwendung, Schuldenmachen, Herrſchſucht, Zankſucht, Jähzorn, Grauſamkeit gegen Diener und Dienerinnen, Unkeuſchheit, Liebestränke, untergeſchobene Kinder, Nachäfferei fremder Sitten, Gebrauch fremder Sprache, Vielwiſſerei, hochtrabendes Gerede, falſche Gelehrſamkeit, Aberglauben, Umgang mit Juden und Chaldäern, Ueberſchätzung von Prieſtern, Sängern und Virtuoſen.

Sehr natürlich und mit großem Rechte erklärte ſich ein ſo ernſter Kirchenvater wie Tertullian gegen alle eiteln weltlichen Dinge, gegen Ueberſchätzung der Schönheit, Putzſucht, ſchlechte Moden, Vernachläſſigung des Geiſtigen und dergleichen[5]. Wie es aber zu gehen pflegt, überſchreitet er in ſeinen Widerſprüchen auch das rechte Maß und ſtellt Lehren und Forderungen auf, deren einſeitige Strenge eben nur aus einer einſeitigen, ungenügenden Anſicht und Auffaſſung des Chriſtenthums hervorgeht. „Wozu Schönheit!" ruft er aus, „ſie iſt

[1] Nec credi potest, qua obsequiorum diversitate coluntur homines sine liberis Romae. Ammian. XIV, 6.

[2] De benef. III, 16.

[3] Tac., Ann. XV, 32; Suet., Domit. 4.

[4] Sallust., Catil. 25; Hor. III, 6.

[5] De cultu feminarum.

ganz unnütz, oder zuletzt nur für Gebrauch und Zweck der Unkeuſchheit. Will ein Chriſt ſich ſeines Leibes freuen, ſo ſoll er es allein thun über einen durch Bußen abgehärteten und abgemagerten Leib. Indem ihr euern Leib ändern, umgeſtalten, verſchönern wollt, ſo wollt ihr Gottes Werk verbeſſern, ihr verdammt das Werk des allmächtigen und allweiſen Schöpfers! Dazu treibt euch lediglich der Satan! Schämen ſich nicht jetzt manche Schwarzhaarige ihres Vaterlands, möchten blond ſeyn, wie die deutſchen Weiber und ſetzen auf ihr durch die Taufe geweihtes Haupt Perücken von Leuten, die vielleicht die ärgſten Lumpenkerle und zum Hängen verurtheilt waren. Wozu tragt ihr ferner bunte Kleider? Glaubt ihr, daß Gott das Färben der Wolle lehrte? oder daß er bei der Schöpfung vergaß, rothe und blaue Schafe zu erſchaffen? Hängt in eure Ohren das Wort Gottes und um euern Hals das Joch Chriſti. Unterwerft euch euern Männern und ihr ſeid genug geputzt; haltet eure Beine zurück in euern Häuſern, denn hierdurch ſchmückt ihr ſie mehr als wenn ihr ſie mit Golde bedeckt. Ihr ſollt nur euern Männern gefallen; und dies werdet ihr in dem Maße mehr, als ihr euch Mühe gebt, Andern zu misfallen. Es iſt ein Laſter, wenn die Männer den Frauen und die Frauen den Männern gefallen wollen."

Wie die germaniſch-chriſtliche Welt dieſe Anſicht reinigte und verklärte, wie die muhammedaniſche in ſchwere Irthümer zurückſank, mag ich um ſo weniger darzuſtellen verſuchen, da ich befürchten muß daß man mein Beſtreben, Beifall zu gewinnen, wenn auch nicht mit Tertullian laſterhaft ſchelten, doch für mislungen erklären werde.

HA42019082

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Verbeſſerungen.

Band I, Seite 339 Zeile 3 von unten iſt mehrere auszuſtreichen.
= 522 = 9 = = ſtatt 200 lies 190

Digitized by Google

Digitized by Google

oogle